

UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Deutsche Rundschau

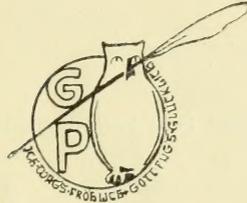
Herausgegeben

von

Julius Rodenberg

Band CLIX

(April — Mai — Juni 1914)



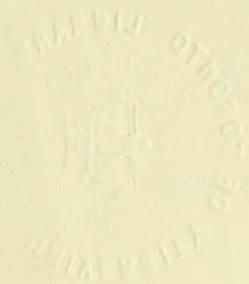
Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

134532
6/10/14

Amsterdam, A. Dupont. Neulenhoff & Co. — Athen, Eleftheroudakis & Barth. — Barcelona, Libreria nacional y extranjera. — Basel, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — Boston, Castor & Co. — Budapest, Grill's Hofbuch. Friedr. Kilians Nachfolger. — Buenos-Aires, J. Peuser. van Woerden & Cia. — Bukarest, Sococ & Co. — Chicago, A. Kroch & Co. — Cincinnati, The A. E. Wilde Co. — Dorpat, J. G. Krüger. — Genf, Georg & Co. — Johannesburg (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — Kairo, F. Diemer Nachf. — Kapstadt, Herrmann Michaelis. — Konstantinopel, Otto Reil. — Kopenhagen, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. E. A. Reibel. — Kristiania, Cammermeyers Boghandel. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. R. Paul, Trench, Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Prell & Eberle. Räder & Co. — Lyon, S. Georg. — Madrid, Libreria nacional y extranjera. — Mailand, A. Hoepli. — Moskau, J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. D. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchh. — Neapel, Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachf. (Emil Praff). — New-York, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. V. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchh. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — Petersburg, Industrie- und Handelsgesellschaft M. D. Wolff. A. Isler. R. L. Rider. — Philadelphia, Schaefer & Koradi. — Porto-Alegre, Krabe & Cia. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, E. Bruhns. J. Deubner. Jond & Postewsky. N. Kymmels Buchh. W. Mellin & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuch. — Rotterdam, W. J. van Hengel. S. A. Kramers & Sohn. — Schanghai, Nag Nöhler & Co. — Stockholm, C. E. Frisze'sche Hofbuchh. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Beck'sche Hofbuchh. (A. Bölder). Wihl. Braumüller & Sohn. Wihl. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche I. f. Hof- u. Univ.-Buchh. Moriz Perles. Zeitungsbureau S. Goldschmiedt. — Yokohama, Nag Nöhler & Co. Windler & Co. — Zürich, Adolf Bürdets. E. M. Ebell. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schutheß & Co. E. Speidel.



Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 159

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertneunundfünfzigsten Bande (April — Juni 1914).

| | Seite |
|---|-------|
| I. Das Fräulein Hildegard. Erzählung. Von Adam Müller-Guttenbrunn | 1 |
| II. Danton. Von Karl Theodor Heigel | 24 |
| III. Auf der altjapanischen Heerstraße. Wanderung von Tokio nach Kioto. Von Marie von Bunsen | 41 |
| IV. Über den Ursprung des Humanismus. Von Konrad Burdach . VIII/X. (Schluß) | 66 |
| V. Gegenwart und Zukunft des französischen Heeres | 84 |
| VI. Neue Briefe Friedrich Julius Stahls. Mitgeteilt von Ernst Salzer | 99 |
| VII. Die Entwicklung des Balkans. Von A. Wirth | 126 |
| VIII. Eine neue Bibel. Von Ruth Waldstetter | 144 |
| IX. Römische Charakterköpfe. Von Gottlob Egelhaaf | 150 |
| X. Romain Rolland. Von Ed. Plachhoff-Lejeune | 152 |
| XI. Literarische Notizen | 156 |
| XII. Literarische Neuigkeiten | 159 |
| XIII. Dem Andenken Paul Heyse's. Von Julius Rodenberg | 161 |
| XIV. Das Recht von Montafon. Novelle. Von Helene Raff | 162 |
| XV. Fürst Bülow's „Deutsche Politik“. Von Philipp Hildebrandt | 191 |
| XVI. Das Viktorianische England. III. Das irische Problem. Von Charlotte Lady Blennerhassett | 220 |
| XVII. Auf der altjapanischen Heerstraße. Wanderung von Tokio nach Kioto. Von Marie von Bunsen . (Fortsetzung) | 245 |
| XVIII. Vor hundert Jahren. Briefe eines in Deutschland reisenden Engländers. Mitgeteilt von Oscar Freiherrn Parish von Senftenberg | 270 |
| XIX. Der zweite Marwit-Band. Von Herman von Petersdorff | 291 |
| XX. Ruth. Eine weltliche Legende. Von Ernst Heilborn | 299 |
| XXI. Ernst von Wildenbruch. Von Carl Enders | 313 |
| XXII. Literarische Notizen | 317 |
| XXIII. Literarische Neuigkeiten | 320 |

(Fortsetzung umstehend.)

| | Seite |
|---|-------|
| XXIV. Die Genesis der Emser Depesche. Von Richard Fester . I/IV. | 321 |
| XXV. Das Recht von Montafon. Novelle. Von Helene Raff . (Schluß) | 348 |
| XXVI. Dingelstedt und Guzłow. Zu Franz Dingelstedts hundertstem Geburtstag. 1814 — 30. Juni — 1914. Von Rudolf Göhler . I. | 369 |
| XXVII. Der Messiasglaube in der Geschichte der Völker. Von D. Dr. Hugo Greßmann | 396 |
| XXVIII. Auf der altjapanischen Heerstraße. Wanderungen von Tokio nach Kioto. Von Marie von Bunsen . (Fortsetzung) | 416 |
| XXIX. Hans Baldung Grien. Studie. Von Mela Escherich | 444 |
| XXX. Die Eisenbahnpolitik des Fürsten Bismarck. Von G. C. | 459 |
| XXXI. Dittilie von Goethe in ihren Briefen. Von Eleonore von Bojanowski | 471 |
| XXXII. Literarische Notizen | 475 |
| XXXIII. Literarische Neuigkeiten | 479 |

Das Fräulein Hildegard.

Erzählung

von

Adam Müller-Guttenbrunn.

Ausgeblasen von Wind und Wetter und durchnäßt waren wir von einer bewegten Rahnpartie heimgekehrt in das Schloß am See. Und alsbald rief uns das Gong zum Abendbrot. Wir Männer waren bald zur Stelle, aber die Damen ließen warten.

Fräulein Hildegard, die Hausdame und Direktorin der Pension, verstand vollkommen, sie lächelte nur. Das Wetter hatte uns überrascht, die Damen mußten ein wenig Toilette machen, ehe sie sich zeigten, und dazu brauchten sie länger als die Herren. Wir betrachteten indessen die gräflichen Jagdtrophäen rings an den Wänden, die zurückgeblieben waren, als das Schloß in den Besitz eines bürgerlichen Unternehmers gelangte, und die stark nachgedunkelten Ahnenbildnisse, die sämtlich von einer Hand herzurühren schienen. Selbst das Fräulein Hildegard widersprach nicht, als ich behauptete, daß sie wohl sämtlich von einem guten Kopisten für die Zwecke der Pension dürften hergestellt worden sein. „Warum nicht?“ sagte sie. So etwas mache Stimmung.

Jawohl, diese geharnischten Männer aus fernen Zeiten, diese Frauen mit den gläsernen Fischaugen machten Stimmung in dem Schloß am See, das eine moderne Fremdenherberge geworden war für Krethi und Plethi. Der holzgetäfelte Saal, die Eichentische, die alten Schränke und Truhen, die Bänke und hochlehnigen schweren Stühle, der Erker, der gewaltige Kachelofen und die Buzenscheiben in den gotischen Fenstern allein hätten das nicht vermocht; es gehörten auch die Menschen dazu, die hier einst lebten, die Ahnenbildnisse derer von Hertenstein und die Jagdtrophäen der berühmten Bauernschinder. So hatte man ein Gesamtbild. Das wilde Herrengeschlecht, das hier einst Auerochsen und Bären erlegte, das auf allen Wegen Schlagbäume aufrichtete, um sich den Verkehr zinspflichtig zu machen, es war schon in den oberösterreichischen Bauernkriegen beinahe ausgerottet worden. Heute aber trug niemand mehr seinen Namen. Und über dem stolzen steinernen Wappen am Schloßtor prangte das wenig stilvolle Pensionschild „Excelsior-Heim“. Die mittelalterliche Burg hatte den tiefen Fall bis zu solcher modernen Geschmacklosigkeit getan.

In der oberen Ecke des Speisesaals, neben dem Erker gegen den See, war der Tisch gedeckt, und eine grünbeschirmte elektrische Lampe gab diesem

Winkel etwas Unheimliches und Häusliches. Wir waren ja nur noch unser sechs Fremde im Schlosse, die Saison ging rasch zu Ende, und der Betrieb wurde schon beinahe eingeschläfert. Das Fräulein Hildegard, ein Stubenmädchen, eine Köchin und ein Hausdiener waren noch übrig geblieben, und in den Stuben unter dem Torbogen hauste ein Kastellan mit seiner Familie. Das war alles. Leer stand das große Haus.

Als die behäbige Frau Pastor mit ihrem flachshaarigen Töchterchen unter hundert Entschuldigungen endlich eintrat, rüttelte der Sturm an den Erkerfenstern, und der Regen klatschte an die Bugenscheiben. Jetzt war das Unwetter vollends zum Durchbruch gekommen, das uns bedroht hatte. Auch die junge, anmutige Hofrätin aus Wien kam schwebenden Schrittes herbei. Ihr Gemahl zupfte schon seit einiger Zeit nervös an seinem angegrauten Spitzbart; er hielt, wie es schien, auf Pünktlichkeit. Und Hunger hatte er wohl auch, wie wir alle. Jetzt hellten sich seine Züge auf wie unter einem warmen Sonnenstrahl, und er geleitete seine schöne Frau galant zu Tisch. Der brummige Major a. D., der den ganzen Sommer von einem Gasthof zum anderen gereist war und hier endlich Rast und Ruhe gefunden hatte, schien dem Pfarrerstöchterchen wohlgeneigt. Er suchte immer den Platz neben dem Mädchen, und Fräulein Hildegard wies ihm denselben mit einem Lächeln auch heute an. Die Tafel war seit gestern zu einem einfachen Familientisch zusammengeschrumpft, man rückte täglich enger aneinander.

Die Rolle der Hausdame nahm dadurch immer mehr die einer mütterlichen Freundin an, und das Fräulein Hildegard spielte diese Rolle trefflich. Ihre hellen grauen Augen waren noch jung, die Farbe ihres runden glatten Gesichtes frisch und gesund; aber es schimmerte an den Schläfen wie Silber durch ihre dunkelbraunen Haare, und sie tat nichts, dies zu vertuschen. Sie war offenbar nie hübscher gewesen als jetzt in reiferen Jahren und hatte sich wohl auch nie viel darum gekümmert. Alles an ihr war fest und bestimmt, ihre gedrungene, mittelgroße Gestalt stand auf sicheren Füßen, ihre tragfähigen Schultern scheuten wohl keine Last. Wer einmal mit ihr sprach, der meinte sie schon hundert Jahre zu kennen. Ihre wohlklingende Stimme und der bescheidene Gebrauch, den sie von derselben machte, taten wohl. Sie war jedermann angenehm.

Der Wind heulte und rüttelte an seinen Ketten wie ein verstoßenes Tier. Er wollte wohl auch zu uns herein in die wohlige Ecke. Und die Hofrätin sagte jetzt zu ihrem Gatten, nun sei der Herbst da und es wäre des Reisens genug. Auf besseres Wetter hier zu warten, hätte sie keine Lust. Den Major riß es bei jedem Windstoß im gichtischen linken Bein; ich merkte es an der grimmigen Miene, mit der er dem flachshaarigen Pfarrerstöchterchen den Hof machte. Ich aber freute mich im stillen, daß nun bald alle abreisten und ich vielleicht zwei schöne Herbstwochen ganz allein hier verleben konnte. Denn herrlich war es rund um das „Excelsior-Heim“. Ich hatte eine solche Möglichkeit mit der Hausdame auch bereits besprochen. Sie blieb unter allen Umständen, auch wenn der letzte Gast abgereist war. Erst um die Weihnachtszeit nahm sie Urlaub und ging in ihre Heimat, an den Rhein.

Wenn es mir Spaß mache, sagte sie, länger zu bleiben, und ich sehr bescheiden wäre als Gast, hätte sie nichts dagegen. Offizieller Schluß sei am ersten Oktober unbedingt.

Ehe wir abgegessen hatten, stand es fest, daß der Hofrat und seine Gemahlin am nächsten Tag abreisen wollten. Jeder neue Angriff des Sturmes gegen die Erkerfenster bestärkte die Dame in ihrem Entschluß. Da es nun doch einmal vorbei wäre mit der schönen Zeit . . . Und da in Wien die Theatersaison schon in vollem Gange sei . . . „Ja, ja, mein Kind, wie du willst,“ sagte der Hofrat. Lächelnd fügte er hinzu: „Und das Fräulein Hildegard wird uns zum Abschied die Karten legen.“

„Die Karten?“ fragte überrascht und spöttisch die junge Frau.

„Jawohl, Gnädigste!“ rief der Major. „Das tut das Fräulein Sibylle doch jedem gern, der sie schön bittet.“

„Nein, nein, von gern kann gar keine Rede sein,“ zierte sich das Fräulein Hildegard. Wer sich lustig mache über die Karten, dem könne man sie überhaupt nicht legen, sagte sie zu dem Major.

„Sie will schön gebeten sein,“ wiederholte dieser und setzte sich mit der Frau Pastor an ein Schachbrett. Das Töchterchen las indessen in der „Heideprinzessin“ von der Marlitt, und ich begab mich an den geliebten Bösendorferflügel, der unter dem Bildnis der seligen Gräfin Kunigunde stand, um ein wenig zu phantasieren. Daß ich wider Erwarten solch ein Instrument hier gefunden, das hielt mich länger fest, als ich zu bleiben beabsichtigte.

Der Hofrat oder seine Gemahlin mußte am Ende doch schön gebeten haben, denn das Fräulein Hildegard holte, sobald der Tisch abgeräumt war, die Karten und setzte sich dem Ehepaar aus Wien gegenüber. Sie war von einem feierlichen Ernst, während das ungleiche Paar sich neckte und im tiefsten Innern wohl lustig machte über das, was kommen sollte. Der Hofrat schien auf der Hochzeitsreise zu sein mit seiner molligen, blonden Frau, so verliebt und zärtlich war er. Sie sprachen sich beide darüber nicht aus, man konnte es nicht erfahren, aber es war unzweifelhaft so. Sie dürfte allerdings kein Mädchen mehr gewesen sein, sie sah eher nach einer flotten jungen Witwe aus, die einen zweiten Mann genommen, der ihr eine gesellschaftliche Stellung bieten konnte. Dieser Mann aber war schon ziemlich verbraucht.

Das Fräulein Hildegard mischte wortlos, ließ die Hofrätin abheben und breitete ihre Karten aus. Sie stützte den linken Ellbogen auf den Tisch und das Kinn auf die Hand. So saß sie eine Weile sinnend da. Von dem, was sie dem Ehepaar alles sagte, konnte ich nur einzelnes verstehen. „Auf der Reise wird ihnen was Unangenehmes begegnen, gnädige Frau . . . Sie werden jemanden sehen, der sich für Sie interessiert . . .“ So begann sie. Als ich nach einer Weile wieder hinhorchte, hörte ich von einem unverhofften Glück, von einem Plan, der gut ausgehe, aber einige Verdrießlichkeiten bringe. Und von einem blonden Herrn, der sehr betrübt wäre, weil er eine große Enttäuschung erlitten habe . . . So deutete die Sibylle ihre Karten.

Der Hofrat zupfte wieder nervös an seinem Spitzbart, und aus dem Gesicht seiner Gemahlin war aller Spott entwichen, sie horchte mit offenem Munde auf die Worte der Kartenlegerin. Einige Ausrufe, einige Fragen tat sie wohl, aber es schien, daß sie glaubte . . .

„Jetzt dir!“ sagte sie zu ihrem Manne, als Fräulein Hildegard geschlossen hatte. „Das ist ja sehr interessant!“

Er hob ab. Dabei sagte er bissig: „Sehr, sehr interessant!“

Als ich nach einiger Zeit wieder nach den dreien blickte, stand der Hofrat auf. Er schien nervös. „Wie,“ rief er aus, „ich werde also keine Begegnung auf der Reise haben?“ — „In den Karten steht nichts,“ sagte das Fräulein Hildegard schalkhaft. — „Wir reisen doch miteinander, liebes Fräulein. Wie begründen Ihre Karten das?“ — „Ja, Gründe gibt es da nicht . . .“ Und sie legte weiter aus. „Sie haben einen Feind . . . Er wird Ihnen Angelegenheiten bereiten. Vielleicht im Amt oder in Geschäften, das ist nicht ganz klar. Auch eine Frau ist im Spiel . . .“ — „Schau, Schau,“ rief die Hofrätin belustigt dazwischen. — „Sie will Ihnen wohl . . . Aber Ihnen scheint sie nicht sympathisch zu sein . . . Sie werden oft unzufrieden sein mit sich und Ärger haben. Aber es steht dem Haus eine Freude bevor. Sie streben manches an, aber es gibt ein Hindernis. Alles, was Sie wünschen, erreichen Sie nicht.“

„Nicht?“ sprach der Hofrat spöttisch. „Nun ja, man muß verzichten können . . . Sie nehmen Ihre Sache sehr ernst, Fräulein Hildegard . . .“

Nur mühsam verbarg er seine Verstimmung, als er jetzt mit seiner jungen Frau, die uns allen die Hand reichte, den Saal verließ und sich zurückzog. Zu meinem ersten Konzert werde sie gewiß kommen, flüsterte sie mir zu.

„Da haben wir's!“ sagte das Fräulein Hildegard, als sie gegangen waren. „Jetzt ist er böse.“

Der Major brüllte vor Lachen. Es schüttelte ihn derart, daß er ein paar Schachfiguren umwarf und die Pastorin erzürnte. „Das haben Sie gut gemacht, Fräulein Sibylle!“ rief er. „Famos! Aber ich werde mich hüten, mir von Ihnen das Horoskop stellen zu lassen, wenn ich mir 'mal eine junge Frau nehme.“

„Ach!“ sagte die Pastorin. „Sie wollen sich auch noch . . .?“

„Nee, nee,“ erwiderte der Major rasch, „das war nur so gesagt.“

Sie spielten weiter, aber die Frau Pastor war mit ihren Gedanken nicht ganz bei der Sache, sie schaute zu oft nach ihrem Lieschen, das nichts hörte und nichts sah, so tief steckte es in dem Roman.

Ich schlug scherzhaft den Brautmarsch aus „Lohengrin“ an und phantasierte manches für die Frau Pastor hinzu. Sie schaute sehr mißtrauisch nach mir hin . . . Das Fräulein Hildegard aber merkte nichts und legte sich, wie jeden Abend, zuletzt selber die Karten.

Draußen heulte der Herbststurm. Und so oft er auch mit dem Kopf gegen das Schloß anrannte, es tat sich ihm keine Tür auf, er prallte immer wieder ab und lief zuletzt wimmernd davon.

Als das Fräulein Hildegard die Karten endlich zusammenraffte, sah sie recht vergnügt und zufrieden aus. Offenbar hatten sie ihr nur Gutes und Schönes gesagt. Und wie im Nachgenuß dessen, blieb sie in einer Art Berklärung in ihrer Ecke sitzen.

Ich gefellte mich zu ihr. Sie erwachte wie aus einem Traum und rieb sich die Augen, als hätte sie geschlafen.

„Das wird eine schauerliche Nacht heute,“ sagte die Pastorin am Schachtisch. „Hören Sie . . .?“ Es war soeben ein Dachziegel niedergekollert, und der Sturm kicherte höhnisch vor den Fenstern.

„Lange nicht so schauerlich, wie die ersten Nächte gewesen sind, die ich hier verbrachte,“ sagte Fräulein Hildegard.

„Wieso?“ fragte das Lieschen.

„Was hat's da gegeben?“ fragte auch der Major.

„Sturm und Spuk.“

„Gespenster?“ rief die Frau Pastor, indessen sie das Schachbrett in Ordnung brachte und die Figuren in eine Schachtel legte. Die Hilfe der Hausdame wehrte sie freundlich ab. „Erzählen Sie doch lieber, es ist ja noch so früh.“

„Ach, so romantisch ist das nicht, wie die Herrschaften glauben,“ entgegnete das Fräulein. „Herr Walch hatte das Schloß erworben und es nach seinem Sinne einrichten lassen; dann bat er mich, ich möchte mich doch schon im April herbegeben und alles in den Stand setzen für einen Pensionsbetrieb. Das wollte ich gern tun. Als ich ankam, stieg ich im Dorfgasthof ab, und am nächsten Tag besichtigte ich das Schloß. Es waren noch Handwerker beschäftigt, und es fehlten tausend Dinge. Ich sah alsbald, daß es noch viel zu tun geben würde, viele Nachschaffungen waren nötig, und ich mußte mich unterrichten über alle Möglichkeiten der Verproviantierung. Raum hatte man beim ‚Roten Ochsen‘ herausgebracht, was ich hier wollte und wer ich sei, wies man mir beinahe die Thür. Ich war der Feind, der Konkurrent. Und es wurde mir allerlei zu Gehör geredet über das verrufene Schloß. Es gehe um in demselben, sagte mir das Stubenmädchen. Und als ich dazu lachte, brachte sie mir ein Flugblatt, das sie um drei Kreuzer gekauft hatte und in dem die Sage von der Burg Hertenstein erzählt wurde. Die böse Gräfin Kunigunde dulde noch heute niemanden in ihrer Burg. Sie fürchte von jedem, daß er ihren begangenen Verbrechen auf die Spur komme, und darum erscheine sie von Zeit zu Zeit. Die Burg sei deshalb auch unbewohnt. Ob ich denn die Courage hätte, dorthin Fremde einzuladen, fragte mich die spöttische Wirtin selber. In dem unheimlichen Haus sei schon so mancher verschwunden, fügte sie böshaft hinzu.

„Der böhmische Kastellan, der unter dem Tor hauste und seine Ziegen in dem verwilderten Schloßgarten weiden ließ, war ebenfalls sehr unfreundlich und widerspenstig. Er schien noch immer nicht daran zu glauben, daß es mit seiner Idylle zu Ende wäre. Ich mußte ihm drohen, daß ich vom neuen Eigentümer seine Entlassung verlangen werde, um ihn gefügig zu machen. Und als ich eines Tages erklärte, im Schloß schlafen zu wollen, schüttelte er ungläubig den Kopf. Im Dorfwirtshaus aber wisperte man:

„Die wird bald genug haben!“ Und als ich ging, rief mir die Wirtin unfreundlich nach: „Na, viel Glück! Wunsch, daß es gut anschlägt!“

„Es war ein Abend wie heute. Der Frühlingssturm kann es noch besser. Er tobte wie rasend. Ich war ganz allein im Schloß; der Rastellan, der tief im Erdgeschoß streckte mit den Seinen, war damals noch gar nicht elektrisch verbunden mit den oberen Räumen; ich hätte ihn nicht rufen können. Und ich dachte auch gar nicht daran, ich fürchtete mich nicht. Ich habe meine Kindheit in einem alten Schlosse verbracht und bin nie ängstlich gewesen.“

„Na, aber allzu gemütlich wird es nicht gewesen sein,“ sagte der Major, „so alleine.“

„Das kann ich nicht sagen. Ich hatte mir mein bescheidenes Zimmer nach eigenem Geschmack hergerichtet, die Bilder meiner Angehörigen auf der Kommode aufgestellt, und meine eigene Uhr, eine kleine Schwarzwälderin, tickte ganz lustig. Sie hatte die Reise gut bestanden und ging um keine Minute fehl gegen die alte Schloßuhr. Ich bereitete mir einen Tee, tat dann ein paar frische Eier in den Schnellkocher, und als ich mein erstes Abendbrot verzehrt hatte in dem Schloß, legte ich die Karten und befragte die Zukunft. Es ist doch selbstverständlich, daß man so etwas tut unter derartigen Umständen. Ich stand in der Fremde allein.“

„Und was sagten die Karten?“ fragte ich.

„Sie ließen sich ganz gut an, die Aspekten waren nicht unfreundlich; aber da geschah etwas, was mich erstarren machte . . . Der Sturm hatte schon den ganzen Abend vom See her gewütet, er heulte durch den Ramin und schüttelte meine Fenster, daß ich manchmal erschrak. Er schien aber nachgelassen zu haben, als ich bei den Karten saß. Ich hörte ihn nicht. Plötzlich flog die Stubentür mit Gepolter auf, ein kalter Wind blies mir das Licht aus, und meine Karten wirbelten durcheinander. Ich war so erschrocken, daß ich wie gelähmt auf meinem Stuhl sitzen blieb und auf das wartete, was nun kommen würde.“

„Die Runigunde!“ rief der Major.

„Ja, ganz ehrlich, ich war gefaszt darauf . . . Weder im Ramin noch an den Fenstern hörte ich etwas von dem Sturm. Es war so still, daß ich draußen auf den Steinplatten des Ganges einen leisen Schritt zu vernehmen glaubte. Meine Tür stand offen, und ich starrte ins Dunkel . . . Ich wußte ganz genau, daß ich den Schlüssel umgedreht hatte, ich hielt mich für eingeschlossen . . . Was tun? Was tun? Das konnte ich denken, aber etwas zu unternehmen war ich unfähig. Ich wartete einige hange Sekunden, aber es geschah nichts weiter. Und als ich eine Weile so geseßen, kamen meine Kräfte fühlbar zurück. ‚Ist wer hier?‘ fragte ich leise. Und dann lauter und fester: ‚Wer ist hier?‘ Da keine Antwort kam, tappte ich mich zur Tür hin, schlug sie energisch zu und drehte den Schlüssel um. Dann horchte ich an der Tür. Mir war, als halle draußen ein dünnes, eisiges Lachen durch den Gang. Und eine ferne Tür fiel alsbald ins Schloß. Ich machte kein Licht mehr und kroch in mein Bett. Vorher hatte ich mich noch vergewissert, daß meine Zimmertür nun wirklich abgeschlossen war.“

„Aber geschlafen haben Sie wohl nicht?“ fragte die Frau Pastor. „Mir ist ganz kalt . . .“

„O ja! Ich muß zu meiner Ehre gestehen, daß ich bis in den hellen Morgen geschlafen habe. Und ich entdeckte mich niemandem, fragte keinen Menschen im Hause nach den Vorgängen der Nacht. Mir schien zwar, als wiche der Hatschef, der Kastellan, meinem Blicke aus; aber das konnte auch eine Täuschung sein.“

„Und hat sich Ähnliches wiederholt?“

„Am nächsten Abend war es ganz windstill. Ich aß wieder allein, schrieb ein paar Briefe und setzte mich dann zu meinen Karten. Nur die heisere Schloßuhr unterbrach die große Stille von Zeit zu Zeit. Wie eine Henne, die gackert, ehe sie ihr Ei legt, rasselte sie vor jedem Schlag, und der Hammer überlegte sich's zehnmal, ehe er sich wieder hob. Davon hatte ich am Abend vorher, bei dem Sturm, gar nichts vernommen. Es müsse gleich ein Uhrmacher herbeigeschafft werden, notierte ich für Herrn Walch, sonst könne niemand schlafen in der Pension . . . Meine Karten waren freundlich gesinnt. Sie deuteten keinen Feind an, es werde alles gut ausgehen, sagten sie . . . Ein langgezogener Schrei schrillte draußen durch die Nacht. Er wiederholte sich. Und ein anderer schien Antwort zu geben. Ach, das werden wohl die Turmeulen sein, sagte ich mir. Und sie waren es. Ihr Schrei war mir nicht fremd. Als es wieder so ruhig geworden war, daß ich meinen Atem hörte, vernahm ich auf dem Gang draußen einen schlurfenden Schritt, der sich zu nähern schien. Mit raschem Entschluß, ohne vorher daran gedacht zu haben, schob ich einen ächzenden Kleiderschrank vor die Tür und begann laut zu singen. Als ich endlich wieder aufhörte, meinte ich zu vernehmen, wie jemand tief aufseufzte und mit leiser Hand meine Tür betappe. Es durchrieselte mich. Aber es blieb still. Keine Schritte, nichts hörte ich mehr . . . Nur die Schloßuhr krächzte und rasselte von Zeit zu Zeit, und die Eulen schrien. Die müssen auch vertrieben werden, notierte ich noch auf mein Blatt für Herrn Walch, ehe ich zu Bette ging.“

„Aber den Kleiderschrank,“ fragte spöttisch der Major, „den ließen Sie wohl vor der Tür?“

„Ja wohl,“ erwiderte Fräulein Hildegard, „den ließ ich dort. Und das Licht ließ ich brennen. Aber es hat sich weiter nichts begeben. Die dritte Nacht erst war die kritische.“

„Wieso?“

„Ich war am nächsten Tag ungemein couragiert; ich lachte dem Kastellan ins Gesicht, wo ich ihm begegnete. Und als ich beim Dorfträger, wo ich einiges zu besorgen hatte, eine Ziehharmonika erblickte, hatte ich den tollen Einfall, sie zu kaufen. Wenn es Leute gibt, dachte ich, die mich schrecken und einschüchtern wollen, werde ich ihnen zeigen, was ich mir daraus mache. Und einen festen Türriegel erstand ich beim Schlosser, ein Ungetüm, das jeden Pferdestall vor Räubern geschützt hätte. Die Sache mit dem Schrank war nämlich gar merkwürdig, ich brachte ihn am Morgen kaum fort von der Tür. Ich mußte abends die doppelten Kräfte gehabt haben. Das wollte ich doch

nicht wieder tun. Da war der Riegel besser. Und ich ließ ihn mir von dem Tapezierer anmachen, der gerade aus Wien gekommen war, um Möbel abzuliefern. Kein Nachtgespenst sollte mir je wieder diese verriegelte Eichentür öffnen.

„Ich konnte den Abend kaum erwarten. Aber als er da war, wurde er mir recht lang, denn an die rasselnde Schloßuhr und an die schreienden Eulen war ich schon gewöhnt, und sonst rührte sich nichts. Ich zwang mich, zu lesen, um nicht vor der Zeit einzunicken. Der Spuk hielt sich nämlich an die Gespensterstunde. Endlich, es war halb zwölf vorüber, hörte ich wieder die schlurfenden Schritte auf dem Gang draußen. Sie näherten sich. Schloß und Riegel waren zu, dessen war ich sicher. Jetzt tappte eine leise Hand an meiner Tür. Ein tiefer Seufzer ließ sich vernehmen. Da zog ich die Ziehharmonika und spielte in greulichen, kreischenden Dissonanzen darauf los, sang dazu und trommelte dazwischen mit der Faust gegen meine Tür. Auch den Schlüssel drehte ich knarrend im Schloß herum, so, als wollte ich hinaus. Dann horchte ich. Fluchtartige Schritte tappten im Gang dahin, und eine ferne schwere Tür fiel alsbald ins Schloß, so wie am ersten Abend.

„Ich mußte herzlich lachen. Am Ende hatte sich das Gespenst einen Nervenchof geholt vor meiner Tür. Schlag zwölf löschte ich mein Licht aus und ging befriedigt zu Bett. Jetzt konnte ich wohl ruhig schlafen.“

„Ich bewundere Sie, Fräulein,“ sagte die Pastorin.

„Warten Sie's ab, Frau Pastor!“ entgegnete die Erzählerin und fuhr fort: „Als ich im Begriffe war, einzuschlummern, weckte mich ein seltsames Geräusch. Es mußte wer in meinem Zimmer sein. Der Schrecken schnürte mir die Kehle zu, ich brachte keinen Ton hervor. Langsam fing es wieder an. Es kribbelte an den Wänden, es kratzte und scharrte in der Mauer neben meinem Bette. Und mein Bett ächzte, so zitterte ich am ganzen Leibe. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich jetzt mit dem Kopf unter die Decke kroch und entschlossen war, kein Lebenszeichen von mir zu geben, mochte was immer geschehen. Das Geräusch hörte zeitweilig auf und fing dann wieder von vorn an. Und es war in den Mauern; dieses Schloß schien in der That verhezt zu sein. Da es immer wieder einsetzte, begann ich genau aufzuhorchen. Es war ein schleifender, stöhnender Ton, ein Kratzen und Flattern und Aufwärtsstreben, dann kam ein Niedersausen, ein Fallen. Ich mußte an die Verbrechen der bösen Gräfin Runigunde denken. War da vielleicht irgendwo eine arme Seele eingemauert und wollte sich befreien? Es war schauerlich. Ich sagte mir vergeblich, daß manche Dinge nur bei Nacht so schreckhaft aussehen und daß ich am nächsten Morgen schon erfahren würde, was das eigentlich sei; ich fürchtete mich ehrlich. Erst als die Säbne krächten, hörte der verzweifelte Kampf auf; da war die Zeit der Geister wohl vorüber.“

„Als ich aus einem fiebernden Halbschlaf erwachte und mich erheben wollte, fühlte ich, daß eine Migräne mich überfallen hatte, wie ich sie im Leben noch nicht durchgemacht. Am Ende wurde ich krank und blieb in diesem entsetzlichen Hause hinter Schloß und Riegel liegen. Niemand konnte

zu mir. Das beängstigte mich immer aufs neue. Was ich dem Herrn Eigentümer dieser künftigen Familienpension schreiben wollte, das sollte er sich nicht vor den Spiegel stecken. Mich hierher zu locken! In solch ein verrufenes Haus! Er mochte sich eine andere Närrin suchen, die ihm diese Pension führte, ich wollte keine Nacht länger bleiben. Aber die Sonne schien mir dann so freundlich ins Bett. Wenn ich noch eine Stunde ruhig liegen blieb, war mir vielleicht besser.

„Ich war dann wieder ein wenig eingeschlafen. Träumte ich? Es kratzte und flatterte wieder. Aber das war nicht in der Mauer neben mir. Woher kam nur das Geräusch? Ich entdeckte, daß es aus dem Kamin kam, aus dem Rachelofen. Ich stand auf, öffnete das Türchen und guckte in den Ofen. Da flatterte ein großer schwarzer Vogel. Daß ich's kurz sage, es war eine Taube! Das Tier mußte von oben in den Schornstein geraten sein und einen wahren Todeskampf bestanden haben gegen das Hinabgleiten bis in meinen Ofen.“

„Hab ich mir's doch gleich gedacht!“ rief der Major. „Das gibt's! Das kommt vor!“

Fräulein Hildegard fuhr fort:

„Ich fing das über und über verrußte arme Tier und ließ es zum Fenster hinaus. Und mit der Taube flatterten auch alle nächtlichen Schrecken und alle zaghaften Gedanken davon. Ob man die Taube absichtlich in den Schornstein getan oder ob sie zufällig hineingeraten war, das habe ich natürlich nie feststellen können.“

„Und die anderen Erscheinungen?“ fragte ich. „Saben sich die wiederholt?“

„Nicht mehr!“ entgegnete die Erzählerin. „Ich glaube seither fest daran, daß die Gespenster keine Ziehharmonika vertragen können, daß dieses Instrument die Gräfin Kunigunde erlöst hat,“ fügte sie lachend hinzu.

* * *

Seit Tagen war ich mit dem tapferen Fräulein Hildegard in dem Schloß am See. Sie wohnte im ersten, ich im zweiten Geschos. Sie machte die Schlußbilanz der großen Wirtschaft, sie zählte die Wäsche, die Teller und Tassen, die Gläser und Flaschen, sie stellte eine Inventur auf und erforschte die Abgänge, sie machte die Abrechnung für den unsichtbaren Herrn Walch in Wien und bereitete in Gedanken die nächste Saison vor, damit sie mit ruhigem Gemüt ihren Winterurlaub antreten konnte. Ich lag den halben Tag auf dem Wasser draußen und ließ mich von der gütigen Oktobersonne wärmen, unternahm Bergwanderungen und ging manchmal mit dem benachbarten Stiftsförster zur Jagd. Drei Stunden täglich aber rang ich am Klavier um meine Geläufigkeit, um die Gelenkigkeit meiner Hände. Bei den Mahlzeiten bloß traf ich mit der Hausdame zusammen. Sie kochte selber für uns und hatte alle Hände voll Arbeit. Nur an den Abenden rastete sie, nur wenn sie bei ihren Karten und ich am Flügel saß, ruhte ihre tätige Seele. Sobald die unermüdliche Kartenlegerin mit ihrem Schicksal einig war, wurde sie für mich das dankbarste Publikum, das ich mir wünschen konnte. Sie

verstand ja eigentlich nichts von Musik, sie hatte auch für meine Technik gewiß kein Verständnis, aber ihr Gefühl war wach, ihr Herz lechzte nach der Sprache der Töne. Sie schien eine jener Naturen zu sein, die viel unbewußte Musik in sich haben; sie fühlte die Tore, die in eine reinere Welt führen, geöffnet, sobald ich anschlug. Selten fragte sie, was das wäre oder wie das Stück hieße, das ich oft und oft wiederholte, da ich es für mein Konzert-repertoire brauchte; sie genoß und schwieg. Sie machte sich ihre besonderen Texte zu Beethovenschen Sonaten; sie wußte besser als ich, was der Große in diesen und jenen Satz hineingelegt haben mochte. Wie ein Strauß von unbeschreiblich schönen Blumen mutete sie das eine Stück an, wie ein Bändchen seelenvoller Gedichte ein anderes. Über das heroische Finale des Opus 2 Nr. 1 sagte sie mir am nächsten Morgen beim Frühstück, dabei müsse Beethoven an die Szene gedacht haben, in der sich Mar Piccolomini von Wallenstein trennt und mit seinen Pappenheimern davonreitet. So oft ich das spiele, steige die Szene vor ihrem Geiste auf, sie habe sie in Frankfurt einmal herrlich spielen gesehen. Und es wäre doch wunderbar, meinte sie, sich in Tönen den Menschen verständlich machen zu können. Die Musik käme der Sprache Gottes doch wohl am nächsten.

Diese empfindsame schöne Seele in solcher Lebensstellung interessierte mich täglich mehr.

Eines Mittags kam sie mir bei Tisch verweint vor. Sie hatte trübe kleine Augen und eine gerötete Nase. Sie schneuzte sich immer wieder, und es kam kein Gespräch in Fluß. Wie groß diese Nase war und wie klein diese Augen, das hatte ich bisher gar nicht bemerkt. Sie kam mir nicht sehr hübsch vor in dieser Stunde. Und älter als sonst. Der Kummer lockte die Runen der Jahre auf ihrer Stirn und in den Augenwinkeln hervor. Sollte ich fragen . . . ? Es schien mir unzart. Die Briefbotin des Dorfes hatte ihr am Morgen etwas gebracht. Wahrscheinlich hing ihre Veränderung damit zusammen.

Als wir uns erhoben und sie sich verstoßen die Augen wischte, fragte ich sie aber dennoch, ob sie vielleicht eine Trauernachricht erhalten oder sonst einen Kummer habe.

Sie biß die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf. Die Augen standen ihr voll Wasser. Ich merkte, daß sie nach Selbstbeherrschung rang und nicht reden wollte. Da drückte ich ihr die Hand und ging meines Weges.

Am Abend war sie gefaßt; ich würde ihr nichts mehr angemerkt haben, wenn ich die stumme Szene zu Mittag nicht erlebt hätte. Nach Tisch aber blieben wir beieinander sitzen, wir waren in ein Gespräch gekommen, sie vergaß ihre Karten und ich meinen Flügel. Es hatte sich gefügt, daß ich sie fragen konnte, wie sie dazu gekommen sei, diese Stellung anzunehmen, und wie sie sich die Befähigung erwarb zur Führung solch einer großen Wirtschaft.

„Da müßte ich Ihnen mein ganzes Leben erzählen, Herr Werner, das ist aber nicht sehr heiter. Und interessant ist es ganz und gar nicht. Ich bin eine alte Jungfer, die immer für andere geschafft hat und mit ihrem eigenen Glück daneben geraten ist. Damit will ich aber niemanden langweilen.“

Ich erwiderte, daß jedes Menschenschicksal für Mitfühlende von Interesse sei. Ihr wäre heute sicherlich etwas begegnet, was sie bedrücke. Sie möge mich nicht als so fremd ansehen wie einen erstbesten Pensionär.

„Das tu ich auch nicht,“ sagte Fräulein Hildegard. „Aber gerade über das, was heute eingetreten ist, kann ich nicht reden, ohne Ihnen den simplen Roman meines Lebens zu erzählen. Er ist jetzt aus . . . aus! aus!“

Sie war bei den letzten Worten lauter und heftiger geworden, als dies sonst ihre Art gewesen. Ein schmerzliches Zucken entstellte ihre Mundwinkel, und sie schwieg eine Weile. Dann fuhr sie fort:

„Mein Vater war Schloßverwalter auf der Adlerburg. Er hatte die Wirtstochter aus dem nahen Markt zur Frau gewählt, die wohl keine große Mitgift, aber ein paar fleißige Hände mitbekam und viel wirtschaftlichen Sinn. Sie führte das Haus mit Lust und Liebe und beschenkte ihn mit drei Kindern. Meine Schwester Käthe und ich kamen zuerst. Und als wir vier und fünf Jahre alt waren, kam ein Bub. Der kleine Ferdinand wurde unser Liebling, der Vater hatte ihn aber ganz besonders ins Herz geschlossen, das Kind war sein Abgott.

„Es gab immer Gäste auf der Adlerburg, die allerlei Sehenswürdigkeiten besitzt, und mein geselliger Vater hielt eine offene Tafel. Der Fürst selber wünschte, daß er gut vertreten werde. Er kam fast nie, ihm gefiel es auf anderen Schlössern besser. Aber die Honoratioren der Umgebung, die Offiziere einer nahen Garnison und andere Gäste wurden häufig im Namen des Fürsten bewirtet. Auch der Güterdirektor erschien sehr oft und ließ sich fetieren. Meine Mutter mußte immer an seiner Seite sitzen, er redete fast nur mit ihr, schmeichelte ihr und lobte jeden Bissen, den er aß. Ganz rot war sie immer vor Freude. Das fiel selbst uns Kindern auf. Aber einmal gab es Tränen meiner Mutter, Streit zwischen dem Gast und meinem Vater. Und der Güterdirektor kam nicht wieder.

„Bald darauf verlor der Vater seine Stelle. Er wurde in die fürstliche Hauptkanzlei nach M. einberufen, und wir lebten von da ab in der Stadt. Mein Vater war darüber sehr unglücklich. Er liebte die Natur, die Jagd, die Freiheit, und jetzt war er ein Kanzleivorstand und an bestimmte Amtsstunden gebunden. Er ist rasch grau geworden in dieser Stellung. Wir hatten nun freilich bessere Schulen und lernten mancherlei, und die Mutter hielt gut Haus mit dem kleineren Einkommen. Der Überfluß der Verwalterjahre war vorbei, es ging recht knapp her. Aber es war Friede im Haus, unsere Eltern liebten einander, und wir drei schienen auch nicht übel geraten zu sein. Wir lernten gut und halfen der Mutter, die keine Magd hatte, in der Wirtschaft. Käthe bereitete schon mit zwölf Jahren für alle das Frühstück vor dem Schulschritt, ich wuschte alles Schuh- und Stiefelwerk und hielt die Pfeifen des Vaters in Ordnung; nur der Ferdinand, der Prinz, tat nichts. Ihn bedienten alle gern. Der verzärtelte Junge erhielt die besten Bissen, sein Geburtstag war ein größeres Fest als der der Mutter, und am Weihnachtsabend war er der Mittelpunkt, ihm bescherten alle etwas. Wir Mädels liebten ihn, und wir taten auch dem Vater zuliebe alles für ihn. Der Ferdi war sein Stolz.

Aber der Bub machte alle erdenklichen Kinderkrankheiten mit, er brachte jeden Winter etwas aus der Schule heim und war nie so gesund wie wir. Im Gymnasium glänzte er als bester Schüler; der Vater sah schon einen künftigen großen Mann in ihm.

„Es kam anders. Mit einem schmerzhaften Gelenkrheumatismus fing das Ende an. Der hochgewachsene, schmalbrüstige Junge schleppte sich zur Schule, so lange es möglich war, aber er kam nur bis in die Oberquarta; noch nicht fünfzehn Jahre alt, starb er in meinen Armen. Ich war jede Nacht um ihn, bettete ihn kühl, wischte dem Wimmernden den Schweiß von der Stirn, las ihm vor, wenn er bessere Stunden hatte und folgen konnte, und tat, was ich ihm an den Augen ab sah. Er hing so heiß am Leben, war ehrgeizig und wollte hoch hinaus. Sein bitterliches Sterben ist mir ewig unvergesslich.

„Mein munterer Vater war von da an gänzlich verändert. Wortkarg und in tiefes Sinnen verloren saß er unter uns bei Tisch, rauh und kurz war sein Wesen. Er grollte mit Gott und der Welt. Niemand hatte ihn weinen gesehen, als Ferdi starb. Nie ging er mit uns nach dem Friedhof, nie redete er von dem Buben. Aber wenn wir an dessen Geburtstag das Grab mit Blumen schmücken wollten, da war das schon geschehen. Und der Totengräber erzählte uns, daß der Vater täglich einen Spaziergang nach dem Friedhof mache. Selbst unser Weihnachtsabend war von da ab ein anderer; der Vater fehlte bei der Bescherung, er kam immer erst in das Zimmer, wenn wir zu Tisch gingen. Gegen alles, was ihn an das gestorbene Kind erinnern konnte, verschloß er sich. Und kein Wort, das ihm das Herz hätte erleichtern können, kam über seine Lippen. Unsere Mutter sah ihm oft mit Tränen in den Augen nach, wenn er das Haus verließ. Und eines Tages brachte man ihn uns tot. Ein Herzschlag hatte ihn auf der Straße hinweggerafft.

„Dieses traurige Ereignis hat unser ganzes Leben verändert. Wir haben ein sehr geordnetes Heim gehabt; es ging alles wie ein Uhrwerk vonstatten, und trotz der schweren Erkrankung unseres Lieblings und der Verstimmung unseres Vaters gab es auch heitere Zeiten und schöne Stunden. Meine glücklichsten Jugenderinnerungen habe ich aus diesen Jahren. Wir waren ja große Mädels geworden, Käthe zählte neunzehn, ich achtzehn, als Vater starb. Wir waren nicht zu halten. Im Karneval ging's hoch her in der ganzen Stadt, und unsere Mutter war auch gern fröhlich, sie begleitete uns überall hin. Und an Verehrern fehlte es auch nicht.

„Weiß man denn hier, was am Rhein der Karneval bedeutet? Was uns dort die Narrentage sind? Schon am Neujahrstag beginnen die karnevalistischen Sitzungen, die alle Freitage fortgesetzt werden und immer mit einem Tanz enden. Da werden närrische Reden gehalten und die Rollen verteilt; die des Prinzen wird an den Meistbietenden abgegeben, und sie ist so begehrt, daß schon so mancher es sich ein Vermögen kosten ließ, Prinz Karneval oder seine Prinzessin Braut zu sein. Die Prinzessin wird nämlich auch von einem Herrn dargestellt im großen Faschingszug. Nur die Söhne von Schiffsreedern und Champagnerfabrikanten erringen diese Rollen. Aber zu ihrem

Gefolge gehörten auch wir. Man fand uns hübsch, und wir waren gut gelitten. Ach, was war das immer für eine glückliche Zeit; diese drei Narrentage des Jahres gehörten zum Schönsten, was man erleben konnte. Der Sonntag brachte die großen Konzerte, die ganze Stadt schwamm in Musik. Schon nachmittags tanzte man, und das währte bis zum Morgen fort. Am Montag nachmittag ging der große Faschingszug vor sich, der alles auf die Beine brachte, denn die halbe Stadt wirkte ja mit. Abends waren Tausende von Menschen in der Narrenhalle, und wir tanzten uns halb tot. Am Dienstag war's dann für manchen gefährlich, da war immer der große humoristische Gerichtstag über das ganze Jahr. Die maskierten Wahrsager flogen durch die Stadt, drangen in jedes Haus und jedes Hotel und Restaurant, in jeden Laden. An diesem Tag kann jeder jedem sagen, was er von ihm hält. Die Maskenfreiheit geht weit, sie artet oft aus und wird zur Geißel. Und man muß gute Miene machen zu dem bösen Spiel. Wer ein Spaßverderber ist, wird zum Gespött der Stadt. Das ganze Jahr zehrten Rätke und ich von den Erlebnissen in der Narrhalla.

„Mir hatte sich im letzten Jahr vor Vaters Tod ein junger Kaufmann genähert während des Karnevals, Bernhard Horn. Er war immer an unseren Fersen, bemühte sich wie ein Sklave um die Gunst der Mutter, aber sie wies ihn ab. Er sei zu jung. Er möge erst etwas werden und sich etwas erwerben. Ich war ihm sehr gut, er hatte so treue blaue Augen und wußte mir immer etwas Unangenehmes zu sagen. Eines Tages, als er mir sehr betrübt folgte, konnte ich ihm zuflüstern, daß er nicht verzagen möge. Er sei nur deshalb so unwillkommen, weil Rätke noch keinen Bewerber habe.

„Ich warte gern!“ sagte er und war glücklich. Und wir sahen uns von ferne manchmal, und unsere Augen grüßten sich in innigem Verständnis. Der Worte brauchte es nicht.

„Nach dem Tode meines Vaters sanken wir gesellschaftlich um eine Stufe tiefer. Alle Kraft unserer Mutter reichte nicht hin, das Haus zu erhalten wie es war. Rätke nahm eine Stelle an als Stütze, ich übernahm Handarbeiten und verdiente, was ich selber brauchte. Die Mutter führte die kleine Wirtschaft und war immer guter Laune. Sie hatte gern ihren Spaß mit den Leuten und legte ihnen die Karten. So groß wurde alsbald ihr Ruf, daß die feinsten Frauen sie besuchten oder sie zu sich bitten ließen, wenn sie Sorgen hatten. Viele taten es auch aus Neugierde. Und damit verdiente die Mutter ein schönes Geld. Sie konnte unsere Aussteuer vorbereiten, wenn wir am Ende doch noch heiraten sollten. Rätke gab jetzt ihre Stelle auf und arbeitete daheim für sich selbst.

„Eines Tages kam ein stattlicher blonder Herr mit einer bleichen, sehr lieben jungen Frau. Sie konnte kaum siebzehn zählen und sah ihrer schweren Stunde wohl mit Bangen entgegen, denn sie war schwächlich und zart wie eine Puppe. Sie waren aus Frankfurt, wohnten auf der Durchreise in einem Hotel, und dort hatte die kleine Frau von der Kunst meiner Mutter gehört. Sie wollte von ihr etwas über ihre Zukunft erfahren. Der Mann durfte aber nicht dabei sein, er mußte bei uns bleiben während der Sitzung nebenan.

„Er tat es lächelnd, stellte sich als Fritz Burghardt, Besitzer eines Hotels in Frankfurt, vor und kam mit uns ins Plaudern. Unsere Arbeiten beguckte er voll Interesse und lobte sie. Die saubere Wohnung gefiel ihm, und die Blumen im Fenster erschienen ihm ganz exotisch. Als er erfuhr, daß unsere Mutter eine Wirtstochter und der Vater einst der Schloßverwalter auf der Adlerburg gewesen wäre, da wurde er ganz warm. Auch er stammte aus der Gegend, er tauschte mit Käthe Jugenderinnerungen aus und war überaus heiter und gesprächig.

„Mit geröteten Backen kam die kleine Frau aus dem Zimmer meiner Mutter, umarmte ihren Mann und zog ihn fort. Sie wolle heim. Ihr sei sehr wohl, sie möchte heute noch reisen.

„Herr Fritz Burghardt warf unserer Mutter einen dankbaren Blick zu und ging. Sie hatte ihm unbewußt einen großen Dienst erwiesen, denn er schilderte uns seine kleine Frau trübsinnig und ängstlich.

„Es waren Monate vergangen, und niemand von uns dachte mehr an das Ehepaar aus Frankfurt. Plötzlich trat Herr Burghardt in unsere Stube. Er schien verlegen zu sein, wußte nicht recht, was er sagen sollte, fragte angelegentlich nach unserer Mutter und schien doch befriedigt zu sein, daß sie nicht daheim war. Das sei recht, sagte er, da könne er morgen wiederkommen. Es dränge ihn, uns beide zu sehen, da er nun einmal in M. wäre. Und er sah prüfend von einer zur anderen, so, als ob er uns gegeneinander abwäge. Mich ärgerte dieser Blick, und er muß das gemerkt haben, denn er wandte sich Käthe zu und sah mich nicht mehr an.

„Jetzt erfuhren wir, daß Burghardts junge Frau vor Monaten im Wochenbett gestorben war. Er stehe allein da mit dem Kind, und auch dieses sei krank. Das Leben verdrieße ihn manchmal. Da wir ihn damals so gut aufgenommen und er sich hier so wohl gefühlt habe, zöge es ihn wieder her. Wenn wir es erlaubten, wolle er morgen wiederkommen, er müsse unserer Mutter etwas sagen.

„Der wird sich die Karten legen lassen wollen, dachte ich.

„Käthe begleitete ihn bis zur Thür. Und als er fort war, sah sie mich immer so von der Seite an, als wolle sie in mich hineinschauen und mich etwas fragen. Mutter machte große Augen, als Käthe ihr von dem seltsamen Besuch erzählte. Sie tat es sehr warm, sehr interessiert. Aber Mutter sah immer mich an. Ich galt als die Hübschere, ich wurde öfter begehrt als meine dicke Schwester. Des Nachts machte Käthe kein Auge zu. Ich hörte, wie sie sich von einer Seite auf die andere warf, und wahrscheinlich habe ich auch unruhig geschlafen. Als der Morgen schon graute, erlöste ich sie. ‚Ich lasse nicht von Bernhard Horn, da kannst du ganz ruhig sein,‘ sagte ich. Ich erschrak selbst über meine Worte, denn der Name war seit zwei Jahren nicht mehr ausgesprochen worden im Hause. Sie erwiderte gar nichts, aber bald darauf schlief sie fest und ruhig. Und am Morgen küßte sie mich und sagte: ‚Du hast ganz recht. Der Horn hat mir immer gut gefallen.‘ Sie tat, als ob es sich um mich handelte und nicht um sie.

„Meine Mutter war wie verwandelt, als Käthe sich mit Fritz Burghardt verlobt hatte. Sie lebte neu auf. Sie reiste nach Frankfurt mit der Braut

und besichtigte das Hotel, sie schmiedete Zukunftspläne und kündigte unsere Wohnung, denn es stand fest, daß wir mit Rätthe übersiedeln sollten. Das Hotel war noch nicht lange in Burghardts Händen, es war nicht groß und auch nicht schuldenfrei, aber wenn man arbeite und selber zugreife, könne es eine Goldgrube werden. Die Wirtstochter regte sich in der Mutter, und Burghardt hatte das gleich erkannt. Wie ein Haupttreffer erschien ihm der Fund, den er da gemacht hatte. Alle drei wollte er uns haben.

„Die Hochzeit fand bei uns in M. statt, aber dann ging es nach Frankfurt. Ehe wir übersiedelten, ging ich Bernhard Horn ein paarmal zu Gefallen, aber ich traf ihn nicht. War er verreist oder krank, ich konnte es nicht erfahren. Aus dem Kontor, in dem er angestellt war, kamen mittags und abends alle heraus, er nicht. Wie gern hätte ich ihn gesehen. Aber ich konnte doch niemanden fragen.

„Die Übersiedlung nahm mich dann ganz in Anspruch. Ich wollte dem Freund aus Frankfurt einen Gruß zukommen lassen und ging fort, ohne ihn gesehen zu haben, obwohl es mich schmerzte.

„Dann kamen die neuen Verhältnisse, die neue Stadt und die vielen Menschen, die man kennen lernte. Fritz übergab uns auch sein kränkliches Kind in Pflege, das er sehr liebte. Während Rätthe sich ihrem Mann widmete und in die Wirtschaft einlebte, Mutter die Herrschaft über die Küche an sich riß, blieb mir die Sorge um das verwaisete Kleine. Meine eigenen Angelegenheiten traten ganz in den Hintergrund. Mutter hatte dem Schwiegersohn sogar ihre und meine Ersparnisse ins Geschäft gegeben; wir waren mit allem, was wir hatten und was wir leisten konnten, an dem Unternehmen beteiligt.

„Eines Tages erhielt ich einen Brief von Bernhard Horn. Es war der erste. Er habe erfahren, daß wir seit einem halben Jahre in Frankfurt seien, und es habe ihn tief geschmerzt, daß ich ihn so leicht hin aufgegeben. Er sei lange krank gewesen, habe seine Stelle verloren und stehe jetzt vor einer großen Entscheidung. Ein Freund wolle ihm eine Empfehlung nach Amerika geben. Warum solle er das nicht annehmen? Da ihn hier niemand liebe und niemand halte, werde er wohl nächstens hinüberreisen in die neue Welt, in der schon so viele ihr Glück gemacht hätten. In der Heimat leuchte ihm ja doch kein guter Stern. Aber ohne Gruß wolle er nicht von dannen gehen. Und er wolle auch fragen, ob er von dort schreiben dürfe oder ob es zu spät sei für ihn und seine sehnsüchtigen Wünsche.

„Ich schrieb ihm, daß ich ihn sehen möchte vor seiner Abreise und daß ich tausend Entschuldigungen hätte für mein Verhalten. Auch daß ich ihn vergeblich gesucht, verschwieg ich nicht.

„Eines Morgens kam Rätthe in das Zimmer gestürzt, das ich mit ihrem kranken Stieftöchterchen bewohnte.

„Bernhard Horn wohnt im Hause!“ rief sie. „Er ist heute Nacht gekommen. Was soll denn das heißen?“ fragte sie streng.

„Ich war sehr betroffen. Daß er mir eines Tages melden würde, er sei in Frankfurt, darauf war ich gefaßt. Aber hier, im Hause? Der schüchterne Mensch? Das konnte nur ein Zufall sein. Er schien nicht zu wissen, daß

ich zu diesem Hause gehörte und hier wohnte. Wahrscheinlich glaubte er, wir seien bloß deshalb nach Frankfurt verzogen, weil die Schwester hierher geheiratet hatte.

„Das sagte ich Rätke. Aber ich verschwieg ihr nicht, daß ich Horn erwarte und daß ich ihn sehen müsse, ehe er nach Amerika gehe.

„Wie ein Satan fuhr sie dazwischen. In ihrem Hause werde das nicht sein dürfen. Sie werde dem Habenicht's das Zimmer wegnehmen lassen, er möge wohnen, wo er wolle, bei ihr nicht. Und sie alarmierte die Mutter. Da war nun Feuer im Dach. Beide redeten auf mich ein wie auf eine Verbrecherin. Jede hatte eine glänzende Partie für mich in Aussicht, der Schwager selber wolle mein Glück, ich solle mich nur noch einige Zeit seinem Liebling widmen, dann werde er für mich sorgen, mir einen Schweizer Kollegen vorstellen, der ein Berghotel ersten Ranges plane. Sie taten, als ob ich mich mit Horn verabredet hätte, schon morgen nach Amerika mitzugehen.

„Es gab den ersten großen Streit in unserer Familie. Nie standen wir uns so gegenüber wie in dieser Stunde. Aber ich zeigte ihnen meine Festigkeit. Ich war dreiundzwanzig geworden und kein Kind mehr. Meine eigenen Angelegenheiten wollte ich selber ordnen. Sie sollten mich nicht verhindern, mit Horn zu sprechen, sonst ginge ich augenblicklich davon, sagte ich ihnen. Nun gab es Tränen und Beschwörungen des guten Vaters, der so glücklich war über unsere friedsamten Naturen, unsere Einigkeit, meine Folgsamkeit. Wie würde er sich wundern! Aber ich beugte mich nicht, ich mußte meinen Willen haben. Mutter wollte bei der Unterredung zugegen sein. Das gab ich nicht zu. Also Rätke . . . 'Nun ja, Rätke mag in der Nähe bleiben,' sagte ich.

„Und so verständigte ich Bernhard Horn, daß ich ihn auf meinem Zimmer erwarte.

„Es war, wie ich vermutete. Er hatte die Straße und die Hausnummer unserer Wohnung aus einem Adreßbuch erhoben, aber daß dies zugleich das Hotel zur ‚Sonne‘ sei, wohl übersehen. Er stieg hier bloß zufällig ab, weil es billiger war.

„Das stammelte er mir und der Schwester voll Verlegenheit vor, als er eingetreten war. Und er beglückwünschte Rätke zum Besitz dieses schönen Gasthofes. Sie war etwas beschämt und zog sich in das Nebenzimmer zurück mit ihrem Stieftöchterchen, ließ die Tür aber offen stehen.

„Der bescheidene, blonde junge Mann, den ich schon seit Jahren kannte und dessen treue Augen ich liebte, war in dieser Zeit stattlicher geworden und zuversichtlicher in seinem Wesen. Er trug sich mit den besten Hoffnungen auf die Stelle, die man ihm in Newyork verheißen hatte, und es war nichts von der Sentimentalität in seinen Worten, die aus seinem Brief gesprochen. Man durfte ihm vertrauen. Er nahm meine Hand und bat mich, sie keinem anderen zu reichen, ehe er nicht bewiesen hätte, daß er ihrer würdig. Er sei eine Waise, habe keine Angehörigen und keine Aussicht auf Förderung von irgendeiner Seite. Ganz aus eigener Kraft müsse er sich sein Leben aufbauen. Das werde ihm um so leichter gelingen, wenn er von jetzt ab wisse, für wen er arbeite.

„Es war so viel Wärme und Ehrlichkeit in dem Ton dieser Worte, daß ich den Druck seiner Hand fest erwiderte. Und er verstand mich. Der Zweifel, ob mein Herz denn noch frei wäre, sagte er, habe bis jetzt immer an ihm genagt. Ich solle ihm frank und frei sagen, daß es frei sei und daß er hoffen dürfe.

„Da erschien meine Schwester auf der Türschwelle und sagte: ‚Hildegard!‘

„Lieber Horn, betrachten Sie mich als Ihre stille Verlobte,‘ sprach ich unbekümmert, ‚schreiben Sie mir, so oft Sie mir etwas zu sagen haben.‘

„Er küßte meine Hand und benetzte sie mit seinen hervorbrechenden Tränen. Als ein Glücklicher hat er mich verlassen, und auch mir war unendlich wohl in dem Gefühl, daß ich mich an ihn gebunden hatte.

„Wenn ich an das zurückdenke, was nun kam, erscheint es zu erzählen mir unmöglich. Die Schriftsteller nehmen sich nie die Mühe, so einfache, harte Lebensjahre, in denen so viel Schweiß und so viele heimliche Tränen vergossen werden, zu schildern. Es ist wohl für die Leser zu uninteressant. Die ungeweinten Tränen sind die bittersten. Ich will Sie aber nicht ermüden und mich kurz fassen . . .

„Mein kleiner Schützling war und blieb krank. Die Mutter hatte ihm zu wenig Lebenskraft mitgegeben. Sie stammte aus keiner gesunden Familie.

„Räthe bekam im Laufe der Jahre auch drei Kinder; sie hatte keine Zeit und auch kein Herz für das fremde, dieses blieb ganz und gar auf mich angewiesen. Mein Schwager Burghardt wußte mir Dank für meine Liebe, er zeigte es mir hundertfältig, er beschenkte mich heimlich und lobte mich offen vor allen. Ich war die Wäscheverwahrerin des Hotels und die Krankenpflegerin des Hauses. Als solche nahm mich auch Räthe oft in Anspruch; auch ihre Kinder hingen ihre Herzen an mich. Die Tante Hilde war ihnen unentbehrlich.

„Jahr um Jahr verfloß. An unserer kleinen Patientin, mit der ich oft wochenlang im Krankenhaus wohnte, sollte zuletzt eine Operation vorgenommen werden, bei der es auf Leben und Tod ging. Ohne des Vaters ausdrückliche Zustimmung konnte das nicht geschehen. Frits kam zu uns ins Krankenhaus. Er war ein frommer, guter Mensch. Es schmerzte ihn tief, sein Kind so leiden zu sehen, und er wußte, wie sehr es die Ärzte schon fürchtete. Drei Stunden saß er am Bett der Kleinen, die ihn in jedem Zug an seine liebe Tote erinnern mußte, so ähnlich war sie ihr. Trudchen hin, Trudchen her, er scherzte mit dem Kind und erzählte ihm auch ernste Geschichten von der verstorbenen Mutter, die ebenfalls viel habe leiden müssen. Er belehrte die Kleine, daß sie der Mutter einst begegnen werde im Himmel. Und als das Kind fragte, ob die Mutter sie auch erkennen würde, da sagte er voll Überzeugung ja! Und er werde auch dort sein, wir werden alle dort sein. Und dort sei es tausendmal schöner als auf dieser Welt, dort gebe es keine Krankheiten und keine Doktoren, die uns schneiden und wehe täten. Er freue sich schon darauf, hinzukommen. Da freute sich Trudel auch.

„Ich war ganz starr über diese Gespräche, und auch das Kind verstummte zuletzt. Es ahnte, daß das irgend eine Bedeutung habe.

„Als der Vater fortging, küßte er Trudel innig, und dann machte er ihr das Kreuzeszeichen über Stirn, Mund und Brust.

„Die furchtbare Operation aber fand nicht statt; er hatte seine Zustimmung verweigert.

„Und das Kind starb.

„Ich verstand den Vater nur zu gut. Aber er selber hat es sich nie vergeben; diese Tat bedrückte sein Gewissen bis in die letzte Stunde seines Lebens.

„Seitdem das unheilbare Kind fort war von uns, kam etwas mehr Harmonie in das Haus. Rätthe hatte ja auch immer tiefes Mitleid mit der kranken Kleinen, aber sie empfand deren Anwesenheit doch als eine Störung und Trübung ihrer Ehe.

„Ich selbst lebte bisher nur für Trudchen und konnte den eigenen Kindern Rätthes erst jetzt das werden, was ich dem fremden vom ersten Tage an war. Und Fris brauchte sein Herz nicht mehr zu teilen, er hatte ja zwei Söhne und ein Töchterchen von Rätthe. Die wuchsen prachtvoll heran, waren kerngesund und gingen schon in die Schule. Sie machten uns allen nur Freude. Auch das Hotel hob sich langsam, obwohl immer mehr neue und luxuriösere Gasthöfe in der Stadt entstanden, denen die Fremden zuliefen. Wir gaben uns alle Mühe, den Ruf der ‚Sonne‘ zu heben und jedem Gast das Wiederkommen zu erleichtern.

„Sie werden mich fragen, wo in all diesen Jahren meine eigenen Angelegenheiten blieben. Und ich frage mich's auch. Aber wie hätte ich an mich selber denken können in diesem Getriebe, in diesem Netz von Sorgen und Pflichten? Bernhard Horn schrieb mir fast jede Woche, aber es war immer dasselbe; es begab sich nichts Entscheidendes, es wollte sich das amerikanische Glück bei ihm nicht einstellen. Fünf Jahre dauerte es, bis er mir melden konnte, er habe sich schon tausend Dollar erspart. Ich hatte wohl auch so viel, sogar etwas mehr in unserem Hotel stecken, aber es fehlte Horn der Mut, mich zu rufen. Und da er nicht daran zu glauben schien, daß es uns mit vereinter Kraft drüben glücken könnte, wie sollte ich an so etwas denken. Ich wartete und wartete. Weder Mutter noch Schwester, noch Schwager redeten mehr von den glänzenden Partien, die sie für mich angeblich in Aussicht hatten; sie brauchten mich zu sehr und überließen mich gern meinen überseeischen Hoffnungen. Und ich merkte gar nicht, daß ich darüber alt wurde. Zehn Jahre flogen dahin, ehe ich so recht anfing, über mich selbst nachzudenken. Als ich endlich dazu gelangte, geschah es, weil mir ein Heiratsantrag gemacht wurde. Ein Herr aus dem Hauspersonal, der sich selbständig machte, suchte rasch eine Frau Wirtin. Ich hätte mich binnen drei Tagen entscheiden sollen. Das paßte mir nicht. Obwohl der Mann den besten Eindruck auf mich machte, wies ich ihn ab. Da ich seit so vielen Jahren auf Bernhard wartete, berührte mich dieser Eypresantrag wie eine Beleidigung. Nur eine große Leidenschaft hätte einen derartigen Schritt entschuldigen können. Eine Zweckheirat, so kopfüber geschlossen, war mir widerwärtig.

„Aber zum Nachdenken brachte mich dieser Antrag, zur Selbstbesinnung. Und ich beschloß im stillen, mein Leben in einen Hafen zu lenken, ob so oder so. Das schrieb ich auch nach Amerika.

„In dieser Zeit aber trat ein Ereigniß ein, das uns alle niederschmetterte.

„Mein Schwager Fritz schien der gesündeste Mensch der Welt zu sein. Früh auf, spät nieder, immer in Bewegung, immer frisch und guter Laune, schaute er aus hellen Augen und mit roten Wangen in das Leben. Manchmal besuchte er ein Konzert oder eine Oper, sonst war er immer im Geschäft und gönnte sich kaum zwei Wochen Urlaub im Jahr, die er mit Rätthe stets an der See verbrachte. Plötzlich wurde er krank, und wie einst bei seinem Kinde, stellte sich jetzt auch bei ihm eine Operation als dringend notwendig heraus. Er schloß sich einen halben Tag mit allen Geschäftsbüchern ein, ordnete seine Angelegenheiten, setzte seinen letzten Willen auf, ging am nächsten Tag beichten und kommunizieren und nahm dann mit heiterer Miene Abschied von uns und seinen Kindern. Er begab sich ja nur für einige Tage in das Krankenhaus, wie wir meinten; und die Operation gelang ja auch zur vollen Zufriedenheit der Ärzte. Dann aber ward Rätthe gerufen, und als sie kam, fand sie ihren Mann fiebernd und betend. Er beachtete sie kaum und betete unablässig. Dann redete er von Trudchen und beschuldigte sich einer großen, großen Sünde. Er war ganz verändert, und Rätthe konnte von den Ärzten keine klare Auskunft erhalten. Sie drückten sich. Die Pflegeschwester aber sagte ihr: ‚Liebe Frau, der kommt nimmer in die Reih.‘

„Sie konnte sich nicht beherrschen; er las sein Todesurteil aus ihrem bleichen Gesicht. Und er verlangte, seine Kinder zu sehen.

„Morgen, Fritz, morgen bring ich sie dir,‘ sagte Rätthe. ‚Jetzt schlafen sie schon.‘

„Er aber hatte die Kinder schon vergessen und betete wieder. Plötzlich erhob er sich. ‚Höre ich nicht Musik? Eine wunderbare Musik . . . ?‘ Mit verklärter Miene sank er in die Kissen. Und ehe Rätthe zur Erkenntnis dessen kam, was da vorging, war er tot.

„Ich kann Ihnen gar nicht schildern, was das für uns alle bedeutete. Wir waren wie vernichtet. Das Geschäft stand nicht schlecht. Und Fritz verlangte in seinem Testament von uns, wir sollten zusammenhalten und es nur ja selber führen, bis sein Ältester fünfundsanzig wäre. Der zählte aber erst zwölf Jahre. Und unsere Mutter war sehr alt geworden in diesen Arbeitsjahren; die Füße versagten ihr den Dienst. Und was war es mit meinem eigenen Lebensplan? Ich wollte schon seit einiger Zeit meine eingelegten achttausend Mark haben; ich hatte Horn vor die Frage gestellt, ob wir noch daran dächten, ein Paar zu werden oder nicht. Und er schrieb: ‚Ja, ja, ja!‘ Er erwarte mich.

„Nicht den Mund durfte ich jetzt aufmachen, nicht einmal daran denken durfte ich.

„Wir Frauen arbeiteten drei Jahre fort, dann starb uns die Mutter. Und nun verpachtete Rätthe das Hotel. Wir paßten auf, wir halfen eine Zeitlang mit im Betrieb, aber schließlich mußten wir weichen und waren die Betrogenen. Rätthe rettete einen kleinen Rest des Vermögens für die Kinder, das meine war dahin. Bernhard Horn aber konnte keine Schiffbrüchige brauchen. Er war jetzt wohl Prokurist in einem Kohlengeschäft und mit-

beteiligt am Gewinn; aber ich schämte mich, als Bettlerin zu ihm zu kommen. Wollte er mich noch haben, mochte er mich holen.

„Ich aß jetzt bei Rätthe und ihren Kindern das Gnadenbrot. Die Arme hatte sich in ihrem Gram derart verändert, daß niemand von unseren früheren Freunden sie mehr erkannte. Nur langsam rappelte sie sich wieder zusammen. Und als sie so weit war, dachte ich an eine neue Existenz. Es wurde damals ein großes, ganz modernes Hotel in Frankfurt gebaut, das bei dreihundert Zimmer haben sollte und ein riesiges Personal erforderte. Da bewarb ich mich um den Posten der ersten Wäscheverwahrerin. Ich hätte eine Kaution leisten sollen, aber der Direktor erließ sie mir, da er hörte, wie ich meine Ersparnisse eingebüßt hatte. Auch war ich ihm von jedermann empfohlen worden.

„Ich lebte da in einer fremden Welt; war eine von hundertfünfzig Angestellten des Hauses und sonst nichts. Zum erstenmal war ich aus dem Kreise meiner Familie hinausgetreten, niemand nahm Anteil an mir, niemand forderte Anteil von mir. Der Mechanismus meiner Stellung war im Grunde einfach, aber verantwortungsvoll. Der ungeheuere Vorrat von Hotelwäsche stand unter meiner obersten Aufsicht, ich führte Buch darüber; von mir oder meiner Stellvertreterin nahmen die Oberkellner und Zimmermädchen in Empfang, was sie brauchten; jeder Empfänger war mir verantwortlich, jedes einzelne Zimmer des Hotels stand unter der Kontrolle meiner Bücher. Und was gebraucht und umgetauscht wurde, ging an die Dampfwäscherei, die wir im Hinterhaus hatten, und kam von dort wieder. Ich übersah das Ganze spielend und hielt strenge Ordnung; der zweite, der kaufmännische Direktor lobte mich bei jeder Gelegenheit. Mehr als fünfzigtausend Mark jährlich wurden auf Nachschaffungen für Wäsche gebraucht. Es mußte eine ehrliche Person auf dem Posten stehen, wenn die Rechnung stimmen sollte. Aber sollte man es glauben, dieser Posten war schlecht bezahlt, und die Geldmacherei in dem Hotel wurde so weit getrieben, daß man mich bei jedem Andrang von Gästen aus dem Zimmer vertrieb, das mir als Wohnraum ein- für allemal zugewiesen worden war. Damit fünf Mark mehr eingenommen wurden, mußte ich weichen. Ich war heimatlos in dem Riesenhaus, in dem Millionenbetrieb. Ich sollte doch so gut sein und während der Reisezeit bei der Schwester nächtigen, sagte man mir, als ich mich beklagte und mich weigerte, mein Dasein in der Wäschekammer zu verbringen. Da ging ich nachts zur Schwester. Ohne Dank nahm man meinen Verzicht auf das Zimmer an, ohne Entschädigung. Und man tat dasselbe an anderen Mitgliedern des Personals. Diese Ausbeutung verdarb mir die gute Stimmung für das grandiose Haus, dessen Gesamtbetrieb mich unendlich interessierte. Was war doch das gegen unsere bescheidene ‚Sonne‘, wo wir alles selber leisteten und nur einige Hilfskräfte hatten. Rätthe war sprachlos, wenn ich ihr des Nachts oft noch erzählte von diesem Betrieb. Denn ich kam ja nur spät abends zu ihr und ging am frühen Morgen wieder. Die Kinder sah ich nur schlafend und beim Frühstück. Ich hielt dieses Zigeunerndasein drei Jahre aus und ersparte mir wieder ein paar Mark. Aber ich fühlte mich unglücklich.

„Und Bernhard Horn holte mich nicht.

„Wissen Sie, was es heißt, ein Leben zu verbringen in Erwartung und Hoffnung? Warten, warten, warten . . . Aber ich versichere Sie, man gewöhnt sich daran. Immer noch besser, man hat etwas, worauf man warten, warten, warten darf, als ein Dasein ohne Inhalt . . .“

Hier stockte die Erzählerin; ihre Stimme hatte sich gesenkt. Ich mußte an den Brief denken, den sie heute morgen erhalten hatte, und an ihre Tränen. Sie schaute nach der Uhr.

Da hat ich, sie möge doch fortfahren. Es wäre ja noch früh.

Sie lächelte ein wenig. „Es langweilt Sie also nicht? Nun, es ist nicht mehr viel zu sagen.

„Ich beklagte mich am Ende der Reisezeit wieder einmal bei unserem ersten Direktor, der siebzigtausend Mark Gehalt bezog und vollkommen freie Station für sich und seine Familie im Hause hatte, über meine wenig beneidenswerte, schlecht bezahlte, allen möglichen Konflikten ausgesetzte Stellung. Ich verlangte ein Zimmer als dauernde Wohnung. Er wies mich mit meinen Wünschen an den kaufmännischen Direktor. Dieser berief sich auf die disponierenden sechs Zimmerkellner und die drei Herren von der Rezeption, deren Aufgabe es ist, die Fremden zu empfangen, sie mit einem Blick abzuschätzen und nach Wunsch unterzubringen. Auch sie gaben manchmal ihre Zimmer her; das Geschäft gehe der eigenen Bequemlichkeit vor. Er könne mit mir keine Ausnahme machen.

„Da kündigte ich meine Stelle, denn es war mir eine andere in Aussicht gestellt worden in einem ruhigeren, vornehmen Hause. Dort suchte man eine Person wie mich. Es wurde mir gesagt, man würde mich mit offenen Armen aufnehmen. Und so ließ ich mich denn durch keine Versprechungen für die Zukunft abhalten und ging.

„Als ich mich der Direktorin, die das andere Unternehmen leitete, vorstellte, wurde ich sehr gut aufgenommen. Es war eine vornehme, ältere Dame, die danach aussah, daß man gut mit ihr auskommen könne. Aber ihre erste Frage war seltsamerweise: ‚Sind Sie evangelisch?‘ Ich mußte es verneinen, und es fiel mir ein, daß der frühere Direktor mich bei der Vorstellung auch gefragt hatte: ‚Sind Sie katholisch?‘ Ich konnte bejahen, und es war nicht weiter die Rede davon. Nur wünschte der Direktor, der ein Belgier war, daß man alljährlich zur österlichen Beichte gehe. Ich hielt das für eine Besonderheit, die sich aus dem Wesen des frommen Belgiers erklärte. Jetzt aber stand ich vor der gleichen Frage einer Protestantin. Und mein ‚Nein‘ bereitete ihr eine große Verlegenheit. ‚So gern ich Sie aufgenommen hätte, und so warm Sie mir auch empfohlen sind,‘ sagte sie, ‚ich muß bedauern, es geht nicht.‘

„Ich erhob mich etwas rasch, um zu gehen. Meine Voreiligkeit, die frühere Stelle von mir zu werfen, ehe ich einen sichereren Ersatz in Aussicht hatte, sollte sich also rächen. Aber die Direktorin hielt mich zurück. ‚Ich habe so sicher auf Sie gerechnet, liebes Fräulein,‘ sagte sie. ‚Es tut mir so leid . . . Vielleicht ist doch ein Ausweg möglich.‘

„Ich gestand jetzt, ich sei der Aufnahme so sicher gewesen, daß ich meine gute Stelle aufgab. Auch ich wünschte sehr, daß sich ein Ausweg finden lasse.

„Das ist mir recht,“ erwiderte die Direktorin, „und wenn Sie — wenn Sie es niemandem sagen —“

„Gewiß nicht!“ rief ich.

„Und sich vielleicht allmählich uns nähern,“ fuhr sie fort, „in absehbarer Zeit zu unserem deutschen Glauben übertreten, dann wollen wir sogleich einig werden, liebes Fräulein.“

„Die Dame sagte das so gütig, so liebenswürdig, daß es mich rührte. Und ich hat mir Bedenkzeit aus. Ich müsse es doch mit meiner Schwester besprechen. Und im stillen dachte ich: auch mit meinem Bräutigam.

„Meine Schwester war außer sich. Wir hatten uns daheim nie mit kirchlichen Angelegenheiten beschäftigt; weder unser Vater noch unsere Mutter legten darauf Gewicht. Man tat seine christliche Pflicht und Schuldigkeit, und im übrigen ließ man den Dingen ihren Lauf. Rätthe aber war unter dem Einfluß ihres Mannes, der in Trier aufgewachsen, eine eifrige Katholikin geworden, und sie erzog auch ihre Kinder religiöser, als man uns einst erzog. Sie tobte. ‚Wegen einer Stelle? Wegen einer Stelle willst du deinen Glauben wechseln? Schäme dich! Schäme dich!‘

„Ich hatte ja gar nicht die Absicht. Ich suchte ja nur ihren Rat. Daß die Direktorin nicht sogleich ein Nein von mir erhielt, daran war ihre Güte, ihre Freundlichkeit schuld. Sie meinte es gewiß gut und wollte nur mein Bestes. Auch stand sie wohl unter einem Zwang. Aber Rätthe hatte gewiß das richtige Wort in der Sache gefunden, für eine Stelle wechselt man nicht seinen Glauben. Das tut man vielleicht für einen Mann, für die Harmonie einer künftigen Familie, aber nicht für den Posten einer ersten Wäscherin in einem Hospiz.

„Ich war zu feig, der gütigen alten Dame meine Antwort mündlich zu geben; ich dankte ihr schriftlich für ihr Anerbieten. Darauf ließ sie mir durch eine Vertraute sagen, ich handle sehr unklug. Sie sehne sich nach einer Stellvertreterin, die einst vielleicht ihre Nachfolgerin werden könnte. Man habe ihr gesagt, daß ich mich dafür sehr eignen würde. Ich aber blieb bei meinem Nein, denn ich hätte die einzige Schwester verloren und die Liebe ihrer Kinder.

„Jetzt saß ich wieder in diesem engen Kreis. Ich erholte mich allmählich von den Aufregungen und der Überreizung meiner Nerven, die ich mir in der verantwortlichen Stellung eingewirtschaftet hatte. Der Friede tat mir wohl. Und ich schrieb meine Erlebnisse nach Amerika, auch die letzten. Es kam nur ein schwaches Echo von dort. Horn schrieb nur noch alle drei Monate einmal. Erst jetzt, da ich mich wieder mit mir selber beschäftigen konnte, fragte ich mich, warum wir denn nicht schon längst einander unser Wort zurückgegeben hätten. Diese kaltgestellte, abgestandene Herzensangelegenheit hatte doch gar keinen Inhalt mehr. Als er mich rief, nach dem Tode Fritz Burghardts, konnte ich nicht handeln, war ich an das Schicksal der Meinen gebunden. Und als ich gänzlich verarmt war, da holte er mich nicht. Es waren keine erfreulichen Gedanken, denen ich mich hingab, und ich fühlte zum

erstemal, daß ich kaum noch ein Recht hätte, mich wie ein Mädchen mit Hoffnungen zu beschäftigen. Dazu war ich zu alt geworden. Aber den Absagebrief zu schreiben konnte ich mich dennoch nicht entschließen. Vielleicht wartete er darauf. Aber ich konnte nicht. Meine Karten nahmen mir nie alle Hoffnung, sie ließen immer noch eine gute Wendung offen.

„Eines Tages entdeckte Käthe eine Ankündigung in einem Wiener Blatt: es wurde für eine große, noch zu eröffnende Schloßpension in Osterreich eine Hausdame und Direktorin gesucht.“

„Ich habe mich gemeldet und bin von Herrn Walch hierher berufen worden. Wie es mir hier anfänglich erging, das habe ich ja schon neulich erzählt. Wir haben heuer die dritte Saison hinter uns gebracht, die Pension ist gut eingeführt, und ich bin zufrieden. Ohne eine neue Lebensaufgabe hätte ich nicht bestehen können. Die habe ich hier gefunden. In den Wintermonaten aber bin ich bei Käthe und ihren erwachsenen Kindern daheim; dort genieße ich jetzt wieder den Karneval so wie einst in jungen Tagen.“

„Und . . .?“ fragte ich. „Und . . .?“

Sie hatte sich erhoben und wollte schließen. Meiner dringenden Frage aber hielt sie noch einmal stand.

„Sie haben recht, Herr Werner; habe ich Ihnen so viel gebeichtet, warum soll ich Ihnen das Letzte verschweigen? Von hier aus schrieb ich doch endlich den Brief, der seit Jahren Wort für Wort in meinem Kopfe fertig war. Es ist lange keine Antwort gekommen. Jetzt aber ist sie da . . . Bernhard Horn nahm meine Absage an. Er beklagt es, daß wir so wenig vom Glück begünstigt waren und uns nicht haben finden können. Jetzt sei es wohl zu spät; er glaube nicht, daß ich mich noch in die fremden Verhältnisse schicken würde. Ihm aber winke schon lange die Möglichkeit, die Tochter seines Chefs zu heiraten und dessen Kompagnon zu werden. Er werde also wohl in diesem Hafen landen. Wir sollen gute Freunde bleiben wie bisher, er wünsche mir alles Glück für das fernere Leben und so weiter.“

Sie schlug plötzlich die Hände vor das Gesicht. Dann wischte sie sich die Augen.

„Wie töricht für ein so altes Frauenzimmer,“ sagte sie, „um so etwas zu weinen . . . Eigentlich sollte mir ja leicht zumute sein; ich sehe wieder klar in die Welt und weiß jetzt, was ich zu tun habe. Ich muß für meine beiden Nissen und meine Nichte schaffen, denn Käthe ist nicht sehr gesund. Auch die nächste Generation braucht die Tante Hildegard noch. Und für andere zu schaffen ist auch ein Glück.“

Wir reichten uns die Hände, und ich drückte die ihrige voll Achtung und Sympathie. Am liebsten hätte ich sie geküßt, diese tapfere, arbeitsfrohe Rechte. Wie reich war doch dieses scheinbar so einfache, alltägliche Leben eines alten Mädchens! Kein banales Wort der Anteilnahme wagte sich auf meine Lippen; dieses starke Wesen wird auch sein schmerzlichstes Erlebnis überwinden und mit frischem Lebensmut das tun, was es immer getan — für andere schaffen.

Danton.

Von

Karl Theodor Heigel.

Die hundertste Wiederkehr des Geburtstages des allzu früh hinweggerafften Dichters Georg Büchner (17. Oktober 1813) gab Anlaß, daß an verschiedenen deutschen Bühnen das Revolutionschauspiel „Dantons Tod“ zur Aufführung gelangte. Es fehlte ihm nicht an Beifall, doch dauernder Erfolg wird ihm wohl trotz aller packenden Dialoge und trotz der Echtheit der Porträts nirgend beschieden sein. Ein „Drama“ kann es ja überhaupt nicht genannt werden, denn von einer Handlung ist nicht die Rede, und ein Held ist der Danton des Schauspiels ebenso wenig, wie der Danton der Geschichte, wenn ihn auch bis zum Schafott seine übermütige Laune nicht verließ. Da aber durch diese Aufführungen das Andenken an den Nebenbuhler Robespierres wieder aufgefrischt, da auch vor ein paar Jahren die erste zuverlässige Sammlung der Reden Dantons veröffentlicht und neuerdings über die wichtigsten Episoden in seinem Leben durch Mulards und Scheibers Forschungen helleres Licht verbreitet worden ist, darf vielleicht der Versuch einer unbefangenen Würdigung des Vielgenannten, den Robinet als den „einzigsten Staatsmann“ und Tocqueville als den „fetteften Schandfleck“ der Revolution betrachten, auf dankbare Leser zählen.

Danton gehörte lange Zeit zu jenen Persönlichkeiten, denen durch eine apologetische Geschichtschreibung zu Unrecht der Stempel einer überragenden Genialität aufgeprägt worden ist. Die Überschätzung der Protagonisten der französischen Revolution stand im Zusammenhang mit der Tendenz, diese Umwälzung selbst als beglückende Wohltat für die Menschheit, als den eigentlichen Schöpfungstag einer neuen, besseren Zeit zu lobpreisen.

„Wenn man die Revolution für das Werk von Menschen ausgeben wollte,“ sagt Victor Hugo, „so müßte man auch Ebbe und Flut für das Werk der Wellen ausgeben!“

Das sind gleißende, klingende, dennoch nicht goldene Worte. Ebbe und Flut sind aus der Anziehung von Sonne und Mond, also aus kosmischen Einflüssen, zu erklären. Staatsumwälzungen sind Kollisionen zwischen dem bislang herrschenden Staatswillen und dem Gemeinwillen, also immer und überall Menschenwerk. An welche hilfreichen Mächte glaubt denn Victor Hugo? An den Himmel? oder an die Hölle? In dem einen, wie im anderen Falle an ein Wunder. Wunder sind inkommensurable Erscheinungen. Sie wurzeln überhaupt nicht in geschichtlichem Boden. Wir dagegen haben mit

berechenbaren Größen und Kräften, mit Menschenwerk zu tun, und es ist die Aufgabe der geschichtlichen Forschung, darzulegen, wie dieses Werk geworden ist. Und gerade in Frankreich selbst ist von neueren Forschern vieles aufgedeckt worden, was den Glanz der von Michelet und Thiers so hoch gefeierten Erscheinung verdunkelt hat. Nach Tocquevilles Forschungen muß Frankreich auf den Anspruch verzichten, daß es sich in der Revolutionszeit eigentlich schöpferisch erwiesen habe; es war im wesentlichen nur reproduktiv; die freiheitlichen Ideen, die in der Aufstellung der allgemeinen Menschenrechte Ausdruck fanden, stammen aus England und Amerika, ja einiges sogar aus dem verachteten Barbarenlande, aus dem preußischen Landrecht. Auch der neuerdings von Adalbert Wahl aufgestellten Behauptung, daß die Schreckenszeit als eine wahrhaft fruchtbare Periode der Verfassungsgeschichte und Robespierre als der Begründer des modernen, des starken Staates anzusehen sei, ist wohl kaum zuzustimmen. Die von Wahl selbst entworfene Charakteristik Robespierres macht es nicht wahrscheinlich, daß dieser ideenlose Doktrinär, der Henterschulmeister, wie ihn Taine nennt, zielbewußt den Staatsgedanken zur Herrschaft gebracht hätte. Die Rettung des von halb Europa bedrohten Frankreichs ist dem unvergleichlichen, opferwilligen Patriotismus des französischen Volkes und dem „Organisator des Sieges“, Lazare Carnot, zu danken; der Begründer des neuen Staates ist Napoleon Bonaparte.

Doch wenn auch bei genauem Zusehen die Ursprünglichkeit und Selbstständigkeit mancher sogenannten Errungenschaften der französischen Revolution zweifelhaft erscheint, — die ungeheure Wichtigkeit der ganzen Bewegung bleibt doch bestehen, und wenn sie nur der Sturmwind gewesen wäre, der die feudale Überlieferung des Mittelalters über den Haufen warf und für die Schöpfung eines neuen Staatsrechts, für die Ideen einer neuen Zeit freie Bahn öffnete! Unzweifelhaft ging die Revolution, die ein Jahrhundert früher für England eine neue politische und soziale Ära aufschloß, weiser und gerechter zu Werke. Trotzdem wird alle Welt den gescheiterten Parlamentsrednern und den gottesfürchtigen Rundköpfen in Britannien geringeres Interesse entgegenbringen, als den führenden Geistern der Konstituante, der Legislative und des Konvents. Eine Tatsache, die sich daraus erklärt, daß den Pariser Volksmännern bei all ihren Schwächen, Fehlern und Lastern eine gewisse Größe nicht abzusprechen ist und ihre glühende Vaterlandsliebe vieles verzeihlich erscheinen läßt.

Zu diesen problematischen Herrenmenschen im Bürgerkittel gehört auch der Vorkämpfer und das Opfer der Kommune, dessen Leben und Wirken wir ins Auge fassen wollen.

George Jacques Danton, geboren am 28. Oktober 1759 in Arcis-sur-Aube, studierte die Rechte und war bei Ausbruch der Revolution Advokat am Chatelet in Paris. Madame Roland nennt ihn in ihren Memoiren einen „avocat sans causes“, der nicht zu den reinlichsten seines Standes gehört habe. André Fribourg, der Herausgeber der Reden Dantons, machte einige Prozesse ausfindig, bei denen der Volksmann vor Gericht tätig war, doch ist damit wohl nicht viel bewiesen. „Ein dunkler Winkeladvokat,“ sagt Dantons Zeitgenosse

Louvet, „der bei gründlicher Abneigung gegen stetige Arbeit und bei grenzenloser Liederlichkeit sein bißchen Verdienst rasch vergeudete, ein Genußmensch, der zwar mit einem Ruck eine wunderbare Energie entwickeln konnte, dann aber wieder in völlige Schlawheit versank.“ Diese Charakteristik wird für den jungen Danton richtig sein; später ist er — dies beweisen zur Genüge seine Reden und Taten! — mit der Größe seiner Aufgaben gewachsen. An der revolutionären Bewegung nahm er sofort lebhaften Anteil; er wurde Mitglied des Jakobinerklubs und erfreute sich bald einer gewissen Berühmtheit, wie sie der Haufe denjenigen zuweist, die überall zu sehen und zu hören sind. Er hatte die Tochter des Wirtes des kleinen Café de l'école geheiratet. Der Schwiegervater, der mit der Serviette über dem Arm lächelnd von Tisch zu Tisch ging, während sein Eidam gegen die Tyrannen donnerte, gab, wie Madame Roland zu erzählen weiß, allwöchentlich einen Louisdor zur Bestreitung des Haushalts. Doch eine so bescheidene Lebensführung konnte dem Genuß- und Herrschsüchtigen nicht genügen; seinem ganzen Wesen widerstrebte die Disziplin einer feststehenden, geordneten, er bedurfte der geräuschvollen Vermirrung einer sich auflösenden Gesellschaft.

Er war, wie Madame Roland schildert und ein prachtvolles Porträt von Davids Hand bestätigt, von wahrhaft dämonischer Häßlichkeit, — das war nicht die einzige Ähnlichkeit mit Mirabeau, nur war er der Mirabeau des Pöbels, der Gasse! Schon sein Äußeres ließ ihn zum Häuptling aufständischer Rotten wie prädestiniert erscheinen. Ein riesenhafter Körper, ein Gesicht voll Blatternarben, das Garat an einen Sataren, Koederer an eine knurrende Bulldogge erinnert, struppiges Haar, zwischen den Augenbrauen eine mächtige Zornesfalte, wulstige Lippen, Eberzähne, funkelnde Augen wie die eines Luzifer, um die Mundwinkel aber ein Zug von Gutmütigkeit, — das war der Liebling des Proletariats von Paris, das sich selbst in ihm verkörpert sah! Er war der geborene Volksredner. Auf künstliche Ausarbeitung nach isokratischem Muster, wie Robespierre oder die Girondisten, ließ er sich niemals ein. Er war kein Phrasendrescher und Moralschwäzer, wie viele von den Jakobinern; er war auch nicht verrückt, wie Marat und Collot d'Herbois. „Sein Geist ist der denkbar gesundeste,“ sagt Taine, der dem Mann des 2. September trotz alledem eine gewisse Hochachtung entgegenbringt, „überdies besitzt er eine natürliche Eignung für die Politik, seine Begabung für diese ist eine so hervorragende, daß keiner seiner Mitarbeiter und keiner seiner Gegner ihn darin erreicht.“ „Danton hatte fast nichts gelernt,“ sagt Garat, der an Dantons Stelle Justizminister, später Professor der Philosophie wurde, „er hatte auch nicht den Ehrgeiz, alles erraten zu wollen, aber er hatte die Augen offen und sah mit ihnen.“ Seine Reden in der Kammer waren fast immer rein sachlich; auch im Jakobinerklub und in anderen Volksversammlungen sprach er gewöhnlich nur kurz und gemessen; doch wenn er in Aufregung geriet, war seine donnernde Rede von unwiderstehlicher Wirkung, und die eingeflochtenen, oft unflätigen und brutalen Wisse wirkten auf die Hörer berauschend. Er war imstande, die Menge in behaglichste Laune und wie mit einem Schlage in den wildesten Saumel leiden-

schaftlicher Wut zu versetzen. Fauchet gebraucht dafür den gesuchten, aber treffenden Ausdruck: „Er war ein Pluto der Beredsamkeit!“ Ein Charakter war er nicht. Er tat alles um feinetwillen, wenigstens nicht, wie Michelet und Robinet und in neuester Zeit Aulard glauben machen wollen, ausschließlich aus patriotischen Erwägungen. Gewaltherrschaft oder Freiheit waren ihm im Grunde gleichgültig; er verachtete beides; er schätzte sich auch selbst nicht, aber er liebte sich, und da er ein Sklave seiner Lüste war, sah er auch in der Politik einen sinnlichen Nizel. Daher schreibt sich auch seine von ihm selbst oft gerühmte „Vorurteilslosigkeit“. „Wir haben Kanalräumer notwendig,“ sagt er einmal im Jakobinerklub, „Leute, deren Geschäft es ist, im Schlamm zu wühlen, und wenn sie kommen, um ihren Lohn zu verlangen, darf man sich nicht die Nase zuhalten!“ Es machte ihm Spaß, die Menge aufzustacheln, zu verführen, zu beherrschen. Er berauschte sich in Politik, wie er sich in Wein betrank. Er war auch keineswegs unbestechlich; wir haben dafür Zeugnisse von Männern aus allen Lagern, von Lafayette, Mirabeau, Brissot, Mio de Melito u. a. Der königliche Hof kannte ebensogut wie Philipp Egalité den Tarif der Überzeugungstreue des grimmigsten Feindes der Krone. Der Generalprokurator Roederer, der es wissen konnte, nennt ihn „käuflich unter der Monarchie und räuberisch unter der Republik“. Danton selbst machte daraus gar kein Hehl; er nannte es „menschlich“, wie er auch seine Zügellosigkeit „menschlich“ nannte und mit seinen Ausschweifungen prahlte; die Schilderung der grenzenlosen Libertinage in Büchners Schauspiel ist nicht übertrieben. Er sah Charakter darin, ganz charakterlos zu sein. Nur weil andere nicht minder verderbt waren, aber als gespreizte Catone immer nach einem Mantel oder Mäntelchen griffen, um ihre Feilheit und Ehrsucht zu verhüllen, Danton dagegen die Laster offen zur Schau trug, wirkt sein Reden und Tun weniger widerlich und verächtlich.

Im Herbst 1790 bildete sich der Klub der Cordeliers, der Radikalsten unter den Radikalen, denen der Jakobinerklub mit seinem Ansturm gegen Staat und Gesellschaft noch zu bedächtig vorging. Der Einfluß der durch Gefindel aus den Provinzen täglich anwachsenden Extremen, deren Bund recht eigentlich Dantons Werk und Werkzeug war, wurde immer wichtiger. Sie verlangten schon vor dem Fluchtversuch Ludwigs XVI. nicht bloß die Entthronung, sondern die Hinrichtung des Königs und die Aufrichtung der Republik, als der einzigen eines aufgeklärten Volkes würdigen Regierungsform. Am 10. November 1790 erschien Danton an der Spitze einer Deputation der Gemeinde Paris in der Nationalversammlung, um die Entlassung des verräterischen Ministeriums zu beantragen. Noch nie war in diesem Sitzungsaal eine so wilde, gewalttätige Sprache gehört worden, noch nie hatte sich so offen der Gedanke ans Tageslicht gewagt, daß nicht die gewählten Deputierten als die eigentliche Volksvertretung anzusehen seien, sondern daß das Volk selbst als Souverän die Zügel ergreifen und lenken müsse. Da die Häuptlinge des Jakobiner- und des Cordelierklubs wußten, was sie wollten, die sogenannten Konstitutionellen aber in allen Farben schillerten und nur darin einig waren, daß mit dem ancien régime aufzuräumen sei, im übrigen

aber keine Ahnung hatten, was an dessen Stelle zu kommen habe, mußte den Zielbewußten und Entschlossenen die Herrschaft zufallen.

Nach dem vereitelten Fluchtversuch des Königs zieh Danton den noch vor kurzem populärsten Mann Frankreichs, General Lafayette, schonungslos der Mitschuld. Eine Adresse, welche des Königs Absetzung forderte, legte er auf dem Champ de Mars auf den Altar des Vaterlandes nieder. Die Reden, die er dabei hielt, waren der aufgelegte Hochverrat, eine wütende Aufreizung zur Umwälzung alles Bestehenden. Als er deshalb in Haft gezogen werden sollte, entfloh er aus Paris, doch kehrte er im Vertrauen auf die Gänste seiner Cordeliers bald wieder zurück, und die Regierung wagte nicht, ihn festzunehmen, obwohl auch seine Gläubiger darauf drängten. Während er noch unter Anklage stand, wurde er zum Stellvertreter des Syndikus der Kommune ernannt. Damit beginnt seine eigentliche politische Laufbahn.

Unter dem Einfluß der wachsenden Verwirrung hatte sich der Pariser Gemeinderat neben Nationalversammlung und Jakobinerklub zur dritten Macht emporgeschwungen. Nun schien sich aber endlich der beiseite geschobene König aufzuraffen; er entließ das girondistische Ministerium, löste das zum Schutze der Nationalversammlung berufene Lager bei Paris auf und kassierte den Kammerbeschluß gegen die eidweigernden Priester. Gleichzeitig richtete Lafayette an die Volksvertreter die dringende Mahnung, sie möchten eingedenk ihrer Pflicht den wankenden Thron gegen die ränkesüchtigen Jakobiner in Schutz nehmen. Die „Volksfreunde“ fürchteten, es sei beabsichtigt, eine „contrerévolution“ zu entfesseln. „Das Volk muß darauf eine Antwort geben!“ sagten Roland und Brissot und Barbaroux. Es steht fest, daß die Spektakelzenen vom 20. Juni 1792, die auch vor den Tuileries nicht halt machten, von den Girondisten ausgingen. In anderen Kreisen aber herrschte Erbitterung über die Entwürdigung des Königtums. Lafayette legte im Namen der Armee Verwahrung ein gegen die Zügellosigkeit der Piketiermänner, die der Gemeinderat bewaffnet hatte, um die königlichen Truppen zu „suppléer et corriger“. Auch in Bürgerkreisen regte sich noch etwas wie Scham über die demütigende Rolle, die Frankreichs Oberhaupt vor aller Welt zu spielen hatte. Überdies rückte die Kriegsgefahr dem heiligen Paris nah und näher. Die Preußen rückten die Mosel herauf; zu Anfang August 1792 war ein gutes Stück französischen Gebiets vom Feinde besetzt. Nicht bloß die Verfassung, sondern das Vaterland war ernster Gefahr ausgesetzt. In den maßgebenden Pariser Kreisen wußte man ja nicht, daß Marie Antoinette und ihr Gemahl tatsächlich mit den deutschen Kabinetten und Heerführern in Unterhandlung standen, aber es wurde befürchtet. Der Hof, die Priester, die Emigranten schienen sich verbündet zu haben, um mit Hilfe der Landesfeinde das alte Joch der Knechtschaft wieder auf den Nacken des Bürgers zu laden. Um diese Gefahr abzuwenden, sollte das Königtum gestürzt werden, ehe die königstreuen Elemente an den Satelliten der Tyrannen Europas eine Stütze fänden. Ein neuer Volksaufstand wurde in Szene gesetzt, diesmal nicht von den Girondisten, sondern von dem durch und durch revolutionären Gemeinderat. Der eigentliche Leiter war Danton. Tag und Nacht saßen

in der Wirtschaft zum *cadran bleu*, zum blauen Zifferblatt, die Verschworenen, um die Vorbereitungen zum Aufstand zu treffen, der zugleich den entscheidenden Staatsstreich bringen sollte.

In der Nacht vom 9. auf den 10. August begannen die Sturmglocken zu läuten, das verabredete Signal zum Angriff auf das Königsschloß und zugleich auf die bürgerliche Gesellschaft. „Totgeschlagen, wer kein Loch im Rocke hat; totgeschlagen, wer lesen und schreiben kann!“ Danton selbst nahm an den Straßenkämpfen nicht teil, aber sein Haus war nach dem unverdächtigen Zeugnis der Gattin Desmoulins das Hauptquartier der Aufständischen. Daß er sich während des Sturmes auf die Tuileries versteckt und erst nach dem Sieg der Volksmassen mit großem Säbel gezeigt hätte, wie Louvet in seinen Memoiren behauptet, ist nicht richtig.

„Im Palaste des Priamus“, berichtet Mercier, „kann es nicht entsetzlicher ausgesehen haben, als in den Tuileries nach der Niedermetzlung der Schweizer Garden!“ Das Königsschloß brennt, die Leichen der Verteidiger füllen den Schloßhof, der niederträchtigste Pöbel feiert in den goldstrosenden Sälen seine Orgien, — der Schrecken hält seinen Einzug in die Hauptstadt Frankreichs, die Revolution baut ihr System, wie Basajid seine Pyramiden aus Menschenköpfen auf.

Der König, der sich zu seinem Verderben dem Schutze der gesetzgebenden Versammlung anvertraut hatte, wurde suspendiert; ein Nationalkonvent soll berufen werden, um die Herrschaft des Volkes im Zeichen der Freiheit und Gleichheit aufzurichten. Das war die provisorische Republik, das war das Ziel der Girondins, sie haben erreicht, was sie angestrebt hatten.

Aber nicht sie haben den Sieg errungen, sondern ihre Verbündeten; dies zeigen die Folgen des Sieges. Ins neue Kabinett werden zwar Roland und noch ein paar andere Girondisten gewählt, aber neben ihnen als Justizminister — Danton!

Nach Prudhomme's Zeugnis soll der Führer der Cordeliers selbst über diese Ernennung sehr erstaunt gewesen sein. Eine Anekdote ist es wohl nur, daß er auf eine Frage: „Ja, wie bist denn du ins Ministerium gekommen?“ zur Antwort gegeben habe: „Auf der ersten Kanonenkugel, die ins Tuilerieschloß einschlug!“

Mit dem Ministerium teilt sich in die Regierung der Gemeinderat, in den jetzt an Dantons Stelle ein noch gefährlicherer Feind der bürgerlichen Ordnung eintritt, der Mann mit dem gallfarbigen Gesicht, den zugekniffenen Lippen, dem kalten Blick, dem nervösen Zucken der Wangen, der wichtigtuenden Rede, — der Mann, dem sowohl dasjenige abgeht, was aus Dantons Brust dröhnt, das Lachen, als was aus Marat stach, das Lächeln, — Robespierre.

Die Leute vom *Cadran Bleu* sind jetzt die eigentlichen Herren von Paris, von Frankreich. „Der verwegene Danton“, beteuert der Minister Roland, „hatte jetzt das Steuerruder in der Hand. Er stieß das Schiff in das stürmische Meer der wildesten Leidenschaften, er beherrschte das Volk durch seine gewaltige Stimme, seine rohen, athletischen Formen, seine schrecklichen Drohungen;

er saß allen Kollegen auf dem Nacken und zwang sie, den von ihm vorgeschobenen Schülzlingen Anstellungen zu geben. Er allein machte Vorschläge, faßte Beschlüsse, erließ die Proklamationen, ernannte die Kommissionen, setzte ihre Ausgaben fest und verschaffte ihnen das Geld; während der kurzen Zeit seines Ministeriums verfügte er eigenmächtig über viele Millionen. „Danton hat's gesagt!“ Dieses Wort genügte, um jeden Widerstand zu brechen!“

Durch offene Gewalttat waren die Erfolge des 10. August errungen. Wenn sie von Dauer sein sollen, darf der Schrecken nicht mehr dem Gefühl der Sicherheit weichen. Marat, der Leibjournalist der neuen Regierung, erklärt im *Ami du peuple*, zum Heile Frankreichs und der Menschheit seien noch 30—50 000 Köpfe abzusäbeln; er predigt offen den Mord, und das ist ganz nach dem Geschmack des Pariser Pöbels; die paar Hundert massakrierten Schweizer konnten dem heiligen Zorn des Volkes nicht genügen. Ein brutaler Fanatismus hatte sich der Menge bemächtigt. Dazu kam die Furcht, denn die Preußen, die den gestürzten Lilienthron wieder aufrichten wollen, stehen bereits vor Verdun. Man ruft, man schreit, man tobt um so lauter, je mehr man Angst hat. Die Verräter an der Nation, die Aristokraten und die eidweigernden Priester, hat man zwar in die Gefängnisse gesteckt, aber um sie unschädlich zu machen, muß ihnen, ehe die Deutschen kommen, das Lebenslicht ausgeblasen werden. *Il faut faire peur!* mit dieser Losung schreitet die Kanaille, die eben aus der Gasse hervorgetrochen war, aus Furcht, wieder in die Gasse zurückgefegt zu werden, zu den entsetzlichen Septembermorden.

Das wichtigste Problem in der Geschichte Dantons bildet die Frage: welchen Anteil hatte er an den Greueln der ersten Septemberwoche 1792? Aulard, der überzeugungstreue Anwalt der Revolution, sieht darin nur „das Produkt einer augenblicklichen und unwiderstehlichen Bewegung, welche die Panik infolge der Einnahme von Longwy und der Einschließung von Verdun hervorrief“. Danton selbst sei daran wenig oder gar nicht beteiligt gewesen. „Er war, soweit wir es beurteilen können, weder Anstifter noch Mitschuldiger an diesen Mordtaten. Wenn er auch, wie alle damals an der Spitze stehenden Persönlichkeiten, die widerlichen Szenen von der Rednertribüne herab nicht offen beklagen durfte, so verhinderte er wenigstens ihre Ausbreitung, indem er sich der Überführung der verhafteten Verdächtigen in das Weichbild von Paris widersetzte und zur Rettung eines verdächtig gewordenen gefeierten Mannes von 1789 seine eigene Popularität aufs Spiel setzte. Unter seinen Genossen trug er vielleicht am meisten dazu bei, das Blutvergießen zu verhindern und die Wiederherstellung zu beschleunigen. Nicht Danton ist für das Blutvergießen verantwortlich zu machen, sondern Marat oder vielmehr die rohe Erziehung eines Volkes, das unter dem alten Regiment nicht hatte lernen können, das Leben des Nächsten zu achten, und dessen Vaterlandsliebe sich infolge der Annäherung der siegreichen Preußen in wilde Wut verwandelt hatte.“

Dagegen erblickt der Geschichtschreiber der Schreckensherrschaft, Mortimer-Ternaur, in den Septembermorden „das Ergebnis eines lange vorbedachten

Verbrechens". Auch Scheiber hebt mit Recht hervor, daß ja nicht das Volk die Mordtaten ausgeführt habe, sondern nur eine Rotte von etwa 300 Meuchelmördern, die von Rädelshführern zu einem bestimmten Zweck gedungen war: die Konventswahlen sollten unter dem Einfluß des Schreckens vor sich gehen!

Jedenfalls steht fest, daß die Septembermorde in erster Reihe als Wert der revolutionären Kommune anzusehen sind, der „Vorurteilslosen“, denen auch der Meuchelmord für erlaubt galt, um den Verrat der „Schranzen und Schwarzröcke“ abzuwehren.

Mit dieser Feststellung ist auch schon erwiesen, daß es nicht statthaft ist, die ganze Schuld, wie Sybel und Häuffer es sich erlaubt haben, auf Danton zu laden. Der Plan wird wohl, wie Lulard meint, von Marat, dem „Gewissensrat der Kommune“, herkommen, und die Genossen vom Stadthaus waren gern damit einverstanden, um sich die Wähler von Paris gefügig zu machen.

Ob aber Danton, wie auch Scheiber es verlangt, von jeder Mitschuld freizusprechen ist, darf wohl bezweifelt werden. Schon Robinet suchte dazutun, daß der Justizminister weder die Pflicht noch die Macht hatte, die Greuel zu verhindern. Das ist aber nicht die Hauptsache. Der Justizminister hatte vielleicht nicht die Macht, wohl aber der Tribun, der die Massen wie die Herden leitete, dem immer eine Meute hungriger Mäuler und plünderungslüsterner Strolche zur Verfügung stand, so daß er in jenen Tagen als der Herr von Paris gelten konnte. Er selbst nahm wiederholt zu seinem Ruhm in Anspruch, daß er nicht bloß um alles gewußt, sondern den ganzen Plan erfunden und die Ausführung geleitet habe. Das brauche deshalb nicht wahr zu sein, sagt Scheiber, das habe Danton nur behauptet, um nach der Katastrophe als Retter und Befreier zu erscheinen. Doch wie läßt sich dann vieles in den Reden Dantons erklären, was nur als Einleitung zur Katastrophe vom 2. September gedeutet werden kann? So oft er die Rednertribüne bestieg, erhob er Klage über den Verrat des Hofes, betonte er die Notwendigkeit einer Bestrafung der Verräter im eigenen Lande. Die vom Gesamtministerium am 25. August erlassene Proklamation erklärte, es müsse etwas geschehen, um den Tyrannen begreiflich zu machen, daß Frankreich die volle Freiheit für sich verlange, daß der Hochmut alles dessen, was Frankreich noch an inneren Feinden habe, zerschmettert werden müsse. Am 28. August hielt Danton eine große Rede zur Verteidigung der von ihm angeordneten Hausdurchsuchungen. Er verglich Frankreich mit einem den wildesten Stürmen preisgegebenen Schiff, dessen Mannschaft alles, was sie dem Untergang aussetze, ins Meer schleudern dürfe; so habe auch Frankreich das Recht, alles auszustoßen, was die Nation ins Verderben stürzen könnte. Wenn es 30 000 Verräter gebe, so müsse man die 30 000 morgen in Haft bringen. Ein Rundschreiben Marats, das offen zum Massenmord in ganz Frankreich aufforderte, wurde unter dem Ruvert des Justizministeriums versendet; dies konnte doch wohl kaum ohne Wissen und gegen den Willen des Justizministers geschehen. Am 30. August sagte Danton in der Nationalversammlung:

„Es muß etwas geschehen, was den Royalisten Furcht einflößt!“ Und am Vorabend der neuen Bartholomäusnacht, als Sturmläuten und Kanonenschüsse das Zeichen zum Blutbad gaben, rief er: „Das Sturmläuten, das wir jetzt hören, ist nicht das Zeichen einer Gefahr, sondern das Signal zum Angriff auf die Feinde des Vaterlandes. Um sie zu besiegen, meine Herren, braucht es nur Kühnheit, nochmals Kühnheit, immer Kühnheit, und Frankreich ist gerettet!“

Wenn also Danton, wie auch Laine annimmt, noch so viel menschliches Gefühl besaß, daß er am 2. September die Handhabung der Nähmaschine nicht selbst übernahm, so hatte er doch an ihrer Herstellung mitgearbeitet, und dem Versuch, ihn von jeder Mitschuld reinzuwaschen, dürfte nicht zuzustimmen sein.

Und wie sah die von Danton geheischte Kühnheit aus? Wie wurde der „Kampf mit dem inneren Feind“ geführt?

Den vom Überwachungsausschuß der Kommune ausgeschiedenen Banden öffneten sich am 2. September die Tore der Gefängnisse. Zunächst wurden 24 Gefangene, meist eidverweigernde Priester, aus dem Depot der Mairie abgeholt, um sie nach der Abbaye überzuführen. Der Pöbel begann mit Schmähungen und Drohungen, die Wut steigerte sich, endlich stürzte sich die Kanaille auf die Wehrlosen, stach mit Piken und Säbeln blindlings in die Wagen, bis sich nichts mehr regte, bis der letzte Schmerzensruf erstorben war und das Blut durch die Fugen der Wagen auf das Pflaster sickerte. Dann brachen die „Freiwilligen aus Marseille“ und andere Rotten nach allen Gefängnissen der Stadt auf. Die Gefangenen wurden aus den Zellen geschleift, verhöhnt, mißhandelt, geschändet, ermordet. 1368 Menschen fielen den bluttrunkenen Bestien zum Opfer, Bischöfe, Priester, Edelleute, Richter, Generale, die bekanntesten Persönlichkeiten der Nation, aber auch Straßengungen, Diebe, arme Weiber aus dem Volke, Kinder und Säuglinge! Der Moloch der Volkswut fragte nicht nach Alter, Stand, Geschlecht. Kinder ließ man das Blut der Ermordeten trinken, Weiber verstümmelten noch die Leichen in graufigster Weise. Doch wozu noch länger verweilen bei Szenen, die kein Höllenbreughel schauerlich genug schildern könnte! Das Mitgeteilte genügt, um die Triebfeder und die Grausamkeit der Freveltaten, deren Blut auch an Dantons Händen klebt, zu kennzeichnen. Sechs Tage lang dauerte das Morden. Die Kommune leugnete zwar jede Gemeinschaft mit den Banditen ab, ließ ihnen aber zugleich ihren Schutz angeheißen. Es war eine plumpe Komödie, deren Frivolität heute aufgedeckt vor aller Augen liegt. Ihr Zweck wurde aber erreicht. Die Konventswahlen brachten in Paris der Kommune einen vollen Sieg.

Neben Collot d'Herbois, Marat, Desmoulins, Robespierre wurde auch Danton in die neue Volksvertretung gewählt, allerdings nicht wie Robespierre schon am 5. September, sondern erst am 6., aber mit einer ungeheuren Mehrheit, wie sie kein anderer Gewählter aufzuweisen hatte.

Wenn wir die Auslegung Alarids, Danton sei nicht einmal der Mitschuldige an den Septembermorden gewesen, nicht billigen konnten, wenn uns

nur allzu vieles an den — nach Mommsens Wort — ebenso durch seine Ruchlosigkeit wie durch seine Begabung hervorragenden Catilina erinnert, so unterscheidet sich Danton in einem Punkt zu seinem Vortheil von dem anarchistrischen Aristokraten: er liebte unzweifelhaft sein Vaterland, und man darf wohl sagen: er trug, als halb Europa gegen Frankreich anstürmte, nicht wenig zur Rettung des gefährdeten Staates bei.

In Paris behielten, wie erwähnt, die Radikalen die Oberhand; aber in den Provinzstädten und auf dem flachen Lande gestaltete es sich anders. Die große Mehrheit des Volkes war des Willens, daß endlich die freie Republik anfangen und die Revolution aufhören. Die Leute vom Berg gewannen überhaupt nur etwa 50 Sitze, die Gironde 180, die übrigen 500 Mandate fielen der Plaine zu, gemäßigten, bedächtigen, zurückhaltenden Elementen, die im ganzen mehr zur Gironde als zum Berg neigten, wenn auch den meisten die Sicherung der Republik durch den Tod des Königs erwünscht schien.

Unter solchen Umständen hielt es auch Danton, trotz gelegentlicher Wutausbrüche immer ein besonnener Rechner, für geraten, von der äußersten Linken etwas abzurücken. Es geschah wohl ebenso im eigenen, wie im Staatsinteresse, daß er, nachdem er seinen Ministerposten aufgegeben hatte, für eine Einigung der Parteien tätig war. „Bisher“, sagt er am 21. September, „hat man das Volk aufgerüttelt, weil es den Kampf gegen die Tyrannen galt. Jetzt aber müssen die Gesetze ebenso streng gehandhabt werden gegen die Feinde des Gesetzes, wie sie vorher zur Zerschmetterung der Tyrannei dienten.“ „Fürs Vaterland will ich nicht bloß gern meinen Leib opfern, sondern auch meinen Feind umarmen!“ Aus dem nämlichen Grunde müsse auch jeder Übertreibung gesteuert, es müsse offen ausgesprochen werden, daß jedem sein Eigentum unverletzlich verbleiben soll. Als im Konvent die Bestrafung der semptembriseurs verlangt wurde, suchte Danton mit klug ausweichenden Worten den drohenden Streich abzuwenden. Wohl werde jeder gute Bürger, sprach er, über jene blutigen Tage geseufzt haben, aber jedem werde es auch klar gewesen sein, daß keine menschliche Macht imstande gewesen wäre, das Übersäumen der nationalen Rache einzudämmen. Man müsse sich darauf einigen, Geschehenes geschehen sein zu lassen. „Ein wahrer Patriot muß in Zeiten einer Revolution das Gute tun und sofort darauf vergessen, wie der Strauß seine Eier in den Sand legt, ohne sich weiter um ihr Schicksal zu bekümmern.“ Als am 25. September der Anwille der Versammlung über die Ausbreitungen des Pöbels noch heftiger losbrach und Robespierre offen des Strebens nach der Diktatur bezichtigt wurde, nahm ihn Danton in Schutz; es sei einfach undenkbar, sagte er, daß es einen so verworfenen Sohn des Vaterlandes geben könnte. Zugleich gab er aber dem Anwillen seiner Mitbürger den greulichen Marat preis und stellte jeden Anteil an den finsternen Plänen dieses schlimmsten Feindes seiner eigenen Partei in Abrede. Er suchte sogar Fühlung mit der Gironde zu gewinnen, mit den anständigen Leuten, die es „müde waren, schmutzig und blutig zu sein, wie die neugeborenen Kinder, Särge zur Wiege zu haben und mit

Röpfen zu spielen". Er ließ in seinem Bemühen auch dann nicht ab, als ihn Barbaroux mit dem grausamen Wort zurückwies, die Tugend könne nie mit dem Laster Hand in Hand gehen. Die in jenen Tagen gehaltenen Reden Dantons haben samt und sonders die Tendenz: eine Versöhnung der Parteien muß zustande kommen, damit die ganze Kraft Frankreichs gegen den Landesfeind ins Feld geführt werden kann. Zugleich war er auch bestrebt, im Ausland für Frankreich und die Freiheit Bundesgenossen zu werben. Es ist Robinet's Verdienst, zuerst über die Beziehungen Dantons zu England genauere Kenntnis verbreitet zu haben; freilich dürfte er die Bedeutung des Tribünen für die auswärtige Politik doch allzu hoch eingeschätzt haben. Danton gehörte zu den wenigen Franzosen, die Englisch verstanden; er benutzte diese Kenntnis, um mit Thomas Paine, dem Verfasser von „The rights of man“, und anderen einflussreichen Whigs in Gedankenaustausch zu treten. Das freie und aufgeklärte, wenn auch monarchisch regierte England sollte der von den Tyrannen des Kontinents bedrängten Republik Hilfe leisten oder doch wenigstens ihren Feinden keine Unterstützung leihen. Doch das stürmische Vorwärtsdrängen der revolutionären Ultras ließ schließlich auch der englischen Regierung die Abwehr der wahnwitzigen Feinde der Gesellschaft geboten erscheinen. Andererseits wurde Danton selbst durch das Liebäugeln mit den „Furchtsamen und Feigen“ bei den eigenen Parteigenossen verdächtig. In einem Briefe Courtois' wird der Haß Marats und Robespierres ausdrücklich auf die schon seit September 1792 von Danton eingeschlagene Politik der Mäßigung zurückgeführt. Es beginnt, wenn auch vorerst noch nicht im Licht der Öffentlichkeit, der Kampf zwischen dem Blutmessias Robespierre und dem menschlicher fühlenden Danton.

Vorerst war aber Danton noch nicht gesonnen, seine Volksbeliebtheit zu opfern, und diese war nur durch Anschluß an das radikale Programm zu behaupten. Im Oktober ließ er sich sogar zum Präsidenten des Jakobinerklubs sowie zum Mitglied des comité de constitution wählen. Gleichzeitig gab er sich aber Mühe, Dumouriez und Kellermann, die Vertreter der gemäßigten und der fortschrittlichen Richtung in der Armee, zu versöhnen. Es sollte eine Formel ausfindig gemacht werden, in welcher sich alle Parteien hätten einigen können.

Man tut Danton wohl nicht Unrecht, wenn man annimmt, daß er bei diesen Bemühungen immer auch an die eigene Macht dachte, und aus seinem Charakter erklärt sich, daß er den eigenen Wünschen zum Trotz manchen Plan bald wieder am Boden nachschleifen ließ.

Während in der Nationalversammlung der leidenschaftliche Streit zwischen Gironde und Berg ausbrach, verweilte Danton als Konventskommissär in Belgien. Er sollte dort untersuchen, inwieweit die Klagen Dumouriez' über die Armeeverwaltung begründet seien, und auf seinen Bericht wurde auch die Abstellung eingerissener Mißbräuche angeordnet. Dagegen ließ sich der Herr Kommissar auch durch das Widerstreben Dumouriez' nicht abhalten, aus dem eroberten Gebiet unerhörte Brandschatzungen einzutreiben. Da weder für die Dieberei noch für die Uneigennützigkeit Dantons bestimmte Beweise vorliegen,

mag dahingestellt bleiben, wie viel von den erbeuteten Summen — nach Dantons Erklärung — zum Stopfen der hungrigen Mäuler von Paris verwendet werden mußte, wieviel in die eigene Tasche des Mandatars der französischen Regierung wanderte. Auch in der Frage, was mit dem eroberten Belgien gemacht werden sollte, nahm Danton weder auf die Warnungen Dumouriez' noch auf sein früheres politisches Programm Rücksicht. Obwohl auch die Bevölkerung erbitterten Widerstand leistete und obwohl durch die Vergewaltigung Belgiens ein gutes Einvernehmen zwischen England und Frankreich unmöglich gemacht wurde, forderte er im Konvent zur Einverleibung des Nachbarstaates auf. Wenn man die guten Franzosen, sagte er zu Dumouriez, zur Ordnung zurückführen wolle, dürfe man sie in dieser auswärtigen Frage nicht vor den Kopf stoßen. Das freie Selbstbestimmungsrecht eines Volkes zu opfern, war er als echter Franzose sofort bereit, da sich zu einer Vergrößerung Frankreichs Gelegenheit darbot. Freilich, das Schlagwort „Freiheit“ gab er nicht auf. „Was wäre das für eine Politik,“ erklärte er im Konvent, „wenn ein großes Volk einem anderen die Freiheit gibt und zu einer Verfassung verhilft, dann aber es im Stiche ließe?“ Es werde zwar eingewendet werden, daß das Ausland eine so beträchtliche Ausbreitung der Republik nicht dulden werde, doch die Grenzen Frankreichs seien von der Natur selbst gezogen: Rhein, Alpen, Ozean!

Zu den Konventsitzungen über das Schicksal des Königs ging Danton nach Paris. Er traf unmittelbar vor der letzten entscheidenden Abstimmung ein und wurde mit freudigem Beifall empfangen. Daß er in diesen Tagen, wie Graf Theodor Lameth in seinen Memoiren behauptet, sich erboten haben soll, den König zu retten, wenn ihm die royalistische Partei binnen einer Woche eine Million zur Gewinnung der notwendigen Stimmen zur Verfügung stellen würde, ist höchst unwahrscheinlich. Bei der Abstimmung im Konvent stimmte er für den Tod des Königs mit dem Beifügen, er sei sich darüber klar, daß es sich um einen Mord handle, doch fürs Vaterland dürfe man auch ein Verbrechen nicht scheuen. Nachdem er sich zur Organisation der französischen Partei in Belgien nochmals auf kurze Zeit dorthin begeben hatte, kehrte er im März 1793 nach Paris zurück.

Die Streitsucht der Parteien, die Umtriebe der ehrsüchtigen Demagogen, die Verwirrung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens hatten hier ihren Höhepunkt erreicht. Frankreich war dadurch trotz der lahmen Kriegsführung der deutschen Armeen aufs äußerste gefährdet. In einer großen Rede forderte Danton am 27. März die allgemeine Volksbewaffnung; jedem Franzosen soll der Staat zum wenigsten eine Pike geben, mit diesen Piken soll der äußere wie der innere Feind bezwungen und die Rückkehr unter das Joch eines Königs ein- für allemal unmöglich gemacht werden! Wenn er ein andermal das Revolutionstribunal zur äußersten Strenge mahnte und jedes gewaltsame Vorgehen gegen Reaktionen von vornherein für straffrei erklärt wissen wollte, so waren diese brausenden Freiheitsreden wohl mehr darauf berechnet, das Volk darüber zu täuschen, daß er an den Ausschweifungen der Schreckensherrschaft nicht länger teilnehmen und die Bahn einer gemäßigten Politik einschlagen

wollte. Er hatte in Belgien am Regieren Geschmack gefunden, er verachtete das Tohu-Wabohu der verrückten Schreier des Bergs, er war des Schlachtens müde, der Zügellosigkeit des Pöbelregiments sollte ein Ende gemacht, eine starke Regierungsgewalt sollte aufgerichtet werden. Deshalb näherte er sich abermals den Girondisten, und es kam auch eine Art Versöhnung zustande. Raum war aber der Bund geschlossen, erlitt die Politik, welcher er dienen sollte, eine furchtbare Niederlage. Dumouriez, am 18. März bei Neerwinden vom Herzog von Koburg geschlagen, faßte den Entschluß, dem kopflosen Treiben in Paris, dem er die Schuld an seiner Niederlage beimaß, ein Ende zu machen, die Armee gegen den Konvent zu führen und das Königtum wiederherzustellen. Da aber die Truppen nicht willens waren, am Abfall ihres Generals teilzunehmen, floh dieser mit dem Prinzen von Orleans und einigen Offizieren am 5. April ins österreichische Lager. Raum war die Nachricht nach Paris gelangt, erhob der Girondist Lasource im Konvent seine Stimme gegen Danton, den er der Mitschuld am Verrat seines Freundes und des Strebens nach der Diktatur bezichtigte. Danton warf sich mit der Wut eines angeschossenen Ebers gegen den Ankläger, und die Männer vom Berg spendeten dem glücklich bekehrten Genossen jubelnden Beifall. Als er seine donnernde Rede mit den Worten schloß, er wolle nicht eher ruhen, bis er die schwazenden Starmäße zu Staub zermalmt hätte, waren Berg und Ebene bereit, dem Vorschlag Dantons entsprechend eine stärkere Regierungsgewalt zur Niederwerfung des inneren Feindes ins Leben zu rufen. Ein „Auschuß für öffentliche Wohlfahrt“ sollte alle Kräfte der Nation zu seiner Verfügung haben; ihm soll die höchste Exekutive sowie ein wichtiger Anteil an der Gesetzgebung zustehen; er soll die Minister „ernennen, antreiben und überwachen“.

Danton selbst trat in den Wohlfahrtsauschuß ein, und da ihm von den Kollegen keiner gleichkam an Begabung und Ansehen, konnte er im Sommer und Herbst 1793 als der legitime Träger der höchsten Staatsgewalt gelten. In der äußeren Politik schlug er zum Heil des Staates neue Wege ein. Hauptsächlich auf sein Betreiben wurde mit dem bisher von der republikanischen Regierung vertretenen Grundsatz, daß mit allen Kräften die Einführung republikanischer Verfassungen in den Nachbarstaaten anzustreben sei, gebrochen; er setzte einen förmlichen Beschluß des Konvents durch, daß Frankreich sich in keiner Weise in die inneren Angelegenheiten anderer Mächte einmischen wolle. Er war für ein Bündnis mit Schweden tätig; er suchte Preußen durch freundschaftliche Unterhandlungen von der Verbindung mit Osterreich abziehen und auf solche Weise die Koalition gegen Frankreich zu sprengen. Lauter Maßnahmen, die von dem common sense des Volksführers günstiges Zeugnis ablegen!

Doch auf die Dauer konnte Danton seine Machtstellung nicht behaupten.

Allzuvielen sahen schon mit Mißtrauen oder Eifersucht oder Groll auf den „korrupten Emporkömmling“. Für die Girondisten war er der septembriseur, der Rädelsführer der Marseiller Mordbande. Robespierre war, man wird es wohl so nennen dürfen, neidisch auf die Erfolge und die Über-

legenheit des Kollegen. Die Proletarier zürnten dem reichgewordenen Genossen, der ein Prasserleben führe, wie ehemals die verhassten Finanzpächter des ancien régime. „Haben wir deshalb den König geköpft,“ so murrte es auf den Straßen und in den Winkelkneipen, „damit die Leute, die uns dazu antrieben, jetzt selbst mit dem Lüzus und den Lastern der Höflinge Parade machen, damit sie uns schamlos vor Augen bringen, daß ihnen das Volk nur ein Werkzeug und die Revolution nur eine Spekulation war!“

Als sich die Anzeichen eines neuen kommunistischen Staatsstreiches mehrten, versuchte Danton nochmals, die Gironde auf seine Seite zu bringen. In den Lustgärten von Sceaux kam — bezeichnenderweise bei schwelgerischem Mahle — eine Zusammenkunft zustande. Doch brachte sie nicht die gewünschte Einigung. Danton forderte Amnestie für alles, was der Vergangenheit angehöre. Guadet lehnte ab, und auch die zwischen Danton und anderen Girondisten fortgesetzten Vermittlungsversuche führten nicht zum Ziel. „Zwanzig Male,“ sagte Danton später zu Garat, „zwanzig Male habe ich ihnen Frieden angeboten; sie haben ihn abgewiesen, um mich zu verderben; sie allein haben die Pöbelherrschaft auf dem Gewissen, welche sie aufgefressen hat und uns alle auffressen wird!“

Die Vereitlung seiner Absicht weckte in ihm wieder den „Mirabeau der Gasse“. Er war nun einmal an den Pöbel geschmiedet, nun sollte er ihm auch helfen zum Rachewerk. „Wir sind in der Minderheit,“ erklärte er im Jakobinerklub, „wir sind ja nur eine Haufe Elender, die, so lange sie betrunken sind, patriotisch denken und handeln. Unser Marat ist ein wütender Hund, Legendre ist höchstens zum Fleischhacker gut genug, andere sind Ignoranten, — tut nichts, wir alle haben eine gemeinsame Aufgabe, wir müssen losgehen gegen die Girondisten, sonst ziehen sie uns zur Rechenschaft über die Septembermorde und für den Tod des Königs! Wir können nicht anders handeln, und wir sind auch den anderen überlegen, denn auf unserer Seite steht die Kanaille!“ Die zynischen Worte gefielen den Hörern, es wurde eine Proskriptionsliste aufgesetzt, etwa dreihundert Mißliebige sollten dem Vaterland geopfert werden. Doch Robespierre wollte keinen Gewaltakt des Volkes, der Konvent selbst sollte sich verstümmeln. Der 31. Mai brachte denn auch den Sturz der Gironde. Danton spielte dabei eine Hauptrolle; er und seine Genossen verlangten so stürmisch die Reinigung des Vaterlandes von treulosen Verrätern, und die auf dem Platz tobende Menge sekundierte so bedrohlich, daß der Konvent erschrocken die bisher hochverehrten Führer dem Henkersbeil auslieferte.

An der Spitze der Sieger stand Danton, aber in den Wohlfahrtsauschuß kamen immer mehr Anhänger Robespierres. Nach den Siegen der Deutschen und der Vendéer stieg die Aufregung im Lande aufs höchste. Das von Carnot erlassene allgemeine Aufgebot brachte nahezu eine Million ins Feld; aber diese bewaffneten Sanskulottes hatten nicht bloß das Vaterland gegen die Truppen der „Tyrannen“ zu schützen, sie halfen zugleich die Tyrannis Robespierres aufrichten, denn wer dem neuen Herrn von Paris widerstrebte, war ein Feind des Vaterlands, — unter diesem Titel konnten Robespierre und

Hébert und Henriot halb Frankreich septembrisieren. Ein furchtbares Morden begann in allen Städten. Nicht bloß der Guillotine fielen Tausende zum Opfer; in Lyon und Toulon ging man mit Mitrailaden, mit Kartätschen gegen Schuldige und Verdächtige vor; in Nantes wurden sie auf Schiffe mit Falltüren gebracht und ersäuft. „Da es zwischen dem Volk und seinen Feinden“, so erklärte St. Just im Konvent, „nichts Gemeinsames gibt, als das Schwert, müssen diejenigen, die sich nicht durch Gerechtigkeit regieren lassen wollen, durch Eisen regiert werden.“ Seit den Tagen der Jacquerie, des Bauernaufstands um die Mitte des 15. Jahrhunderts, war eine so ungeheure und sinnlose Zerstörungssucht gegen Menschenleben und menschliche Kultur nicht mehr aufgetreten. Wenn man nach dem Grund des kannibalischen Wütens forscht, so wird man bei Vielen aufgepeitschte Blutgier, bei Tausenden und Hunderttausenden aber die Furcht als treibenden Faktor bezeichnen dürfen. „Durch Schrecken herrschen!“ war die Losung der Führer; durch Schrecken das eigene elende Leben schützen, war die Absicht ihrer Werkzeuge.

Danton hatte sich seit dem Sturz der Gironde mehr und mehr vom öffentlichen Leben zurückgezogen. Die maßlose Steigerung der Greuel widerte ihn an, doch er hatte die Hoffnung aufgegeben, für Frankreich bessere Zustände heraufzuführen. Er hatte sich in seiner Vaterstadt mit einem jungen, hübschen Mädchen verheiratet; in behaglichem Privatleben wollte er seine Tage beschließen. Dies war aber für einen Mann, der selbst die Bewegung in einen reizenden Strom verwandelt hatte, und in einer Zeit der wildesten Aufregung nicht möglich.

Im Konvent verschärfte sich mit jedem Tag der Gegensatz zwischen den Enragés, den schrankenlos wütenden Anhängern der Kommune, und den Indulgents, die an Dantons gemäßigtem Programm festhielten. Robespierre stand anfänglich auf Seite der letzteren. Als im Dezember der Zurückgezogenheit Dantons verräterische Motive zugeschrieben wurden, verteidigte ihn Robespierre auf der Tribüne des Jakobinerklubs. Aber hören wir zu, wie er ihn verteidigt: „Danton, du bist angeklagt, daß du auswandern wolltest; man sagt, du seiest nach der Schweiz geflohen, und deine Krankheit sei ein erlogener Vorwand, um deine Flucht zu verdecken. Man sagt, dein Ehrgeiz verlange darnach, unter einem Ludwig XVII. die Regentschaft in die Hände zu bekommen; es sei für einen bestimmten Zeitpunkt alles vorbereitet, um das Königtum auszurufen; du seiest das Haupt der Verschwörung; nicht Pitt, nicht Koburg, nicht England, nicht Österreich seien unsre schlimmsten Feinde, sondern du, das Haupt einer Verschwörung, die sich gegen das Leben des ganzen französischen Volkes richtet, — kurz, es sei nötig, dir den Kopf abzuschlagen!“ Dann verteidigt der Redner den Kollegen, aber die Anklagen selbst waren von keinem anderen so nackt, so drohend formuliert worden, wie in dieser Einleitung zu seiner Verteidigung.

Noch galt es aber, vorher Schulter an Schulter mit den Dantonisten den Schlag gegen Hébert und den anmaßlichen Gemeinderat auszuführen. „Sachte, sachte!“ pflegte Fouquier-Tinville, der Vorsitzende des Revolutionstribunals, zu mahnen, wenn die Gefangenen vor die Schranken

gezerrt wurden, „nur immer in der Reihe geblieben! Es kommt jeder von Ihnen dran!“ —

Im März 1794 wurde der von Hébert ins Werk gesetzte Volksaufstand niedergeschlagen, der Anstifter dem Fallbeil überliefert.

Noch in der nämlichen Woche aber wurde auch Danton verhaftet. Es waren wiederholt Versuche gemacht worden, die alten Freunde Robespierre und Danton auszusöhnen, doch zwei Zusammenkünfte waren erfolglos geblieben. Robespierre vertrat die Notwendigkeit strengster Verfolgung der Royalisten und ihres Anhangs. Die Royalisten müsse Strafe treffen, meinte Danton, aber nicht Unschuldige! „Wer sagt dir,“ entgegnete Robespierre, „daß wir einen Unschuldigen haben umkommen lassen?“ — „Hörst du, Paris!“ rief Danton einem mitanwesenden Freunde zu, „es ist kein Unschuldiger umgekommen!“ Mit diesen Worten wandte er Robespierre den Rücken und verließ das Zimmer.

Nun erklärte er selbst den Parteigenossen, es sei an der Zeit, zu handeln; aber er konnte sich zu entschiedenem Vorgehen nicht aufraffen. „Sie werden nicht wagen, Hand an mich zu legen!“ sagte er und versank wieder in sein schlaffes Hinbrüten.

Danton hatte einmal über St. Just, in dem in widerwärtigster Weise der kokette Elegant und der schmutzige Bluthund vereinigt waren, gespottet: „Der hoffärtige Wicht trägt seinen Kopf, wie der Priester das Venerabile!“ St. Just hatte den Witz erfahren und darauf erwidert: „Gut, ich werde machen, daß Danton seinen Kopf trägt, wie der hl. Dionysius (d. h. unterm Arm)!“ Jetzt löste er sein Wort ein.

Danton wurde von Freunden gebeten, schleunigst Paris zu verlassen. „Abreißen?“ sagte er, „kann man sein Vaterland an den Schuhsohlen mitnehmen?“ Er blieb. St. Just aber erhob nun wirklich Anklage gegen Danton, Desmoulins und Genossen als Hochverräter an der Republik. Robespierre hatte scheinbar nur zögernd eingewilligt; wie er in Wahrheit gesinnt war, zeigt sein Verhalten bei der Verhaftung. Unmittelbar nach der Unterzeichnung des Befehls zur Gefangenennahme, der mit Befehl zur Hinrichtung identisch war, forderte er Danton, wie es in früheren Tagen häufig geschehen war, zu einem Ausflug vor die Barriere auf und brachte ihn im eigenen Wagen nach Hause zurück. Hier warteten bereits die Schergen des Sicherheitsausschusses. —

Vor dem Revolutionstribunal verteidigte sich der Angeklagte mit wildem Angestüm und verzweifelter Laune. Um Namen und Wohnung befragt, antwortete er: „Meine Wohnung wird bald das Nichts sein, und meinen Namen finden Sie im Pantheon der Weltgeschichte!“ Er forderte Gegenüberstellung seiner Ankläger, und die überlegene Ruhe seiner Rechtfertigung, der grausame Spott, mit dem er Richter und Zeugen überschüttete, die Löwenstimme, die bis zu den vor dem Gerichtsgebäude angesammelten Volksmassen hinabdrang, machten so gewaltigen Eindruck, daß St. Just im Konvent den Antrag stellte, den Angeklagten außer Debatte zu setzen. Danton schäumte vor Wut, doch aller Widerstand war vergeblich; er wurde geknebelt und abgeführt.

Am 5. April wurde er zum Schafott gefahren. Als der Karren am Hause Robespierres vorbeikam, rief Danton hinauf: „Robespierre, mein Souverän! In drei Monaten sehen wir uns wieder!“ Dann fing er an zu singen, dann brach er plötzlich ab, von Schwäche übermannt — vielleicht hatte ihn inmitten des gaffenden und johlenden Volkes ein Kind in Trauerkleidern an den 2. September gemahnt! — Er klagte: „Mein armes Weib!“ Doch rasch gewann er die Fassung wieder. „Danton! Ein Danton darf nicht schwach sein!“ Als die Menge bei seinem Erscheinen auf dem Schafott in Jubel ausbrach, rief er: „Ruhig, Kanaille!“ so mächtig hinunter, daß augenblicklich Stille eintrat. Er wollte seinen Freund Herault de Sechelles, der nach ihm hingerichtet werden sollte, umarmen; als es die Henker verhinderten, sagte er: „Nun gut! So werden sich unsere Köpfe im Sacke küssen!“ —

So starb ein Mann, in dem alle Vorbedingungen zu einem großen und glücklichen Dasein erfüllt waren, nur eine fehlte: Charakter! Keiner anderer kannte die verbrecherische Bande, die ihn, so lange er ihre Verbrechen teilte, vergöttert hatte und, als er über ihre Gemeinheit hinausgewachsen war, seinen Tod bejubelte, so gut wie er; keiner verachtete sie so, wie er, aber er hatte nicht den Mut, sich von den Verworfenen ehrlich loszusagen, und er traute sich nicht die Kraft zu, die Hölle geister, wie es Condorcet von ihm gehofft hatte, in ihren Pfuhl zurückzubannen. Bei aller Einsicht Zweideutigkeit, bei aller Stärke Unschlüssigkeit, bei aller Herrschsucht Schlaffheit; es gab kein anderes Ende für ihn, es war der natürliche Ausgang eines überreizten, überfüllten, für die Welt überflüssigen Sinnenmenschen!

Es war nicht ein edler Geist, der am 5. April 1794 der rohen Gewalt erlag. Und doch!

Eine Stacheldistel hebt stolz und frech ihr Haupt über den wogenden Ähren. Die häßliche Distel! pflegt man zu sagen. Doch wenn man näher zusieht, wird man gewahr werden, daß einzelne Bestandteile, Blätter, Kelche, Staubfäden, bewundernswert geformt und gegliedert sind. Und man wird sich, obwohl die Distel ein Unkraut ist, des Mitgefühls nicht erwehren können, wenn ein des Weges ziehender Wicht ihr den hochgetragenen Kopf abschlägt.

Auf der altjapanischen Heerstraße.

Wanderung von Tokio nach Kioto.

Von

Marie von Bunsen.

Motto:

Wohin sie auch führt,
eine Reise öffnet die Augen.

(Kento Boshi, 14. Jahrhundert.)

Kawasaki, 10. Mai 1911.

Aus einer Seladonschale trinke ich aromatischen, hellgrünen Tee, sitze auf Seidentissen an der Brüstung und sehe auf die Terrasse hinab. Anspruchslos geschmackvolle Holzhäuser; hier ein aus malerisch verwitterten Holzstämmen gefügtes Portal, hier ein hübsch durchbrochener Verschlag. Graue Ziegeldächer; an den Ecken, nach der Straße zu, haben die Ziegel gefällige Ornamente, heraldische Löwen oder Blumen, bewunderungswürdig in den Kreis komponiert.

Auf dem ruhigen Hintergrund dieser graubraunen Töne leuchten einige Farbflecke in freudiger Helle; an einer Spielwarenbude hängen rote und weiße Papierlämpchen, vor flatternden schwarzen Sonnenvorhängen steht eine taubengrau gekleidete Frau mit orangegelbem Obigürtel. Der Sandalenmacher hockt auf dem mattenbedeckten erhöhten Estrich seines nach der Straße zu offenen Ladens, bastelt unermüdlich. Neben ihm stehen lila Schwertlilien in einem purpurgeflamnten Porzellangefäß.

Kleine Gestalten klappern auf ihren Sockelschuhen vorüber. Hier begrüßen sich zwei Männer, sie verbeugen sich tief, so daß ihre Körper einen rechten Winkel bilden, murmeln umständliche Phrasen, dann erst richten sie sich auf. Sehr diskret wirken die hellblauen Kreppgürtel, mit denen ihre grauen und braunen Kimonos zusammengehalten werden. Ähnlich sind die Frauenkleider, nur zeigen die Gürtel lebhaftere Töne, und gelegentlich schimmert ein hochrosa oder grünblaues Untergewand hervor. Wie ein Blumenbeet bunt sind die Ködchen der auf dem Rücken ihrer Mütter, ihrer halb-erwachsenen Geschwister getragenen rotbäckigen lachenden Kinder. Das rabenschwarze Haar all der Menschen gibt dem Bild eine koloristische Gliederung, gibt verstreute, aber einheitliche Tiefen. Nebenan wäscht eine Frau fleißig im Holzzuber die baumwollenen oder seidenen Kimonos ihrer Familie, spannt die getrockneten Teile auf ein Brett, stellt dieses in die Sonne. Ein Trupp Schulkinder kommt vorüber. Ihre Bücher haben sie in blaue, grüne oder

violette Tücher geknüpft. Sie hören ein schrilles Pfeifen, sehen eifrig nach jener Richtung: es naht sich ein Hausierer, schiebt eine Karre vor sich hin. Bunte Fähnchen flattern über Süßigkeiten. Die Kinder umringen ihn, holen nach längerer Beratung Kupferstücke aus ihrem Gürtel. Guten Kunden wird vom Hausierer eine Fahne zugegeben.

Jetzt wird die mit dem milchigen Reispapier bespannte Tür zurückgeschoben, an der Schwelle kniet die „Nesang“ („ältere Schwester“, üblicher Ausdruck für die Dienerin), berührt den Boden mit der Stirn. Ihr schwarzes Haar ist kunstvoll gedreht, hat indigoblaue Reflexe. Große weiße Chrysanthememuster schmücken ihren rötlichen Seidengürtel. Sie setzt das Lacktischchen vor mir hin, stellt darauf zugedeckte Lackschälchen, Eßstäbe, Schüsselchen aus Porzellan. Zur Seite kniet die zweite Nesang mit dem Reisgefäß aus rotem Lack. Ich hebe eines der Oberschälchen auf; eine klare Fischsuppe dampft mir entgegen. Im anderen Gefäß ist gebratener Fisch. Diesen und den zur Vollendung gekochten Reis begieße ich mit der Suppe; das gibt ein vortreffliches Gericht. Die „älteren Schwestern“ kichern jedoch über meine Eßversuche mit dem Stäbchen. Schließlich können sie es nicht länger ansehen und holen mir einen Löffel. Von Zeit zu Zeit wird die Tür zurückgeschoben; es erscheinen die Hausgenossen: die Wirtsleute, ihre Kinder, ihre Eltern, auch wohl Gäste. Nach ihrer Stirnverneigung bis zum Boden sitzen sie kerzengerade auf ihren Fersen — die höfliche, uns Europäern überaus schwierige Stellung — und betrachten mich mit freundlichem Interesse. Ich erzähle ihnen in lapidarer Knappheit — denn mein japanischer Wortschatz ist beschränkt —, daß ich zu Fuß und Ricksha allein und ohne Boy nach Kioto will. Dies finden sie unglaublich spaßhaft. Nun bekomme ich frischen Tee. Es ist eine andere Sorte als die mir vorhin gereichte und vertritt unseren schwarzen Kaffee nach Tisch. Seine Vorzüge gehen einem erst allmählich auf, während ich den üblichen grünen Tee schon seit längerer Zeit zu schätzen weiß.

Die Nesangs räumen ab. Ich stecke mir eine Zigarette an, lehne meinen Rücken an einen Balken, denn das Hocken kann ich nicht mehr aushalten. Sehr behaglich ist auch dies nicht; aber beglückt sehe ich umher. Feingeflochtene gelbgraue Matten; wie unser Parkett haben sie je nach ihrer Lage einen anderen Ton. Balken und Holzgitter unterbrechen das opalweiße Papier, bilden die Wände, die Türen und Fenster. Hier und da sind die Balken mit einem anmutigen Motiv geöffneter und geschlossener Fächer verziert. Oben an den Wänden zieht sich der durchbrochene Ramma-Holzries, mit Riefernadelmotiven geschmückt; die kupfernen Griffe an den Schiebetüren zeigen Fischornamente. Auf erhöhter Stufe ist die Tokonoma-Nische. Diese fehlt niemals im Ehrenraum, wurde in grauen Vorzeiten als Gemach für den möglicherweise hier einkehrenden Mikado bereit gehalten. In ihr hängt die Kakeemono-Bildrolle, eine mit breiter Flottheit hingeworfene Zeichnung eines grotesk häßlichen tanzenden Kobolds. Davor steht eine Spiräarisppe in einer rötlich und grau durchschossenen Tonvase, auch ein Holzgefäß, aus knorrigem Wurzelwerk geschnitzt, mit sonderbaren Zufälligkeiten,

mit feinen verästelten Fasern. Im Nachbarhaus werden fremdartige Weisen auf der Samisen-Laute geklirrt, und von der Straße ertönt das schrille Pfeifen, der eintönige Ruf des Hausierers. Endlich bin ich im wirklichen Japan.

Morgens hatte ich Tokio verlassen. Gern. Dies ist undankbar; man war sehr freundlich zu mir gewesen. Eigentlich hatte ich Tag für Tag Interessantes erlebt. Aber die Umgebung war nicht länger zu ertragen. Etwas so Grauenhaftes als das heutige Tokio läßt sich kaum denken. Gerade weil es noch vor wenigen Jahrzehnten in wunderbarer Schönheit prangte, erbittern einen diese öden, breiten Straßen mit ihren Telegraphenstangen, Staubwolken, überfüllten elektrischen Bahnen. Noch mehr die ringsumher prangenden offiziellen Gebäude in wohlfeiler Simulirenaissance neben Autoschuppen, Spelunken, Brandmauern und Mietstkasernen. Zwischendurch steht hier und da, still-vorwurfsvoll, das dunkle Balkenportal eines letzten Tschiki-Udelshofes, und noch erheben sich die gewaltigen Mauern der Shogunburg. Aber auch ihre ehrwürdige Herrlichkeit wird durch gußeiserne Brücken, durch eine grauenvolle Umgebung geschändet.

Überaus schwer wurde es mir, trotz bester Einführungen und Empfehlungen, an die Kunstschätze heranzukommen; Besuche, Einladungen drängten sich; meine Jungfer schmerzlich entbehrend, mußte ich mich mit den verwickelten Verschlüssen ausgeschnittener Kleider abfinden, mußte mit der Uhr in der Hand unabsehbare Entfernungen dieser verschandelten Riesenstadt durchqueren. Es ist krasser Undank, aber ich atmete auf, als ich heute morgen mit zwei Rickshas das große internationale Hotel verließ, als ich zum letzten Male diese Straßen durchfuhr.

Dann wurde das Bild besser. Hier erstreckten sich alte Kiefern vor der roten Pracht der Shiba-Tempelportale; es kamen bescheidene, unverdorlene Quartiere. Ich hielt meinen Läufer an; die Gräber der siebenundvierzig Ronins wollte ich noch einmal sehen. An einem unvergeßlichen Theatertag — die Vorstellung dauerte von ein bis neun Uhr — hatte sich das bald nach dem Ereignis geschriebene Drama der siebenundvierzig Getreuen vor mir entrollt. Am nächsten Morgen besuchte ich die Gräber. Heute war es genau so eindrucksvoll wie damals. Buden mit Andenken der Helden, Laternen mit deren Namen und Bildern; die kleine gefaßte Quelle, an der am Morgen nach dem Racheüberfall die Getreuen das Haupt des Feindes wuschen, um dasselbe auf das Grab ihres Herrn zu legen. Als letzte Gnade hatten sie sich erbeten, nach ihrem Harakiri-Selbstmord an dieser Stelle neben ihrem Daimio bestattet zu werden. Und heute wie damals, wie immer, zogen die Menschen zum alten Tempelhain; junge Leute, Familien. Sie zündeten Weihrauchkerzen an, stellten sie vor die Gräber, lasen die einzelnen Namen, erklärten sie den Kindern. „Dies ist Dishi, der Anführer, dies sein sechzehn-jähriger Sohn, dies ist Suzeno: seine Mutter fürchtete, ihm hindernd im Wege zu stehen, und gab sich den Tod. Dies Horibe; er war achtundsiebzig Jahre alt, aber noch kräftig und kühn . . .“ Frische grüne Zweige standen auch heute vor den steinernen Stelen; Weihrauchwolken der oft von einfachen Kulis gestifteten Kerzen durchdufteten auch heute den Hain.

Dann weiter. Die uralte Tokaido-Straße führte oft hart am Meer; wie große Schmetterlinge schwebten Segelboote der Fischerflotte auf dem hellbesonnten Wasser. In kleinen Kanälen lagen Boote; halbnackte Männer verluden schwerfällige Ballen; mit großen Reisigbündeln und Sträuchern ruderten sie in ihren Sampangs vorbei. Seit unvordenklichen Zeiten sind die Muscheltiere und Seegewächse dieser Küstenstelle berühmt. Jetzt erneuerten sie die zur Seetangfischerei benutzten Stakete in der flachen Bucht, und die alten Reiser, malerisch durch Seesalz versintert, mit Muscheln bewachsen, wurden hier und da zu den Gartenzäunen verwendet. Nicht als wohlfeiler Nothbehelf, sondern mit bewußter Würdigung ihres malerischen Reizes. Halbbeleidete blutarme Ostasiaten haben seit Jahrtausenden ein Gefühl für den wehmütigen Herbstreiz des verwitternden, vermodernden Verfalls, wie erst seit kurzem die künstlerischen Vierhundert in Europa.

Nun folgten gefällige Häuschen mit Rosensträuchern und blühenden Büschen. Hier arbeitete ein Gärtner in seinem blauen Kittel, auf der Leiter stehend, an einer malerisch sich reckenden Kiefer. Sorgsam entfernte er unnötig dichte Nadelgruppen; die eine Hälfte des Baumes war bereits „geschichtet“. Ja, tatsächlich wirkte sie malerischer, silhouettenhafter als die andere mit ihrem unruhig verworrenen Wuchs. Vor allem soll die sehnige Intensität dieser Baumlinien zum Ausdruck kommen. Neulich las ich ein Gedicht der regierenden Kaiserin; sie vergleicht ihren Gemahl mit einer im Schloßpark stehenden Kiefer, dem Symbol der Ausdauer und Kraft. Diese Baumbehandlung gehört zu der umständlichen Instandhaltung eines japanischen Gartens. Auf vierzig Mark berechnet man in großen Häusern die jährlichen Kosten einer tadellos schön wirkenden Kiefer. Es kamen strenge, ernste Holzportale einiger vornehmer Sise. Ich warf einen Blick in diese Gärten; sind sie richtig und feinführend angelegt, müßte man die Wesensart des Eigentümers erraten können. Der Garten eines gelehrten Abtes gleicht nicht dem des Finanzmannes, der des Generals nicht dem der Hetäre. Glückliche oder getrübe Familienverhältnisse müßten leise angedeutet werden. So weit bin ich noch lange nicht eingedrungen; immerhin sah ich, daß hier das Prinzip ausgeführt wurde, die „Ferne zu erniedrigen“, indem größere Bäume im Vordergrund standen. Eine andere Richtung pflanzt die hohen Bäume in den Hintergrund, dadurch die „Ferne erhöhend“. Wenn ich mich nicht irre, bedeuten jene flachen Steine zwischen den kleinen Teichen „den Hausherrn und den Gast“; die Insel mit dem Ahornbusch die „Seligen Gefilde“.

Erst nur vereinzelt, dann aber regelmäßig umstanden gewaltige Kiefern die Tokaido-Straße; die Tokaido-Wanderung hatte wirklich begonnen.

Immer und immer wieder war ich in Büchern über Japan auf den Namen dieser Heerstraße gekommen. Sie verband die beiden Hauptstädte: das ehrwürdige Kioto der Kaiser mit dem neuaufblühenden Jeddo-Tokio der Shogune, der Reichsverweser. Scheinregierung und wirkliche Macht. Als diese Gegenüberstellung sich vollzog, war der Tokaido bereits eine uralte Straße, war die Verkehrsader Japans. Zu bestimmten Zeiten, anfangs zweimal im Jahre, dann alle drei Jahre, mußten die hundertsiebzig bis dreihundert Daimios des

Reiches — oft waren es die Statthalter der Provinzen — sich beim Shogun melden. Im größten Glanz, mit einem tausendköpfigen Gefolge, mit all ihren bewaffneten Samurai-Rittern zogen sie auf diesem Tokaido einher. In feststehenden Absätzen wurden die Nachtquartiere bezogen. Große Gasthäuser hatten ihre reichgeschmückten Daimiozimmer, alte Burgen, alte Städte wurden berührt, an berühmten Tempeln wurde gebetet. Das Nahen der Daimios war überall durch Anschläge verkündet worden. Niemand durfte am Fenster stehen, den Herrn ansehen. Auf der Straße kniete das Volk. Noch Ende der sechziger Jahre kamen diese mittelalterlichen Züge an diesen Kliefen vorüber. Es leben noch zwei Deutsche, die es sahen: die Sekretäre der Eulenburg-Expedition, Graf August Eulenburg, Oberhofmarschall des Kaisers, und der Gesandte von Brandt; der dritte, mein Onkel, Theodor von Bunsen, ist gestorben.

Diese feudale Heerstraße des alten Japans wollte ich bereisen und beschloß bereits, ehe ich Deutschland verließ, eine Tokaido-Wanderung teils zu Fuß, teils zu Ricksha, und zwar ohne Dolmetscherboy, mich auf meine notdürftig erlernten japanischen Kenntnisse verlassend. Lebhaft wurde mir in unserer Botschaft wie in der Tokio-Gesellschaft abgeraten. Eine Dame könne unmöglich sich den Unbehaglichkeiten japanischer Gasthöfe aussetzen, und niemand, selbst kein Herr, hätte ohne Boydolmetscher eine Reise ins Innere unternommen. Außerdem würde es sich gar nicht lohnen; was ich mir denn davon verspräche? Ich schwankte keinen Augenblick; Bekannte besorgten mir auf meinen Wunsch einen zuverlässigen, aber kein Wort Englisch Sprechenden Ricksha-Läufer; jetzt war ich unterwegs, sah freudig umher.

Überaus sorgfältig behaute Getreide- und Gemüsefelder, Obstpflanzungen, noch nasse und braune Reisfelderstrecken, Abhänge mit Frühlingswald und Frühlingssdickicht.

Plötzlich kam ein aus etwa achtzehn Pferden bestehender Zug mir entgegen; in die Decken war das kaiserliche Chrysanthemumwappen gewirkt. Einige Vollblutpferde waren darunter; die meisten hatten das Eckige, Wilde der einheimischen Zucht; auf ihnen saßen japanische, auch europäische Bereiter. Wir kamen gerade durch ein Dorf. Alle Bewohner traten heraus, um sich den Zug zu besehen. Schon lange, ehe diese uralte Straße bestand, herrschte mit fast göttlichen Ehren diese selbe Dynastie. Gelegentlich half die Adoption eines Neffen, doch ist es seit tausend Jahren derselbe Herrscherstamm, der älteste der Welt.

Wie das ehemals geschah, hielt auch ich hier in Kawasaki die erste Mittagsrast. (Auf der Rückreise verbrachte man an diesem Ort die letzte Nacht, legte hier die Staatsgewänder an, um würdig in Japan einzuziehen.) Von hier aus schickte ich den nur für diese Strecke mitgenommenen Ricksha zurück und ging nun zu Fuß weiter. Hinter mir Kondo, dessen Ricksha mit meinem Gepäck beladen war. Kondo ist für einen Japaner groß. Er hat feste, kräftige Züge, trägt die geradezu vollendet gute Tracht der Rickshäläufer: ein pilzartiger, weißbezogener Hut, malerisch, leicht Schutz gegen Sonne und Regen gewährend, dann der dunkelblaue kurze Kimono aller

arbeitenden Klassen, weiße ungefütterte Beinkleider in ihrem bemerkenswert guten Schnitt. Diese manchmal langen, engen, manchmal kurzen, etwas weiten japanischen Hosen sind geradezu künstlerisch schön! Als Fußbedeckung dienen leichte Sandalen. Ebenso echt als er wirkten die meisten Weggenossen: Hausierer, Wanderer in hochgeschürzten Ritteln, Kulis mit schwerbeladenen Handkarren, vereinzelt Saumpferde. Nur selten störte eine Fabrik, kreuzte die Tokioer elektrische Kleinbahn den alten Tokaido. Eine große Brücke überspannte einen Fluß; hierzulande sind die Brücken, wenn nicht schlecht europäisch, eine wahre Freude. Genau so, wie Hiroshige und Hof'sai sie gezeichnet haben: konstruktiv aus Balken errichtet, bald gerade, bald leicht gewölbt; anspruchsvolle haben mächtigen graubraunen Bronzebeschlag an den Pfosten, auch kommen monumentale Steinbrüstungen vor.

Tempel und Kapellen stehen am Weg. Am Eingang meistens das Torii-Tor, das uralte Kultsymbol des herunterhängenden Strohseils. Dann ein Wasserbecken, in dem, ehe man sich dem Göttlichen naht, die Hände gewaschen werden; um ihn flattern Tücher, auf denen in blauer Schrift die Namen der Geber stehen. Am Eingang des hölzernen Gotteshauses hängt ein langer, kettenförmig geflochtener, weißer Papierstreifen herunter; ein Spiegel steht im inneren Raum, ist das Symbol fleckenloser Reinheit; denn der Shintoglaube weiß von keiner Erbsünde, glaubt an die Vollkommenheit der menschlichen Natur. Grüne Zweige stehen am Altar; man berührt sie, um sich den abgeschiedenen Seelen zu nahen. Votivgaben hängen umher, darunter auch abgeschnittenes langes schwarzes Frauenhaar. In den buddhistischen Tempeln kommen noch Kultstatuen, Bilder, allerhand reicher Schmuck hinzu; aus der goldig leuchtenden Dunkelheit heben sich da feierliche Bronzegealten; Schnitzereien, Gehänge, Beschläge schmücken den dämmernden Raum. Shintoismus und Buddhismus lassen sich aber weder äußerlich noch innerlich leicht in diesem lebenswürdig toleranten Lande trennen. Auf dem Norddeutschen-Lloyd-Dampfer nach Ostasien war esoterischer Buddhismus reichhaltig und in verschiedenen Färbungen und bei verschiedenen Nationen vertreten. Auf dem Promenadendeck ertönten die Worte: Kalpa, Karma und Nirwana, und nach den statistischen Angaben dieser Jünger möchte ich annehmen, daß in Europa und in den Vereinigten Staaten sich weit mehr Menschen mit buddhistischen Lehren beschäftigen als hier in Japan. Dem Volk sind allezeit diese verstrickenen Probleme ferngeblieben. Sie begnügten sich mit dem ihnen überaus zusagenden Kultus, mit dem fruchtbringenden, sie ethisch stärkenden Glauben an die Vergeltung von Gut und Böse bis in die dritte und vierte Generation. Der gebildete Mann empfindet nicht so unähnlich. Seiner Schwiegermutter zuliebe läßt er, wenn es ans Sterben geht, buddhistische Pfaffen rufen, läßt sich mit ihrem rituellen Pomp bestatten. So beschrieb mir gute Kenner den Buddhismus der höher stehenden Männerwelt. Immerhin darf man solche Behauptungen nicht buchstäblich nehmen; es gibt Fromme im Land, die nicht nur gern predigen hören, Erbauungsbücher lesen, sondern auch Opfer bringen. Aus allen Kreisen hat man vor nicht langer Zeit acht Millionen Mark zum Wiederaufbau des Hongwanji-

Tempels aufgebracht. Der Shintoismus dagegen verklärt allen Kreisen den Glauben an Kaiser und Reich, verhilft ihnen lächelnd hierfür in den Tod zu gehen. Wiederum beruht vor allem auf der leicht faßlichen, herzlich selbstverständlichen konfuzianischen Moral die herrschende Ethik. All diese Strömungen gehen anscheinend harmonisch ineinander über, haben sich wohlwollend aneinander gewöhnt.

Jetzt kamen Brandstätten. Ein Dorf wurde wieder neu aufgeführt. Bereits standen die meisten Häuser im hellen, würzigen Holz. Ich blieb stehen, sah den Zimmerleuten zu. Auf der Erde stand ein fertiges Dachgerüst. Nun arbeiteten sie an den Wänden, fügten die Balken geschickt, hobelten und sägten. Hier wurde das Rahmenwerk der Fenster und Schiebetüren zusammenge nagelt, hier saß einer oben auf dem halbfertigen Dach und legte die Ziegeln. Alles wirkte einfach und zweckmäßig, nach europäischen Begriffen etwas provisorisch leicht. So wurden Latten usw. oft nur fest zusammengeschnürt. Aber bei dieser Holzarchitektur rechnet man nur auf eine durchschnittliche dreißigjährige Dauer, und die Arbeit an und für sich war solid und gut. Das Häuserbauen ist ihnen ja auch eine heilige Sache. Wenn auch ein „foreign style“-Gebäude nur eine Geschäftssache darstellt, hat die Errichtung eines echt japanischen Hauses etwas vom gottesdienstlichen Ritus; der Zimmermeister übt ein priesterliches Amt. Jeder Teil des Hauses wie auch jeder Gegenstand des täglichen Gebrauches — Gefäße — Besen — hat einen besonderen Schutzgeist. Schludrige Arbeit würde sich rächen. Es ist ein wahres Vergnügen, diese Männergestalten zu betrachten. Die kurzen weißen Hosen lassen die kräftigen Schenkel fast frei, der dunkelblaue baumwollene Schurz wird hinten zusammengebunden, darüber kommt ein dunkelblauer kurzer Rock, vorn offen, den Schurz zeigend, hinten mit dem unglaublich malerischen, großen, heraldisch stilisierten Wappenstempel des Arbeitgebers, der Gilde. Um die Stirn schlingt sich das weiße, gefällig mit blauen Ornamenten geschmückte Handtuch, das jeder Japaner und jede Japanerin bei sich trägt. Gewiß ist die Frauentracht, ist der Umriß dieser schlanken, zierlichen Musmes überaus gefällig. Weit schöner jedoch — und das war mir eine der vielen Überraschungen — wirkt die Männertracht der unteren Kreise.

Im letzten Haus wurden die groben Balken ingerammt. Etwa zwölf dieser nacktheinigen, wie mit mittelalterlichen Heroldsröcken bekleideten Männer zogen; ein Chorführer sang eine Strophe, die anderen antworteten im Chor. So ähnlich, mit solchen rhythmischen Liedchen hat ja auch die griechische Lyrik begonnen. Das Bild, die ganze Umgebung war unverdorben echt, tröstete mich für die später kommenden Fabrikkomplexe. Unverdorbenes Bilder des heutigen Japans sind noch im ganzen Lande zu finden, aber meistens als beglückende Episoden. Schon allein die schreckliche, selbst auf dem Lande fast durchgängig von Männern und Knaben getragene europäische Mütze läßt eine langatmige, ungetrübt Harmonie nicht mehr zu. Okakura, der feinsinnige Verfasser der „Ideale des Ostens“, spricht mit Recht von der Meidshi-Periode (Neuzeit) als von einem getrübt Spiegel.

Es war spät Nachmittag geworden. Das Meer hatte tiefgoldenen

Glanz; in der Ferne rauchte und qualmte Jofohama. Glücklicherweise brauchte ich diese reizlose Stadt nicht zu berühren. Nach einer Rücksprache mit Rondo betrat ich in der Ortschaft Hieranuma den Gasthof.

Hieranuma. Die Jadoja war so echt japanisch, als ich es nur verlangen konnte. Später habe ich allermeistens in viel besseren gewohnt. Diese war eher komisch als behaglich. Ein zweistöckiges Holzhaus mit Aufschriften und bunten Laternen. Als ich eintrat, tiefe Verneigungen, sicherndes Erstaunen. Ich fragte nach dem Wirt, überreichte ein in feines Papier gewickeltes Silberstück als „Teegeld“. Diese Kenntniss japanischer Umgangsformen machte einen guten Eindruck. Auf den Absatz des erhöhten Estrichs mich setzend, zog ich die Schuhe aus, erhielt Pantoffeln, in denen ich dann vorsichtig die glattgebohnte steile Treppe zum oberen Stock hinaufschlurfte. Enge Korridore, geöffnete Zimmer. Gleich im Flur stand ein Japaner vor einem kleinen Wandspiegel, band sich sorgfältig seinen europäischen Schlips, war im übrigen nur mit dem europäischen Hemd und mit Hausandalen bekleidet. Als er mich sah, verbeugte er sich freundlich und brachte einige englische Worte hervor. Nebenan lag mit dem Rücken auf den Matten ein anderer Japaner. Einzig und allein mit kurzem Kimono bekleidet, rauchte er Zigaretten und las die Zeitung. Diese und die anderen Herren hatten schon gebadet, ruhten sich nach Landesitte ausreichend bekleidet aus und genossen den Abendfrieden.

Mir wurde ein Zimmer mit dem Blick auf die bewaldeten Abhänge, auf goldgerötete Wolken angewiesen; eine Nefang brachte das Holzkohlengefäß, den Ribachi, den Teekessel aus gehämmertem Kupfer. Während ich mir den Kakemono mit seinem fliegenden Kranichschwarm, das schwarzlackierte Kleidergestell ansah, bereitete sie mit heißem (nicht kochendem) Wasser den Tee. Plötzlich war etwas im Zimmer. Lautlos war der Hausherr auf den Knien hereingerutscht, überreichte mir kniend die Quittung für das Teegeld. Er sprach mit dem sonderbar zischenden, den Atem zwischen den Zähnen einschürfenden Ton, wie sich dies Herrschaften gegenüber geziemt. Dann holte er mir mit offenkundigem Stolz einen alten europäischen Feldstecher, den ich also pflichtschuldigst auf die Landschaft einstellte. Mit meinen Reisefäcken rückte ich mir einen so einigermaßen möglichen Sitz zurecht, denn meine derbarischen Knochen können nicht länger als fünf Minuten das korrekte japanische Sitzen vertragen (Knie aneinander, das Gewicht auf die Fersen). Oben an den Wänden waren durchbrochene Ramma-Friesen; ich hörte das Sprechen, Husten, die Bewegungen meiner Nachbarn im Nebenzimmer. Gelegentlich wurde eine Schiebetür leise geöffnet: ein neugieriger, würdiger Kimonoherr berührte den Boden mit seiner Stirn und begrüßte mich mit schwungvollen japanischen Worten. In einer Ecke war eine zerrissene Papierscheibe; durch das kleine Loch sah ich ab und zu ein dunkelbraunes, rollendes Auge.

Das elektrische Licht wurde angedreht; ich erhielt meine Abendmahlzeit: in der einen vorzüglichen Fischsuppe schwamm Seetang, der wohl von den vorhin beobachteten Fischern eingesammelt worden war; in der anderen etwas unheimlichen Brühe lag ein hartgekochtes Ei. Dann noch Rettiche, gepökelte Gemüse und Pilze in niedlichen, kleinen Porzellanschälchen. Außer dem Brat-

fisch gab es auch rohen, in feine Scheiben zerschnittenen; dazu Soya = Sauce. Ja, der Geschmack des Fisches ist fein, erinnert hauptsächlich an Auster. Aber ich bin etwas in Vorurteilen befangen und halte mich doch lieber an den gekochten.

Nebenan waren die Betten bereits gerichtet. Ich packte meine Schlaf-einrichtung aus und erbat mir die „Ftongs“ (Steppdecken). Schwer beladen erschienen die kleinen Nefangs und breiteten drei ordentliche, mit dunkelgewürfelter Seide bezogene Steppdecken auf den Matten. Ich ließ mir noch eine vierte geben, schlug jedoch das unerbittlich harte runde Kopfpolster aus und schob meinen gefalteten Mantel statt dessen unter das Kopfende des Lagers. Auf den Decken lag — das ist eine Neuerung — ein einwandfreies, aber kurzes und spärliches Laken. Als Überdecke diente ein großer seidener, schwer mit Watte gefütterter Rimono, in den man hineinsteigt. Meine Schlaf-einrichtung bestand aus einer von mir sinnig erdachten, mit Kapuzen versehenen und den ganzen Körper vollständig umschließenden Hülle. So kam ich mit den Betten nie in unmittelbare Berührung. Oft war diese Maßregel gewiß unnötig; immerhin war es ein behaglicher Gedanke. Daß ich das mir gleich angebotene heiße Bad ausschlug, hatte peinlich berührt. Da man auf mattenbelegten Zimmern mit Wasser nicht umgehen darf, bereitete ich mir in der Flurecke mit Kleidergestell und Mantel einen Ankleideraum, breitete meine Gummibadewanne aus und erhielt Kannen mit kaltem und heißem Wasser. Dann wünschte ich der Nefang den korrekten Nachtgruß „O jasumi ó nasai“ = „Ehrenhaft lasse dich herbei zu ruhen“. Darauf schließ ich befriedigt ein; durch die etwas offen gelassenen Fenster zog frische Nachtlust in den Raum.

Frühmorgens wurden unter mir mit dröhnendem Lärm die hölzernen Außenschiebewände entfernt; lautlos huschte eine Gestalt herein, legte frisch glimmende Kohlen in das Becken. Steif, mit mürbem Rücken richtete ich mich auf, erhielt den ersten Tee, beeilte mich dann mit Waschen und Anziehen, denn mit Recht vermutete ich frühen Besuch — von dunkelbraunen Augen am Loch in der Wand zu schweigen. Unterdessen wandelten im inneren Hof die anderen Gäste in ihren Rimonos umher, wuschen sich, begossen sich Gesicht und Hände, puzten sich geräuschvoll die Zähne, kämmten sich vor den aufgehängenden Spiegeln.

Zum Frühstück bestellte ich mir neben der unausbleiblichen Brühe den notwendigen Reis, weichgekochte Eier und bat um die Rechnung. Sich niederwerfend, brachte mir die erste Nefang ein mit chinesischen Schriftzeichen beschriebenes und bedrucktes Papier; die Summe (2 $\frac{1}{2}$ Yen = 5 Mark) war jedoch in unseren Zahlen ausgeschrieben. Als ich ihr die Rechnung mit dem Geld auszuhändigte, berührte sie, wie sich dies schickt, mit dem Papier die Stirn; ihr eine Kleinigkeit in die Hand drückend, ging ich die steilen Stufen hinunter. Dort auf dem Estrichabsatz standen meine Schuhe. Man hatte sie nur abgewischt, und voller Vorurteile, wie Europäer nun einmal sind, holte ich meine kleine Reisevorrichtung heraus, salbte und rieb und verlieh den Schuhen einen freundlichen Glanz. Dies fesselte ungemein; alle Hausbewohner und drei Duzend vorbeigehende Männer, Frauen und Kinder umstanden atemlos

den Vorgang. Rondo befestigte unterdessen meine sieben Sachen auf seinem Ricksha, die Hausbewohnerschaft fiel nieder, berührte mit der Stirn den Boden, wir wünschten uns im Chor „Sajonara“ = Lebwohl!

Totsuka. Es war ein wundervoller Morgenmarsch. Ein wehendes Lüftchen, ein leiseumflorter, farbloser Himmel. Wie durchsichtig diese japanische Atmosphäre, erkannte ich an dem zarten Schatten, den die verschleierte Sonne warf.

Noch lange durchschritt ich eine Dorfstraße mit bescheidenen Läden; dann kamen vereinzelt, von Feldern umgebene Häuser. Bei diesen wie bei den Dorfhäusern fesselte mich die Mannigfaltigkeit, der sichere Geschmack dieser Stakete, Gatter und Tore. Hier ist Bambus, dort Reisergestrüpp, mit geölten Stricken verschnürt, hier sind es alte Planken, dort Latten und schön gefügte Balken. Meistens ist es eine einfach gezimmerte Konstruktion, manchmal mit einem leicht durchbrochenen Ornament, mit einer kleinen Schnitzerei verziert. Es hörten die Ziegeldächer auf; statt ihrer gab es graubraune, dichte Rohrdächer, und auf diesen blühten lila-weiße Schwertlilien. Es war fabelhaft hübsch. Oben am First reckten sich die schmalen grünen Scheiden, erhoben sich in der hellen Luft die weithin sichtbaren Blumen in ihrer vornehmen Anmut.

Wieder ein Dorf. Große Bäume bildeten einen dichten Hain. Lorbeer-kämpfer, steineichenartige Laubbäume, tiefdunkle Zypressen. Am Eingang dieses Haines hart an der Straße erhob sich der grausteinerne Torii; Stein-stufen führten im Baumschatten zum hochgelegenen Heiligtum empor. Vor dem Torii stand ein Gärtnerbursche neben einer blumengefüllten Karre, bespritzte seine Iris, Ringelblumen und Karthäusernelken. Dann ging er vor mir her — absichtlich hielt ich etwas zurück —, bot seine Blumen in all den kleinen Häusern an. Die Hausfrauen traten heraus und kauften, sie stellten die Blumen ins Wasser, nahmen sich auch die in kleinen farbigen Tontöpfen wachsenden Zwergbäumchen, Tausendschönchen und Aurikelpflanzen. Es war nur ein unbedeutendes Dorf, hatte jedoch seinen hainumgebenen stattlichen Tempel, und in jedem dieser anspruchslosen Holzhäuser hatte man für Blumen einige Sen übrig.

Nun gingen wir durch ein stillgrünes Tal. Hier und da arbeiteten halbnachte Männer in den Feldern, auch hochgeschürzte Frauen, ein schützendes weißes Tuch um den Kopf. Die Straße führte an Abhängen vorbei; in den Büschen und Bäumen sang der Uguiso, die Nachtigall Japans. Ab und zu kamen Gehöfte, genau so wie Klappbilder, lange Emakemonos, vor fünf, sechs Jahrhunderten sie zeigen. Nichts hat sich geändert. Eine Gruppe von großen und kleinen Gebäuden, tief herunterreichende, mit blühender Iris gekrönte Rohrdächer, hölzerne weiße oder lehmfarbene Wände, Schuppen, Stakete, Hecken, Bäume, ein kleiner Garten, ringsumher die Felder.

Ein solches Gehöft lag hart am Weg; Glaskästen mit Süßigkeiten lagen aus. Ich glaubte auch Tassen zu erblicken, trat hinzu und erbat mir Tsha — Tee. Gleich vorn war wie immer der Raum zu ebener Erde, in dem die abgelegten Schuhe, die Schirme hingestellt werden, ehe man den höher gelegenen,

mattenbedeckten Wohnraum betritt. Auf den Absatz dieses Wohnraumes setzen sich Eilige, die ihr Schuhwerk anbehalten, so auch ich. Rännchen und Tassen wurden sorgfältig gespült, und ich sah mich um. Von den Balken des dunkeln Rohrdaches hingen Geräte. Der Wohnraum war hineingebaut, hatte eine breite, überdachte Galerie, wirkte leer, luftig und ordentlich. Die Bettsachen sind hier im Schrank am Ende der Galerie untergebracht; die Kochvorrichtung, das Geschirr nehmen wenig Platz. So kann von der Dampfsheit unserer Proletarierwohnungen keine Rede sein. Herrlich war das heiße, erfrischende Getränk, das man mir nun brachte. Ich goß mir ein kleines Täschchen nach dem anderen aus. Anscheinend sparte Kondo. Täglich gab ich ihm außer seinem Läuferlohn den vereinbarten Yen (2 Mark) für Beköstigung und Unterkunft. Das wäre auch für Europa genügend. Aber er bestellte sich keinen Tee, wenn er auch höflich und dankbar von meinem ihm angebotenen nahm.

Eine Karre fuhr vor. In dem großen Korb, der zu den verschiedensten Zwecken, so auch zur Beförderung von Rälbern dient, saßen zwei kleine Mädchen, die sorgsam herausgehoben wurden. Allerliebste putzig waren sie mit ihren runden, frischen Gesichtern, ihren lachenden, dunkeln, glatt eingesetzten Augen, ihren schmetterlingsbunten großen Gürteln. Ausnahmeweise hatten diese kein Triefnäschen, keinen Gesichtsausschlag. Diese merkwürdige Vernachlässigung der sonst so liebevoll gepflegten Kinder ist gewollt, hängt mit einem Aberglauben zusammen. „Die schlechten Säfte“, so sagen japanische Mütter, „sollen aus dem Körper heraus; je stärker der Aus Schlag, je besser.“ Dies ist der eigentliche Kulturschandfleck des Landes; ganz gewiß nicht die Harmlosigkeit im Baden, im Entblößen ihrer Glieder, gegen welche die Behörde unnötigerweise vorgeht; schwerlich in der Art, wie sie die heikelsten aller sozialen Fragen, die des Josophwara, zu lösen suchen. Hier wäre jedoch eine Änderung erwünscht. Die Schule, die öffentliche Hygiene brauchte sich nur dieser Sache anzunehmen, und in einem halben Jahre ließe der Nachwuchs im ganzen Land mit sauberen Köpfchen umher. Die kleinen Mädchen waren mutig; bekanntlich erscheinen europäische Gesichter den Japanern hart, wild, grauslich; sehr oft schreien Kinder bei unserem Anblick vor Angst. Besonders unheimlich sind ihnen nun gar blaue Augen. Um so anerkennenswerter, daß diese fröhlichen Mädchen sich lachend in meine Nähe wagten, ja mit fliegendem, furchtsamem Atem bunte Ansichtskarten aus meiner Hand nahmen.

Ich fragte, was ich schuldig sei; es war kein eigentliches Teehaus, und es wurde so wenig verlangt, daß ich das Doppelte gab.

Weiter, um hier in der kleinen Ortschaft Totsuka Mittagsrast zu halten. Es war die übliche Dorfstraße, wie im 17. Jahrhundert zu Dr. Engelbert Kämpfers Zeiten: langgezogen, auch sonst wenig verändert. Es fehlen jedoch unter den angeschlagenen Rundgebungen die von ihm erwähnten „be-gitterten Plätzchen für den hohen Willen, d. i. für die kaiserlichen Edikte. Unter diesen Tafeln fassen die Fürnehmsten das Verbot der römisch-katholischen Lehre und die ausgesetzten Prämien für die Verräter, die christlichen Pfaffen, in sich.“ Das ist längst vorbei; auch die Zeit, in der das moderne Japan

sich ernstlich mit dem Christentum abgab. Jetzt herrscht gleichgültige, meist etwas verächtliche Toleranz; einzelne Missionare mögen beliebt sein, sonderlich angesehen ist der Stand weder bei den Japanern noch bei hiesigen Europäern. Lafcadio Hearn sagte in einer wildgereizten Stimmung: „Die Viecher müßte man ertränken“. So scharf denkt wohl kein zweiter; wüßten jedoch die gebefreudigen Unterstüzer der Mission mehr über ostasiatische Verhältnisse, würden sie keinen Pfennig hierherschicken, würden sie lieber ihre unvergleichlich notwendigere und aussichtsreichere innere Mission fördern.

Fleißige Handwerker waren bei der Arbeit. In einem Laden saß ein weißbärtiger Confucius-Greis auf dem erhöhten Estrich und liebte seinen Urenkel, einen an ihn sich schmiegenden Knaben mit schlanken, nackten Beinen. Vor einem anderen Haus standen unter dem vorspringenden Dach schwere steinerne Mühlen, in denen Getreide zermahlen wurde. Prächtig machten sich die daran arbeitenden Männergestalten; es schwellen ihre Muskeln, die häßlichen Gesichter waren nicht zu sehen. Eine besondere Freude bereitet die Feuerwehrleiter. Senkrecht hoch erhebt sie sich; oben hängt eine edle Bronzeglocke, wie die der Tempel; auf den Sparren klimmt der Wächter hinauf, schlägt dröhnend an das Erz. Unten hängen die Eimer, von einem Schuttdach bedeckt, zierlich symmetrisch geordnet. In der Tadoja dieser kleinen Ortschaft führte mich die Wirtin über den am Hofgarten liegenden Gang zu einem oberen Zimmer. Alles war tadellos sauber, tadellos instandgehalten. Die Zimmer standen offen, in jedem waren geschnittene Blumen hingestellt. Ich sah auf den hochgelegenen Schulplatz. Die Kinder tobten umher; dann, auf ein Zeichen, versammelten sie sich klassenweise, Knaben und Mädchen getrennt, zogen sie paarweise an dem Lehrer vorüber. Im Gehen verneigten sie sich vor ihm tief; jedesmal erwiderte er mit einer Verneigung den Gruß. Drei kleine Mädchen blieben zurück; sie wohnten wohl dort oben. Wie sie kicherten, sich unterfaßten, herumkiefen, war sehr niedlich. Sie trugen dunkle Kimonos mit bunten Obigürteln; eines war blutrot, das andere orangegelb, das andere blaßblau-grün. Einfach, vernünftig erstreckte sich das lange, einstöckige Schulgebäude; die Räume wurden durch die Schiebefensterwände vorzüglich erhellt. Ein bescheiden-geschmackvolles Drachengeschwürkel schmückte das Portal.

Wieder fand ich in meinem Zimmer allerliebste Einzelheiten. Oben zog sich ein Ramma-Fries aus feingelegten Stäbchen mit angedeuteten stilisierten Landschaften und Blumen; unter den niedrigen Fensterbänken waren flottgemalte Vögel. Die etwa fünfzigjährige Okamisang-Wirtin hatte schwarzlackierte Zähne, jetzt ein seltener Anblick, früher das Zeichen der verheirateten Frau. Sonderbarerweise ist das „schwarze Lächeln“ lange nicht so häßlich, als man annehmen würde. Bei der Okamisang fand ich wieder die erstaunliche Schwerfälligkeit dieser gewiß intelligenten Rasse, wenn es sich um eine fremde Sprache handelt. Für „Mineralwasser“ gebrauchte ich drei richtige Ausdrücke, umschrieb die Sachen noch durch Gesten erläuternde Worte: Wasser . . . Flasche . . . Trinken . . . umsonst. Ich mußte mich wieder an Tee erfrischen. Alle Ausländer, auch schon die jahrelang im Lande sind, machen diese Er-

fahrung. Ein Dorfknecht aus Mecklenburg oder Norfolk begreift einen Fremden leichter; nun erst ein Italiener! Ein Buchstabe im Wort richtig, hat er den ganzen Zusammenhang erraten. Bei den Japanern ist es nicht böser Wille, sie geben sich alle Mühe. Wird jedoch irgendetwas anders ausgesprochen, der Vokal etwa zu offen oder zu wenig offen, sind sie ratlos, kommen nicht auf das Wort. Nein, es ist nicht unbegreiflich, daß wenige Europäer sich die Mühe geben, das Nötigste zu lernen, sich ohne Dolmetscher-Boy durchzuhelfen. Nachmittags wollte ich Kuruma (Ricksha) fahren. Zufälligerweise ließ sich kein Kurumaja aufreiben. Die kommende Strecke versprach viel; so ging ich gern zu Fuß weiter.

Es war erstaunlich schön. Der Tokaido hielt sich oben auf hügeliger Höhe; gelegentlich kamen fern-blaue Berggippen in Sicht; zu beiden Seiten des Weges ragten fast ununterbrochen hehr und ernst Kiefern empor, und rings umher blühten Azaleen, bald krochen sie am Boden, bald bildeten sie Büsche, bedeckten sie Felsblöcke, fielen von Abhängen hernieder, rosenrot und fliederfarben, weiß, lachsrosa, magentarot, pflaumenfarbig, blaßrosa; alle erdenklichen Farbentöne leuchteten zwischen den Gräsern, den Zwergbambushalmen, vermählten sich mit weißen, duftigen Heckenrosen, mit Wacholderbüschen und jungen Kiefern; die Straße hob und senkte sich; in den Tälern grüntem sorgfältig bebaute Felder um stattliche Gehöfte. Manchmal hatten diese eine wallartige Ummauerung mit schönem Balkenportal. Eines der Gebäude ist immer das feuerfeste Speicherhaus — Kura. Hier ruhen gewiß erlesene Kunstwerke: Töpfereien, Bronzen, Lack, Kake-monos. Nur gelegentlich bei Erbteilungen kommen diese auf den Markt; selten gelingt es den Antiquaren, sie bei Lebzeiten den Besitzern abzukaufen. Diese findigen Geschäftsleute bereisen regelmäßig das flache Land, finden hier mehr als in den Städten. Sie führen, so erzählte mir ein Japaner, Kunstgegenstände mit sich, denn oft gelingt ihnen ein Tausch, wo der Hausherr sich nie auf einen Kauf eingelassen hätte. Derselbe Gewährsmann fügte hinzu: „Es sammeln auch die vielen Kriegsinvaliden, die sich mit ihrer Pension zurückgezogen haben. Was sollen sie ja auch sonst mit ihrem Gelde anfangen?“ Eine verblüffende Bemerkung, aus der ich die noch immer bestehende Wohlfeilheit des Alltagslebens und die altüberlieferte Kunstliebe Japans wieder einmal ersah.

Was mögen die Lieblingsstücke dieser großen Anwesen sein? Ein Kake-mono mit Federvieh, virtuos in schwarzer Tusche hingefädel, von einem Maler der Ashikaga-Periode den Vorbildern der chinesischen Sungzeit nachempfunden, oder eine Tsuba, ein Schwertstichblatt, das man dem Altmeister Miochin der Kamagura-Zeit zuerteilen möchte? Oder ist es ein unscheinbares graurötliches dickes Steinzeuggefäß, das zur Teezeremonie mit sensibeln Händen herumgegeben wird, von Kenneraugen gewürdigt? Jeder des kleinen Männerkreises weiß, daß das Schälchen nicht mit Gold aufzuwiegen ist, daß es auf koreanische Meister zurückgehen soll. Vielleicht ist dieses Exemplar tatsächlich ein Ato Ido, vielleicht ein Mishima oder Egorai.

Gern wüßte ich mehr über die Eingeborenen dieser Höfe. Zum Teil sind es Großbauern, zum Teil die über ihnen stehenden Gosshi, fast ritterlich

zu nennende unabhängige Gutbesitzer. Auch haben sich häufig frühere Samurai, Beamte, Gelehrte, aufs Land zurückgezogen. Hier lag eine schöne Besitzung hart am Weg, ringsumher hohe geschnittene Hecken, beschnittene Bäume am Haus und jenseits der Straße ein Garten mit einem Sommerhäuschen, schönen alten Steinlaternen, einem Teich. Um den Teich blühten Iris; die Farben spiegelten sich im Wasser; ein weißgrauer Kranich stelzte langsam vorbei, verschwand zwischen einem blühenden Strauch. Über den leuchtend-lachsrosa Blüten schwebten drei große, herrlich stilisierte schwarze Falter.

Noch größer, noch herrschaftlicher ein hochgelegener Sitz. Der dorthin führende Weg war von einer dichten, beschnittenen Hecke eingefäumt; zu beiden Seiten standen Kirschbäume (wie märchenhaft lieblich hatten diese noch vor drei Wochen geblüht!). Vor dem mit geschweiftem, grauem Ziegeldach versehenen Teich standen Zwergpinien, die römische Pinienart, wirkten streng und schön. Gleich hinter dem Gebäude zog sich ein parkartiger Garten den Hügel hinauf.

Dann kam wieder die hohe Straße mit ihren wechselnden Farnen, Fichten, ihren einsamen, von Azaleen durchschossenen Halden. Wechselnde Verschiebungen, wechselnde Linienkompositionen, und einen jeden interessanten Felsenabhang, Vorsprung haben zahllose, feinwürdigende Augen betrachtet.

Denn nicht nur Daimios und Krieger zogen regelmäßig des Weges; auch die Künstler reisten umher, zeichneten schöne Landschaften, studierten in den Tempeln die große Kunst der Chinesen. Zum Malerleben gehörte recht eigentlich diese Sakaidowanderung von Jeddo nach Kioto; viele ihrer Reiseskizzenbücher sind erhalten. Es fehlten auch nicht die allerorts sympathischen Wandererleute, die Studenten. Zur Prüfung reisten sie nach Jeddo; noch heute stehen inmitten alter Haine und Höfe die prächtigen, ernst-dunklen Hallen der dortigen Universität. Ihre frische Jugend hat diese alte Heerstraße erheitert.

Ehe ich Fudshisawa, mein Nachtquartier, erreichte, kam ich an einem großen Tempel vorbei. Seit alter Zeit ist die Heilkraft seiner Äbte berühmt. Darum sind diese fast nie zu Hause, sind fast immer unterwegs, um Kranken Hilfe zu bringen. Nur wenn sich ihre eigene Todesstunde naht, kehren sie heim, um hier ihre Augen zu schließen. Es ist ein guter typischer japanischer Tempel. Wenn es sich nicht um die gesucht strengen, uns neu und nüchtern erscheinenden Shintotempel handelt, beeindruckt uns die Innenräume stets. Geheimnisvoll erheben sich in der Dämmerung Erzstatuen vom aufleuchtenden goldenen Grund. Vornehm-prächtig wird roter und schwarzer Lack verwandt, überall sind feinziselierte Beschläge, eigenartig reizvolle Holzschnitzereien. Ebenso würdigen wir stets die Gesamtanlage, die Art, wie Tempel großzügig und fein in die Landschaft hineinkomponiert werden. Wir bewundern die Portale, die heraufführenden Steintreppenschuchten, die mystischen Haine mit ihren Thuja's und Zypressen, ihren Ginkgobäumen, Lorbeern, Ahornen und Magnolien. Weniger ansprechend erscheinen uns hingegen die eigentlichen Gebäude mit ihren geschwungenen Dächern. Vor kurzem hielt ein japanischer

Professor eine Rede, in der er ausführte, wie peinlich der Mangel an schön-
geschwungenen Linien ihm in Europa aufgefallen sei. Nur an einigen Eisen-
bahnbrücken hätte er sich an edlen Kurven erfreut!

Hier müssen wir zulernen. Es ist aber nicht ganz leicht, sich diese ost-
asiatische Kunstsprache anzueignen. Erst allmählich erfast man die Schönheit
dieser Umrisse; an den klassischen Beispielen muß man das Auge bilden, ver-
steht erst allmählich, wie fein belebt diese Dachlinien vibrieren, wie schlicht
die Konstruktion sich aus dem Balkenklammersystem ergibt. Dann sieht man
auch über die späteren üppig wuchernden Zutaten und Verknöcherungen
hinweg.

Nach Pagoden erscheinen meistens spielerisch, verschnörkelt. Die chine-
sischen Vorbilder sind monumental und gewaltig; auch die ältesten japanischen
aus Holz haben ihre besondere Harmonie. Ein Japaner sagte mir: die Form
ginge auf jene zum Wohle der Kinderseelen aufgehäuften Steine zurück. —
Vielleicht eine spätere Erklärung. So mächtig oft das Hauptkultgebäude
dieser Bezirke, für „Tempel“ erscheint es uns nicht genügend monumental.
„Götterhaus“ wäre eine richtigere Bezeichnung. Hier geschah, was im Grunde
in ästhetisch gesunder Zeit fast immer geschah; bei den Babyloniern ebenso
wie unter dem vierzehnten Ludwig. Man erbaute den Göttern ein stattliches
Wohnhaus, dem rituellen Bedürfnisse angemessen, im übrigen sich wenig von
üblichen Prachtgebäuden, seien es die der Könige, der staatlichen und städtischen
Regierungen, der Gilden und Vereinigungen, unterscheidend. Der „kirchliche
Stil“ ist eine Erfindung des verhängnisvollen neunzehnten Jahrhunderts.
Das Haus des Gottes ist der jedem zugängliche Mittelpunkt des Gemeinde-
lebens, auch Spaziergängern und Ausflüglern das beliebteste Ziel. Man
geht an den Götterbildern vorbei, beweist seinen besonderen Gönnern die
schuldige Ehrfurcht, bringt ihnen ein Anliegen vor. Die Gedenktafeln und
Monumente, die Bilder, Reliquien und geschichtlichen Kuriositäten werden
besehen. Da gibt es etwa einen Helm des vielgeliebten jungen Helden
Joshijune, ein Schuhzeug des Universalgenies, des heilig gesprochenen Go-
daishis, den Malpinsel einer vornehmen Dichterin. Dort hängen alte seidene
Fahnen, und selbst dem Fremden schlägt das Herz, entstammen diese ver-
witterten, wappengeschmückten Kriegssymbole den heroischen Zeiten der Taira
und Minamoto. Harmlos erweitert sich der Zweck eines Tempels, bietet
Jahrmärktszerstreungen, Volksbelehrungen und die Freude öffentlicher Gärten.
Im Grunde war das ja auch im klassischen Altertum der Fall, und wieder
empfand ich hier in Ostasien stark die klassische Tradition. Gewiß fällt in
Europa äußerlich das Griechische stärker in die Augen; nur während einer
kurzen und wertvollen Spanne Zeit im Mittelalter haben wir uns ohne die
zu Gemeinplätzen gewordenen Architekturglieder der Säulen, Architrave und
Metopen beholfen. Innerlich wird sowohl beim ostasiatischen Theater wie
beim ostasiatischen Tempel der Zusammenhang mit der klassischen Überlieferung
empfunden. Theater und Tempel der Griechen können in ihrer lebendigen
Volkstümlichkeit, in ihrer Freiluftfarbe am besten in diesen „mongolischen“
Ländern veranschaulicht werden.

Dies war eine der anregendsten Überraschungen meiner Reise. Dazu kam auch das erwachende Verständnis für die ostasiatische Architektur. Ohne Anteilnahme hatte ich wer weiß wie viele Photographien der Tempel, der Torii, früher gesehen. Abbildungen geben noch weit eher einen Begriff europäisch-antiker oder mittelalterlicher Bauten; die hier in Ostasien besonders stark mißsprechende Farbe, Echtheit des Materials, bewunderungswürdige Technik wird in Abbildungen kaum angedeutet. Noch weniger der bei uns längst verlorene Reiz intimster Wechselwirkung der Bauwerke und der umgebenden Natur. Man kann es in der Kenntnis ostasiatischer Malerei, Plastik und angewandter Kunst in Europa recht weit bringen; die Bedeutung der Architektur, auch auf die anscheinende Schlichtheit ihrer niedrigen Holzhäuser ausgedehnt, wird man einzig und allein an Ort und Stelle begreifen. (Die europäische Legende, daß die hiesigen Häuser wegen Erdbebengefahr einstäckig gebaut werden, findet sich bereits bei Kämpfer; hier, in dem waldreichen, geräumigen Lande, war und ist noch immer diese Holztechnik geboten.)

Der Tempelbezirk von Fudshisawa war groß und stattlich. Da gab es mannigfache Gebäude mit geschwungenen Dächern. Mächtige Bäume beschatteten erzene Brunnen, Statuen, Glocken und Botivgeschenke. Auf der einen Tempelterrasse kam ich auf die Statue des beliebten Gottes Bindschuro; bunte Barette werden ihm aufgesetzt, bunte Schürzen ihm vorgebunden. Er schmunzelt vergnügt, ist ein populärer Herr. Dabei überaus wundertätig. Während ich vorüberging, murmelte ein alter, kahlköpfiger Mann vor der Statue lange Gebete, rieb abwechselnd seinen Arm und den des Gottes. Das böse Reitzen sollte der Bindschuro ihm abnehmen. Einer Statue, der barmherzigen Quannon, nahten sich zwei Ehegatten. Dreimal — dies ist die richtige Einleitung — klatschten sie in die Hände, ehrten damit die „drei Gewalten“: Himmel, Erde und Mensch.

Im Vorhofe stand ein gewaltiger Ginkgobaum. Gern pflanzte man ihn im Tempelbezirk; im Herbst färben sich seine feingekerbten Blätter goldiggelb, sie müssen wundervoll zu den Tempeln stehen. Unter seinen weitausladenden Zweigen befand sich ein großes, grünpatiniertes Lotusblütenbecken; bis oben stand das Wasser. Ein kleiner Strahl floß aus dem geschweiften Blütenrand. Darüber flatterten am hölzernen Schuzdach blau und weiße, von Pilgern gestiftete Tücher. Ein kahlgeschorener Priester nahte sich; es umfloß ihn ein langes, weißgraues, halb durchsichtiges Gewand mit weiten, faltigen Ärmeln. Wie diese vorbeischiebende Gestalt sich mit dem mächtigen Baumstamme, den Bronzelotusbecken vermählte!

Nun kam Fudshisawa; von hier aus wird die heilige Insel Enoshima besucht. Dorthin will ich morgen. Für heute hatte ich genug; eine Fußwanderung von fünfeinhalb Stunden zählt mehr als bei gleicher Temperatur in Europa, vielleicht wegen des in Japan wahrgenommenen geringeren Ozongehaltes der Luft. Es ist ein richtiger Ausflugsort, mit Buden und Teehäusern reichlich versehen. Ich kaufte mir Süßigkeiten, Pomeranzenorangen (Grape fruit) und Kuchen, die ein wenig an Nougat und Waffeln erinnerten. Sie sollten die kommenden Mahlzeiten etwas heiterer gestalten. Dreimal

täglich Suppe, Fisch und Reis ist eine gesunde, einwandfreie, aber etwas langweilige Kost. Der Gasthof ist bedeutend besser als die bisherigen. Er ist ganz japanisch, was mich erfreut, obgleich ich einen europäischen Lehnstuhl gewürdigt hätte. So sehr behaglich ist es nicht, stundenlang auf seinem Reisefack zu sitzen, den Rücken im günstigsten Falle an einen schmalen Wandpfosten lehrend. Ich ließ mir aber gleich heißes Wasser geben, und mit erfrischter Haut, wenn auch mit steifen Knochen, verbrachte ich nach japanischer Sitte den Abend in meinen seidenen Kimono gehüllt. Die Aussicht auf bewaldete Hügel, auf die Gärten der Nachbarhäuser war freundlich. Nebenan umwucherte ein weißblühender Rosenbusch das Tor.

Später auf den Steppdecken liegend, sah ich durch die offen gelassenen Schiebefenster Sterne, einen leise rauschenden Zweig. Ob und zu klangen feine Stimmen von den Gassen herüber; dann kam die Ruhe der Nacht. Ringsumher schlafende Menschen, fremdartig anders in ihren Gebräuchen, in ihrer Empfindung. Und merkwürdig die Brücke, die uns am besten in ihr Innenreich führt: die der griechischen Antike. Auch hier die Heiligkeit des Hauses, das Priesteramt des Vaters; auch hier das tägliche Gebet. Da steht der Hausaltar, „Mitamaja“, Wohnort der hohen Geister, der gottgewordenen Ahnen, die unsichtbar ihre alten Heimstätten umgeben, die man befriedigen muß, auf daß ihr Segen auf den Nachgeborenen ruht. Sie verlangen ja nur wenig, nur den gemurmelten Dank, nur den Dampf der Speisen. Wird einem kein Sohn gewährt, muß er aus verwandtem Blut angenommen werden; denn will man in Frieden sterben, muß man wissen, daß die Nachkommen täglich des Ahnherrn gedenken werden. Es wäre eine Untat, wollte man die segenspendende Kette zerreißen. Darum auch — wie in der Antike — die unwichtige Stellung der Töchter. Sie würden heiraten, dann anderen Göttern opfern, sie kamen für das Haus nicht in Betracht. Deshalb auch der nahe Zusammenhang innerhalb jeder Ortschaft. Im Tempel wurde ja ein gemeinsamer „Gott der Ortsbewohner“ angebetet, der Udsbigami, dem noch heute jedes neugeborene Kind vorgestellt wird, dem der vom Feldzug heimkehrende Krieger noch heute sein Dankopfer bringt. Muß man notgezwungen seinen Wohnort ändern, wird man dem dortigen Udsbigami anbefohlen, gehört nunmehr ihm. Daher auch wieder, wie in Griechenland, das leidenschaftliche Heimatsgefühl, die Verzweiflung des Verbannten. Der Fremde war ein Angestammter, war ein Freund; der zum selben Udsbigami Betende war Bruder. Auch hier kannte man anfänglich keine Religionen der Menschenliebe, der Ethik. Wohl aber die Riten, wohl aber die von jeder Familie, jedem Verband ängstlich gehüteten heiligen Gebräuche.

Urälteste Auffassung, uns durch klassische Überlieferung vertraut, auch wohl in unserer fernsten Vergangenheit keimhaft ruhend, vielleicht nur durch das Christentum nicht zur Entwicklung gediehen.

Über mir jagten Ratten in den Balken umher; das kannte ich schon. Dieser wilde Tanz geht nachts anscheinend in jedem japanischen Dachstuhl vor sich, hat nichts weiter auf sich.

Morgens in aller Frühe weckte mich das Lärmen der zurückgeschobenen Shodshi. Die Refangs liefen an all den Außengalerien entlang, bis der letzte schwere Laden am Schrankende der Außengalerien untergebracht worden war. Dann kniete plötzlich eine im Zimmer; wir wünschten uns den Morgen-gruß „D haio“.

Enoshima. Eine phantastische Meeresinsel mit altheiligen Grotten, gewaltigen Kiefern und der Fudshi-Vision. In der Morgenfrühe fuhren Rondo und ich mit einer elektrischen Kleinbahn hin. Es war ein Festtag (solcher gibt es viele), und die Wagen waren bereits übertoll. Da saßen Frauen, auf dem Rücken die festgeschnallten vergnügten, unheimlich artigen Kinder; mehrere besonders nette junge Mädchen mit ihren Dienerinnen standen in der Mitte, hielten sich an den Lederräumen fest. Der herabgleitende Kimono-ärmel ließ ihre frischen runden Arme sehen. Mehrere junge Männer saßen, keiner räumte den kleinen Fräulein seinen Platz (das kommt auch in Europa vor), aber keiner sah sie auch nur an. Oft habe ich diese verblüffende Gleichgültigkeit bemerkt. Geishas und Dirnen stehen ja zur Verfügung; für anständige fremde junge Mädchen und Frauen hat man kein Interesse, davon hat man nichts, und es wäre ungezogen, sie zu begaffen. So lautete die Erklärung, frug ich Kenner des Landes nach dieser fischblütigen Gleichgültigkeit der Männer.

Edelgeformte Küstenlinien kamen in Sicht. Ein schmaler Landstreifen, eine lange hölzerne Brücke führten zu dem kiefernbestandenen, hochaufliegenden Felseneiland. Am Strand lagen Boote mit mannhohen Körben zur Bonito-Fischerei; Netze wurden eingezogen. Buden, Händler und Fahnen empfingen mit buntem Gewirr den Besucherstrom. Ich sah mich um; kein Europäer störte das Bild; harmlos und heiter schwirrten die Menschen umher, kauften sich die in fremdartiger Pracht aufgestapelten Muscheln, auch noch Spielwaren, Andenken aller Art, die bemerkenswert geschmackvollen Ansichtskarten. Sie werden genau wie europäische nach Photographien gefertigt, haben japanische Inschriften und zeigen eine ungewöhnlich künstlerische Auffassung, einen in Europa nur hier und da vorkommenden Sinn für Schwarzweißwirkung, für landschaftliche Linien.

Kleine Pfade führten zwischen Felsen und Kiefern, wurden hier und da durch einen Steingott, eine Inschrift, ein Kapellchen belebt. Dann hörte ich Trommeln; um einen Vorsprung kommend, sah ich auf der Tempelterrasse unter alten Bäumen eine aufgeschlagene Bühne. Zwei Schauspieler gingen heftig gegeneinander vor. Zu beiden Seiten erstreckte sich ein veilchenblauer Stoff mit weißem Chrysanthememuster. Hinter demselben wurde getrommelt, und dorthin verzog sich jetzt der eine Schauspieler, um sich umzuziehen. Auf der Terrasse drängte sich Kopf an Kopf, eine dichte Menge; Kinder saßen auf der grausteinernen Balustrade, kletterten an den Bäumen empor. Jetzt stolzierte der Sumarai mit seinen zwei Schwertern auf der Bühne, sich heftig fächelnd, umher, schalt den Tölpeldiener, versuchte ihm bessere Haltung und gewandtere Umgangsformen beizubringen. Jeder Wis, jedes Wortspiel, jede komische Geste wurde lebhaft belacht. Es folgte eine andere Episode. Sie

handelte anscheinend von einem wandernden Priester, der sich, um Almosen zu erhalten, als Buddhafigur hinstellt und so den Bauern prellt. Den Abschluß bildete ein Schwertergefecht mit merkwürdig stilisierten Linien. Die Schauspieler spielten lebendig und flott, hatten jedoch harte, gekünstelte Stimmen. Oft verzerrten sich ihre Züge; dann glichen sie auf ein Haar den bekannten Schauspielerholzschnitten des Charaku und anderer, ja selbst ihren Theatermasken. Dieser „Überausdruck“ war bei einer Rasse, die sanfte Unbeweglichkeit der Mienen verlangt, besonders erstaunlich, beruhte vielleicht auf dem Kontrastbedürfnis. Es war ein fesselndes Bild: die grausteinerne Tempelterrasse im Schatten der Felswand, der alten Bäume, die veilchenfarbenen Tücher, die blauen Schauspielergewänder, dann die gedämpften Töne der Kimonos mit den aufleuchtenden Farbflecken der Gürtel, der Bündel, des Futters: apfelgrün, lachsrosa, hellblau, pflaumenrot.

Erinnerte die Aufführung mehr an die attischen Thespiaskarren, mehr an europäisch-mittelalterliche Jahrmarttspossen?

Die Zuschauer kamen und gingen. Niemand zahlte, niemandem wurde etwas abverlangt. Als ich Rondo fragte, wo ich zu zahlen hätte, schüttelte er erstaunt den Kopf: „Kein Geld geben“. Gehörte die Vorstellung zum kirchlichen Fest? Vom nahen Tempel klangen Töne. Dort saßen in dämmerndem Raume auf den Matten murmelnde, summende Shintopriester (Laien) in dünnen, weißlichen Gewändern mit jener alten schwarzsteifen Kopfbedeckung, welche noch heutige ältere Herren in ihrer Jugend trugen. Hinter ihnen, ebenfalls auf den Fersen sitzend, spielte eine Reihe grüنگekleideter Musikanten auf kläglich-schriUen Sackpfeifen und Trommeln. Im Halbdunkel schimmerten goldbeschlagene Lacktruhen, Prachtsänften mit rotseidenen Quasten.

Weiter auf den kleinen, in den Fels gehauenen Pfaden. Steile Abstürze mit kühn sich über den Abgrund reckenden Kiefern, herrliche Ausichten über das jenseits des Meeres aufragende Hakonegebirge. Dort über den Hakonepaß würde ich übermorgen wandern. Steinstufen führten hinunter. Dann gingen wir auf Brettergerüsten nach der Heiligen Höhle. Bis tief in das Innere der Halbinsel zog sich der Spalt, quirlend und rauschend donnerte das Meer hinein, verwitterte die Felsen, bedeckte sie mit himbeerrotem Sinter. Seitdem Menschen dieses Land bewohnen, wird man in scheuem Bangen hier geopfert haben. Seit Jahrtausenden war dies der buddhistischen Benten, einer auf Schlangen oder Drachen reitenden, am liebsten auf Inseln wohnenden Glücksgöttin, geweiht. Jetzt, seit der offiziellen Begünstigung der Shintoriten, sollen drei Shintogöttinnen sie verdrängen. Soweit ich das beobachten konnte, verbeugten sich die Mitbesucher gleich häufig vor allen Kultaltären, auch noch vor einigen rohsteinernen Idolen — vielleicht Erinnerungen an die urältesten Gottheiten. Ein kleiner Tempelknabe ging mit einer Fackel voraus, sprach leiernd im Tempelton, der laut-eintönig in dem dunkeln Höhlenspalt verhallte, seinen Spruch.

Dann gelangten wir wieder an der langsam rauschenden Flut vorbei in das Freie, und ich suchte mir ein unter gewaltigen Kiefern an den Felsen gebautes Teehäuschen aus. Frisch gekochte, etwas zähe, aber ganz angenehm

schmeckende Seemuscheln wurden mir gebracht. Ich besah mir diese, wie jene vorhin gekauften Muscheln, auch die noch feucht am Strand aufgelesenen; da war jede edelgeformt, da vibrierte eine jede in den zartesten Tönen. Ein Fliederlila verschmolz mit milchigem Perlmutter, sanftes Rotbraun ging in Rosa über, Purpurgrau steigerte sich bis zum Indigoschwarz. Und wie ich zufällig den Blick hob, schwebten die Dunstschleier vorüber, stieg jenseits des weitschimmernden Meeres traumhaft-bleiß, schneerein der ferne gewaltige Fudshi empor. Eine Erscheinung. Ringsumher murmelte man freudig und leise: Fudshi San (Fudshi, der Herr).

Im Gasthose wartete der bestellte Kurumaja. Bald waren wir unterwegs. Wieder ein dichter Waldweg mit seiner Azaleenpracht. In der blaffen Luft erschien das lilagraue Hakonegebirge.

Auch heute hatte ich beständige Freude an den Bauerngehöften, und in jedem der kleinen Dörfer gab es hübsche Augenblicksbilder. Hier ein ländlicher Schmied; auf dem Boden sitzend hämmerte er mit einem denkbarst einfachen Handwerkszeug an einem zierlichen Teekessel; hinter ihm stand in einer grün und weißen hohen Porzellanvase — sie würde in das herrschaftlichste Zimmer passen — eine über ihre großen Blätter sich neigende, tiefrosa und weiße Päonie. Im anderen Dorf sah ich lilablaue Blütentrauben und hielt an. Hier hatten die Glyzinien spät geblüht, denn anderswo war diese beglückende Zeit bereits vorüber. Ein uralter, wie dunkle Schlangen sich windender Glyzinienstamm umklammerte einen Baum, rankte sich hinauf, schwang sich zu den Nachbarzweigen, und schleierhaft rieselten die langen lilablauen Blütentrauben an den alten Zypressen hernieder. Es war unbeschreiblich schön; eine solche Glyzinienpracht ist in ganz Europa nicht zu sehen. Seit tausend Jahren hegen und pflegen Japaner ihre Lieblingsblumen: die Kirschblüte, Glyzinie, Iris, Päonie, Chrysantheme. Europäische Gärtner sind ihren japanischen Berufsgenossen in vielem über: so im Veredeln, im Treiben; sie beherrschen ein größeres Gebiet. In bevorzugten Blumen stehen die Japaner jedoch unerreicht da. So dieses lilablaue Traumgespinnst im Tempelhain.

Wir befanden uns wieder in der Ebene. Das Hakonegebirge rückte näher. Im Vordergrund lag eine dicht bewaldete Kuppe, davor ein breiter Fluß mit einer langen, schlichten und gut gefügten Balkenbrücke. Jetzt kam Diso, ein beliebter Seebadeort. Bis auf den herrlichen, bewaldeten Abhang der Kuppe reichten die Lusthäuser wohlhabender Japaner. Immer einfach, mit grauziegeligen Dächern, mit Hecken und Bäumen; mit hölzernen Portalen in der Landschaft verschwindend. Nie gaben sie „Flecke“, wie europäische Villen. Unter den Sommerfrischen hat Diso einen politischen Beigeschmack. Viele Staatsmänner haben hier ihre Häuser; Kabinette werden hier gestürzt, wie bei uns im Juni an der Kieler Bucht. Auch äußerlich trat diese politische Note hervor. Auf einer bewaldeten Anhöhe erhob sich weit überlebensgroß der bedeutendste Staatsmann des Meidshi (Neuzeit) Fürst Ito. Im Vergleich zu üblichen europäischen Standbildern, etwa der Cavour- oder Gambetta-Denkmalen, fand ich dieses nicht so übel. Ganz einfach realistisch: ein unter-

festen, resoluten Mann mit europäischem Überrock, den Hut in der Hand. Wie er ging und stand, ohne Pathos noch Schwung; nicht ganz ohne Wirkung.

Natürlich lag oben auf dem schönsten Teil der Kuppe ein Tempel. Oft hatte ich in diesen Tagen die Spuren des uralten Naturgottesdienstes bemerkt. Ehe der Ahnenkult sich in diesen Ländern kristallisierte, ehe man dem sanften Buddha nachzueifern trachtete, hat man Göttliches in Bäumen, drohenden Felsen, geheimnisvollen Schluchten und silberstäubenden Wasserfällen gesehen. Führte der Tokaido etwa an einer ungewöhnlich überhängenden Felswand vorbei, waren sicher in einer ausgehöhlten Nische kleine Steinbilder oder fromme Inschriften zu sehen. Davor hatten andächtige Hände kleine Opfergefäße hingestellt, Kieselsteine aufgehäuft oder Blumenzweige niedergelegt, auch kleine bunte Tücher umgehängt. So auch an einer Quelle oder an einer ehrwürdigen Kieferngruppe.

In Diso aß ich zu Mittag; besah mir nachher den zierlichen Garten. Niedrige römische Pinien, blaugraue glattgeschliffene Strandkiesel, kleine steinerne Kapellchen, von Azaleensträuchern beschattet. Durch eine Tür kam ich gleich auf den Strand. Wie jetzt im Mai bei uns längs der Nordsee und Ostsee, war alles unbelebt, still, denn es hatte der Badebetrieb noch nicht begonnen. Wie bei uns, der Seestrandreiz: köstliche Luft, das Zusammenklingen und das Widerspielen von Himmel und Meer. Wie würde heute die Wellenmelodie erklingen? Ist es das leidenschaftliche Grollen der Dünung, wird es ein sehnsüchtig-sanftes Vergehen zaghafter, langer Killen auf dem weichfeuchten Sande sein? Nein, heute ist es harmlos belustigtes Plätschern auf dem mit Muscheln und Kieseln bestreuten Ufer. Einzelne Riffe und seetangbewachsene Felsen belebten die Wasserfläche. Am Strande lagen grauhölzerne Häuser in einem Kiefernwäldchen, anspruchslose Häuschen mit Staketten und Hecken; so harmonisch ruhig könnten unsere Seebadeorte ebenfalls sein, waren es früher. Hier gibt es jedoch ganz andere Farbenwerte des Strandes; in Europa bilden sattdunkle, geteerte Boote die nachdrücklichste Note, in Japan liegen reihenweise helle Sampangboote auf dem mattschimmernden Sand. Selbst die Schatten werden von den hellen Reflexen aufgelöst. Diese Sampangs hatten schwere Formen, müssen ja der tückischen See der Küste gewachsen sein.

Eines landete soeben. Seitwärts saß der Vater im flatternden, blauen Kittel, bearbeitete das mitten im Heck laufende Ruder. In den Auslegern lagen Netze und Körbe. Der junge Sohn sprang mit seinen schlanken, nackten Beinen hinaus. Ihm folgte der Vater; mit regelmäßig abwechselndem Rufen zogen sie — Heck zuvörderst! — den kleinen Sampang an Land. Mutter und Töchter kamen herzu, halfen beim Ziehen. Nackte Kinder kletterten hinein, nahmen eifrig die Trittbretter und Kübel, schrubberten sie sauber, spielten und lachten dazwischen. Hinter ihnen, nach Enoshima zu, streckte sich die blauerne Küste, ringsumher die ansteigende, mit fahlgrünem, dünnem Gras spärlich bedeckte Düne mit einzelnen Kiefern. Ein japanisches Strandbild.

Nun wanderte ich zu Fuß weiter. Die Landstraße war hier unberührt, und lebhaft mußte ich der Kämpferschen Schilderung eines von ihm gerade

hier vor Diso begegneten Daimiozuges gedenken. Überhaupt gedente ich hier täglich des wackeren, aus Lemgo gebürtigen Engelbert Kämpfer. Aufmerksam habe ich seine archaisch-naiven Schilderungen in einer nicht leicht zu erlangenden alten Ausgabe gelesen. Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts lebte dieser von der edlen „großen Neugierde“ besetzte Wanderer in der holländischen Niederlassung Deshima bei Nagasaki als Arzt. Viermal hat er im Gefolge des gleich den Daimios sich jährlich beim Shogun in Jeddo meldenden holländischen Residenten die Tokaidoreise unternommen. Der holländischen Niederlassung verdanken wir wertvolle Kunde des damals gegen die Außenwelt verschlossenen Japan; sonst bildet sie nicht gerade ein Ruhmesblatt für uns Europäer. Des Gewinnes halber haben diese sich den demütigendsten Bedingungen unterzogen, lebten auf dem winzigen Deshimavorsprung wie im Kerker. So ganz einwandfrei waren ihre Geschäftspraktiken mit den „Heiden“ auch schwerlich. Dieser jährliche „Hofzug“ bot ihnen die einzige Unterbrechung. Mußten sie auch in den Audienzen zur Erheiterung des Shogun, seiner Großen, der dazu gehörigen Damenwelt vortanzen, vorsingen, europäische Umgangsformen mimen, sie kamen doch hinaus, sahen Land und Leute. So gewissenhaft hat der Hofgräflich Lippische Leibmedikus beobachtet und aufgeschrieben, daß seine Beschreibung für die eigentlich klassische des alten Japan gilt.

„Am 6. April (1691) . . . begegneten uns erst der Vortrab (Quartiermeister, Schreiber, Köche) und die Bagage des Landesherrn von Kino Kumi, die alle mit dem vergoldeten kaiserlichen Wappen bezeichnet waren. Sodann mittags der Train selbst vor Diso.“

Ein andermal schildert er das „Gewimmel der Menschen, die den Weg (Tokaido) bereisen“. Er erzählt, wie die großen Herren mehrere Wochen voraus die Herberge belegen und die Zeit ihres bevorstehenden Durchzuges kundmachen ließen. Dieses geschah vermitteltst eines vor jedem Dorf Flecken auf einer Bambusstange angebrachten Brettes. Noch sind kostbare Lackkoffer erhalten, die bei so einer „Hofreise“ benutzt wurden; die Lackkästen zur Teebereitung, für die aus Gräsern geflochtenen Regenmäntel, Fahnen und heraldischen Abzeichen der Daimios, auch die Hüte und Schirme der hohen und höchsten Herren, als Symbol wurden diese auf Stangen getragen. Der Fürst reiste im Norimono. Minister, sowie der priesterlich geschorene und gekleidete Leibarzt durften reiten. Auch diese Norimono-Tragsänften haben sich erhalten, sind Wunderwerke des Geschmacks. Von den kurzgeschürzten Sänfenträgern wurde verlangt, daß sie die Lackstangen nicht auf den Schultern, sondern mit über dem Kopf erhobenen Händen trugen (!). Sie mußten mit kurzen Tritten und steifen Knien gehen, reckten den freien Arm mit der flachen Hand wagemrecht aus. Womöglich noch förmlich-stilfierter war, kamen sie durch belebte Gegenden, das Auftreten der „Haiducken, Pruntpiken und anderer Träger. Diese ziehen bei jedem Schritte den Fuß beinahe bis am Kreuz auf und werfen zugleich den einen Arm weit hervor, daß es scheint, als wenn sie durch die Luft schwämmen“. Mit Ausnahme der Träger trugen alle Teilnehmer des Zuges die schwarzseidene, wappengeschmückte Haoris, den zeremoniellen Überkimono. „Zu verwundern und zu rühmen ist es, in was für

einer regelmäßigen, schönen Ordnung eine so große Menge Volks ohne den geringsten Lärm, außer dem, der von dem Rauschen der Kleider und der Bewegung der Menschen und Pferde entstehen muß, einherziehet.“

Und solche phantastischen „Hofreisen“ hat noch mein eigener Onkel mit Augen gesehen, hat der noch lebende Gesandte v. Brandt beschrieben. Damals, zu ihren Zeiten, war es noch ein todeswürdiges Verbrechen, die feierliche Ordnung eines Daimiozuges zu stören.

Die Tokaidolandstraße, auf der ich jetzt gehe, ist gut, wurde aber zu Kämpfers Zeit noch sorgfältiger gehalten. Lückenlos war sie „zum Schatten und Lust der Reisenden von den großen Kiefern besäumt. Ehe ein Daimio des Weges kam, wurde er mit Besen gefegt, durch Sandaufstreuen getrocknet. Alle zwei oder drei Meilen wurden dann Laubhütten errichtet. Benutzte der hohe Herr sie, ließ er jedesmal einen Cobang (5 Dukaten) zurück“. Handelte es sich um einen kaiserlichen Gesandten, wurden Papierlaternen vor den Häusern angesteckt. Aber auch vor der Ankunft des Daimios war es den Bewohnern verboten, Speisen zu kochen, auf daß die reine Luft nicht verdorben würde. Demütig kniete alles am Wege, schlug die Augen nieder. Wären die Holländer nicht abgefessen, wären sie, wie in den sechziger Jahren dies noch Engländern nicht weit von Jeddo—Tokio geschah, von den Wachen niedergemacht worden.

Wie in keinem Lande des damaligen Europa war der Reiseverkehr geregelt. Es gab ausführliche Handbücher; das von Kämpfer benutzte warnte vor gefährlichen Stellen des Hakonepasses. „Ein armer Reisender“, führt er aus, „kann aus seinem bei sich führenden gedruckten Wegweiser wissen, an welchem Ort er diese und dergleichen Speisen und wo er sie am besten und wohlfeilsten bekommt, und also seinen Appetit danach einrichten.“

Nicht nur tragen alle Fußgänger die Waradshi-Sandalen; auch die Pferde wurden mit ihnen beschuht. Überall bot man infolgedessen diese Sandalen aus, setzte sie instand; die Waradshi-Händler gehörten zur feststehenden Bevölkerung der Straße. In einigen abgelegenen Gegenden hingen Landleute die von ihnen angefertigten Sandalen mit einer Vermerkung des Preises an die Kiefern der Straße auf. Der Reisende wählte sich ein Paar und legte die Münze am Baumstamm nieder. Diebstähle kamen nie vor, und bis vor kurzem soll sich hier und da diese Sitte noch erhalten haben. Natürlich gingen nur die kleinen Leute zu Fuß, die anderen ritten. Einige Auserwählte, wie (neben den Daimios und ihren Beamten) Äbte, Astrologen, Ärzte, Kranke und Leute, die das fünfzigste Lebensjahr überschritten hatten, durften Sänften benutzen. Mit jener Zeit verglichen, muß die Landstraße heutzutage ausgestorben wirken. Damals drängte sich hier eine unglaubliche Menge Menschen. Zu einigen Jahreszeiten war sie nach Aussage Kämpfers so stark wie in einer europäischen volkreichen Stadt angefüllt. Die japanischen Menschenmengen, die Größe der Städte fielen den damaligen Europäern besonders auf. „Osaka“, so meint der zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hierher verschlagene englische Lotse Will Adams, „ist so groß als London.“ Kämpfer nannte Jeddo „die größte Stadt der Welt“.

In der heutigen verhältnismäßigen Einsamkeit wandert es sich wohl angenehmer. Das Betteln, über welches Kämpfer klagt, kommt hier wie anderswo im Land fast gar nicht mehr vor. Allerdings fehlen die Marionettenspieler, die Führer tanzender Affen, die, wie Holzschnitte es so oft zeigen, vor den Sänften der großen Damen ihre Künste zeigend, diesen den Weg verkürzten. Es fehlen auch die Bettelnonnen, die dem Leibmedikus einen großen Eindruck machten. „Blutjunge Nonnen . . . es sind die Töchter der Bergpfaffen, gehen nett und sauber gekleidet, und ihr geschorenes Haupt, somit sie zu dieser heiligen Lebensart eingeweiht werden, ist mit einem schwarzseidenen Tuch umwunden. Nichts, was einer Armut, Frechheit oder Leichtfertigkeit gleicht, konnte man an ihnen wahrnehmen; sie hatten vielmehr ein sitzames und freies Wesen und von Person selbst eine so schöne Gestalt, als man sie unter dem hiesigen Himmelsstrich nur antrifft.“ Anscheinend ähnelten sie unseren mittelalterlichen Beguinen, dieser nicht immer einwandfreien, halbklösterlichen Schwesternschar.

Bewundernd besah ich mir in einer Ortschaft ein stattliches japanisches Haus; es war nach der Straße zu geöffnet, hatte Tafelung, gute Wandschirme, messingbeschlagene Truhen. Vor kleinen Lacktischen knieten zwei Schreiber im blauseidenen Kimono; mit Ausnahme der europäischen Uhr an der Wand war alles einheimisch echt. Anscheinend war es eine Schöffenstube oder hatte einen ähnlichen amtlichen Charakter. So haben ehemals die japanischen Amtsgebäude gewirkt, haben diese Würde besessen! In dieser Art konnte ich mir die von Kämpfer erwähnten Amtsstuben und Posthäuser des Tokaido denken. „Nur zwei, drei Meilen lagen sie auseinander . . . Viele Schreiber und Buchhalter besorgen die Unterhaltung des Postwesens, die Vermittlung und Lastträger. Der Preis für die Passagiere ist durch das ganze Reich festgesetzt . . . Auch stehen hier zur Fortbringung der kaiserlichen und landfürstlichen Briefe Tag und Nacht Postläufer bereit; diese bringen sie ohne den geringsten Verzug in ununterbrochenem Laufe bis zur nächsten Post und tragen sie in einem schwarzlackierten Kästchen, das mit dem Wappen des Absenders bemalt ist, vermittelt eines daran befestigten Stabes auf der Schulter . . . Diese Boten laufen stetes zween miteinander, damit, wenn dem einen etwan was zustößt, der andere seinen Dienst versehen und mit dem Kästchen zur Seite eilen kann. Wenn er eben Briefe vom Kaiser trägt, alsdann muß ihm alles ausweichen, um seinem Laufe nicht hinderlich zu seyn, welches er denn jedesmal mit einem Geläute von ferne andeutet.“ Dies war im 17. Jahrhundert; aber schon in der Fudshiwarazeit, schon im achten bis zehnten Jahrhundert, war das System der Postrelais durchgeführt. Ich sehe sie vor mir, die Gestalten mit den entblößten glatten, kräftigen Beinen, dem heraldisch geschmückten Rittel. Ich sehe vor mir ihren leichtfedernden, nie aussetzenden Lauf.

Wurden damals so wie heute in diesem jetzt kommenden Dorfe die Kinder zum Sticken angehalten? Eine Schar kleiner Knaben und Mädchen saßen vor ihren Rahmen; fleißig und geschickt stickten sie Durchzugarbeiten, teneriffa-artige Deckchen; waren heiter und vergnügt. Oft war auch in den Dörfern

Strohflechtereie zu sehen, Handwebestühle waren im Betrieb. Diese sind kleiner, ähnelten eher, wie es mir schien, dem verbesserten Hamkens-Webstuhl als dem großen unserer Weber; Frauen saßen an ihnen.

Eine beständige Freude bot die Küste: kieferngekrönte Vorsprünge, das blaupurpurne Hakonegebirge, malerische, mit Stroh oder Schindeln bedeckte Bauernhäuser. Hier und da blühten Trisse auf dem bemosten First; üppig leuchteten die Azaleen an den Abhängen im Gestrüpp. Jede Feinheit und Größe der Linie, jeder zarte Zusammenklang der Farbentöne ist seit tausend Jahren hierzulande gewürdigt worden. In den alten Klassikern, in Schilderungen reisender Hofdamen des achten und neunten Jahrhunderts finden sich impressionistische Skizzen, die in Europa nicht einmal im Rousseau, nicht mal im Werther, nur etwa nach den Concours anzutreffen wären.

Es kam eine letzte Anhöhe, da lag vor mir eine Bucht: mit klassischem Schwung hoben und senkten und dehnten sich die Linien.

Rodsu. Fast noch vollendeter war das Bild von meiner oberen Galerie des Gasthofs. Die schaumumkränzte Biegung des grauen Strandes zog sich weit hinaus nach einem baumbestandenen, dunkelweich umrissenen Vorsprung. Dahinter erhob sich das Hakonegebirge mit zart angedeuteten Klüften, hier und da durch helle Wolkenstreifen durchschnitten.

Die Dämmerung naht. Am Strande spielten Kinder; sie hatten ein Feuer Schiff gezimmert und ausgeschmückt, steckten es, in die Wellen watend, an. Brennend trieb es hinaus, leuchtete im Silbergrau der Flut. Im dunkelblauen Rimono ging ein Herr langsam vorbei, führte seine fünf sorgsam gepflegten, gutrassigen Hunde spazieren. Im fernen Meer brannten einige Fischerbootlaternen.

Aus den Abendnebeln stieg später der Vollmond empor. Hauchzart und doch umrissen hoben sich die Bergketten von der um eine Ahnung bleicheren Luft. Meer und Strand farblos hell, noch heller das Wellenweiß, und dicht vor meinen Fenstern zeichnete sich tiefdunkel der Umriss einer gewaltigen Kiefer. Sie war gespalten, ihrer Krone beraubt; Krähen flatterten vorbei. Vor einigen hell erleuchteten Fenstern bewegten sich die Umrisse zierlicher japanischer Frauengestalten.

Als ich vorhin am Galeriegeländer stand, sah ich den Insassen des daneben liegenden Zimmers. Es war ein etwa dreißigjähriger junger Mann im grün und weiß gemusterten Rimono; er lehnte sich zurück, sah verklärt zum Himmel empor, war anscheinend zu dieser Vollmondpracht hergekommen. Außerdem hatte er sich noch zwei Geishas bestellt. Da hockten die beiden in gelb und roten Gewändern. Spielzeugartig niedlich griffen sie in die Saiten der hellklingenden Samisen und sangen mit harten hohen Rehlauten. Ab und zu schloß der Herr die Augen und lächelte verückt. Ich lag schon lange auf meinen Steppdecken am Boden, war schon einmal eingeschlafen, da hörte ich noch das Samisenspiel, die hohen künstlichen Kadenzen der Lieder . . .

(Fortsetzung folgt.)

Über den Ursprung des Humanismus.

Von
Konrad Burdach.

(Schluß.)

VIII.

Die Wiedergeburt des Menschen hieß dem werdenden Humanismus, wie ich schon sagte, auch *reformatio*, d. h. Rückverwandlung in die ideale Urform. Und Bonaventura hatte das bestimmt ausgesprochen (siehe oben Februarheft S. 200). In freierem Sinn hat Dante in einem herrlichen Kapitel seines *Convivio*, worin mitten aus der Aristotelischen Systematik bereits der moderne Lessingische Gedanke von dem Glücke des nie zu stillenden Oranges nach der ewig unerreichbaren Wahrheit aufleuchtet, dafür den tiefsinnigen Satz gefunden: „Eines jeden Dinges höchstes Verlangen, das ihm vom Unbeginn die Natur eingepflanzt hat, ist es, zu seinem Urgrunde zurückzukehren“ (*Conviv.* 4, 12).

In dieser Stimmung, in dieser Erkenntnis spüren wir den Lebensnerv des Humanismus. Rückkehr zum menschlichen Urgrund und zwar nicht in spekulativem Denken, sondern in einer konkreten Umgestaltung des gesamten inneren Lebens, das ist ihr Ziel.

Wie war dies Ziel zu erreichen? Wo war der Archimedische Hebelpunkt zu finden, um die verrottete alternde Welt, der man entrinnen wollte, aus ihren Angeln zu heben? Wir Heutigen sind immer geneigt, der aus dem Mittelalter sich losringenden Zeit als verwendbare Hebelbasis moderne Ideen und Erfahrungen, moderne Psychologie und Erkenntnis zuzutrauen und anzubieten. Aber von alledem besaß das Zeitalter Dantes nichts. Auf dem Weg zum Primitiven, Klaren, Einfachen, zum Urgrund des Menschen begegnete ihm sinnlich faßbar zunächst das römische Altertum, d. h. die eigene nationale Vorzeit, die Urzeit des Christentums und des Kaisertums, die Vorzeit der universalen Weltkultur, des Menschheitsstaates und der Menschheitsgemeinde, der *ecclesia*. Suchte man nach einer Bändigung und Zähmung der gärenden anarchischen, entarteten, in wilden Krämpfen zuckenden Zeit, suchte man eine neue Offenbarung des Friedens, der Ordnung, der Menschlichkeit, so gab es dafür keine besseren Urkunden als die Schriften der Alten. Das Humanitätsideal der Scipionen und des Augusteischen Zeitalters sollte Führer sein zu der neuen Jugend. Die rückwärts gewandten, romantisch gestimmten, von der Wiederkehr des goldenen Alters träumenden Gedanken und Empfindungen der Augusteischen Dichter gewannen nun die Kraft und den Gegenwartswert mittämpfender Helfer.

Aber der Drang nach dem menschlichen Urgrunde trieb noch weiter zurück. Wieder griff die Phantasie und das Denken der Zeit nach erreichbaren konkreteren Gestalten. Der Ur-mensch, wie ihn die kirchliche Anschauung nach biblischer Darstellung geformt hatte, Adam, erhielt nun eine neue Rolle, und die um ihn gesponnenen Vorstellungen müssen mit Platonisch-Augustinischer, neuplatonischer und Hermetischer Meditation, mit antiker Moralphilosophie, Dichtung und Kunst Führer werden zum Humanitätsideal der heranreifenden Renaissance.

Augustin hat die Stimmungen, aus denen die Renaissance geboren ward, tief beeinflusst. Seine „Konfessionen“ waren Petrarca's Begleitung, als ihm auf dem über die Wolken ragenden Mont Ventour die Andacht zur Natur, die Bewunderung der Bergeshöhen, der Fluten des Meeres und des breiten Laufs der Ströme zusammenschmolz vor der Einkehr in sein Ich, vor der Größe des menschlichen Geistes und des eigenen Selbst, vor dem Recht der Persönlichkeit. Er war es, der Petrarca und die ganze Zeit zu Plato zurückleitete, der die nach neuen Menschheitswerten, nach der Ernte einer großen Zukunft Trachtenden erfüllte mit dem Glauben an die Möglichkeit der inneren Erneuerung und Wiedergeburt. Augustin hat auch durch seine leidenschaftlich beseelte Gestaltung der christlichen Lehre von der Erbsünde mitgewirkt, daß aus dem dogmatischen Adamsbild ein verheißungsvoller Typus des reinen freien Menschentums aufstieg. Eine der unter Augustins Namen umlaufenden Quaestiones handelt von Adam und Eva; getragen von Augustinischem Geist, wurde sie viel gelesen; sie arbeitete die Schlagworte der werdenden Renaissance, das *renasci*, *renovari*, *reformari*, die *renascibilitas*, das Läuterungsbad (*ablui*) des Menschen in mystischem Sinne und ungemein wirkungsvoll durch. Da wird die Wiedergeburt des Menschen definiert als Wiedereinsetzung in den einstigen Zustand Adams (*ut reddamur ad primum statum Adae*).

Was von Augustin und in Schriften des Augustinismus mystisch erörtert wird als ein Bestandteil des christlichen Erlösungsglaubens, das lebt in den Gemütern des ausgehenden Mittelalters fort — entkirchlicht und durchtränkt von einer Religiosität, die im Diesseitigen einen Lebensausdruck erschuf für die Wiedergeburt in den Stand des sündlosen Adam, in die Einfachheit, Schönheit, Lauterkeit der ursprünglichen, von Gott nach seinem eigenen Bild erschaffenen Menschennatur.

Es ist nun höchst merkwürdig und berührt unsere moderne Denkweise zunächst sehr fremdartig, welche Bedeutung dieser Gedanke in der Kunsttheorie des ganzen Zeitalters gewinnt. Adam, der Ur-mensch, das göttliche Ebenbild im Stande der Natur — daraus werden mannigfaltige philosophische Folgerungen abgeleitet.

Kaiser Friedrich II. hatte in dem Prolog zu seiner sizilischen Konstitutionensammlung wie in den Einleitungen mancher Erlasse eine staatsphilosophische Rechtfertigung des Imperiums gegeben: Adam von Gott, der ihn nach seinem Bilde schuf, mit dem Diadem des Ruhms und der Ehre gekrönt, d. h. zu einem König gemacht, verlor durch den Sündenfall beides,

verlor die Unsterblichkeit und die Herrschaft über die Welt, verlor die Freiheit. Die notwendige Folge der seit der Erbsünde eintretenden Zügellosigkeit waren dann die Herrschaft der Fürsten, die Oberhoheit des Imperiums. Sie verbürgen als Vollstrecker der göttlichen Vorsehung den Völkern den Frieden und die Gerechtigkeit. Das Imperium hat danach die Aufgabe, die Menschen in den verlorenen Stand der Natur und der Freiheit zurückzusetzen. Es ist Reflex und Gegenwartserfüllung eines urzeitlichen Vorbildes. Es ist die Wiederherstellung der Natur. Friedrichs II. Metaphysik des Imperiums ruht natürlich auch auf Augustin. Aber im Unterschied von Augustin läßt sie neben der göttlichen Gerechtigkeit die Notwendigkeit und die Natur mitwirken. Und sie betont stark eine Vorstellung, die früher nur nebenher mitklang: Adam ist der erste König, das wahre Königtum ist ein Abglanz des idealen Menschen nach Gottes Ebenbild, des Urmenschen, im Stande der Unschuld, der Natur, der Freiheit. Auch in der deutschen Poesie des 13. Jahrhunderts, z. B. bei dem Spruchdichter Reinmar von Zweter, lebt das Bild des freien, weisen, adligen Adam.

Dante in seinem Buch über die Monarchie hat Friedrichs II. Theorie des Imperiums fortgebildet zu einer metaphysischen Ethik und sie dadurch des eigentlich staatsrechtlichen, politischen Inhalts fast entleert. Der Kaiser ist ihm als „Reiter des menschlichen Willens“ nicht bloß Wiederhersteller des Friedens und der Gerechtigkeit im Stande der Unschuld und der Natur. Er wird ihm auch der sichtbare Verkörperer des organisierten Universalintellekts der Menschheit, den Dante nach Averroës statuiert. Das ist die unmittelbar von Gott empfangene Universalkraft des Menschen. Es erhebt sich so ein mystischer Begriff, der geistige Mensch, der sich berührt mit den Spekulationen, die der Papiismus Bonifaz' VIII. (s. oben Märzheft S. 383f.) und seiner Gesinnungsgenossen in Anlehnung an die neuplatonische Kosmologie ausgesponnen hat über den spiritualen Menschen, den Träger der höchsten kirchlichen Gewalt. Diese Spekulationen gehen aus von dem Pauluswort (1. Korinth. 2, 15): „Der spirituale Mensch, d. h. der vom Geist Gottes erfüllte Mensch, richtet alles und wird selbst von niemandem gerichtet.“ Bonifaz VIII. machte das Wort in seiner Bulle Unam sanctam zum Eckstein seiner kirchlichen Weltpolitik und gründete darauf den Vorrang der spiritualen Gewalt vor aller weltlichen Gewalt der Kaiser, Könige, Fürsten. Aus dem schillernden Begriff des homo spiritualis ergab sich nicht bloß die Suprematie der geistlichen Sphäre über die weltliche, also des Regiments und der Jurisdiktion der Kirche über alle Laienherrschaft. Es ergab sich für den homo spiritualis auch eine besondere Natur des inneren Menschen im Gegensatz zur Außerlichkeit der Masse. Und es ergab sich drittens als eigentlicher Repräsentant, ja im Grunde als einzig wahre Verkörperung des homo spiritualis in der Beweisführung der Bulle oder mindestens in ihrer Tendenz lediglich der Papst, der spirituale Weltbeherrscher, der geistliche Übermensch. Paulus hatte seinen Begriff geprägt, um im mystischen Sinne die Autonomie eines jeden von Gott erfüllten gläubigen Einzelmenschen zu verkünden. Bonifaz machte daraus die Souveränität und Plenipotenz des

kirchlichen Amtes, aber er schränkte sie ein auf die Spitze der Hierarchie, auf den Träger des geistlichen Weltimperiums. Von drei Seiten wurde sofort leidenschaftlich hiergegen protestiert: von den Vertretern der Rechte des Staates; aus dem Kreise der Frommen, die sich Spiritualen nannten und ihre persönliche Christenseele unmittelbar mit göttlichem Geiste erfüllen wollten, erfüllt glaubten; endlich aus dem Lager der Kirche selbst, von Bischöfen und Kardinälen, von allen Anhängern des Episkopalismus und einer Kardinalsoligarchie, von allen kirchlich gesinnten Personen, die, dem päpstlichen Despotismus gegenüber, auch anderen Organen der Hierarchie selbständigen Anteil an der spiritualen Herrschaft (potestas spiritualis) zuerkannten. Die staatsrechtliche und theologische Publizistik der Zeit hat über den Sinn und die Tragweite des homo spiritualis lebhaft gestritten. Und es spielte zweierlei hinein: die mystische, mit neuplatonischen und Hermetischen Elementen versezte Idee des göttlichen Armentischen, des ersten und zweiten Adam, womit sich auch die Gleichsetzung von Petrus, Moses, Christus teilweise verflocht (siehe unten), andererseits das Idealbild des Weisen nach stoischer Lehre, die alle Tugenden für eine hält und daher im Weisen auch den besten König, Richter, Politiker, Feldherrn, Redner erblickt. Jedefalls: der neue Mensch der Renaissance erscheint zuerst als homo spiritualis. Petrarca nahm diesen Namen für sich in Anspruch, als er in seiner Abwehr der wider Rom und Italien gerichteten Invektive eines französischen Zisterziensers sich dem gallischen „Barbaren“ als geistig überlegenen Führer der neuen Bildung entgegenstellte.

Die werdende Renaissance hat diese mystischen imperialistischen Spekulationen der kaiserlichen und der kurialistischen Partei, denen Dante die Wendung in das Intellektuelle gegeben hat, sich angeeignet in menschlicherem, konkreterem Sinne. Aus dem Adamsbilde entnimmt sie die Vorstellung, daß dem von Gott nach seinem Bilde im Stande der Natur erschaffenen Armentischen Freiheit und Königtum und höchste geistige Kraft eigen waren. Der neue Persönlichkeitsbegriff und der neue Naturbegriff der Renaissance, sie haben hier ihre Quelle. Der Übermensch, den die Tyrannen und Condottieri der Renaissance verkörpern wollten, das ist ein Reflex jener mystischen Adam-Konstruktion. Aber es stammt noch mehr aus diesen Meditationen. Soll die Reformatio, die Umwandlung in den Adamsstand der Unschuld und Natur, das Ziel jener Umwertung des Lebens sein, die man erstrebte, so hatte die Kunst die nächste Aufgabe, diesen Adamsstand den Sinnen sichtbar zu machen. Musik und bildende Kunst! Der Künstler hat die Pflicht, Gott nachzueifern und gleich ihm im Einklang mit der Natur unschuldiges Leben zu schaffen.

Auf diesem uns wunderlichen Umweg gelangt die Kunsttheorie der Renaissance zu dem, was man ihren Realismus oder gar Naturalismus nennt. Wir lesen in dem 'Buch von der Kunst' des Cennino Cenni, eines späten Mitglieds der absterbenden Schule Giotto's, der der neuen realistischen Richtung, von der man gewöhnlich den eigentlichen Anfang der Renaissance rechnet, noch fern steht: „Bemerge, daß die vollkommenste Führerin, welche

man haben kann, das beste Steuer, die Triumphpforte des Zeichnens das Studium der Natur ist.“ Wir finden demgemäß hier eine umständliche Anweisung zum Abformen von Gesichtern und ganzen Figuren über lebende Menschen.

Durch eine Art von Notwendigkeit verflocht sich mit diesen Gedanken das antike Motiv des Prometheus, der Menschen aus Ton geformt hat. Philipp Villani, der 1405 starb, leitet in seinem Buch über die berühmten Bürger von Florenz diese Fabel her von dem Eindruck, den die ältesten Versuche, aus Stein und Erz menschliche Bildwerke darzustellen, auf kluge Beobachter gemacht haben. Die Prometheusfabel, die später, im 18. Jahrhundert, die Anregung gibt zu einer Vertiefung des Begriffs der künstlerischen Schöpfung bei Shaftesbury und die epochemachende Lehre vom Originalgenie heraufführt, wird hier rationalistisch erklärt als eine Abstraktion aus gesehenen wirklichen Kunstwerken. Philipp Villani nennt dann als solche Künstler, deren Werke Anlaß zur Fabel von der Menschenschöpfung des Prometheus geben konnten, die großen Griechen: Zeuxis, Polyklet, Phidias, Praxiteles. Und unmittelbar daran reiht er die neuen Florentiner Maler, welche der blutlosen und fast erstorbenen Kunst Italiens neues Leben einflößten: Cimabue und Giotto. Beider Verdienst erblickt er darin, daß sie zur Naturwahrheit zurückstrebten. Giottos Größe besteht darin, daß seine Gemälde zu leben und zu atmen scheinen. Die *pictura* muß sein *aemulatrix naturae* (Nacheiferin der Natur). Das war sie bei den Alten. Das ist sie durch Giotto wieder geworden. Deshalb gilt er Villani und den andern italienischen Geschichtschreibern der Kunst als Urheber des künstlerischen Aufschwungs, der *rinascita* Vasaris: Giotto, der fern ist von jeder Nachahmung antiker Kunstwerke, von jeder „Wiederbelebung“ des antiken Kunststils. Demzufolge soll also nicht das Altertum an sich nachgebildet werden, wie es die Theorie des Klassizismus später vorschrieb. Vielmehr soll es der Kunst nur Beispiel sein für den erstrebten Wettstreit mit der Natur, von dem man neues künstlerisches Leben erwartet. Allerdings erstarrt diese Auffassung, sich steigend, allmählich zu der tyrannischen Schulmeinung, das Altertum selbst sei absolutes Muster idealer Menschlichkeit, und nur indem man es auf allen Lebensgebieten mit möglichster Treue kopiere, lasse sich eine moderne geistige Kultur erschaffen. Wann und in welchen Stufen diese Wandlung in Italien und im übrigen Europa sich vollzieht, wie und in welchem Maße sie in den einzelnen Ländern Sprache und Literatur, Künste und Wissenschaften stachelt und fördert, aber auch einengt, das zu verfolgen überschreitet meine jetzige Aufgabe. Von Anfang an aber ist es ein Dogma der Renaissance, daß die antike Kunst die Natur wiedergebe oder etwa auch in der vorsichtigeren Formulierung Vasaris über Mantegna: „Schönheit in reiner und vollkommener Form als Natur.“ Freilich auch hier wieder darf man dem Ausdruck, den die Renaissance mit uns gemein hat, nicht den modernen Gedanken unterlegen. Der Naturbegriff der Renaissance ist noch keineswegs der unsrige. Er bleibt noch lange abhängig vom Sprachgebrauch und Denken des Mittelalters, mag auch die Wertung des

Worts und der Vorstellung 'Natur' sichtlich steigen. Unter Naturnachahmung jedesfalls versteht die Kunsttheorie des 14. bis 16. Jahrhunderts die Nachahmung der von Gott gestalteten Natur.

Wie diese Naturnachahmung höchster Zweck der Kunst, so ist die Natur die wahre Mutter der Kunst. Die Natur selbst ist der Anfang der Künste; und die Vorlage oder das Modell die herrliche Schöpfung der Welt; der schaffende Meister aber das durch besondere Gnade uns eingegossene göttliche Licht, das uns nicht nur den übrigen Geschöpfen überlegen, sondern ähnlich Gott, dem Schöpfer, gemacht hat. Es stimmt das unmittelbar mit Gedanken aus den früher von mir mitgetheilten Äußerungen Bonaventuras überein (s. Februarheft S. 200). Im Proemio seiner Lebensbeschreibungen führt Vasari den Gedanken noch bestimmter und eingehender aus (ed. Milanese 1, S. 216f.). „Die Zeichenkunst, die Seele und Grundlage der Bildhauerei wie der Malerkunst, entstand zur Zeit der Erschaffung der Welt. Damals stieg der erhabene Gott nach Gestaltung des Weltalls und Ausschmückung des Himmels hernieder zur Erde, und indem er den Menschen formte, enthüllte er mit skizzierender Erfindung die erste Form der Skulptur und der Malerei; denn von diesem ersten Menschen wurden allmählich wie von einem wahren Urbild die Statuen und Bildwerke abgeformt mit der Feinheit ihrer Stellungen und Umrisse, und ebenso die ersten Gemälde mit ihren weichen Farben, mit dem Einklang und Gegensatz ihrer Lichter und Schatten. So war das erste Modell, von dem das erste Bild des Menschen hervorging, eine Erdenmasse. Der göttliche Baumeister der Zeit und der Natur zeigte dadurch allen guten Bildhauern und Malern den Weg, in derselben Weise, wie er die unvollkommene Materie durch Erhebung und Hinzutun gestaltet hat, durch Hinzutun und Idealisieren ihrer Modelle die rohen Entwürfe zur vorschwebenden künstlerischen Vollendung zu führen.“

Der höchste Gegenstand der Kunst ist nach dieser Ansicht die Darstellung des Menschen und zwar des nackten Menschen, wie er aus der Hand des göttlichen Künstlers hervorgegangen ist. Es ist kein Zufall, daß ein Hauptwerk des großen Begründers der eigentlichen Renaissancemalerei im engeren Sinne, Masaccios, in der Brancaccikapelle del Carmine zu Florenz die ersten vollendeten Beispiele von künstlerischer Nacktdarstellung in der Eva des Sündenfalls und der Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradiese darbietet. Und auch in der Folge bleibt dieses Motiv beliebt als höchster Gegenstand einer Kunst, die in der stilisierten Abbildung des natürlichen Menschenleibes das Ideal der Schönheit zu erreichen sucht.

Erst in solchem Zusammenhang ermißt man die volle Bedeutung der Adam-Laudatio des neuplatonischen Humanisten Pico della Mirandola, und welche Resonanz sie bei ihrem Hervortreten finden mußte. Er feiert die Würde des Menschen also: Gott hat ihn mitten hinein in die Welt gestellt, auf daß er desto leichter alles schaue, was darinnen lebt. Er hat ihn als ein weder himmlisches noch irdisches, weder sterbliches noch unsterbliches Wesen geschaffen, damit er sein eigener freier Bildner sei. Er kann zum Tier entarten, aber er kann aus dem Willen seines Geistes als gott-

ähnliches Wesen sich wiedergebären (poteris in superiora quae sunt divina ex tui animi sententia regenerari). Da haben wir wieder das Stichwort der rinascita, lange vor Vasari! Der Mensch allein hat eine Entwicklung, ein Wachsen nach freiem Willen. Er allein ist ein Mikrokosmos.

Erst in diesem Zusammenhang bekommt das tief sinnige bildnerische Schaffen und poetische Meditieren Michelangelos sein volles Licht. Man höre doch nur die Sehnsuchtsklänge seiner Sonette an die Schönheit seiner geliebten jugendlichen Freunde:

Es würde nur was unser Aug entzückt
Die Seele wünschen, wär' ihr nicht mitgegeben
Gottähnlichkeit! Sie weiß sich zu erheben
Zur Urform, weil sie Flücht'ges nicht beglückt.

* * *

Nun juch' ich, wieder Gott in Deiner Pracht,
Die leider stirbt, zu schau'n und zu gewinnen . . .
Das Paradies aus Deinen Augen . . .

* * *

Des Ewgen Bild in Dir verschlossen lebt
Um wieder heimzugehn auf Himmelswegen
. . . Und so Erlesnes schafft Natur ja nimmer.

. . . Mir zeigt sich Gott (Ihm sei gedankt) nur
In irgend welcher schönen Erdenhülle.
Die lieb' ich nur, weil Ihn sie offenbart.

* * *

Und wer Dich liebt in Treuen,
Steigt auf zu Gott, wird sich den Tod versüßen.

IX.

In England und in Böhmen hat jene Adam-Mystik zwei hervorragenden literarischen Schöpfungen den Stempel aufgedrückt. Zwar an Umfang und Charakter ganz verschieden, stehen sie doch in einem unmittelbaren Zusammenhang.

Das alliterierende Gedicht des William Langland über Peter den Pflüger gestaltet in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts das alte Hermetische und christliche Mythologem vom Urmenschen, der göttlicher Natur und dessen erhöhte Wiederkehr und Vollendung Christus ist, um daran des Menschen Aufgabe und Bestimmung, den Weg zur Erfüllung des Ideals darzulegen, und der in ihrem kirchlichen, staatlichen, bürgerlichen Leben gemusterten gleichzeitigen Gesellschaft einen Spiegel vorzuhalten, darin sie das satirisch und humoristisch beleuchtete Bild ihres Treibens, aber auch das Urbild ihrer preisgegebenen göttlichen Natur erschauend und zu diesem in der Kraft Christi zurückzustrebenden Ermüdung finde. Die Entartung der Menschheit in allen Ständen und Berufsclassen, doch auch das bunte Leben in seiner Grellheit und in seiner harmlosen Fröhlichkeit zieht vorüber mit zahlreichen Anspielungen auf die Zeitverhältnisse und auf bestimmte geschichtliche Vorgänge.

Das eigentliche Ziel jedoch ist es, den Verfall der Menschheit durch Bestechung (Meed) eindringlich in lebensvollen Szenen darzustellen: Adams Verführung durch die Apfelfgabe der Eva, das Verderben der Kirche durch weltlichen Besitz, ihre erste, später immer weiter fressende Vergiftung durch die Schenkung Konstantins — man gedenke der gleichen Anklage Walthers von der Vogelweide und Dantes! —, vor allem die aus dem Ablasswesen stammende Korruption der Priester und Seelennot der Laien.

Der Dichter folgt dem in mittelalterlicher lateinischer und landessprachlicher Poesie längst weit verbreiteten Schema des allegorischen Romans: Personifikationen moralischer Eigenschaften treten handelnd auf und werden an den Drähten herkömmlicher Romanmotive bewegt als Träger der lehrenden, warnenden, strafenden, erbaulichen Tendenz dieses stark empfindenden und scharf beobachtenden Propheten einer künftigen Erneuerung der Menschheit. In einer Reihe von Visionen, die dem träumenden Dichter erscheinen, enthüllt sich das riesige, wechselnde Gemälde dieser großartigen, uns freilich ermüdenden Gedankenwelt, an dem eine überreiche Phantasie, zuweilen mit erstaunlich plastischer Kraft, gearbeitet hat. Mit einem gewissen Recht hat man es eine nordisch-germanische Divina Commedia genannt.

In der zweiten Vision tritt Peter der Ackermann auf. 'Gewissen', ein Kreuz in der Hand, hat in Begleitung von 'Reue' den Sündern Buße gepredigt, an Pest und Orkan, die Vorzeichen des jüngsten Gerichts, erinnernd. Tausende von Sündern machen zerknirscht sich auf, zum Heiligen 'Wahrheit' zu gelangen. Aber niemand kennt den Weg. Lange irren sie umher, endlich treffen sie einen aus dem heiligen Land heimkehrenden Pilger, den sie fragen. Doch der antwortet, er kenne den Heiligen, der 'Wahrheit' heiße, nicht, und nie habe ein Pilger bisher nach ihm geforscht. Da erscheint Peter der Pflüger. Er kennt jenen Heiligen, hat für ihn gearbeitet. Und nun beschreibt er den Weg zu ihm: nützliche Arbeiten, Werke der Liebe. 'Wahrheit' verleiht darauf Peter, allen seinen Erben und allen Teilnehmern seiner Arbeit vollkommenen Ablass, aber die darüber ausgestellte Ablassbulle befagt nur: „Tu Gutes und erfahre Gutes, tu Böses und erfahre Böses“. Dadurch entsteht das Problem, das die weitere Dichtung in neuen Visionen lösen will: Was ist Tu-gut, was ist Tu-besser und Tu-am-besten? Welches sind die Stufen menschlicher Vollkommenheit? Die erste Stufe (Tu-gut) ist die Rechtllichkeit des arbeitenden Durchschnittsmenschen, der Gott fürchtet, aber dabei doch allen Sünden erliegt. Die zweite Stufe (Tu-besser) ruht auf der Liebe. Ihr Wesen erklärt in einer anderen Vision dem Dichter 'Anima' (die Seele), aber sie selbst kennen zu lernen ist nur möglich durch Peter den Pflüger, denn er hat tiefere Erkenntnis als die Geistlichen, die nur Worte und Werke prüfen; er sieht den Willen. Er ist der Gärtner des Baums der Liebe; er schüttelt Apfel von ihm, die aber der Satan davonträgt. Da ruft Peter den Sohn und den heiligen Geist Gottes zu Hilfe: es bereitet sich das Schauspiel der Menschwerdung Christi, sein Erlösungswerk. — In einer neuen Vision beginnt wiederum die Suche nach dem Pflüger. Dann erschaut der Dichter die Passion Christi: er, in dem das Gebot 'Tu-besser', die Liebe, sich erfüllt, erscheint in der Tracht Peters des Pflügers, d. h. in der menschlichen Natur. Wir erleben die Kreuzigung, Grablegung, den Streit zwischen Leben und Tod, Christi Höllenfahrt und Sieg über den Satan Tod. Der Tod ist überwunden durch die erlösende Liebe. Allein noch bedarf es des Wirkens von 'Tu-am-besten', um der Menschheit den Segen dieses Sieges zu sichern. Dazu dient die heilige Kirche, deren Geschichte die letzten beiden Visionen schildern. Die gött-

liche 'Gnade' nimmt den Pflüger Peter in ihren Dienst. Er erbaut das Haus der menschlichen Einheit, die Kirche, und nun zieht 'Gnade' mit Peter dem Pflüger durch die Welt, Wahrheit zu säen. Aber der Antichrist reißt diese Saat aus, pflanzt Unkraut und sammelt ein großes Gefolge von Prälaten, Mönchen und Pilgern. Und mit den furchtbaren Bildern der nun entstehenden Kämpfe schließt Langlands Dichtung. 'Gewissen' will die Sünder zur Besserung treiben und ruft die Hilfe der 'Natur' herbei. Die sendet den 'Tod' und das 'Alter', verheerende Krankheiten wüthen. Aber das große Sterben hilft nur kurze Zeit. Dann nimmt die Verderbnis wieder zu. 'Leben' und 'Fortuna' zeugen die 'Trägheit'. Wieder soll das 'Alter' helfen: das kämpft mit dem Leben und dieses flieht zum 'Leichtsinn'. Der Dichter sieht den 'Tod' auf ihn selbst eindringen und rettet sich in die Feste des 'Gewissens'. Sieben Riesen, die sieben Todsünden, im Dienste des Antichrist, bestürmen die Burg. Da ruft endlich in höchster Bedrängnis weinend 'Gewissen': „Ich will ein Pilger werden und wandern so weit als die Welt reicht, Peter den Pflüger zu suchen, der den Stolz vernichte. Nun räche mich 'Natur' und sende mir Glück und Heil, bis ich Peter den Pflüger finde.“

Der Charakter der allegorischen Gestalt des Pflügers ist nicht einheitlich. Das Gedicht Langlands liegt nicht als Ganzes aus einem Guß uns vor, vielmehr in drei Bearbeitungen verschiedenen Umfangs, die nacheinander in der Zeit von 1362 bis etwa 1393 entstanden und in drei Stufen die poetische Handlung der Allegorie fortführen, abschließen und abrunden. Die unleugbar bestehenden Unebenheiten und Widersprüche riefen neuerdings sogar die Hypothese hervor, es seien an diesen Fortsetzungen des ursprünglichen kürzeren Gedichts mehrere Verfasser beteiligt. Wir müssen auf alle Fälle die vollständige Reihe der Visionen als Ganzes betrachten, denn so haben sie auf die Zeitgenossen gewirkt. Und auch den Typus des pflügenden Uckermanns müssen wir als eine gegebene Einheit von wechselnder allegorischer Bedeutung hinnehmen.

Die Wurzel seines Wesens ist — was die wissenschaftlichen Erklärungen des Gedichts nicht scharf genug aussprechen — der göttliche Armensch, Adam, der nach 1. Moses 3, 17—19. 23 in Folge des Sündenfalls von Gott verflucht wird, als Uckermann in Mühe und Schweiß das Feld zu pflügen und sein Brot zu erwerben. Demgemäß ist Peter der Pflüger in erster Reihe überall der reine natürliche Mensch der schaffenden Arbeit. Aber zugleich ist er der liebende Mensch, daher der Gärtner des Baums der Liebe. Und weiter wird er zum zweiten Adam, Christus. Endlich aber mischt der Dichter in diese Grundvorstellung, die übrigens auch in häretischen Sekten sehr beliebt war und mannigfach ausgeführt wurde, den aus 1. Korinth. 10, 4 geschöpften Gedanken, daß der Fels (petra), aus dem in der Wüste das Stabwunder Moses die Israeliten erquickendes Wasser trinken ließ, Christus war, und daß andererseits dieser Fels nach Matth. 16, 18, Johann. 1, 42 der Apostel Petrus sei. So wird dieser Uckermann, der ideale Typus der menschlichen Natur, der zuerst im Armenschen Adam, dann im Gottmenschen Christus erschien, auch der Gründer der Papskirche, der Vikar Christi.

Dieser Uckermann Peter hüllt sich zwar noch in kirchliches Gewand. Doch sein Antlitz trägt die Züge freier Menschlichkeit, die ihn zu einem älteren

Bruder jenes Humanus stempeln, den aus Herders Geist Goethe schuf in seinen 'Geheimnissen'. Es ist eine Gestalt, die fordernd in die Zukunft ruft. Es ist ein neuer Typus der vorwärts drängenden Zeitbewegung, die den idealen Menschen wieder erzeugen will. Die Wirkung dieser Schöpfung war ungeheuer. Mehrere poetische Konzeptionen in England lehnen sich daran an und zeigen den geheimnisvollen Ackermann in neuer Beleuchtung. Auch Chaucer ließ ihn im Prolog seiner Canterbury-Erzählungen auftreten.

Man hat Wiciefs Reformation mit gutem Grunde als Erfüllung der angstvollen Sehnsucht nach dem Retter angesehen, in die William Langlands Dichtung ausklingt. Wicief erstrebte ja in der Tat die Wiedergeburt des ursprünglichen Christenmenschen, die Erneuerung der Kirche im menschlichen Geist ihres Gründers und seiner Jünger. Seine Bibelübersetzung wendet sich an den simple man.

Auch in die sozialen Kämpfe griff die Gestalt Peters des Pflügers ein: im englischen Bauernaufstand von 1381 berief man sich auf ihn.

Literarisch fortgewirkt hat der zum Typus gewordene Held des berühmten Gedichts in dem Lande, wo Karl IV., seiner Zeit vorausseilend, durch moderne Realpolitik und unbefangene Förderung der künstlerisch-literarischen Triebe des Humanismus auf jungfräulichem Kolonialboden die neue Grundlage schuf für Deutschlands künftige Kultur, und wo Wiciefs reformatorische Schriften die Quelle einer neuen, die Welt in Aufruhr versetzenden Bewegung wurden. Bekanntlich ist Johannes Hus ein wirklicher Schüler und Übersetzer Wiciefs. Die böhmische Reformation stammt aus England, und die verwandtschaftliche Beziehung zu dem englischen Königshof durch Richards II. Vermählung mit der Tochter Karls IV., der direkte Austausch zwischen Prager und englischen Studenten und Professoren, das Hinüberwandern von Vorlesungsheften und Handschriften hat dabei wesentlich mitgewirkt.

Bald nach 1400 hat ein deutscher Dichter in Saaz in Böhmen nach dem Vorbild jenes vielgelesenen Werkes, dessen Held bei dem lebhaften Verkehr, der damals zwischen Böhmen und England bestand, auch in Böhmen als typische Gestalt bekannt gewesen sein muß, einen Prosadialog geschaffen, der in freier Proseform den Streit darstellt zwischen Johann dem Ackermann, dem sein junges Weib im Kindbett starb, und dem Tod. Der Witwer erhebt vor Welt und Gott mit furchtbarem Zeterruf Mordklage gegen den Welterschädling, den sinnlosen, blinden, ungerechten Wüterich Tod. Und in streng geteilter Wechselrede erwidert jedem Kapitel des Klägers die überlegene Rechtfertigung des Todes. Aber der Tod spricht als kalter Verächter der Welt, als Stoiker mit wörtlichen Zitaten aus Seneca, als Pessimist, als Leugner alles Menschenglücks und aller Menschengröße, als schroffster Vertreter der Augustinischen Lehre von der durch die Erbsünde bedingten grunds schlechten Natur des Menschen; der Ackermann hingegen, das ist der hoffende, vertrauende, in Arbeit sich mühende natürliche Mensch, der Adamssohn, der gut Pelagianisch an die Freiheit zum Guten glaubt, der überzeugt ist, Gott könne die Welt und die Menschen, zumal die Frauen, nicht so schön und lieblich geschaffen haben, wenn sie wirklich nur verdienten,

zugrunde zu gehen und zu verwesen, wenn sie wirklich nur das „Kotfaß“ wären, als das der Tod sie hinstellt. Und im Verlauf seiner hinreißenden Anklage schaltet er auch einen naiven, unbeholfenen, aber in seiner tiefen Empfindung ergreifenden Hymnus ein auf die Herrlichkeit und Zweckmäßigkeit des menschlichen Körpers, den er in kindlicher Realistik anatomisch beschreibt.

Dieser 'Ackermann' ist das größte dichterische Kunstwerk, das die ganze Epoche in Deutschland hervorgebracht hat. Es ist aber auch ein einzigartiges Beispiel deutscher Sprachkunst: die bewundernswerte Frucht der sprachlichen und geistigen Einwirkung dreier großer Bahnbrecher der Renaissance: Dante, Petrarca, Rienzo. Alle drei haben unmittelbar und stark auf Deutschland gewirkt, indem sie der Entwicklung der neuhochdeutschen Schrift- und Literatursprache einen lange fortdauernden Anstoß gaben. Dante hat am Hofe Ludwigs des Bayern durch die flüchtigen italienischen Publizisten, die des Kaisers Sache wider den Papst verteidigten, einen bedeutsamen Einfluß ausgeübt. Er hat durch sein Buch *De eloquentia vulgari* zum erstenmal den Begriff einer nationalen Schriftsprache der Zeit eingepreßt, und seine theoretische Darlegung hat die Einführung einer deutschen Kanzleisprache, die sich damals unter Ludwig dem Bayern vollzieht, sicherlich befördert.

Ein Kenner und Bewunderer Dantes war dann der Schlesier Johann von Neumarkt, der Kanzler Karls IV. Dieser Mann verfügte nur über ein mäßiges eigenes Talent, aber er war ein höchst wirksamer Vermittler fremder Leistungen. Er besaß neben einer Handschrift des Livius, eines der Grundbücher des werdenden Humanismus, Dantes *Divina Commedia* samt einem Kommentar dazu und vermochte die große Dichtung in der Ursprache zu lesen. Er war ein Bewunderer und Freund Petrarcas, mit dem er in Briefwechsel trat, mit dem er in Italien am Hof Karls IV. und dann auch, als Petrarca die Reise nach Prag unternahm, am dortigen Königshofe verkehrte. Er hatte vorher schon den flüchtigen Cola di Rienzo, als dieser an den Prager Hof kam und dann von Karl IV. zu seiner eigenen Rettung, um ihn vor den Gefahren des gegen ihn von der päpstlichen Kurie eingeleiteten Reherprozesses zu sichern, zwei Jahre lang in Kaudnitz an der Elbe gefangen gehalten wurde, persönlich kennen gelernt, seine Freundschaft gewonnen und mit ihm bis zu seinem Tod Briefe gewechselt. Die neue humanistische Eloquenz war es vor allem, die diesen Stilisten der Kanzlei berauschte. Geschult an den Mustern, wie sie das Formelbuch des Peter von Vigna, des Kanzlers Friedrichs II., enthielt, fand er bei Rienzo und Petrarca doch noch andere Töne, eine neue, mit stärkerem antiken Einschlag ausgestattete Kunst der Prosaede, die er sich, ungelent und nur tastend freilich, nach seinen beschränkten Kräften anzueignen und für die lateinische und deutsche Prosa der deutschen Reichskanzlei wie für seine sprachlich höchst eindrucksvollen, stellenweise in ihrer Kraft und Schönheit an Luther gemahnenden, literarischen Übersetzungen fruchtbar zu machen mühte.

Ein Schüler dieses Johann von Neumarkt war jener Johann von Saaz, dem im August des Jubiläumjahres 1400 seine junge Frau im Kindbett starb, und der dieses persönliche Unglück bald nachher zum Gegenstand des

sprachlich und dichterisch vollendeten, wahrhaft hinreißenden altdeutschen Prosa-
werkes vom 'Uckermann aus Böhmen' machte. Vielleicht darf man den
anscheinend adligen gelehrten Verfasser auf Grund des Wortspieles, mit dem
er, seinen Namen andeutend, sich als einen Uckermann vorstellt, dessen Pflug
die Feder ist, wieder erkennen in einem Johann Pflug von Rabenstein,
der in den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts zu Saaz erscheint. Auch in
der Reichskanzlei ist unter König Wenzel ein Johann Pflug nachzuweisen.
Welcher Name diesem Dichter und Denker auch zukomme, welche Stellung
er einnahm, er lebte von seiner Feder als Notar, als Schriftsteller, und er
verdient den Kranz der Unsterblichkeit. Bis auf Luther sahen die Jahr-
hunderte des Humanismus keinen Schriftsteller, der die deutsche Sprache mit
gleicher Kraft, Leidenschaft, Fülle meistert. Dieser Dialog ist die erste
und zugleich die köstlichste literarische Frucht des deutschen
Humanismus.

Die beiden Streitenden, der Uckermann und der Tod, kämpfen um die
Lösung eines Rätsels, das zwar im Mittelpunkt der christlichen Dogmatik
steht, aber doch eine allgemeine, rein menschliche Bedeutung hat. Und sie
fechten mit philosophischen Waffen, mit Gründen menschlicher Erfahrung und
führen weltliche Autoritäten, auch Kunstwerke an, wie das im gleichzeitigen
jungen Humanismus gebräuchlich war. Der Tod beruft sich zu seiner Recht-
fertigung auf die „Römer und die Poeten“, die sein Wesen richtig verstanden,
auf ein Wandgemälde „in einem Tempel zu Rom“, das ihn, auf einem
Ochsen sitzend, mit verbundenen Augen, in der Rechten eine Haue, in der
Linken eine Schaufel und damit fechtend, ihm gegenüber aber eine Menge
Volks aller Stände darstellt, die, jeder mit seinem Handwerkszeug, darunter
auch die Nonne mit dem Psalter, in Schlag und Wurf vergeblich sich wehren,
da der Tod alle bezwingt und begräbt. Er beruft sich auf den „Weisfager“,
der im Bade sterben wollte, und dessen Bücher: Seneca. Er führt Sätze
aus dem Hermes, d. h. aus den Hermetischen Schriften, und aus Aristoteles
an. Auch Gedanken aus Petrarca's zwiespaltiger Moralphilosophie klingen
in seinen Reden nach. Andererseits stützt ebenso der Gegner, der Uckermann,
seinen Optimismus, seine Lebensbejahung auf „die Römer“, die ihre Kinder
gelehrt haben, die Freude zu ehren und ihr Leben in Wettkämpfen und
Tanzen auszukosten, ferner auf den tröstlichen Römer Boethius und,
metaphysisch tiefsinnig über das irdische Leben hinausweisend, auf Plato.

Die Gegenüberstellung und Charakteristik des scheltenden, klagenden
Menschen und des kritischen Skeptikers und Weltverächters Tod hat manche
Züge gemein mit Petrarca's Dialogen zwischen Hoffnung, Freude, Furcht,
Schmerz und der sie als nichtig widerlegenden Vernunft (De remediis utriusque
fortuna: „Über die Heilmittel wider Glück und Unglück“) und zwischen
ihm selbst und dem Sendling der Wahrheit, Augustin (De contemptu
mundi: „Von der Weltverachtung“). Sowohl in den Anklagen des Ucker-
manns als namentlich in dem nihilistischen Pessimismus der Entgegnungen
des Todes regt sich wiederholt ein naturalistisches Element, das sich mit den
Lehren christlicher Theologie nicht verträgt, darum schließlich auch im Urteil

Gottes milde berichtigt wird. Mensch und Tod streiten für das Recht und Unrecht des Lebens wie zwei selbständige elementare Mächte. Den Kernsatz der christlichen Anthropologie: „Der Tod ist der Sünde Sold“ (Römer 6, 23), d. h. die Frucht und Strafe des Sündenfalles im Paradiese, verleugnet der Tod, wenn er wie ein König sein Wirken der Sonne vergleicht, die über Gute und Böse scheint, und mit feierlichem Plural der Majestät erklärt: „Wir nehmen Gute und Böse in unsere Gewalt.“ Gott belehrt dann die Gegner, daß sie beide nur ihm untergeben sind, daß sie, der eine das Leben, der andere den Auftrag, das Leben zu töten, nur aus seiner Hand als Lehen empfangen.

Der lebensfreudige, lebensbejahende, optimistische Geist des Humanismus hat der Dichtung vom Ackermann und dem Tod seinen Stempel aufgedrückt und es bewirkt, daß sie aus dem kirchlichen Gesichtskreis sich weiter entfernt als William Langlands umfangreicher, alliterierender Versroman von Peter dem Pflüger. Auch zeigt sie eine moderne Form: den Dialog, die Lieblingsform des Humanismus. Ja man kann sagen, eine so eigenartige, innerlich bedeutende künstlerische Gestaltung hat in landessprachlicher Prosa überhaupt kaum irgendwo sonst der Humanismus hervorgebracht. Dieses Streitgespräch vom Ackermann aus Böhmen und dem Tod gibt seinem scheinbar theologischen Thema nicht bloß philosophische Weite, sondern auch die Wucht und den individuellen Reichtum des persönlichen Erlebnisses, den tiefen Hintergrund einer großen geschichtlichen Bewegung.

Am Vorabend des furchtbaren nationalen, religiösen, sozialen Brandes, den der Hussitismus entzündete, in einer durch Pest und Krieg, durch gärende Verwirrung und vulkanische Gegensätze tief erschütterten Zeit ringt die geängstete Seele dieses Witwers, der sich und seinen Kindern die Frau und sorgende Mutter in ihrer Jugendblüte sinnlos entrissen sieht, leidvoll und zornig mit dem Grundproblem der Epoche: mit dem Mysterium von Leben und Tod, mit der Frage eines neuen Lebens und einer Wiedergeburt des Erstorbenen. In künstlerischem Bilde führt er den nie zu schlichtenden Streit vor Augen, den der seines gottgegebenen Daseins frohe, auf tägliche Erneuerung hoffende natürliche Mensch kämpft gegen den Fluch alles Irdischen, den Dämon Tod. Der Tod behauptet: „Das Leben ist um des Sterbens willen geschaffen“; es ist nur da, um der Vernichtung anheimzufallen. Er will die Nichtigkeit menschlicher Schönheit aus den Schrecken der Verwesung, die Eitelkeit aller menschlichen Größe in Wissenschaft, Kunst, Heldentum, Herrschermacht aus der Sterblichkeit ihrer Träger, die Wertlosigkeit der Ehe aus den sittlichen Schwächen der Frauen beweisen. Dem gegenüber will der Ackermann den ewigen Wert des Lebens erhärten aus seiner Einheit mit dem Göttlichen. Das beständige Gedächtnis seiner Frau soll ihn vor bösen Gedanken und der Verführung der Welt schützen. Den körperlichen Tod will er geistig überwinden: „Ist sie mir leiblich tot, in meinem Gedächtnis lebet sie mir doch immer.“ Und noch tiefer greifend holt er sich Hilfe aus der Metaphysik Platons. Er weiß, daß alles irdische Wesen und Leben, daß des Himmels Lauf wie die fortwährende Umwandlung und Erneuerung der

Erde und deren Wirkung ewig sei. Das hält er dem Tode entgegen: „Ihr sprecht, daß alles irdische Leben und Wesen ein Ende nehmen solle: so spricht Plato und andere Philosophen, daß in allen Dingen eines Dinges Zerrüttung des anderen Gebärung sei und wie alle Dinge auf Wiedergeburt (urkunte: Auferstehen) gegründet und ewig seien.“ Und darum beruft der Ackermann sich in seinem Prozeß gegen den Tod auf Christus, den göttlichen Heiland. Gerade so wie des böhmischen Ackermanns englisches Vorbild Peter der Pflüger als Gärtner des Baumes der Liebe wider den Satan, der die geschüttelten Äpfel entführt, den Heiland Christus herbeiruft. Der angeklagte Tod selbst aber hat vorher dem Kläger, diesem Witwer aus Saaz, die Maske abgerissen. Er erkennt und verhöhnt in ihm mit Satansspott den ringenden Menschen, den er zum erstenmal im Paradiese sah im Gespräch mit Eva bei dem Sündenfall, dem er später begegnete, da die Sibylle ihm Weisheit mitteilte, Salomo ihm sein Wissen vermachte, er in „Babylon“ des Sultans Mundschent war, als Bannerträger Alexanders des Großen durch die Welt zog, in der Akademie zu Athen göttliche Geheimnisse ergründen wollte, dem Kaiser Nero die Tugend zu lehren glaubte (Seneca), Julius Cäsar als Fischer Amyclas im kleinen Nachen über das stürmische Meer führte, auf der hohen Schule zu Paris und anderwärts Wissenschaft und schwarze Kunst trieb, als Weber, der edle Gewänder aus dem Regenbogen wirkt, als Zähler der Sterne, der Sandkörner des Meeres und der Regentropfen. Überall erwies er sich ihm als derselbe: allzumal als „ein kluger Esel“. Es wird hier völlig klar, was seltsamerweise alle, die sich bisher über diesen Dialog geäußert haben, übersehen: der Witwer aus Saaz soll nach der Meinung des Dichters seinen Prozeß gegen den Skeptiker Tod nicht bloß als Individuum, er soll ihn führen als Repräsentant des natürlichen, ursprünglichen Menschen, als ein Typus der Adamsart, als dieser unveränderliche, rastlos sich mühende, nie zu beugende Adam selbst.

Dieses Klägers Optimismus, sein Glaube an die gute Natur und das ewige Lebensrecht des Gottebenbildes unterliegt. Nicht in dieser Welt — das ist die Antwort, die dem verzweifeltsten Schmerz des armen Ackermanns der Richterspruch des Höchsten erteilt — ist eine Wiedergeburt der geliebten jungen Gattin, des verlorenen Liebesglücks zu hoffen, sondern in der Heimkehr zu Gott, in der einstigen himmlischen Wiedervereinigung. Die Lösung des Lebensrätsels steht der, die Langlands Gedicht gibt, nahe. Peter der Pflüger, der Gärtner des Baumes der Liebe, ist zugleich diese Liebe selbst, die in der Menschwerdung Christi wirkt und den Tod überwindet. Der Ackermann aus Böhmen überwindet gleichfalls den Tod, der dem Satan verwandt ist, durch die Liebe: die eigene menschliche Liebe, die das Leben überdauert, und die göttliche Liebe Christi, die den Witwer und sein Weib vom ewigen Tod erlöst und ihnen eine künftige Erneuerung ihres Bundes in einer besseren Welt verbürgt hat.

Gegenüber dem langatmigen allegorischen Poem des Engländers mit seiner Überfülle von Visionen, Romanmotiven, satirischen Anspielungen erscheint der Dialog vom 'Ackermann aus Böhmen' höchst modern in seinem rein

menschlichen Inhalt, in seiner engen Geschlossenheit. Nur das innere Leben des einen Individuums, des klagenden Witwers, wogt hier in unendlicher Fülle, in unstillbarer Erregung. Mit einer Virtuosität, ja mit einem Raffinement der Sprachkunst, die nicht zu überbieten sind, findet hier echte Empfindung, in bitterem Leid ergrübelte Welterkenntnis einen wundervollen Ausdruck. Dort in den Gesichtern vom Pflüger umspannt ein ungeheurer Rahmen ein wirres, kaum zu überblickendes Gemälde, das ein Chaos zahlloser sozialer, kirchlicher, politischer Gewalten darstellt. Hier nichts als das persönliche Anliegen eines unglücklichen Mannes, dem das blinde Schicksal sein Leben zerbrochen hat, indem es ihm die Geliebte nahm. Aber dieser um die verlorene Gattin und Mutter seiner Kinder klagende, an die Gerechtigkeit der göttlichen Weltregierung gegen den Tod appellierende Unglückliche ist zugleich der natürliche, liebende Mensch, der ideale Typus des Menschentums in realistischer, individueller Charakteristik, in höchster künstlerischer Gestaltung, die auch modernem Kunstbedürfnis voll entspricht. Auch Dante trauerte um den vorzeitigen Tod der geliebten Beatrice, Petrarca klagte um die allzufrüh entrissene Laura. Auch ihnen war die Verlorene mehr als menschliches Einzelwesen: sie war ihnen Verkörperung und Symbol idealer menschlicher Liebe und ihrer läuternden, erhebenden Macht. Ein Gegenstück dazu schuf der deutsche Dichter im Böhmerlande: auch er durchsicht seine Klage wie Petrarca und Dante mit entkomiaistischen Zügen aus dem Farbenschatz des Frauenkultus, den die mittelalterliche Lyrik der provenzalischen Troubadours und der deutschen Minnesänger aufgehäuft hatte. Aber er erneuert in selbständiger Erfindung das rührende Motiv der antiken Sage von Orpheus und Eurydike: dem bleichen Hades will auch er die Beute abgewinnen, indem er zornig von Gottes Gerechtigkeit die Vernichtung des Mörders und Räubers Tod, des Welt-Feindes und Verderbers, fordert.

Nur von ferne wetterleuchten in diesem Dialog Anspielungen auf die Not der Zeit, auf die sich ankündigende große kirchliche und soziale Revolution. Der Verfasser verrät sich nicht als Anhänger der Wicelittischen und Husitischen Ideen, aber auch nicht als ihr Gegner. Doch fand seine Schöpfung sofort bei ihrem Hervortreten ein sehr lebhaftes Interesse. Zwar aus seiner Heimat kam keine Handschrift auf uns: hier sind die Kopien seines Werkes, wie das meiste aus jener Zeit, der Wut der bald ausbrechenden Kriegswirren zum Opfer gefallen. Aber außerhalb Böhmens sind uns zahlreiche Abschriften und Drucke davon erhalten, bis ins 17. Jahrhundert hinein. Ein halbes Jahrhundert älter als die ihm literarisch weit unterlegenen Schriften des südwestdeutschen Humanismus, eines Nikolaus von Wyle, Albrecht von Eyb, ward er gerade in deren Kreise eifrig gelesen und verbreitet. Im 16. und 17. Jahrhundert mag er wohl, wie es in England mit den Visionen von Peter dem Pflüger geschah, deshalb besondere Aufmerksamkeit erweckt haben, weil nun die sozialen Kämpfe der Bauern, nachher auch die politische und staatsrechtliche Publizistik und Theorie die Gestalt des Uckermannes mit einem gewissen Nimbus umkleideten, und man wohl gar in diesem Dialog politische Allegorie witterte, die ihm fremd war. Nach dem Ablauf des 17. Jahrhunderts

haben sich erst Gottsched und Lessing wieder um ihn gekümmert. Aber obgleich Gervinus und Wackernagel ihn in ihren Literaturgeschichten nachdrücklich lobten, ist er noch immer wenig gekannt, in seinem Sinn durchaus nicht verstanden und in seiner geschichtlichen Bedeutung als erste künstlerische Leistung des deutschen Humanismus, als hervorragendstes Denkmal der werdenden neuhochdeutschen Schriftsprache keineswegs nach Gebühr geschätzt. Hätten wir eine deutsche Kultur, er müßte allen Gebildeten vertraut sein¹⁾ als glorreicher Versuch, die sprachlich-literarische und moralphilosophische Kultur der ausländischen Renaissance Italiens und Englands uns anzueignen in Freiheit, d. h. ohne unsere nationale Art und Sprachgestaltung zu verleugnen oder zu knebeln.

X.

Der deutsche Humanismus ist seit dem Ende des 15. Jahrhunderts mehr und mehr in gelehrte Bahnen geraten. Seine literarischen Hervorbringungen wendeten sich fortan lediglich an den lateinkundigen Bruchteil der Nation. Die nationale Tendenz ging ihm zwar niemals ganz verloren. Aber er teilte sie mit der Reformation, die sich in Deutschland als selbständige Macht auf eigenen Wegen abzweigte. Die Reformation hat die alten Ziele des Humanismus: Umwandlung in die reine Form des menschlichen Lebens, Wiedergeburt aus dem Geist der ursprünglichen Freiheit des Menschen, zu erreichen gesucht in einer neuen, selbständigen Kirche auf nationaler Grundlage. Was Humanismus und Reformation immer noch geeint vermochten, stellt sich in Melanchthon und seinesgleichen ergreifend dar. Dieses Haus und dieser Saal, in dem ich rede, zeugt mit der Gewalt machtvoller Erinnerungen von jenen ruhmvollen Anfängen der Alma mater Philippina, der ersten Universität der deutschen Reformation. Wir stehen hier noch auf jener ersten Stätte, die Hessens hochsinniger Fürst der wissenschaftlichen Vertretung des neuen Glaubens von der Freiheit eines jeden Christenmenschen und der humanistischen Lehre von der Schönheit und Reinheit des idealen Menschentums eröffnete. Und auf uns blicken die Bilder herab, in denen ein moderner Künstler das Gedächtnis der großen Zeit vergegenwärtigt: der Auszug der Dominikaner, die der Juristenfakultät den Platz räumten, der Empfang Luthers, Melanchthons und ihrer Begleiter bei dem Marburger Religionsgespräch, die Bildnisse des Reformators von Hessen Adam Kraft und des hessischen Dichterhumanisten Eobanus Hessus. Mit tiefer Bewegung wenden sich aus diesem Raum heiliger Erinnerungen die Gedanken der folgenreichen geistigen Bewegung zu, die hier so starke Anstöße empfing. Unvergessen bleibe allezeit, was der deutsche Humanismus und die deutsche Reformation für die Erweckung des deutschen Volkes getan haben. Dennoch muß man offen bekennen: der deutschen nationalen Literatur hat es im 16. Jahrhundert an der

¹⁾ Eine neue kritische und kommentierte Ausgabe, die der Saazer Alois Bernt (in Sablonz) und ich demnächst veröffentlichen (Vom Mittelalter zur Reformation, Band III, Weidmannsche Buchhandlung, Berlin 1914) möge endlich diesem einzigartigen deutschen Meisterwerk die verdiente Bewunderung und Liebe erwerben.

Luft zu freiem Gedeihen gefehlt. Und Reformation und Humanismus sind im ganzen mehr und mehr ihre getrennten Wege gegangen.

Das 17. Jahrhundert brachte dann nach französischem und holländischem Beispiel wieder eine humanistische Literatur in deutscher Sprache: die Renaissancepoesie des Martin Opitz, seiner Genossen und Nachfolger. Ihr Stern war die Nachahmung und die vernünftige Regel, ihr Glaube der Klassizismus. Von dem ursprünglichen Jugenddrang der italienischen Anfänge des Humanismus im Trecento, auch von dem Glanz und Feuer Ariosts und Tassos war hier wenig zu spüren. Den deutschen Humanismus, zu dem im 14. und 15. Jahrhundert tastende Versuche gemacht waren, die aber immerhin im 'Ulckermann aus Böhmen' bereits ein Meisterwerk hervorgebracht hatten, sah erst das 18. Jahrhundert: nicht mehr eine Kopie des italienischen oder französischen Humanismus und Klassizismus. Hier wurde vielmehr das große Ziel der ursprünglichen italienischen Renaissance in verwandtem Geist, doch in völliger Selbstständigkeit erstrebt. Wie im Zeitalter Dantes, Petrarcas, Rienzos, in den Tagen Michelangelos und Tassos Italien seine nationale Bildung, so errang nun Deutschland eine neue Kultur, eine Wiedergeburt seiner angestammten Kräfte und individuellen Anlagen unter dem Banner eines vertieften Humanitätsgedankens.

Schon im 18. Jahrhundert ist der Sinn des Wortes Humanismus ein anderer, umfassenderer, lebendigerer geworden, als er es früher in irgendeinem Lande Europas gewesen war. Der 'Humanus' in Goethes 'Geheimnissen', die Humanität Lessings und Herders, Schillers, Goethes und Wilhelm von Humboldts steht auf einer höheren Warte, als sie der italienischen Renaissance, als sie dem Geist des 16. und 17. Jahrhunderts, den Epochen der Reformation und des Klassizismus zugänglich sein konnte. Ein treueres Verständnis, eine weiter greifende Kenntnis war jetzt vom Griechentum gewonnen. Und das neue Humanitätsideal, freilich in den führenden Köpfen verschieden sich färbend, war nicht mehr ausschließlich geformt nach dem römisch-griechischen Altertum. Es ward abgeleitet auch aus der modernen Kunst germanischer und romanischer Völker, ja aus den künstlerischen Regungen aller Völker, soweit man sie kannte.

Winckelmanns und Goethes Auffassung der antiken bildenden Kunst stimmte in ihrer Grundtendenz allerdings noch überein mit den leitenden Gedanken des reifen italienischen Humanismus. Bei seinem Abschied von Rom fühlte Goethe in der französischen Akademie vor den Abgüssen der besten Statuen, „das Würdigste, womit man sich beschäftigen sollte, sei die menschliche Gestalt“ ('Italien. Reise' 11. April 1788). Etwa gleichzeitig bekannte er: „In Gegenwart plastischer Kunstwerke der Alten . . . fühlt man sich wie in Gegenwart der Natur, vor einem Unendlichen, Unerforschlichen“; „Umgeben von antiken Statuen empfindet man sich in einem bewegten Naturleben, man wird die Mannigfaltigkeit der Menschengestaltung gewahr und durchaus auf den Menschen in seinem reinsten Zustand zurückgeführt . . . und es wird dadurch unmöglich, in Barbarei zurückzufallen“ (Zweiter römischer Aufenthalt, Bericht April 1788). Das berührt sich doch recht nahe mit der

naiveren Formulierung bei den italienischen Kunsttheoretikern des 15. und 16. Jahrhunderts, die aus der göttlichen Erschaffung des nackten Armeschen die ideale Natur der großen griechischen Bildhauerei und den hohen Wert der Darstellung nackter menschlicher Körper herleiteten. Und auch das alte humanistische Stichwort von der Befiegung des Barbarentums, der Befreiung aus den Kerker der Barbarei (s. oben Märzheft S. 374 f.) ist, wie man sieht, bei Goethe immer noch eine lebendige Macht.

Auch die Zukunft wird jenen deutschen Humanismus, den das 18. Jahrhundert eroberte, weiterhin fortbilden. Erst im 19. Jahrhundert, dem Jahrhundert historisch-genetischer Lebenserforschung, hat man das griechisch-römische Altertum wirklich eingereiht in den Weltzusammenhang als einmalige, geschichtlich bedingte individuelle Erscheinung und so für alle Zeit den alten Wahn zerstört, daß jenes Altertum ein absolutes Ideal menschlicher Vollendung darstellte, daß es im eigentlichen Sinn klassisch, d. h. mustergültig sei. Es fiel nun endlich die Jahrhunderte lang gültige Gleichsetzung von Antike und Natur, an die noch Winckelmann und Goethe glaubten, und der verhängnisvolle Irrtum, den die Schulmeister des 16. und 17. Jahrhunderts verbreiteten, es lasse sich eine lebendige nationale Kultur durch bloße Nachbildung einer in sich vollendeten fremden Kultur eines anderen Volkes erzeugen.

Fortan steht es allen Wissenschaften und allen Stilen und Arten künstlerischer Betätigung frei, Gefäße des Humanismus zu werden, d. h. desjenigen Bemühens, das den idealen Typus des Menschen nur durch univervelle Ausbildung der nationalen Anlage, durch Entfaltung und Steigerung der eigenen Individualität zu verwirklichen strebt. Und so dürfen wir glauben und hoffen, es werde die Zukunft Deutschland noch eine dritte Blüte des Humanismus von dieser neuen, wahrhaft selb>wachsenen Art schenken. Dieser deutsche Humanismus der Zukunft wird, den Blick auf den ewigen Jungbrunnen menschlicher Bildung, das hellenisch-römische Altertum, gerichtet, dessen Kultur in lebendiger Kenntnis, aber mit einer unseres eigenen Selbst bewußten Freiheit umfassen. Fern von chinesischer Absonderung gegen die großen, uns vielfach überlegenen Kulturen der älteren europäischen Nationen, wird er in frischem Wettbewerb und in unbefangenen Austausch wechselseitigen Lernens und Lehrens immer dem deutschen Charakter treu bleiben. Einen solchen deutschen Humanismus vorzubereiten, dazu sind wir alle berufen und verpflichtet, ein jeder nach seinem Können.

Denn das stolze Wort Theodor Mommsens von der Voraussetzungslosigkeit wissenschaftlicher Forschung bleibt eine ideale Forderung, und nur als solche hat es Gültigkeit. Wir alle, die wir ehrliche Diener der modernen Wissenschaft sind, sollen danach ringen, diesem Gebot nachzukommen; aber wir müssen uns auch darüber klar werden, daß es unerfüllbar ist.

Gegenwart und Zukunft des französischen Heeres.

Es unterliegt wohl heute keinem Zweifel mehr, daß die Franzosen bei der Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit in der Hauptsache das Ziel im Auge gehabt haben, die Friedensstärke der Armee zu steigern und ihre Kriegsbereitschaft wesentlich zu erhöhen. Für diese Feststellung ist es ziemlich gleichgültig, ob der Entschluß der französischen Regierung beeinflusst worden ist durch die letzte deutsche Wehrvorlage, oder ob er, ganz unabhängig davon, lediglich durch die tatsächlichen Verhältnisse im eigenen Lande veranlaßt wurde. Weit mehr interessiert uns jedenfalls die Frage, ob und inwieweit Frankreich seine Absichten erreichen wird oder schon erreicht hat, die, wie oben gesagt, der wieder verlängerten Dienstzeit zugrunde gelegt worden sind.

Des besseren Verständnisses und der Übersicht wegen sei zunächst aus den hauptsächlichsten Bestimmungen des neuen Wehrgesetzes vom 7. August 1913 wiederholt, daß dasselbe für alle Waffengattungen übereinstimmend eine 28jährige Dienstpflicht festsetzte, von denen 3 Jahre aktiv, 11 Jahre in der Reserve der aktiven Armee, 7 Jahre in der Territorialarmee und 7 Jahre in der Reserve der Territorialarmee zu dienen sind, beginnend mit Anfang Oktober desjenigen Jahres, in dem das 20. Lebensjahr vollendet wird. Vom Dienst befreit sollen nur Dienstuntaugliche sein. Mindertaugliche werden zum Dienst ohne Waffe eingestellt, aber zum Dienst mit der Waffe überführt, sobald sie dazu als tauglich erkannt sind. Auch die freiwillig Eintretenden dienen 3 Jahre; Einjährig-Freiwillige gibt es nicht. Die freiwillig Eintretenden haben das Recht, sich den Truppenteil zu wählen; ihr Eintritt kann nach vollendetem 18. Lebensjahr erfolgen. Unter gewissen Bedingungen ist ein Aufschub bis zum 25. Lebensjahr zulässig. Die zu den höheren Schulen (St. Cyr, polytechnische Schule usw.) zugelassenen jungen Leute treten unmittelbar in diese Schulen ein, um dort 2 von den 8 verpflichteten Dienstjahren abzuleisten. Alljährlich am 1. August treten sie dann für 2 Monate zu einem Truppenteil über, um hier im ersten Jahr als Soldat, im zweiten als Unteroffizier zu dienen und an den großen Herbstmanövern teilzunehmen.

Eine der wichtigsten Bestimmungen des neuen Gesetzes behandelt die Iststärken des Heeres. Sie stellen die Zahlen dar, unter welche die Gesamtsumme der Mannschaften des Dienstes mit der Waffe, die in den verschiedenen Einheiten vorhanden sind, nicht herabgesetzt werden darf. Eine Höchststärke ist nicht festgesetzt. Es dürfen vielmehr soviel Leute eingestellt werden, als der jeweilige Rekrutenjahrgang zuläßt. Bestimmt und erhöht gegen früher wurde im einzelnen die Stärke der Infanterie- und Jägerkompagnien bei den

Deckungsgruppen (hoher Stand) auf 200 Mann, im Innern des Landes auf 120 Mann (niedriger Stand), aller Kavallerieregimenter gleichmäßig auf 740 Mann, der fahrenden Batterien mit hohem Stand auf 140 Mann, mit niedrigem Stand auf 110 Mann, der reitenden Batterien durchweg auf 165 Mann, der Gebirgsbatterien überall auf 140 Mann, der Fußartilleriebatterien bei den Deckungsgruppen auf 160 Mann, im Innern des Landes auf 120 Mann. Bei diesen Zahlen darf aber nicht vergessen werden, daß die hohen Stände, die doch nur die Mindeststärken bedeuten, höher sind als unsere Bataillone — z. B. ohne die Leute der Hilfsdienste, die ja doch eine Reihe von Abkommandierungen bzw. Arbeitern ersparen, aber nicht in den nur die für den Dienst mit der Waffe tauglichen Leute enthaltenden Etats mitrechnen — 800 Mann gegen 721 bei uns.

Auf Grund der Einheitsstärken ist die Gesamtisifstärke der verschiedenen Waffengattungen im Gesetz festgelegt; sie beträgt für die Infanterie 418 458 Mann, für die Kavallerie 68 150 Mann, für die Artillerie 103 767 Mann, für die Genietruppen 25 395 Mann, für die Luftschiffahrt und das Flugwesen 3397 Mann, für die Kolonialinfanterie 25 938 Mann, für die Kolonialartillerie 5372 Mann, für den Train 9207 Mann, für die Verwaltungstruppen 14 608 Mann, insgesamt 674 292 Mann. Rechnet man dazu einen jährlichen Zuschlag von 8% für den Ausfall durch Krankheit usw. = 52 775 Mann, so stellt sich der Gesamtisifbestand auf 727 067 Mann. Dazu kommen noch rund 60 000 Mann des Hilfsdienstes, 4000 Mann der höheren Stäbe und der Schulen sowie rund 24 000 Mann Gendarmerie, so daß nach diesen Zahlen die Heeresstärke ohne Offiziere und ohne die Truppen in den Kolonien etwa 815 000 Mann betragen würde.

Überblickt man die wichtigsten Bestimmungen des jetzt zu Recht bestehenden Gesetzes und vergleicht sie mit dem Wortlaut der unterm 6. März v. J. von der Regierung zuerst eingebrachten Vorlage, so muß aus den Ergebnissen festgestellt werden, daß die Wünsche und Vorschläge der Heeresverwaltung arg beschnitten worden sind und sich die hochgeschraubten Erwartungen der Kriegspartei in Frankreich nur zum geringsten Teil erfüllt haben. Ja, es ist vielleicht nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß von der Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit nur einschränkend und auch nur als Zukunftsbild die Rede sein kann. Denn es heißt in den neuen Bestimmungen ausdrücklich noch, daß das vorliegende Gesetz ohne rückwirkende Kraft bleiben solle auf die am 1. Oktober v. J. unter der Fahne gewesenen Jahrgänge 1910, 1911 und 1912. In Wirklichkeit werden auch die Jahrgänge 1911 und 1912 nur 2 Jahre dienen, während der Jahrgang 1910, der eigentlich im vorigen Oktober hatte entlassen werden sollen, erst am 7. November ausgeschieden ist. An seine Stelle trat am 15. November der aus den Zwanzigjährigen bestehende Jahrgang 1913, so daß also die französische Armee seitdem aus den Jahrgängen 1911, 1912 und 1913 zusammengesetzt ist. Aus den Bestimmungen folgt aber, daß das neue Heeresgesetz erst im Herbst 1916 voll in Kraft getreten sein

wird, denn erst zu dieser Zeit wird der im November v. J. eingestellte Jahrgang 1913 entlassen werden. Aber auch von diesem Zeitpunkt an wird es keine Armee geben, die im Sinne des Gesetzgebers aus Soldaten mit voller dreijähriger Dienstzeit zusammengesetzt sein wird. Denn die Deputiertenkammer hat diese Forderung wesentlich eingeschränkt dadurch, daß sie jedem Soldaten von guter Führung einen Anspruch auf einen Urlaub von 120 Tagen während seiner Dienstzeit zugewilligt hat. So steht also die Mehrzahl der Wehrpflichtigen nicht 36 Monate, sondern in Wirklichkeit nur 32 Monate unter der Fahne. Auch darf man wohl gespannt darauf sein, wie sich in der Praxis dieses Zugeständnis der Beurlaubungen aller Leute mit dem Sonderzusatz bewähren und durchführen lassen wird, daß dabei die aus den landwirtschaftlichen Berufen stammenden Leute zur Erntezeit in erster Linie zu berücksichtigen seien.

Eine der wichtigsten Fragen, mit der man sich auf Grund des französischen Wehrgesetzes zu befassen hat, die mit ihm im engsten Zusammenhang steht und als ein Ergebnis desselben anzusehen ist, handelt von der gegenwärtigen Zusammensetzung des französischen Heeres und seiner Friedensstärke, wie sie sich aus den verschiedenen Jahrgängen ergibt, die den Stand der Armee nach Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit bilden. Da ist zunächst festzustellen, daß am 1. Oktober v. J. nach einwandfreien Angaben an ausgebildeten Mannschaften unter der Fahne standen je 240 000 Mann der Jahrgänge 1910 und 1911, 40 000 Freiwillige (nicht 34 000, wie es nach oberflächlicher Zählung zunächst geheißen hat), die sich in der Zeit vom 1. Januar bis 1. August 1913 gemeldet hatten, und 58 000—60 000 Mann des bleibenden Stammes an Unteroffizieren und Kapitulanten, ins gesamt rund 580 000 Mann. Als am 7. November der Jahrgang 1910 entlassen wurde, fielen damit 240 000 Mann aus, die zunächst ersetzt wurden durch den Jahrgang 1912 mit 233 063 Mann (ohne Freiwillige), die seit Anfang Oktober eine etwa 4—5 wöchige Ausbildung hinter sich hatten. Dann trat, wie gesagt, am 15. November der Jahrgang 1913 (Zwanzigjährige) unter die Fahne. Über seine voraussichtliche Stärke hatte General Legrand, damals Souschef des Generalstabes, im Parlament die Erklärung abgegeben, daß mit etwa 175 000 Mann zu rechnen sei. Durch die Tatsachen ist aber diese Schätzung erheblich übertroffen worden, denn trotzdem bei der Auswahl der Pflichtigen sehr hohe Anforderungen an ihre körperliche Beschaffenheit gemacht wurden, und nach dem neuen Gesetz doppelte ärztliche Untersuchung bei allen irgendwie Zweifelhaften angeordnet war, stellte sich das Ergebnis auf 187 000 Mann, die an dem vorangegebenen Termin (15. November) in Dienst getreten sind. An einem vollzähligen Rekrutenjahrgang von rund 240 000 Mann fehlten an den 187 000 Mann im November v. J. noch 53 000 Mann. Diesen Fehlbetrag hoffte General Legrand nach seinen Äußerungen im Parlament durch Freiwillige auf längere Dienstzeit und Kapitulanten aller Dienstgrade, die sich in der Zeit vom 15. August bis 15. November v. J. gemeldet hätten, zu decken. Es liegen noch keine genauen Zahlen vor, ob die Erwartungen des Generals eingetroffen sind, doch

ist es wohl möglich, daß bis zum Frühjahr d. J. auch die Jahreshklasse 1913 den Stand der beiden vorigen Rekrutenjahrgänge erreicht haben wird, da nach Berichten verschiedener Zeitungen der Andrang Freiwilliger und von Kapitulanten sehr groß und dauernd in der Zunahme begriffen sein soll. Das kommt wohl auch mit daher, daß der Kriegsminister es den kommandierenden Generalen wie auch den Kommandeuren der Aushebungsbezirke in einem Erlaß, betreffend Durchführung des Infanteriekadergesetzes, erneut zur strengsten Pflicht gemacht hat, dafür zu sorgen, daß die großen Vorteile, die den Kapitulanten auf $\frac{1}{2}$, 1, $1\frac{1}{2}$ und 2 Jahre gewährt werden, überall zur Kenntnis der in Frage kommenden Leute gelangen. In der Tat sind diese Vorteile sehr erheblich. Sie gewähren z. B. Leuten, die eine Verpflichtung auf 1 Jahr eingehen, neben der Löhnung, Verpflegung, Bekleidung und Unterkunft eine tägliche Zulage von 1 Frank und eine Jahresprämie von 500 Franken; Leute, die sich auf 2 Jahre verpflichten, erhalten dasselbe Gehalt usw. und eine Prämie von 1100 Franken; sie können sich also bis zum Ausscheiden aus dem Dienst 865 bzw. 1830 Franken sparen. Leute, die im ganzen mindestens 4 Jahre aktiv gedient haben, erhalten zudem Ansprüche auf kleine Versorgungsleistungen.

Nach alledem dürfte als feststehend anzunehmen sein, daß im Frühjahr 1914 die Friedensstärke des französischen Heeres an ausgebildeter Mannschaft zum mindesten bestehen wird aus 2 Jahrgängen zu je 240000 Mann und einem Jahrgang zu 187000 Mann = 667000 Mann, dazu etwa 40000 Freiwillige und 60000 Unteroffiziere und Kapitulanten, insgesamt also etwa 767000 Mann. Offiziere und Beamte (33000), Kolonialtruppen (35000 Mann) und Gendarmerie (24000 Mann) sind nicht mit eingerechnet, ebensowenig die Leute der Hilfsdienste, von denen der Jahrgang 1911 18661 Mann, der Jahrgang 1912 17038 Mann, der Jahrgang 1913 6970 Mann geliefert hat. Die Friedensstärke des deutschen Heeres betrug am 1. Januar d. J. rund 758000 Köpfe. Wie sich die Kopfstärke des französischen Heeres in den folgenden Jahren stellen wird, läßt sich im voraus nicht genau angeben, weil sie nach den jährlichen Rekrutierungsergebnissen schwankt und zudem durch die Anwerbung von Freiwilligen und Kapitulanten fühlbar beeinflusst wird. Nur schätzungsweise kann angenommen werden, daß im Herbst 1916 das französische Heer eine Gesamtstärke von rund 870000 Mann (gegen 831000 bei uns) einschließlich Offiziere, Kapitulanten usw. erreichen wird. Und was für die Zukunft besonders beachtenswert erscheint, das ist, daß die französische Armee auch im Winter stets über 2 Jahrgänge, also wenigstens über 460000 ausgebildete Leute verfügen wird, wobei nicht vergessen werden darf, daß das neue Wehrgesetz unter anderen noch ausdrücklich bestimmt, daß der Kriegsminister, wenn die Umstände es erfordern, auch noch den Jahrgang, der sein drittes Jahr beendet hat, eine Zeitlang unter den Fahnen halten kann.

Fragt man nun nach den wichtigsten Folgeerscheinungen des neuen Heeresgesetzes, so haben wir schon bei Erwähnung seiner

hauptsächlichsten Bestimmungen darauf hingewiesen, daß mit der durch Einstellung des jüngsten Rekrutenjahrganges erfolgten Vermehrung der Armee die schon bestehenden Truppenteile auf erhöhten Stand gebracht werden. In dieser Hinsicht will man jetzt sogar noch über die ursprünglichen Festsetzungen hinausgehen und beabsichtigt, wenn die Erwartungen hinsichtlich der Kapitulanten und der freiwilligen Meldungen zu dreijähriger Dienstzeit sich im Laufe der Zeit erfüllen sollten, den Stand sämtlicher Kavallerieregimenter von 740 auf 770 Mann, sowie die den Kavalleriedivisionen zugeteilten reitenden Abteilungen zu je 2 Batterien von 330 auf 570 Mann zu bringen, wodurch es ermöglicht würde, die schon lange bestehende Absicht, die Abteilungen um eine 3. Batterie zu erhöhen, durchzuführen und jede Batterie zu 190 Mann zu formieren.

Von größter Wichtigkeit sind die umfangreichen Maßnahmen auf dem Gebiete der Heeresorganisation und der Vermehrung hauptsächlich bei der Infanterie und Artillerie, die ebenfalls mit der Einführung des Gesetzes vom 7. August 1913 in engstem Zusammenhang stehen.

Im Vordergrund stehen in dieser Hinsicht zunächst die Veränderungen auf territorialem Gebiet. Sie betreffen hauptsächlich das II. und VI. Armeekorps und beziehen sich vor allen Dingen auf den Subdivisionsbezirk Mézières, der aus dem Bereich des VI. Armeekorps ausgeschieden und dem II. Armeekorps zugeteilt ist. Der Zweck dieser neuen Einteilung ist lediglich der, das II. Armeekorps in die Reihe der vorderen Grenzkorps zu schieben und dadurch das weite Sicherungsgebiet des benachbarten VI. Korps, das gegenüber der Festung Metz schon an sich eine sehr schwierige Aufgabe hat, etwas einzuschränken und dem II. Korps zuzuweisen. Den Grenzschutz beim II. Armeekorps wird die 4. Infanteriedivision zu übernehmen haben, die dazu von Compiègne nach Mézières verlegt wurde und außerdem noch durch die 87. Infanteriebrigade verstärkt worden ist. Die Neuerungen in der Gliederung beim VI. Armeekorps treffen die 79., 83. und 84. Infanteriebrigade, und es sind hier hauptsächlich Jägerbataillone, die entweder neu hinzugetreten (das 26. Jägerbataillon zur 79. Infanteriebrigade) oder ihre Standorte gewechselt haben (Jägerbataillone 8 und 19 zur 83., Jägerbataillon 16 zur 84. Infanteriebrigade). Bei dieser Gelegenheit sei der Hinweis eingeschoben auf die große Zahl von Jägerbataillonen, die nach der neuen Kriegsgliederung der französischen Armee den Grenzkorps zugeteilt sind, und zwar 19 von 32, der Gesamtzahl, davon allein 8 Bataillone dem XXI. Armeekorps. Während bei dem dem VI. Armeekorps benachbarten XX. Armeekorps so gut wie keine Veränderungen in der Gliederung verfügt worden, sind sie beim VII. Korps umfangreich und besonders wichtig. Zunächst fällt auch hier die starke Dotierung mit Jägerbataillonen auf und die Zusammensetzung von Infanteriebrigaden entweder nur aus Jägerbataillonen oder Infanterie mit Jägern gemischt. So besteht z. B. jetzt die 25. Infanteriebrigade aus dem Infanterieregiment 17 und den Jägerbataillonen 17, 20 und 21, während die neuformierte 86. Infanteriebrigade nur aus den Jägerbataillonen 1, 3 und 10 gebildet ist. Ganz neu

aufgestellt wurde beim VII. Armeekorps die 43. Infanteriedivision; sie besteht aus der 85. und 86. Infanteriebrigade. Auf diese Weise gehörten zum VII. Korps die 13., 14., 41. und 43. Infanteriedivision, also 4 Divisionen. Aber das war nur eine vorläufige Maßnahme, die wieder aufgehoben ist, nachdem die Deputiertenkammer Ende November 1913 dem Projekt der Heeresverwaltung zur Aufstellung des XXI. Armeekorps die gesetzliche Zustimmung gegeben hat. Das Korps ist zwischen das XX. und VII. Korps eingeschoben und hat seinen Sitz in Epinal erhalten. Zum Kommandierenden wurde der frühere Souschef im Generalstab, General Legrand, ernannt. Das Korps ist zusammengesetzt aus der beim VII. Korps neu gebildeten 43. Infanteriedivision, die nach St. Dié verlegt ist, und aus der 13. Infanteriedivision, die früher ebenfalls zum VII. Korps gehörte und in Chaumont untergebracht ist. In Kavallerie hat das XXI. Korps die 4. Chasseurs und als Artillerie die 19. Artilleriebrigade erhalten, die auch dem VII. Armeekorps zugeteilt und ursprünglich für das im Mobilmachungsfall aus Afrika nach Frankreich herüberziehende XIX^{bis} Armeekorps bestimmt war.

Die vorstehenden Neuerungen lassen sich dahin zusammenfassen, daß heute an der Grenze gegen Deutschland fünf Armeekorps, und zwar in der Reihenfolge von Norden nach Süden mit den Nummern II, VI, XX, XXI und VII sämtlich auf hohem Truppenstande versammelt sind. Dabei ist zu beachten, daß nach der jetzigen Einteilung die Bezirke des VI., XX. und XXI. Korps mit schmaleren Ostfronten an die Grenze stoßen und in ihrer Belegung mehr nach der Tiefe gestaffelt sind. Im einzelnen reichen die Sicherungsabschnitte des II. Korps von Givet bis Audun-le-Roman, des VI. Korps von Briey bis Pont-à-Mousson, des XX. Korps von Pont-à-Mousson bis Blamont, des XXI. Korps von Blamont bis Gérardmer und des VII. Korps von Gérardmer bis zur Schweizer Grenze.

Hinter diesen Korps vorderster Linie sind das I., V. und VIII. Korps, von denen man annimmt, daß sie ebenfalls auf hohem Stande stehen, als zweite Staffel zu betrachten, so daß also die Franzosen heute $11 + 6 = 17$ Infanteriedivisionen, sowie 4 Kavalleriedivisionen (Nr. 2, 3, 4, 8) zur unmittelbaren Verwendung gegen die Ostgrenze verfügbar haben.

Bei der Vermehrung der Infanterie handelt es sich in erster Linie um die Bestimmung, daß sämtliche 32 Jägerbataillone nach Abrechnung der Radfahrergruppen, die bei 10 Jägerbataillonen, entsprechend den 10 Kavalleriedivisionen, vorhanden sind, übereinstimmend auf den Stand von je 6 Kompagnien gebracht werden sollen. Bis jetzt waren nur 14 Jägerbataillone zu 6, die übrigen 18 zu je 5 Kompagnien formiert. Insgesamt zählen also alle Jägerbataillone 192 Kompagnien, aus denen 48 Bataillone in normaler Stärke gebildet werden könnten. Da, wie schon gesagt, nach dem neuen Wehrgesetz alle Jägerkompagnien einen Minimalstand von 200 Mann im Frieden haben sollen, ergibt sich für jedes Jägerbataillon ohne Radfahrergruppe ein Stand von 1200 Mann, für alle 32 Jägerbataillone zusammen die Stärke von 38400 Mann.

Auch die Aufstellung von 4 neuen Zuavenbataillonen zur Bildung der Zuavenregimenter Nr. 5 und 6, und zwar je eins beim 1. und 3. und zwei beim 4. Regiment, ist eine durch das neue Wehrgesetz veranlaßte Maßnahme. Denn durch dasselbe wird das nötige Menschenmaterial sichergestellt und gleichzeitig erreicht, daß 2 nach Marokko abgezweigte Zuavenbataillone wieder nach Frankreich zurückkehren können, wo sie mit den schon vorhandenen Bataillonen den Kern einer sofort bereiten Zuavendivision bilden sollen, während in Afrika im Kriegsfall noch ein Zuavenarmeekorps zu sechs Regimentern mit zusammen 24 Bataillonen verfügbar bleibt.

Nächst der Infanterie soll auch die Artillerie erhebliche Vorteile von dem Gesetz vom 7. August 1913 haben. Wie die „Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine“ daran erinnern, geht aus Mitteilungen des Kriegsministers hervor, daß von den 45 000 durch das Wehrgesetz mehr benötigten Pferden 7000 für die Kavallerie, 38 000 für die Artillerie nach dem Beschluß des Parlaments anzukaufen waren. Hiervon sind bis jetzt bereits 4000 für die Kavallerie und 16 000 für die Artillerie angekauft worden, während 3000 für die Kavallerie und 22 000 für die Artillerie noch im Laufe dieses Jahres beschafft werden sollen. Nun war bekanntlich durch eine dem Radergesetz für die Artillerie vom Parlament angefügte Tagesordnung die Regierung aufgefordert worden, dafür zu sorgen, daß so bald als möglich die für jedes normale Armeekorps festgesetzte Zahl von 144 Geschützen erreicht werde. Um sich vorläufig zu helfen, ohne die übrigen Waffen allzusehr in Anspruch zu nehmen, wurden bei jedem Armeekorps 10 Verstärkungsbatterien mit Stämmen von Offizieren, Geschützführern, Richtpersonal usw. geschaffen, die auch wöchentlich in ihren Verbänden mehrmals exerzierten, eigene Schießübungen abhielten und Befehl hatten, im Mobilmachungsfall 6 Batterien abzugeben, um gleichzeitig mit den normalen 30 Batterien des Armeekorps ins Feld zu rücken. Die stark wachsende Friedensstärke erlaubt und die gesteigerte Mobilmachungsbereitschaft der ganzen aktiven Armee fordert nun die Ausgestaltung wenigstens von 6 der Verstärkungsbatterien pro Korps zu vollen Friedensbatterien, und das ist eine der organisatorischen Neuerungen, die wir sehr bald erleben werden, so daß dann das Divisions- und das Korpsartillerieregiment gleichmäßig je 12 Batterien zählen werden. Notwendig ist weiter die Aufstellung von 14 neuen reitenden Batterien für die neu gebildeten Kavalleriedivisionen 9 und 10 (insgesamt 6 Batterien) und für die dritten Batterien der übrigen 8 Kavalleriedivisionen. Rechnet man 126 Verstärkungsbatterien (einschließlich XXI. Armeekorps) und 4 neue reitende Batterien, so nehmen sie von den 38 000 Pferden Mehrbedarf für die Artillerie rund 16 000 in Anspruch, fahrende nach dem neuen niedrigen Etat, reitende Batterien nach dem hohen Stande berechnet. 22 000 Pferde bleiben also zur Etatserhöhung übrig. Nun haben schon heute die französischen Batterien auf dem niedrigen Etat einen höheren Pferdestand als die unsrigen auf bisherigem niedrigen, die den unseren auch an Zahl überlegenen Batterien auf hohem Etat eine wesentlich höhere Pferde-

stärke als die unsrigen bisher. Die französischen Batterien auf dem künftigen niedrigen Etat und die auf künftigem hohem Etat werden an Pferden über die unsrigen niedrigen und hohen Etats wesentlich hinausgehen, und die Ziffer der französischen Batterien auf hohem Etat wird erheblich größer sein, als diejenige unserer Batterien auf hohem Etat in der Westhälfte des Reiches. Es ist nicht ohne Bedeutung, dies auf Grund der ungeheuren Pferdevermehrung festzustellen, damit man bei uns in weiteren Kreisen einsieht, daß unsere letzte Heeresvorlage nur knapp das verlangt hat, was unabweisbar notwendig war.

Eine weitere Vermehrung der Artillerie ist in der vorgeschlagenen Bildung von 5 Regimentern schwerer Artillerie zu sehen, womit anscheinend die schwere Artillerie des Feldheeres gemeint ist, die bisher bei den Franzosen etwas vernachlässigt war. Bis jetzt hatten nur das I., II., IV., V., IX., XIV. und XXI. Korps je 3 Haubitzbatterien von 155 mm Kal., zu ihnen würden nunmehr 15 neue Batterien bei 5 Armeekorps treten, so daß dann nur noch 9 Armeekorps ohne diese Rimailho-Haubitzen sein würden. Außerdem ist auch noch die Aufstellung eines neuen Fußartillerieregiments geplant, womit deren Gesamtzahl auf 12 steigen würde.

Die französische Kavallerie im Mutterlande soll vorläufig nicht vermehrt werden. Dagegen ist beabsichtigt, die Kavallerie des XIX. Armeekorps in Afrika um 2 Regimenter zu erhöhen. Und zwar handelt es sich um die Bildung eines 5. und 6. Chasseurs d'Afrique-Regiments, wodurch die Kavallerie in Afrika auf 10 Regimenter gebracht wird.

In das Programm der Neuerungen, das durch die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit und die dadurch bewirkte Heeresverstärkung veranlaßt wurde, ist auch eine abermalige Reform des Militärflugwesens, die dritte innerhalb zweier Jahre, aufgenommen worden.

Es handelt sich bei den Reformen um einen Kampf zwischen den aktiven Fliegeroffizieren mit dem General Bernard an der Spitze und dem Bureaokratisismus des Kriegsministeriums. Die abkommandierten Offiziere in den Flugzentren taten schon seit längerer Zeit einfach nicht mehr mit, weil die Organisation auf den Übungsfeldern jeder Kritik spottete. Als dann der ehemalige Generalissimus der französischen Armee, General de Lacroix, im „Temps“ das Wort ergriff und das Kriegsministerium in schärfster Weise angriff, wurde man offiziell auf die Mißstände aufmerksam, und man betraute nun eine parlamentarische Kommission mit einer Untersuchung, die jetzt abgeschlossen ist. Auf Grund der 8 Monate dauernden Studien ist man in großen Umrissen zu folgendem Programm gekommen: 1. Alle Mannschaften und Offiziere, die sich zum Luftschifferdienst melden, haben ihre gesamte Dienstzeit bei dieser Truppe zu erledigen. Luftschifferdetachements sollen der Infanterie, Kavallerie, Artillerie oder den Genietruppen zugeteilt werden. Entlassene Mannschaften und Offiziere sollen in bestimmten Zwischenräumen zu Übungen herangezogen werden. Es soll in Zukunft durchaus vermieden werden, daß Fliegeroffiziere nach ihrer Ausbildung sofort wieder in ihr altes Regiment zurückkehren. 2. Trennung zwischen Flugzentren und Fliegerschulen.

Die theoretische und praktische Ausbildung des Schülers hat in einer Zentralanstalt zu erfolgen, wo der junge Fliegeroffizier theoretische und praktische Prüfungen durchzumachen hat. 3. Umgestaltung der Militärflugplätze, Errichtung von Ballonhallen und staatlichen Flugzeugfabriken. 4. Notwendigkeit einer Mobilisierungsorganisation, staffelnmäßige Anlage mit Fliegerparks, mit Verproviantierungsmöglichkeiten im Rücken, Verdoppelung der Reserveeinheiten, Magazine für Kriegsflugzeuge und Probemobilisierungen. 5. Reglementierung des inneren und des Felddienstes. Bestimmungen über die Aufrechterhaltung der Verbindung mit anderen Truppenteilen und Vorschriften für Dienstflüge. 6. Notwendigkeit, den Fliegeroffizieren und Mannschaften bei der Fliegertruppe Vorteile in der Beförderung und Besoldung zu bieten. Formation von Einheiten, die von einem Hauptmann befehligt werden, von Gruppen unter dem Befehl eines Eskadronchefs, von Regimentern unter dem Befehl eines Obersten und von Brigade- und Divisionsgruppen, von Generalen befehligt. Vorteilhaftere Verhältnisse zugunsten der höheren Offiziersgrade zwecks Förderung des Avancements. Die Chefs müssen praktische Flieger sein. 7. Die Reorganisation soll durch praktische Flieger in die Wege geleitet werden. Abschlüsse, Bestellungen, Überwachungen der Konstruktion und Abnahme der Flugzeuge soll durch Offiziere der Fliegertruppe erfolgen. 8. Einteilung der Flugzeuge in Schul-, Übungs- und Kriegsmaschinen. Studium der Angriffsorganisation gegen Lenkballons, andere Flugzeuge, Truppenteile, Festungen, Depots usw. 9. Studium von Nachtflügen, Manövern usw. Die bisher bestehenden drei großen Zentren in Versailles, Reims und Lyon mit den Detachements in Douai, Etampes, Verdun, Toul, Epinal, Belfort und Pau werden in Zukunft also zusammengefaßt und einer einheitlichen Leitung unterstellt werden. Reims soll ein zweites Fliegerregiment erhalten und in Dijon ebenfalls ein Regiment errichtet werden. Pau wird in eine Fliegerschule umgewandelt, ebenso wie Brest, Nord und St. Cyr. 10. Aufstellung einer Direktion für das Luftfahrwesen beim Kriegsministerium an Stelle der jetzigen permanenten Inspektion und je einer technischen Inspektion für das Flugwesen und die Luftschiffahrt.

Indirekt kommt das Gesetz vom 7. August 1913 auch den Reserveformationen zugute, denn trotz der Verlängerung der aktiven Dienstzeit erfahren die Übungen im Beurlaubtenstande keine Verkürzung. Wie bisher sind in der Reserve zwei Übungen (eine von 23, eine von 17 Tagen), in der Territorialarmee eine 9tägige Übung abzuleisten. Aber offenbar ist es auch als eine Folgeerscheinung der wiedereingeführten dreijährigen Dienstzeit anzusehen, daß die französische Regierung der Ausbildung und Verwendung der Reserveformation für den Kriegsfall jetzt mehr Aufmerksamkeit schenkt als je zuvor. Der Grund ist, daß im Mobilmachungsfall jedes Armeekorps erster Linie sofort mit 3 Divisionen — 2 aktiven und 1 Reservedivision — ins Feld rücken soll. Dazu müssen naturgemäß schon im Frieden geeignete Maßnahmen getroffen sein, und zu ihnen gehören nicht nur die Übungen der Reserveformationen in großen Verbänden (Regiment, Brigade, Division), an denen alljährlich rund 800 000 Reservisten

teilnehmen, sondern auch die ständige Fortbildung der Reserveoffiziere. Die Auszubildung der Reserveoffiziere geschieht in den sogenannten Instruktionsschulen, in denen den Offizieren des Beurlaubtenstandes in der Zeit vom 1. November bis 1. Juni jedes Jahres Gelegenheit gegeben wird, ihre theoretischen und praktischen Kenntnisse auf allen militärischen Gebieten und auch ihre Reitfertigkeit zu fördern und zu befestigen. Die ganze Einrichtung dieser Schulen erscheint geradezu mustergültig und vorbildlich und in hohem Maße geeignet, den Reserve- und Landwehroffizier für seine hohe Berufstätigkeit vorzubereiten. Die Schulen sind jetzt bei sämtlichen Armeekorps des französischen Heeres eröffnet, und zwar jedesmal am Sitz des Generalkommandos und für die Offiziere aller Waffen. Der kommandierende General hat die Oberaufsicht über den Unterricht, der nur von ausgewählten Stabsoffizieren und älteren Hauptleuten erteilt wird. Nur in Paris und teilweise auch in Lyon ist wegen der Größe der Standorte die Organisation der Kurse und des ganzen Unterrichtsbetriebes eine andere. In Paris ist die Stadt mit ihren zahlreichen Vororten (St. Denis, Vincennes, St. Ouen usw.) für den vorliegenden Zweck in acht Bezirke (einen nördlichen, nordwestlichen, nordöstlichen, südlichen usw.) eingeteilt; in jedem befindet sich eine Instruktionsschule für jede Waffengattung — Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Verkehrsgruppen, Train und Intendantur. Außerdem liegen noch im Mittelpunkt der Stadt je eine besondere Schule für höhere Offiziere und für Generalstabsoffiziere des Beurlaubtenstandes. An der Spitze jeder Schule steht ein Brigadegeneral oder ein Oberst der betreffenden Waffe bzw. ein hoher Verwaltungsbeamter; sie suchen das geeignete Lehrpersonal unter den ihnen unterstellten Offizieren aus. Auch in Lyon sind Instruktionsschulen nach Waffengattungen eingerichtet. Der Unterricht findet im Monat zwei-, mitunter auch dreimal statt, meist unter Zuhilfenahme des Sonntags; die Dauer ist verschieden, von 1 bis zu 4 Stunden, je nachdem die Vorträge im Zimmer stattfinden oder der Reitunterricht in der Bahn bzw. ein Ritt ins Gelände angeordnet sind. Das Lehrprogramm beginnt in der Regel mit applikatorischen Vorträgen aus der Kriegsgeschichte, daran schließen sich Kriegsspiele auf der Karte an, später Kadernanöver und endlich praktische Übungen im Gelände unter Beteiligung von Truppen. Nebenbei werden den Herren aller Waffen auch die hauptsächlichsten Geschütze gezeigt, die Hilfsinstrumente zum Zielnehmen und Beobachten werden ihnen eingehend erklärt, sie wohnen Scharfschießübungen der Artillerie und Infanterie bei und werden zu Besichtigungen von Forts und dergleichen zugelassen. Großer Wert wird bei diesem Unterricht auch darauf gelegt, daß die Offiziere eine möglichst vielseitige Belehrung erhalten und nicht nur in dem engen Rahmen ihrer Waffengattung bleiben, der sie angehören. So hielt z. B. kürzlich ein Generalarzt der Pariser Garnison vor den Kavallerieoffizieren Vorträge über die Gesundheitspflege im Felde, ein Oberintendant besprach vor den Herren von der Infanterie den Dienst auf den rückwärtigen Verbindungen, und den Generalstabsoffizieren des Beurlaubtenstandes wurden Vorlesungen über die militär-geographischen Verhältnisse längs der ganzen Ostgrenze gehalten.

Es ist richtig, daß anfänglich die Offiziere des Beurlaubtenstandes wenig Interesse für diese Instruktionkurse gezeigt haben. Das beginnt aber jetzt ganz anders zu werden, nachdem die Heeresverwaltung den fleißigen Teilnehmern am Unterricht Auszeichnungen zugesichert hat, wie z. B. Veröffentlichung ihrer Namen im „Bulletin officiel“, schnellere Beförderung und Ernennung zum Ritter der Ehrenlegion. Wohl infolgedessen konnte z. B. kürzlich der als Militärschriftsteller bekannte Major Riessel in Nancy vor 500 Zuhörern sprechen, und in Paris war das Kasino des 26. Jägerbataillons nicht ausreichend, um alle Hörer aufzunehmen.

Das, was hauptsächlich den Reserveformationen noch fehlte, waren die Führer der zu Divisionen schon im Frieden vereinten Einheiten. Für alles übrige, so namentlich auch für eine wesentliche Verstärkung der Ergänzungskaders, hatten die neuen Kadergesetze der Infanterie und Artillerie reichlich Sorge getragen. Dagegen wurde es nicht für ausreichend erachtet, daß ein inaktiver General im Mobilmachungsfall an die Spitze einer Reservedivision treten und auch im Frieden ab und zu ihre Übungen leiten sollte. Um diese Lücke in den bisherigen Maßnahmen auszufüllen und die vorhandenen Nachteile aus der Welt zu schaffen, hatte sich der vorige Kriegsminister Etienne vor einiger Zeit in einer Eingabe an den Präsidenten der Republik gewandt und ihm vorgeschlagen, für jedes Armeekorps schon im Frieden einen aktiven Divisionsgeneral zu ernennen, der den Posten eines Generalinspektors der Reserveformationen und der Vereine für die militärische Vorbereitung bekleiden sollte. Diesem Vorschlage hatte das Staatsoberhaupt zugestimmt und das aus drei Artikeln bestehende Dekret unterzeichnet. In dem 1. Artikel heißt es unter anderem, daß der betreffende Divisionsgeneral zur 1. Sektion des Generalstabes gehört und ihm als Stab ein Oberstleutnant, ein Kapitän und das nötige Interpersonal zugeteilt wird. Nach dem 2. Artikel fällt dem Divisionsgeneral die Aufsicht über die Mobilmachungsformationen der Reserve- und Territorialarmee im Armeekorpsbezirk, die Ausbildung und Einberufung des Kadres und Truppen beider Formationen zu. Im Mobilmachungsfall übernimmt er die Führung einer Reservedivision. Im 3. Artikel ist bestimmt, daß der Generalinspekteur im Frieden dem kommandierenden General unterstellt ist. Seine Beziehungen zum Chef des Generalstabes des Armeekorps und zu den übrigen Militärbehörden des Korpsbereichs werden noch durch besondere ministerielle Bestimmungen geregelt.

Wie schon eben gesagt, ist der Generalinspekteur der Reserveformationen gleichzeitig auch der Inspekteur der Vereine für die militärische Vorbereitung, in welcher Eigenschaft er hauptsächlich die Schieß- und Marschübungen der jungen Leute überwachen soll. In der Einrichtung der Stelle ist auch eine der wichtigsten Begleiterscheinungen des neuen Wehrgesetzes zu sehen, denn mehr noch, als es schon bisher der Fall war, will sich die Regierung der Wehrhaftmachung der französischen Jugend widmen. Sie hat daher auch der Deputiertenkammer einen höchst beachtenswerten Gesetzentwurf für die Vorbereitung zum Heeresdienst vorgelegt, an dessen Annahme

nicht zu zweifeln ist. Der Entwurf hat in der Hauptsache folgenden Wortlaut:

„Die militärische Vorbereitung (*la préparation militaire*) hat zum Zweck die Entwicklung der körperlichen und geistigen Fähigkeiten der Jugend im Alter zwischen 16–20 Jahren im Hinblick auf den Dienst im Heere. Sie soll außerdem umfassen den fachmännischen Unterricht für die Heranbildung zum Unteroffizier und für den Dienst der Spezialwaffen. Dieser Vorbereitungsschule soll die körperliche Ausbildung der Jugend unter 16 Jahren vorangehen. Die militärische Vorbereitung geschieht obligatorisch in allen Lehranstalten, außerdem in Privatgesellschaften und Vereinen, die der staatlichen Konzession bedürfen, von politischen und konfessionellen Unterschieden unabhängig sein sollen und unter Oberaufsicht des Kriegsministers stehen. Innerhalb eines Korpsbezirks hat der kommandierende General die Kontrolle und das Besichtigungsrecht über den Vorbereitungsdienst. Ein Oberstleutnant vom *cadre complémentaire* wird ihm zu diesem Zwecke beigegeben. Die genannten Vereine erhalten staatliche Beihilfen zur Unterhaltung von Turnplätzen, Turnhallen, Reitbahnen, Schießständen, zum Ankauf von Waffen, Munition und Pferden. Die Gemeinden sind verpflichtet, geeignete Lokale zur Verfügung zu stellen. Alljährlich finden Prüfungen statt, wozu jeder junge Mann vom 18. Lebensjahre ab zugelassen wird. Wer die Prüfung besteht, erhält ein Zeugnis über seine militärische Befähigung (*certificat d'aptitude militaire*), das folgendes Recht verleiht: Der Inhaber kann nach 4 Monaten aktiven Dienstes zum Korporal befördert werden, er kann sich freiwillig vor Erreichung des 20. Lebensjahres zum aktiven Dienst melden und darf sich dann, ebenso wie bei der Aushebung, nach Maßgabe des Zeugnisses einen bestimmten Truppenteil wählen. Außer diesen Vorbereitungsschulen für die Jugend werden Maßnahmen vorgesehen zur Vervollkommnung der militärischen Ausbildung für die gedienten Mannschaften nach Beendigung ihrer aktiven Dienstzeit. Verdienste um die militärische Vorbereitung sollen durch Verleihung einer besonderen Ehrenmedaille am roten Band, in beschränktem Umfang auch durch Orden der Ehrenlegion belohnt werden.“

Welche schwerwiegenden Vorteile Frankreich durch eine solche systematische militärische Ausbildung seiner Jungmannschaft erhält, bedarf keiner weiteren Erläuterung.

Große Schwierigkeiten macht es offenbar der Regierung, das erforderliche Ausbildungspersonal, besonders an Offizieren, für die jetzt unter der Fahne stehenden beiden Rekrutenjahrgänge zu beschaffen.

M. Bénazet, der Berichterstatter für das zurzeit in der Deputiertenkammer zur Beratung stehende Gesetz betreffend Verjüngung des Offizierkorps, weist in seinem Bericht zahlenmäßig nach, daß der Offizierersatz des französischen Heeres qualitativ und quantitativ erheblich zurückgegangen sei und ernste Sorgen deshalb beständen. Bedauerlicherweise habe namentlich die Tüchtigkeit der Offiziere nachgelassen, eine Tatsache, die durch einen Blick in die Schulen, die den Nachwuchs sicherstellen sollen, und durch eine ver-

gleichende Übersicht aus den Jahren 1902 und 1912 über die Zahl der Anmeldungen zu den Schulen, die Zahl der tatsächlich aufgenommenen Bewerber und die von ihnen erreichte Durchschnittsnote bewiesen werde. Am auffallendsten sind die Rückgänge in St. Cyr und St. Maizent. Während im Jahre 1902 für die erstgenannte Schule 1717 Anmeldungen vorlagen und von ihnen 352 aufgenommen wurden, die eine Durchschnittsnote von 11,2 Punkten erreichten, stellten sich 1912 nur 880 Bewerber vor, von denen zwar 466 aufgenommen, aber nur mit der Durchschnittsnote von 8,84 Punkten entlassen wurden. Und in St. Maizent meldeten sich 1902 737 Bewerber; 240 wurden aufgenommen und mit der guten Durchschnittsnote von 15 Punkten entlassen; für 1912 lagen nur 378 Anmeldungen vor, davon traten 250 ein und erhielten beim Abgang die Durchschnittsnote von nur 11,32 Punkten. Am günstigsten sind die Verhältnisse auf der Schule von Vincennes und in der polytechnischen Schule, die den Artillerie- und Genieoffizieren offen stehen. Dort lagen 1902 nur 284 Anmeldungen vor, 42 wurden aufgenommen und mit der Durchschnittsnote von 15,22 Punkten entlassen, während 1912 sich 478 Bewerber meldeten, 100 aufgenommen wurden und die Durchschnittsnote von 14,61 Punkten erhielten. Zur polytechnischen Schule meldeten sich 1902 1179 Bewerber; 190 traten in die Schule ein und wurden mit der Durchschnittsnote von 13,42 Punkten entlassen. Im Jahre 1912 waren 1080 Bewerber zum Eintritt in die polytechnische Schule vorhanden; davon wurden 230 zugelassen, die eine Durchschnittsnote von 12,78 Punkten erhielten. Von Nachteil für die Waffe ist nur, daß, ebenfalls nach dem Bericht des Abgeordneten Bénazet und seinen Feststellungen, von den verhältnismäßig zahlreichen Artillerie- und Genieoffizieren, die die polytechnische Schule auf Staatskosten besucht haben, sehr viele frühzeitig den Offizierberuf aufgeben. So ist aus einer statistischen Tabelle ersichtlich, daß von den in der Zeit von 1900 bis 1910 aus vorgenannter Schule hervorgegangenen Offizieren 35 % den Abschied genommen haben. Auch bei den Sanitätsoffizieren herrscht großer Mangel, und zwar fehlen zurzeit 230 Ärzte an dem gesetzlich festgelegten Friedensstand. Von 640 in den Jahren 1900 bis 1907 aus „Val de Grâce“ hervorgegangenen Ärzten sind gegenwärtig nur 476 in der Armee. Am Schluß seines Berichts stellt M. Bénazet fest, daß innerhalb der letzten 10 Jahre einerseits die Zahl der Anwärter zu den verschiedenen Militärschulen in bedenklicher Zahl abgenommen, andererseits ein großer Teil der Offiziere vorzeitig ausgeschieden ist.

Um nun diesen sich gerade jetzt besonders fühlbar machenden Mangel an Offizieren wenigstens etwas zu beheben, hat die Regierung sich veranlaßt gesehen, auf die Unterstützung von Reserveoffizieren zurückzugreifen und durch den Kriegsminister eine Verfügung erlassen, daß die Truppenteile alle Gesuche von Reserveoffizieren um Ableistung eines freiwilligen Dienstjahres sofort an den Kriegsminister zu senden hätten, selbst wenn die betreffenden Offiziere noch nicht hoch genug in der Anciennität ständen, um nach beendeter Dienstleistung in die nächst höhere Charge befördert zu werden. Weiter ist in dem kriegsministeriellen Erlaß ausgesprochen, daß die Kommandeure alle Reserveoffiziere, die gerade eine Übung ableisten, ohne Zeitgrenze im Dienst behalten

können, wenn die betreffenden Offiziere es wünschen. Leitender Gedanke bei diesen Bestimmungen ist, möglichst viele Reserveoffiziere mit langen Dienstleistungen zur Verfügung zu haben.

Die Regierung gibt sich auch der Hoffnung hin, daß das vorerwähnte Gesetz über die Verjüngung des Offizierkorps die Lage der Offiziere bessern und den Andrang zu diesem Beruf steigern werde. Grundgedanke dieses Gesetzes ist, daß Oberstleutnants, Obersten, Brigade- und Divisionsgenerale, wenn sie das in der dem Gesetzentwurf beigegebenen Tabelle verzeichnete Lebens- und Dienstgradalter erreichen, in die Disponibilität unter Beibehalt der ganzen aktiven Bezüge und Anrechnung der in dieser verbrachten Zeit sowohl für die Pension wie für Anwartschaft auf die Ehrenlegion versetzt werden und bis zum Erreichen der gesetzlichen Altersgrenze in dieser verbleiben sollen. Mitglieder des Obersten Kriegsrats und kommandierende Generale sollen bis zu ein Zehntel der in dieser Verwendung befindlichen bis zum 63., drei Mitglieder des Obersten Kriegsrats (natürlich Generalissimus und die Führer der beiden wichtigsten östlichen Armeegruppen) bis zum 65. Lebensjahr in der Aktivität belassen werden dürfen, aber durch immer nur auf ein Jahr geltende Bestallungen hin. Um Härten bei der Durchführung des neuen Gesetzes zu vermeiden, wird eine Staffelnungszeit bis zum Jahre 1918 vorgeschlagen.

Die Lage der Offiziere und auch der Unteroffiziere wird auch eine günstigere werden, nachdem das von der Deputiertenkammer und vom Senat Ende Dezember v. J. angenommene Gesetz über die Gehaltsaufbesserungen am 1. Januar 1914 in Kraft getreten ist. Das Gesetz bringt allen Chargen zum Teil recht erhebliche materielle Vorteile, auch der Generalität, die die Kammer in ihrem ersten Beschluß von allen Vergünstigungen ausgeschlossen hatte. Trotzdem stimmte sie dann aber doch zu, als der Senat sich zugunsten der Generale entschied. Die Gehaltssteigerungen bewegen sich zwischen 180 Franken jährlich für den Unterleutnant und dem Höchstsatz von 2000 Franken für den Oberst. Ersterer bezieht jetzt an Gehalt 3060 Franken, letzterer 11000 Franken. Der Brigadegeneral bekommt jetzt 14400 Franken statt früher 12600 Franken, der Divisionsgeneral 19800 Franken statt 18900 Franken. Dazu kommen Kleidergelder von $\frac{1}{2}$ Frank täglich für alle Dienstgrade und Feuerungszulagen in einzelnen Standorten. Auch die Umzugskosten wurden erhöht.

Die Unteroffiziere werden künftig in vier Staffeln gelöhnt. Das Höchstgehalt beträgt für den Adjutant (Feldwebelleutnant) bei 8jähriger Dienstzeit jährlich 2120 Franken, bei 11jähriger Dienstzeit 2500 Franken, bei 20jähriger Dienstzeit 2702 Franken, nach 20 Jahren 2901 Franken. —

So ist also das Gesetz über die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit für die französische Armee auf fast allen Gebieten von weitgehendster Bedeutung, und es würde durchaus unrichtig sein, wollten wir uns dieser Tatsache verschließen oder sie gering bewerten. Frankreichs militärische Machtmittel bewegen sich unstreitig in aufsteigender Linie; sie sind für die Verbündeten und Freunde wie für ihre Gegner nicht zu unterschätzende Waffen.

Aber gegenüber dieser Anerkennung des französischen Heeres dürfen wir nicht in den Fehler verfallen, der häufig sogar von fachmännischer Seite bei uns gemacht wird, die Friedenspräsenzstärke der Armee unserer westlichen Nachbarn gegen die deutsche für beträchtlich überlegen anzusehen und darzustellen. Durch die nicht zutreffende Betonung und Wiederholung dieser angeblichen Tatsache werden ganz unnötigerweise in weite Kreise Unsicherheit und Mißtrauen gegen die verantwortlichen Leiter unserer Heeresangelegenheiten getragen, und das Vertrauen auf einen Erfolg wird erschüttert, das schon den halben Sieg in der Stunde der Entscheidung bedeutet.

Die einzige Sorge, die die Franzosen heute noch haben, ist, die sehr erhebliche finanzielle Deckung für die Heeresvorlage und die Verbesserung des Kriegsmaterials zu schaffen. Der Bericht, den der Deputierte M. Bénazet im Namen des Heeresausschusses in der Kammer kürzlich verlas, teilte mit, daß die Regierung anstatt der ursprünglichen Forderungen von zusammen 860 Millionen Franken für außerordentliche militärische Ausgaben jetzt 1410 Millionen verlange, und zwar 655 311 000 Franken anstatt 440 Millionen für die Erhöhung des Friedensstandes und 754,5 Mill. anstatt 410 Millionen für Kriegsmaterial. Die Erhöhung der Ausgaben für die Vermehrung des Mannschaftsstandes wird insbesondere durch die Annahme des Antrages Vincent verursacht, durch den die vollständige Gleichheit in der Dienstzeit festgesetzt und jede vorzeitige Entlassung abgeschafft wird. Was das Kriegsmaterial anlangt, legt M. Bénazet in seinem Bericht eingehend klar, daß „Frankreich sich gegenwärtig unzweifelhaft in einem bedenklichen Zustande der Unterlegenheit“ befinde.

Neue Briefe Friedrich Julius Stahls¹⁾.

Mitgeteilt von
Ernst Salzer.

Die historische Bedeutung Friedrich Julius Stahls, der im Jahre 1840 die Professur für Natur- und Kirchenrecht an der Berliner Universität erhalten und in den Jahren 1848—1861 in Preußen eine so hervorragende politische Rolle gespielt hat, dessen Name aber heute weiteren Kreisen wohl ziemlich fremd geworden, beruht vorwiegend darauf, daß er sowohl nach der Seite der Theorie wie auf dem Gebiet der praktischen Politik und des Parteiwesens der vornehmste Begründer des modernen, konstitutionellen Konservatismus ist. Den Liberalen gilt er freilich noch heute meist als ein finsterner Reaktionär. Und auf der anderen Seite waren wenige Jahre nach seinem Tode ultrakonservative Heißsporne der politischen Romantik, wie Ludwig v. Gerlach und Heinrich Leo, darin übereingekommen, daß Stahl „größtenteils dem constitutionalismus vulgaris anheimgefallen sei und ihn nur konservativ zu temperieren versucht habe durch christlich-sittliche Gefühle“. In Wahrheit hat er allezeit seine Stellung zwischen den Extremen genommen und nach zwei Fronten den Kampf geführt: gegen die romantischen und reaktionären Anhänger der altständischen Lehre auf der einen Seite, gegen den die parlamentarische Regierung fordernden Liberalismus auf der anderen Seite — „für die konstitutionelle Verfassung, gegen die parlamentarische Regierung“, wie er selbst in einer nicht so leicht mißverständlichen Ergänzung seines bekannteren Schlagwortes: „Für die Autorität, gegen die Majorität“, die Devise für seine Partei bezeichnet hat. Schon in seiner christlichen Rechts- und Staatslehre, dem zweiten Band seiner „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht“, die seinen literarischen Ruhm begründet hat, lehnte er in der Sache die parlamentarische Regierungsform ab (1837), und in seiner meisterhaften Schrift „Über das monarchische Prinzip“ (1845), in der er zum

¹⁾ Für die Einleitung durfte ich die Akten des Königlichen Kreisarchivs und des Stadtarchivs in München benutzen, wofür auch hier verbindlichst gedankt sei. Für gefällige Auskünfte bin ich außerdem zu größtem Dank verpflichtet dem Königlichen Reichsarchiv, der Königlichen Polizeidirektion, dem protestantischen Stadtpfarramt, dem Rabbinat der israelitischen Kultusgemeinde in München, sowie dem evangelischen Pfarramt zu Homburg v. d. S. Zur Ergänzung verweise ich auf meine Veröffentlichung „Stahl und Rotenhan, Briefe des ersten an den zweiten“. Historische Vierteljahrschrift 1911, S. 199 ff. u. 514 ff., wo man auch ausführlichere Angaben über die Literatur findet. Mit der kürzlich erschienenen Berliner Dissertation von B. Michniewicz, „Stahl und Bismarck“, werde ich mich an anderer Stelle auseinandersetzen. Die bayrischen Jahre Stahls wird demnächst O. Voigt in einer Marburger Dissertation behandeln.

ersten Male zwischen parlamentarischer und konstitutioneller Regierungsform scharf unterschied, zeigte er, wie zwar nicht jene, wohl aber diese mit der Erhaltung wahrer königlicher Macht vereinbar sei¹⁾, wie bei dem Übergang zur neueren, reichsständischen (konstitutionellen) Verfassung doch eine selbständige und starke monarchische Gewalt bewahrt, „das politische System des Westens, die Volkssouveränität, die Teilung der Staatsgewalt, die Republik in der Form der Monarchie, die Kammerherrschaft und deren Begleiterin, die Kammerbestechung, der Aggregatismus entstandener, bloß numerischer Volksrepräsentation aber ferngehalten werden könne“²⁾.

Mit diesen grundlegenden politischen Anschauungen — Notwendigkeit des Überganges zur konstitutionellen, reichsständischen Verfassung unter Erhaltung einer starken monarchischen Gewalt und starker aristokratischer Unterlagen — stand Stahl anfangs ziemlich allein. Noch im Jahre 1847, während der Session des preußischen Ersten Vereinigten Landtages, fand es Graf Voss ungebührig, als Adolf von Thadden einst Stahl zu einer Versammlung der Deputierten der Rechten mitbrachte. Erst in den schicksalsvollen Jahren 1848 und 1849 beginnt Stahls politische Wirksamkeit in Preußen. Er entwirft in der ersten konservativen Zeitung, der Kreuzzeitung, ein Programm für den modernen, konstitutionellen Konservatismus, er tritt neben Bethmann Hollweg, Bismarck, Wagener, Bindewald und dem Legationsrat von Savigny an die Spitze der konservativen Parteiorganisation und wird als Vertreter des Kreises Ober- und Niederbarnim-Angermünde in die Erste Kammer, im Jahre 1850 in das Erfurter Unionsparlament gewählt.

Dank seiner überragenden politischen Begabung und seiner Befähigung zum Schriftsteller, Redner und Parteiführer wurde er bald der Führer der konservativen Fraktion der Ersten Kammer, des späteren Herrenhauses. Die Jahre nach der Revolution bis zum Eintritt der liberalen Ära unter dem Prinzregenten Wilhelm sind die Zeit, da er im Zenit seines Ruhmes stand. Auch als akademischer Lehrer nahm er an der Berliner Universität eine

¹⁾ Ganz ähnlich zieht Bismarck die Grenzlinie zwischen Monarchie und Republik — Reden ed. Horst Kahl, X, 267 — „auf der Linie, wo der König durch das Parlament gezwungen werden kann ad faciendum, irgend etwas zu tun, was er aus freiem Antriebe nicht tut. Ich rechne eine Verfassung noch zu den monarchischen, wo die Zustimmung des Königs zu den Gesetzen erforderlich ist, wo der König das Veto hat und das Parlament ebenfalls; aber die monarchische Einrichtung hört auf, diesen Namen zu führen, wenn der Monarch gezwungen werden kann durch die Majorität des Parlaments, sein Ministerium zu entlassen“ usw.

²⁾ Im Jahre 1825 schreibt Friedrich von Geng in ganz ähnlichem Sinne an Metternich: „Die Gefahr, welche über Europa schwebt, ist keinesweges die, daß die republikanischen Formen über die monarchischen siegen sollten; dies wird in Jahrhunderten nicht geschehen . . . Die Gefahr ist, daß die Monarchie, die dem Namen nach in Europa immer bestehen wird, durch fortdauernde Schwämmerung der königlichen Macht und fortdauernde Usurpationen der Demokratie zu einem leeren Schatten herabsinke, und etwas weit Schlimmeres als eine anerkannte republikanische Verfassung, nämlich die Herrschaft der Faktionen und der Demagogen, in einen eiteln Königsmantel gehüllt, die Oberhand gewinne.“ Briefe von und an Friedrich von Geng, ed. F. C. Wittichen und E. Salzer, III, 2, S. 262.

hervorragende Stelle ein. Der Herausgeber dieser Zeitschrift, damals ein junger Student, gibt uns in seinen „Erinnerungen aus der Jugendzeit“ eine lebendige Schilderung von der Wirkung, die Stahl auf seine Hörer ausübte: „Man sah ihm den semitischen Ursprung auf den ersten Blick an — klein, schwarz, feurig, mit brennenden Augen und ewig bewegtem Mienenspiel. Er las im Auditorium Maximum in der Abendstunde des Samstags, und eine merkwürdige Versammlung saß zu seinen Füßen: neben den ganz jungen Leuten die mit grauen Häuption, Juristen und Theologen, hohe Staatsbeamte, Richter, und in dieser Masse die blizenden Epauettes von Offizieren jeden Grades . . . Das Thema dieser publice gehaltenen Vorlesungen hieß: Über die Parteien in Staat und Kirche. Jedoch würde man einen falschen Begriff davon bekommen, wenn man sich an das Wort „Vorlesungen“ halten wollte: Stahl sprach vollkommen frei, wie einer, der auf der politischen Tribüne steht, nicht auf dem Katheder, der sich der Macht seiner Rede bewußt ist und sie gebrauchen will. Es war etwas in ihm von einem Propheten des alten Bundes; unaufhaltsam strömte das Feuer, das ihn zu verzehren schien, in leidenschaftlichen Ausdrücken hervor, und immer wieder griff er zu dem neben ihm stehenden Glase mit Wasser, wie wenn er die Glut seines Inneren damit löschen wolle. Seine blizenden dunkeln Augen, wenn sie durch den mit Menschen gefüllten Raum irrten, übten eine dämonische Gewalt über diese; die heiße Luft war wie mit Elektrizität gefüllt, und in der That war es die Temperatur und Atmosphäre der Zeit, in welcher Stahl als Führer seiner Partei herrschte“¹⁾.

Noch fehlt es uns an einer eingehenden Biographie dieses Mannes, von dem Treitschke in seiner deutschen Geschichte sagt: „Unter den systematischen Theoretikern der hochkonservativen Parteien stand er ebenso unvergleichlich da, wie Gens unter ihren Publizisten.“

Aus den Vorarbeiten für eine solche soll hier einiges mitgeteilt werden.

Julius Jolson — denn so lautet sein ursprünglicher Name — hat am 16. Januar 1802 als das älteste von acht Geschwistern zu Würzburg das Licht der Welt erblickt. Der Vater, Valentin Jolson, 1778 in Heidingfeld bei Würzburg geboren, war ein jüdischer Kaufmann und Bankier; die um fünf Jahre jüngere Mutter, Bella (Babette) Uhlfelder, stammte aus Mergentheim; doch sind ihre Eltern, Abraham Uhlfelder und seine Frau Schönlé (Schöne, Schandel), geborene David, später nach München übergesiedelt; denn dort fand die Hochzeit der Tochter statt, und dort starb im Jahre 1813 oder 1814 Abraham Uhlfelder als Hoffaktor.

Auch Stahl's Eltern sind wohl schon gegen Ende des Jahres 1802 nach München übergesiedelt. Valentin Jolson erhielt im Jahre 1805 allerdings nur die Erlaubnis, zur Besorgung der Geschäfte seines Schwiegervaters und auf die Dauer derselben in München zu bleiben; allein er trieb schon zu dessen Lebzeiten auf eigene Rechnung Handel und setzte diesen Handel auch nachher fort. Seinem eigenen Namen hat er den des Schwiegervaters,

¹⁾ Zул. Rodenberg, Erinnerungen aus der Jugendzeit, I, 117 f.

wohl schon vor dessen Tod und mit Rücksicht auf die gemeinsamen Geschäfte, beigelegt.

Im Juni 1813 erschien ein königliches Edikt, das die Judenkorporationen auflöste, den Juden viele ordentliche Erwerbzweige öffnete und noch andere Bestimmungen zu ihren Gunsten traf, aber auf der anderen Seite manche Beschränkungen aufrecht erhielt und namentlich auch die Verminderung der in München zahlreichen Judenfamilien bezweckte. Es scheint damit zusammenzuhängen, wenn Valentin Solson Uhlfelder am 8. September 1813 zu Protokoll erklärte, daß er den Untertaneneid zu leisten bereit sei, daß er den Namen Valentin Goldsohn annehmen und in Zukunft vorzüglich Wechsel- und Spezereiwarengeschäfte betreiben wolle. Bei der Anfertigung einer neuen Judenmatrikel und der damit verbundenen Prüfung der Schutzbriefe und Aufnahmeurkunden der Juden wurde dann auf den Wunsch des Generalkommissariats (der Regierung) des Isarkreises die 67 jährige Witwe Abraham Uhlfelder zu Anfang des Jahres 1815 veranlaßt, ihren Schutz an ihren Schwiegersohn abzutreten, weil man diesem nicht einen neuen Schutz verleihen wollte. Er wurde unter dem neuen Namen Valentin Solson in die Matrikel und in den Verband der Großhändler aufgenommen¹⁾. Nach einem Bericht der Polizeidirektion vom Dezember 1814 gehörte er zwar nicht „unter die ganz reichen, aber doch unter die bemittelten Einwohner“ und hatte sich durch ein Lottoanleihen und durch die Stellung von sechs Mann zum freiwilligen Jägerkorps ausgezeichnet — eine immerhin beträchtliche Beisteuer zu den Leistungen der Freiheitskriege.

Dem ältesten Sohn ward eine sorgfältige Erziehung zuteil. In dem königlichen Gymnasium (Studienanstalt), dem Lyzeum und dem philologischen Institut zu München erwarb er seine humanistische Bildung. Nach der Gesamtheit seiner Leistungen scheint er nicht zu den allerersten Schülern gehört zu haben²⁾; doch mag das daher rühren, daß er für gewisse Fächer weniger Talent und Interesse hatte. Schon im Juni 1819 bestand er das Examen für die Kandidaten des Lehramtes der Philologie mit dem Prädikat „Sehr gut“, nahm aber an der Prüfung in der Mathematik, Physik und Naturgeschichte nicht teil, weil er sich darin nicht stark genug fühlte³⁾. Eine besondere Neigung für philosophische und geschichtliche Studien zeigte sich schon früh, und für die klassische Literatur hat er sich immer eine große Vorliebe bewahrt. Im Violinspiel hatte ihn Pietro Rovelli unterrichtet, der 1817—1819 Hofkonzertmeister in München war, und zwar mit solchem Erfolg, daß man ihm riet, sich ganz der Musik zu widmen.

In seine Knabenjahre fielen die gewaltigen und herrlichen Ereignisse der Jahre 1813—1815. Daß das Elternhaus an jenen Ereignissen einen starken

¹⁾ Er bekam aus geschäftlichen Gründen zunächst für ein Jahr und dann definitiv die Erlaubnis, seine bisherige Firma W. Solson Uhlfelder beibehalten zu dürfen. Aber auch im bürgerlichen Leben hat er später — offenbar doch mit obrigkeitlicher Genehmigung — den Namen Solson Uhlfelder weitergeführt.

²⁾ Die Nummer seines „Fortgangsplatzes“ in den sechs Jahren von 1813—1818 bewegte sich zwischen 10 und 16.

³⁾ Zur Ergänzung dieser Lücken hat er in Würzburg in seinen zwei ersten Semestern bei Rau Mineralogie und Zoologie und Botanik, bei Sorg Physik gehört.

Anteil nahm, beweist die schon erwähnte Ausrüstung von sechs freiwilligen Jägern durch den Vater. Als er später — im Jahre 1849 — einmal in einer seiner Reden jene Erhebung, die Sänge der Körner, Schenkendorf und Urndt, die Politik der Stein, Humboldt und Niebuhr, die Gründung eines noch unerreichten Heerwesens durch Scharnhorst und die Siege Blüchers feierte, hat er rückblickend gesagt: „Deutsche Begeisterung schlug hier ihre Abderschwingen, und alles, was ein Herz und eine Seele hatte in Deutschland, folgte ihrem Zuge. Ich war damals ein Knabe im Süden Deutschlands, noch unfähig der Waffen, aber ein Strahl jener Begeisterung fiel in meine Seele und in den Jugendkreis, dem ich angehörte, und ich habe ihn bewahrt mit als das Beste, was ich besaß.“ Das waren die Jugendeindrücke der Generation, die zur Zeit der Befreiungskriege aufwuchs, und deren nationale und sittliche Ideale sich in den Universitätsjahren in der Burschenschaft verkörperten. Auch Stahl hat dieser später angehört, worauf noch zurückzukommen sein wird.

Unter seinen Lehrern ist wohl besonders Friedrich Thiersch, der bekannte „Praeceptor Bavariae“ und Philhellene, von Einfluß auf ihn gewesen, und er ist ihm auch persönlich näher getreten. In Thierschs Hause kam er in Fühlung mit christlichen Kreisen. Auch von Schiller hat er nach seinen eigenen Angaben Anregungen zum Christentum empfangen. Der Übertritt zum Protestantismus ist das bedeutsamste Ereignis in Stahls Jugend. Gewiß vollzog er den Glaubenswechsel aus innerster Überzeugung und kaum ohne schwere innere Kämpfe. Wir sind darüber leider nicht näher unterrichtet — wir wissen nur, daß das Elternhaus der streng religiösen, orthodox-jüdischen Richtung angehört haben soll. Noch in München erhielt Stahl Unterricht im Christentum und wurde dann am 6. November 1819 in der Neustädter Kirche zu Erlangen von dem lutherischen Konsistorialrat Kaiser auf den Namen Friedrich Julius Stahl getauft. Seine Paten waren Friedrich Thiersch und der dem Taufakt beiwohnende Ludwig Döderlein, ein Schüler Thierschs, seit kurzem Professor der Philologie an der Universität und Rektor des Gymnasiums zu Erlangen¹⁾; er war ein Stieffsohn des mit Thiersch befreundeten Philosophen und Theologen Friedrich Immanuel Niethammer, und auch ihn wird Stahl im Thierschschen Hause kennen gelernt haben. Im Jahre 1824 sind auch Stahls Eltern und Geschwister zum Christentum übergetreten und von dem Oberkonsistorialrat Heins in München getauft worden.

Man hat manche Eigenschaften Stahls, ja sogar die etwas starre Art seiner christlichen Religiosität durch seine jüdische Rasse und Erziehung erklären wollen. Das sind immer gewagte und müßige Spekulationen, namentlich solange wir so wenig über seine Eltern und über die Einzelheiten seiner religiösen Entwicklung wissen. Zu jenem strengen Luthertum, zu dem er sich später bekennt, und dessen Devise lautet: „Das Wort sie sollen lassen stahn“, scheint er doch erst allmählich und nicht ohne vorübergehende Rückschläge ge-

¹⁾ In seinem Hause wurde nach dem Tode der Eltern Stahls jüngerer Bruder Wilhelm erzogen, dessen Pate Niethammer war.

kommen zu sein — das muß man wenigstens nach einem der unten folgenden Briefe annehmen.

Sofort nach seiner Taufe verließ Stahl Erlangen, um als Student der Rechte für drei Semester die Universität Würzburg zu beziehen. Am Tage vorher war er unter eigentümlichen Umständen mit dem Freiherrn Hermann von Rotenhan bekannt geworden, der später durch seine Tätigkeit in der bayrischen Kammer und im Frankfurter Parlament gleichfalls im politischen Leben eine hervorragende Rolle gespielt hat. Stahl saß in einem Wirtshaus allein an einem Tisch. Mehrere Studenten, die an einem anderen Tische saßen, machten sich über den Fremden und vielleicht auch über seine bevorstehende Taufe mit verlegendem Spott lustig, als Rotenhan eintrat, der damals im dritten juristischen Semester stand, und eines der geachtetsten Mitglieder der Burschenschaft war, ein gefürchteter Gegner auf der Mensur, hochgewachsen, breitschulterig, selbstbewußt und doch freundlich. Ritterlich trat er für den Angegriffenen ein, der sich am Vorabend seiner Taufe nicht selbst Satisfaktion verschaffen konnte und Rotenhan daher um seinen Schutz bat¹⁾. Von diesem Tage an verband die beiden Männer eine feste und treue Freundschaft, und der Einfluß Rotenhans mag Stahl zum Eintritt in die Würzburger Burschenschaft mit bestimmt haben. Schon hier zeigte sich Stahls ungewöhnliche rednerische Begabung. Bei dem Stiftungsfest der Würzburger Burschenschaft im Sommer 1820 bildete seine Rede den Glanzpunkt. Er wird uns in jener Zeit geschildert als „ein kleines, bewegliches, nettes, schwarzäugiges, intelligentes Burschchen — gewandt, flüßig und logisch sprechend und von der Burschenschaft allgemein geachtet. Obwohl schwächlich, zeigte er doch großen Mut und bewies sich gegen einen Größeren und Stärkeren, der verächtlich auf seine Abstammung nieder sah, tapfer und siegreich auf der Mensur²⁾“.

Unter seinen akademischen Lehrern in Würzburg waren die bedeutendsten Johann Aldam v. Seuffert und Wilhelm Josef Behr³⁾, der eine später-

¹⁾ Es mag sein, daß dieser Vorfall Stahl in dem Entschluß bestärkte, seine Studien nicht an dem Ort zu beginnen, an dem die Taufe stattgefunden, oder daß dieser Entschluß gar erst eine Folge davon war.

²⁾ Anknüpfend an Montesquieus Lehre, daß die Ehre die Triebfeder in der Monarchie sei, hat Stahl als Student auch prinzipiell das Duell verteidigt in einem Aufsatz, gedruckt bei F. Herbst, Ideale und Irrtümer des akademischen Lebens, S. 228 ff., zitiert von F. Reuter, Erlanger Burschenschaft, S. 133 und ebenda S. 338 m. E. falsch interpretiert. Am interessantesten ist der Schluß dieses Aufsatzes, wo Stahl ausführt, daß es jetzt zwei verschiedene Richtungen menschlichen Strebens im Leben zu vereinigen gelte: die Betätigung für den Staat, das Vaterland, innerhalb seiner Gesetze, und die Rechte der Persönlichkeit, deren ganzes Leben nicht mehr durch das beschränkte irdische Band des Staates ausgefüllt werden könne, „wo der Geist den über alle Erscheinungen erhabenen Gedanken erkannt hat, in kühnerem Schwunge die Phantasie das Unendliche umfaßt“.

³⁾ Stahl hörte in Würzburg bei Sebald Brendel Rechtswissenschaft und Rechtsenzklopädie, bei Kleinschrod Institutionen, bei Seuffert Bayrische Geschichte und Pandekten, bei Behr Allgemeine Staatslehre (Politik), Staatswirtschaft und Finanzwissenschaft, Bayrisches Staatsrecht und Lehnrecht, bei Mezger Polizeiwissenschaft und Polizeirecht, bei Berks Staatengeschichte und Statistik.

hin, der andere schon seit 1819 als liberaler Abgeordneter in der Kammer hervorragende Rollen spielend. Ostern 1821 siedelte Stahl nach der Universität Heidelberg über, an der er Thibaut, Mittermaier, Zachariae hörte¹⁾. Als Abgeordneter der Heidelberger Burschenschaft nahm er im September 1821 an dem allgemeinen Burschentag zu Streitberg in der fränkischen Schweiz teil, wo Rotenhan die Würzburger Burschenschaft vertrat. Beide bekämpften hier die sich regenden politisch-radikalen Tendenzen aufs nachdrücklichste. Die Fassung über die Zwecke der Burschenschaft, die in Streitberg von Stahl für die Statuten vorgeschlagen und nachher von der Mehrzahl der bestehenden Burschenschaften angenommen wurde, schloß ausdrücklich alle politischen Bestrebungen, jede Einwirkung außer dem Bereich der Universität und jede Einwirkung auf das Volk aus und erklärte als Zweck der Burschenschaft lediglich „die Ausbildung des Leibes und der Seele für das Leben im Volke“.

Im Herbst des Jahres 1822 bezog Stahl die Universität zu Erlangen. Auch dort ist er der Burschenschaft beigetreten, hat aber alsbald mit mehreren anderen Mitgliedern den Plan gefaßt, die Burschenschaft in sich selbst aufzulösen, da es ihnen verkehrt schien, „den Staat zu hintergehen, um ihm dereinst zu nützen“. Dieser Vorschlag indessen wurde durch einen Teilnehmer an den Vorbereitungen vor der Zeit der Gesamtheit verraten und abgelehnt. Nun trat auch Stahl nicht aus, da er nicht sich selbst — unbekümmert um Schicksal und Handlungsweise der Gefährten — rein bewahren wollte, und sein Austritt zudem als Feigheit erschienen wäre.

Im Sommer des Jahres 1823, als Stahl gerade im Begriff stand, seine Studien durch das Doktorexamen abzuschließen, wurde seine Teilnahme am Streitberger Burschentag bekannt. Am 16. August wurde er darüber von dem Stadtkommissar Wöhrnis vernommen und leugnete anfangs, da er natürlich die anderen Abgeordneten, deren Namen freilich schon bekannt waren und ihm genannt wurden, nicht verraten wollte. Als darauf die Beschlagnahme seiner Papiere beschlossen wurde, suchte er vergebens einen Brief beiseite zu schaffen und dessen Konzept zu verbergen²⁾, weil daraus der Fortbestand der Burschenschaft in Erlangen ersichtlich wurde und die Namen zahlreicher Mitglieder und Freunde darin genannt waren, die insofgedessen schwerer Bestrafung entgegensehen mußten. Dieser Brief enthielt eine lange Auseinandersetzung mit einem anderen Mitglied der Burschenschaft, dem Theologen Mayer, gleichfalls einem geborenen Juden, mit dem Stahl in schwere persönliche und sachliche Konflikte geraten war, dessen Benehmen er nun geradezu für böshaft und heimtückisch erklärt, und dem er jede Gemeinschaft aufkündigt. Mit scharfer Selbstkritik, die von hohem sittlichen Ernst zeugt, macht sich Stahl aber zugleich selber den Vorwurf der Unredlichkeit, weil er das Mayer nicht schon eher rund heraus gesagt habe: „Mich verhinderte daran eine mir

¹⁾ Mittermaiers Vorlesungen haben ihn wenig befriedigt, und er hat sie sehr unregelmäßig besucht. In dem Thibautschen Hause, in dem viel Musik gepflegt wurde, mag er als vortrefflicher Violinspieler beliebt gewesen sein.

²⁾ Der Brief war entweder noch nicht abgegangen oder vom Empfänger, worum dieser gebeten wurde, zur Vernichtung zurückgesandt worden.

eigentümliche (nicht Gutmütigkeit, sondern) Schwäche, daß ich keinem, auch wenn es an der Zeit ist, etwas Unangenehmes sagen oder zufügen mag. Und diese Schwäche, diese schlaffe Duldsamkeit des Schlechten ist so verwerflich als das Schlechte selbst.“ Es scheint, daß Mayer, der übrigens auch dem politische Ziele verfolgenden, geheimen Jünglingsbund angehört hat, der Burschenschaft in einem gewissen Grade eine politische Richtung geben wollte, und daß Stahl sich dem widersetze. Denn er tadelt Mayers „Geschwätz von aufs Volk Wirken und den Schluß daraus, den Erlanger Philistern zu Gefallen zu leben, sowie das geschäftige Sich-Anschließen an jeden auswärtigen Burschenschafter und Burschenschaftsphilister“ und hatte den Eindruck, daß es mit Mayers Demagogie nicht ernst gemeint sei, sondern er nur eine Rolle spielen wolle.

Nun, nachdem dieser Brief einmal entdeckt war, gestand Stahl auch den Streitberger Tag und seine Teilnahme daran. Er erbat und erhielt sodann die Erlaubnis, eine schriftliche Erklärung zu übergeben, die er am 27. August einreichte. Sie ist ein kleines Meisterwerk — zugleich eine Verteidigung der eigenen Sache und der Burschenschaft. Besonders wirkungsvoll ist der von einem edlen Pathos getragene Schluß seines Aufsatzes: In strenger Prüfung habe er die Überzeugung gewonnen, daß nur in einem Gesamtleben auf der Hochschule wahre Bildung erreicht werde. „Nur in wechselseitiger Anregung erschafft sich der höhere Aufschwung der Gemüter, der Sinn für das Große und Würdige. Das Leben begreift sich nur aus dem Leben. Nur im Kampfe mit anderen, im Geltendmachen seiner selbst, läutert und stärkt sich jede Individualität. Die reine Liebe, der Glaube an jedes schöne Gefühl haben sich aus einer Welt des Eigennuzes in diesen Kreis jugendlich unverdorbener Gemüter geflüchtet: wer möchte uns diesen Hort zerstören? — Wahrlich, das Ringen nach Idealen, das Anschließen an ein Ganzes, ist dem Staate nicht gefährlich. Nur die Selbstsucht . . . ist die allgemeine Verderbnis, ihr haben wir unsere Herzen zu verschließen gesucht. Wir wollten dem Geseze nicht bloß gehorchen, wir wollten es in Leben und Liebe erfassen. Durch die Burschenschaft sind mir erst alle meine höheren Anforderungen zur klaren Erkenntnis, zur lebendigen Anschauung geworden; in ihrer Schule gebildet, stehe ich jetzt am Eintritt ins bürgerliche Leben, mit warmer Liebe für Recht und Wahrheit, mit dem Mute, lieber schlecht zu scheinen, als schlecht zu sein.“

Er wirft dann sich und den Genossen vor, daß sie nicht früher der Obrigkeit ihre Wünsche und Bedürfnisse offen dargelegt, daß sie die reine gute Sache in den Schleier verdächtigen Geheimnisses gehüllt. Er baut auf die Nachsicht der Behörde, des Königs, als eines liebenden Vaters. Möge das freie Wort des Jünglings, der auch als Angeklagter sich seiner besseren Natur bewußt bleibt, nicht als Anmaßung gelten. „Mich leitet das Vertrauen, daß ich . . . als Mensch, als Jüngling menschlich gewürdigt werde, daß, was aus der Fülle der Seele hervorging, Zugang finden werde zu meinen Richtern.“

Er bekennt seine Strafbarkeit, bittet aber um die Anerkennung, daß er im Streben nach dem Besseren gelebt und gehandelt habe, daß er vom Orange widerstreitender sittlicher Triebfedern überwältigt worden. —

Man versteht, daß Stahl von der Untersuchungskommission als „ein vorzüglich gescheuter Kopf“ bezeichnet wurde.

Bald nach Stahls Verhör hatte der Ministerialkommissar der Universität die Erlanger Burschenschaft, unter der sehr tätigen Mitwirkung Stahls, zur Selbstanzeige, Übergabe ihrer Statuten und Selbstauflösung bestimmt, was nach der Lage der Dinge am ehesten ihre Strafe mildern konnte.

Anfang September wurde Stahl dann nochmals in Augsburg, wo er sich wohl auf dem Wege nach München aufhielt, und wo man von seinem ersten Verhör nichts wußte, durch den dortigen Stadtkommissar vernommen.

Sein Gesuch, vor Beendigung der Untersuchung zum Doktorexamen zugelassen zu werden, wurde Ende September abgelehnt. Am 17. Januar 1824 fällte dann das Direktorium der Universitäts- und Stadtpolizei das Urteil erster Instanz über die Mitglieder der Erlanger Burschenschaft. Es lautete für Stahl auf Relegation. Sein Vater reichte am 11. Februar ein Gnadengesuch ein, in dem er hervorhob, daß sein Sohn „sonst durch Fleiß, Kenntnisse und sittliches Betragen ausgezeichnet“ sei, daß er „viele Tausende“ auf dessen Ausbildung zum Nachteil der zahlreichen anderen unversorgten Kinder verwendet habe, daß ihm nun die so gut berechnete Stütze seines Alters entzogen, den übrigen Geschwistern die Basis entrückt zu werden drohe.

Es mag sein, daß der Übertritt von Stahls Eltern zum Christentum am 6. März mit jener Krisis für die gesamte Familie in einem gewissen Zusammenhang steht.

Stahl selbst legte Rekurs gegen das Urteil der ersten Instanz ein und bat um Beschränkung der Folgen der Relegation auf eine bestimmte Zeit oder um Zurücknahme derselben nach der Beibringung von Zeugnissen über fortgesetzten tadellosen Wandel und über Proben der Fähigkeit zur Berufserfüllung. Die zweite Instanz beschränkte denn auch die Folgen der Relegation auf drei Jahre, weil Stahl früher noch nicht bestraft worden, die schärferen Strafbestimmungen über die Burschenschaft erst nach seiner Teilnahme am Streitberger Tage ergangen, endlich weil sein Geständnis die Bahn zur Entdeckung und dem Bekenntnis der übrigen Mitglieder gebrochen. Durch königliche Entscheidung vom 20. April wurden dann die Folgen der Relegation für Stahl auf zwei Jahre beschränkt.

Stahl hat diese Zeit in München im Elternhause verbracht¹⁾ und erst im März 1826 die Erlaubnis zur Fortsetzung seiner Studien erhalten. Im Juni dieses Jahres hat er dann auf Grund einer Dissertation: „Über die Kollision und den Vorzug des Besonderen vor dem Allgemeinen im Rechte“ zu Würzburg den juristischen Doktorgrad erworben²⁾. Unter den zwanzig Thesen, die er in öffentlicher Disputation am 8. Juni verteidigte, sind einige von besonderem Interesse: In einer wird die Primogenitur des Mittelalters als eine nicht tadelnswerte Einrichtung, dagegen der jetzt in

¹⁾ Historische Vierteljahrsschrift 1911, S. 201 ist danach zu berichtigen.

²⁾ „examinibus rigorosis singulari ac perinsigni strenuitate exautlatis“. Die Prädikate für die einzelnen Fächer waren teils Vorzüglich, teils Ausgezeichnet.

Frankreich eingebrachte Gesetzesentwurf als unvernünftig bezeichnet¹⁾. In einer anderen wird es Montesquieu zum Vorwurf gemacht, daß er in seinem „Esprit des lois“, auf die Art der Staatsgewalt allein achtend, die eigne natürliche Anlage der einzelnen Völker zu sehr vernachlässigt habe. Die Behauptung, daß die öffentlichen Steuern aus dem reinen Einkommen genommen werden müßten, verwirft Stahl. Einen etwas humoristischen Beigeschmack hat die letzte These: Sapiens profecto fuit sententia Salomonis.“ (Das Urtheil Salomos war in der That weise!) Im Sommer 1827 hat sich Stahl mit einer Schrift über das ältere römische Klagenrecht in München als Privatdozent habilitiert.

Seine Bitte um eine Remuneration oder Besoldung wurde abgelehnt. Und doch hätte er derselben dringend bedurft. Denn nachdem die Mutter schon im September 1826 gestorben war, hatte die Familie am 28. März 1827 auch den Vater und Ernährer, Valentin Heinrich Stahl — so hieß er nach seiner Taufe — durch den Tod verloren. Die Sorge für die sieben jüngeren Geschwister fiel damit in erster Linie dem ältesten Sohne zu, und die Vermögensverhältnisse waren in den letzten Jahren bedeutend zurückgegangen. Als Stahl im Juni 1830 zum dritten Male — zwei gleiche Gesuche waren im Jahre vorher abschlägig beschieden worden — um die Verleihung einer außerordentlichen Professur bat, bemerkte er, daß er in den drei Jahren seiner Tätigkeit als Privatdozent sein elterliches Erbtheil aufgezehrt habe, „da dasselbe sehr gering war, und mir überdies Verwendungen für Geschwister oblagen“. Für seine Befähigung zu einer Professur konnte er sich jetzt auf seine „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht“ berufen, deren erster Band in diesem Semester erschienen war.

Der Minister v. Schenk, in dessen Auftrag Stahl seit dem Frühjahr die im Sinne der Regierung geleitete Wochenschrift „Der Chron- und Volksfreund“ herausgab, befürwortete zwar dieses Gesuch, der König aber lehnte es ab. Auf ein erneutes Gesuch Stahls, wenigstens um Verleihung einer Remuneration, bewilligte Schenk ihm zunächst im November 250 Gulden aus dem Dispositionsfonds des Ministeriums des Innern. Er empfahl ihn dann im Januar 1831 in einem Vortrag an den König nochmals auf das wärmste für eine Dozentenstelle und bat zugleich, ihn zur Abfassung offiziöser Artikel für das Regierungsorgan „Das Inland“ verwenden zu dürfen. Der König bewilligte auch jetzt noch nicht die Anstellung Stahls als Professor, sondern nur eine Remuneration von 400 Gulden und bemerkte dazu lakonisch: „Kann derselbe als Privatdozent nicht seinen Unterhalt erwerben, so mag er eine andere Laufbahn einschlagen.“

Als bald darauf der Erlanger Kirchenrechtslehrer Glück starb, bewarb

¹⁾ Hier zeigt sich wohl der Einfluß seines liberalen Lehrers Behr. In seiner Staatslehre, 1. Aufl., 1. Abtheilung, S. 329 ff., tritt Stahl später für die Unveräußerlichkeit und Theilbarkeit des großen (adeligen) Grundbesitzes ein. Man darf darin wohl ein Symptom dafür sehen, daß Stahl zunächst durch die liberalen Anschauungen, wie seine Lehrer sie vertraten, hindurchgegangen ist, wie er denn ja auch später dauernd gewisse liberale Ideen als berechtigt verfochten hat.

sich Stahl um dessen Professur, aber die Fakultät lehnte ihn ab¹⁾, „ohne seine ausgezeichneten Talente und bisherigen literarischen Leistungen zu verkennen“, da sie aus den letzteren nicht zu ersehen vermöge, daß er gerade für die Professur des Kirchenrechts befähigt sei, zumal er nicht einmal Vorlesungen darüber gehalten habe. In der That hatte er bis jetzt nur Institutionen, Pandekten, bayrisches Staatsrecht und Rechtsphilosophie gelesen.

Auch die Bewerbung um eine Professur in München im Herbst 1831 blieb noch erfolglos; die Fakultät hatte dafür schon Zenger aus Erlangen vorgeschlagen, erklärte aber Stahl jeder Empfehlung für würdig und wies auf die bevorstehende Vakanz in Erlangen hin.

Nachdem sich Stahl nun auch um diese Erlanger Professur beworben, wurde er am 27. Juni 1832 zum außerordentlichen Professor daselbst mit einem Gehalt von 400 Gulden ernannt. Endlich war sein „Wünschen und Streben in Erfüllung gegangen“. Er schrieb seinem Freunde Rotenhan, es sei dies die schönste Stelle, die er hätte erhalten können. Denn er betrachte es als seine Aufgabe, das Bild des Staates und der Kirche im evangelisch-christlichen Geiste zu finden, und er könne dafür nirgends empfänglichere Hörer finden als an einer protestantischen Universität; nur an einer solchen könne er das Kirchenrecht lesen.

Es scheint nicht ganz seinen eigenen Wünschen entsprochen zu haben, wenn er schon am 31. Oktober, als er kaum seine Vorlesungen begonnen, an die Universität Würzburg versetzt wurde; eine Verbesserung seiner Lage in Erlangen wäre ihm wohl lieber gewesen. In Würzburg erhielt er eine ordentliche Professur für Pandekten, philosophisches Recht und bayrisches Landrecht mit einem Gehalt von 900 Gulden und — ein Überrest der alten Naturalwirtschaft — von 2 Scheffeln Weizen und 5 Scheffeln Roggen.

Auch jetzt waren die Verhältnisse Stahls, weil ihm die Sorge für die jüngeren Geschwister oblag, noch drückend. Er mußte einen guten Freund wiederholt um Darlehen bitten. Im Jahre 1833 suchte ihn Hassenpflug zweimal unter günstigen Bedingungen für die Professur des Kirchenrechts in Marburg zu gewinnen. Aber Stahl lehnte ab. Er fühlte sich doch als Bayer — er wollte im Vaterlande, in der Heimat bleiben, und er glaubte sich seiner Regierung wegen der letzten Beförderung zu Dank verpflichtet. Es mag daneben zu diesem Entschluß auch mitgewirkt haben, daß die in Hessen beginnenden Verfassungskämpfe Stahl nicht eben dahin zogen.

Aus Anlaß dieser wiederholten Berufung sandten im Oktober sowohl der Regierungspräsident Graf Rechberg als der Ministerialkommissar an der Universität, Graf Giech, Berichte an das Ministerium, in denen sie die Tatsache der Berufung und die Motive Stahls für die Ablehnung anzeigten, seine Bedeutung für die Universität, ja für die Stadt, seine Verdienste als Schriftsteller und Lehrer hervorhoben und eine Verbesserung seiner ökonomischen Lage anheimstellten, deren er dringend bedürfe. Denn er sei ohne alles Privatvermögen und sorge gewissenhaft für vier Geschwister, deren Erzieher und

¹⁾ Trotz der Verwendung von Niethammer, Schubert, Puchta und Roth.

Ernährer er sei; er habe mit diesen wirklich einen Kampf um die Lebensucht zu bestehen und sei, wie Graf Rechberg aus sicherer Quelle erfahren habe, im letzten Jahre bei einem Einkommen von 1100—1200 Gulden oft mit seiner Familie auf Kartoffeln beschränkt gewesen. Graf Rechberg empfahl daher die Erhöhung von Stahls Besoldung auf 1500 Gulden.

Es war wohl mit eine Folge dieser beiden Berichte, wenn Stahl am 18. September 1834 vom König „als Verweis der allerhöchsten Zufriedenheit mit seinen bisherigen Leistungen“ zum Professor für Staats- und Kirchenrecht in Erlangen, mit einem Gehalt von 1300 Gulden nebst 2 Scheffeln Weizen, 7 Scheffeln Roggen und 12 Scheffeln Hafer, ernannt wurde. Hier ist er dann bis zu seiner Berufung nach Berlin im Jahre 1840 geblieben.

Noch in die Münchner Jahre fällt der erste der Briefe an Georg Friedrich Pfeiffer, die hier zum ersten Male veröffentlicht werden sollen¹⁾, und die neue Aufschlüsse über bedeutungsvolle Wendepunkte in Stahls Leben geben.

Pfeiffer, am 19. Dezember 1792 als der einzige Sohn eines Schullehrers zu Hohnhausen in Unterfranken geboren, besuchte 1809—1813 das Gymnasium zu Schleusingen und studierte dann in Heidelberg Naturwissenschaften, Theologie und Philosophie. 1818 wurde er Hauslehrer bei dem badischen Bundestagsgesandten Freiherrn v. Berckheim in Frankfurt. Dann siedelte er nach Jena über, namentlich um Fries zu hören, und später nach Erlangen, wo er Schellings Vorlesungen hörte und als Privatmann lebte, in vielfachem Verkehr mit Jean Paul, Rückert, Platen, Leo, Schubert, Karl v. Raumer. 1826 zog er nach München, um sich für Philosophie zu habilitieren. Als dies gescheitert war, folgte er 1830 einem Ruf als Pfarrer zu Homburg v. d. S. Dort ist er am 3. April 1855 als emeritierter landgräflich hessischer Kirchenrat und erster lutherischer Stadtpfarrer gestorben — „in einem 12jährigen, über alle Maßen schweren Rückenmarksleiden, bis an sein seliges Ende ein erbauliches Exempel christlicher Geduld“, wie es im Kirchenbuch heißt.

Pfeiffer war einer der besten Freunde Stahls, — ihm, Linc und Schmidlein ist die erste Auflage der „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht“ gewidmet²⁾, und er hat nach Stahls eigenem Zeugnis einen entscheidenden Einfluß auf dessen religiöse Entwicklung nach der positiven Seite hin ausgeübt, nachdem Stahl offenbar durch seine philosophischen Studien vorübergehend dem Christentum wieder entfremdet worden war³⁾.

In den Jahren 1831 und 1834 hatte Stahl dem Freunde Besuche in Homburg abgestattet, und im Frühjahr des nächsten Jahres war Pfeiffer der erste, dem er seine bevorstehende Verlobung anzeigte.

¹⁾ Sie beruhen teils in der Handschriftenabteilung der Königl. Bibliothek zu Berlin, teils in der dortigen Königl. Universitätsbibliothek, deren Verwaltungen ich auch an dieser Stelle für die Erlaubnis zur Publikation meinen verbindlichsten Dank ausspreche.

²⁾ Er hat Stahl vielleicht die erste Anregung zu seinen rechtsphilosophischen Studien gegeben.

³⁾ Vgl. die Bemerkung in der Vorrede zur Philosophie des Rechts I¹, S. VI über die Hegelsche Philosophie: „Sie riß mich zwar nicht zu ihrem Glauben hin, aber sie trübte und schwächte mir den meinigen.“

Eine Freundin¹⁾, die Stahl um diese Zeit in Erlangen kennen lernte, hat ihn uns später geschildert:

„Seine äußere Erscheinung, so unscheinbar sie auf den ersten Anblick auch war, fesselte doch bei näherer Betrachtung in eigentümlicher Weise: Die Figur unter mittlerer Größe, schwächlich, fein gegliedert, von sehr guten Verhältnissen; die Gesichtsbildung auffallend jüdisch, blaßgelb, dunkelschwarzes Haar, die stark gebogene Nase durch einen Hieb, den er als Student im Duell empfangen, etwas entstellt; der Mund gut geformt, doch schon damals fast zahnlos; die Stirn frei; wahrhaft schön aber waren seine Augen, sie strahlten in wunderbar dunkler Glut, tief und feurig zugleich.“

Materiell einfach lebend, mit Rücksicht auf seine häufige Kränklichkeit — schon in jungen Jahren mußte er zweimal zur Kur nach Gastein reisen —, liebte er doch einen etwas höheren gesellschaftlichen Zuschnitt und eine gewisse Eleganz. „Seine Unterhaltung war nie leer, aber auch nie gesucht gehaltvoll; er hatte etwas sehr Natürliches, in fremder Gesellschaft im ersten Moment sogar etwas Verlegenes; aber da, wo er sich bekannt fühlte, ließ er gern sich ganz frei gehen; er war dann auch an den kleinsten Interessen teilnehmend, gern neckend, ein Witzwort hinwerfend oder wiedergebend; dabei verlor er aber nie seine ruhige und feine Haltung, namentlich Frauen gegenüber“, bei denen ihn neben echter Geistesbildung auch feine, äußere Sitte anzog. Er pflegte einen ziemlich ausgedehnten Verkehr, doch hielt man ihn für sehr wählerisch.

Im Frühjahr des Jahres 1835 verlobte er sich mit Julie Rindler, der Tochter eines Erlanger Handschuhfabrikanten, die er erst seit kurzem kannte, mit deren Bruder, Johann Peter Rindler, seit 1826 Stadtpfarrer zu Nürnberg²⁾, er aber schon als Student befreundet war. Rindler war am 6. November 1819 Zeuge bei Stahls Taufe in Erlangen gewesen, und es wird von glaubwürdiger Seite berichtet, daß auch seine kleine, eben neunjährige Schwester Julie gar gern diesem interessanten Ereignis „zugeschaut“ hätte. Da sie aber mit ihren Schulfreundinnen keinen Einlaß in die Sakristei der Kirche fand, erwartete sie zu Hause mit Spannung die Rückkehr des Bruders und kam diesem sofort mit der Bitte entgegen, ihr zu sagen, „wer ihn‘ denn auf dem Arm gehabt habe“.

Agnes Olshausen, vielleicht etwas befangen in aristokratischem und akademischem Standesgefühl und der süddeutschen Eigenart fremd gegenüberstehend, beurteilt in ihren Erinnerungen an Stahl seine Frau doch etwas einseitig, erkennt übrigens trotzdem an, daß sie einen guten, praktischen Verstand hatte und in ihrem Urteil den Nagel immer auf den Kopf traf, daß sie auch für geistige Dinge einen sehr richtigen Instinkt besaß. Es mag sein, daß sie nicht über ein allzu großes Maß von Schulbildung verfügte. Eine Welt dame war sie gewiß nicht. Auch Bismarck spricht einmal von ihrem „fabelhaften

¹⁾ Agnes Olshausen, geb. v. Prittviß und Gaffron, Gattin des Theologen Hermann O., Erinnerungen an Stahl, Konservative Monatschrift 1888, S. 583 ff.

²⁾ Vgl. über ihn v. Hase, Ideale und Irrtümer, S. 73 f., 209.

Rostüm" ¹⁾). Aber ihre frische, lebendige, ursprüngliche Art, die uns auch aus ihrem unten folgenden Brief entgegentritt, hat offenbar auf Stahl einen großen Reiz ausgeübt. Jedenfalls hat er seine Wahl nie zu bereuen gehabt, und die Ehe ist eine überaus glückliche gewesen.

Der erste Brief Stahls an Pfeiffer, der erhalten ist, stammt noch aus der Münchener Zeit, vom 11. Februar 1832²⁾). Stahl meldet darin, was er in den geschäftlichen Angelegenheiten des Freundes, einem Prozeß wegen einer Druckerpresse und der Liquidation einer Aktiengesellschaft, ausgerichtet hat, und ermahnt ihn freundschaftlich, in Geldverhältnissen nicht jedem Menschen und nicht jeder Sache so leicht Glauben zu schenken. Es folgen Nachrichten über Todes- und Krankheitsfälle in befreundeten Familien und Klagen über seine eigene Gesundheit.

Sodann berichtet er auf Pfeiffers Anfrage über den zweiten Band seiner Rechtsphilosophie: „Es geht sehr langsam vorwärts, weil ich meine Gedanken wegen meiner Vorlesungen theilen muß, was eine solche Arbeit gar nicht verträgt. Aber ich glaube, es geht damit gut. Wenn mich die Eitelkeit nicht täuscht, so erwarte ich mir von ihm einen großen Einfluß auf die wissenschaftliche Richtung und dadurch auch auf die Gesinnung.“ Einen interessanten Einblick in Stahls Stimmung gewährt der Schluß des Briefes: „Obwohl mich gerade kein äußeres Verhältnis drückt, mein Unwohlsein ausgenommen, so kann ich doch ebensowenig sagen, daß ich beruhigt und heiter im Gemüth wäre. Es ist ein stetes Auf- und Abwogen von Friede und Unfriede, Freudigkeit und Mißstimmung, Fähigkeit zu allem Guten und Rechten und wieder Abwehrrung desselben. Ich wünsche, ich könnte Dich bald wieder sehen und sprechen . . .“

Einen noch tieferen Einblick in sein inneres Leben in jenen letzten Jahren des Werdens bietet der folgende Brief an seinen „Beichtvater“. Er ist ungemain bezeichnend für Stahls Bestreben, zwischen den verschiedenen Richtungen in den Anschauungen über Staat und Kirche zu vermitteln. Er scheint bis zu einem gewissen Grade das Urtheil Agnes Olshausens zu bestätigen, daß Stahls Christentum um die Mitte der dreißiger Jahre nicht ganz ohne eine etwas katholische Färbung gewesen sei, weniger dogmatisch als nach der mystischen Seite hin — er habe das von Würzburg mitgebracht, wo ihm der Umgang mit erleuchteten Katholiken viel ausgetragen. In der That sehen wir in dem folgenden Briefe noch eine starke Unsicherheit in den Fragen des Dogmas und der Kirchenverfassung³⁾). Und wir hören von schweren inneren Kämpfen. Aber als fester Halt erscheint schon jetzt jenes unerschütterliche Gottvertrauen, in dem Stahls gesamte Weltanschauung verankert ist.

¹⁾ Briefe an die Braut und Gattin, S. 247. Doch rühmt er an derselben Stelle die „sehr lebhaften Eindrücke, die sie von allem hatte“, und sie „gefiel ihm viel besser als sonst“.

²⁾ Erst nach dem Abschluß meines Manuskriptes erhielt ich durch die Güte des Herrn D. Dr. E. A. Wilkens zu Kalksburg noch die Abschriften der zwei ersten Briefe Stahls an Pfeiffer, die vor vielen Jahren, vor der Zerstreuung des Pfeifferschen Nachlasses durch den Autographenhandel, angefertigt wurden.

³⁾ Vgl. auch Historische Vierteljahrsschrift 1911, S. 236.

I.

Würzburg den 23. Juli 1834.

Mein theurer Freund!

Nun habe ich endlich doch das Mittel ausfindig gemacht, Dir ein Briefchen abzugewinnen. Allein so unendliche Freude mir Deine Briefe machen, so kann ich armer Schlucker mir freilich doch nicht viele von Dir verschaffen, wenn jeder 100 Thlr. kosten soll. Daß mein Buch¹⁾ Dich befriedigt, freut mich von ganzem Herzen. Ich höre von vielen Seiten, daß es Anerkennung findet. Die meiner Freunde ist mir darunter die liebste. Fandest Du nicht oft die Spuren unsrer Gespräche und Bestrebungen? Was Du zu meiner Lehre über die Freiheit sagst, wäre ich begierig [zu erfahren]. Dein Lob meiner Darstellung Deiner Armseligkeit gegenüber ist höchst ungereimt. Du hast den besten Ausdruck, den man nur wünschen kann. Nur sprichst Du als Improvisator nur einzelne Gedanken aus nach augenblicklicher Eingebung, während ich beständig eine Anstalt von Fabrik und Magazin für größte Werke unterhalte. Der Fehler läge, wenn Du Dich zu beklagen hättest, nur an Deiner Industrie.

Ob ich mit mir im Reinen bin? Du thust eine harte Frage. Mit dem Staate glaube ich es so ziemlich zu sein. Ich war es auch mit der Kirche, als ich die Vorrede schrieb, bin aber wieder ins Schwanken gekommen. Wenn die Reformation in ihrer Stellung zur Hierarchie die vollkommene, vollständige Wahrheit auf ihrer Seite hat, dann ist es leicht, das System der Kirchenverfassung von ihr aus zu finden. Allein so wenig ich mich zum Katholizismus versucht fühle, wie zu dem Glauben, daß die römisch-katholische Kirche die vollständige Wahrheit habe und die Reformation eitel Irrthum und Kezerei, oder ein gutes aber sich selbst mißverstehendes Streben, so kommen mir doch auch gegen jene Infallibilität der Reformation aber bedeutende Zweifel und schwere rücksichtlich der Kirchenverfassung, um so mehr, als man nur die Mängel damals empfand und erkannte, aber nicht wußte, was man an einer zweckmäßigen Kirchenverfassung eigentlich besaß. Es ist eine bedrängte Lage in diesen Dingen, wo man mente cordis urtheilen soll und die Wissenschaft nicht genügt ohne innre Erleuchtung. Baue ich mein System streng auf die Reformatoren, so habe ich eine Scheu, wenn ich mich einem Fénelon²⁾, Franz von Sales³⁾ etc. gegenüber denke, daß ich solche, von deren innrem Leben und unmittelbaren Erkenntnissen ich auf meiner Stufe vielleicht noch gar keine Ahnung haben kann, in ihren sichersten Überzeugungen betreffend Askese, Cölibat, Gelübde, Papstthum, Messopfer damit aburtheile. Nehme ich katholische Principien auf, so fühle ich ebenso einem Urndt⁴⁾, Spener⁵⁾ usw. gegenüber⁶⁾. Das unmittelbare Wort Gottes freilich setzt darüber hinaus, aber ich finde nicht überall so entschiedene Aussprüche, daß man nicht auch Auslegung, Raisonnement etc. bedürfte. Ein ehrwürdiger Bischof betete in Costnitz mit Thränen der gewiß aufrichtigsten Wärme für Ausrottung der Hufeschen Kezerei, als zu demselben Gott und Heiland die gleich aufrichtigen Gebete Hussens um Standhaftigkeit in Behauptung seiner Lehre emporstiegen. — — — Ich habe ein gewisses Grundgefühl, daß

1) Der erste Teil des zweiten Bandes der Philosophie des Rechts, der im Jahre 1833 erschienen war.

2) Neben dem Raumerischen Gesangbuch benutzten Stahl und seine Frau zur täglichen Erbauung ein Buch von Fénelon.

3) Der heilige Franz von Sales (1567—1622), Bischof von Genf, Begründer des Ordens der Salesianerinnen.

4) Der protestantische Theologe und Schriftsteller Joh. Urndt (1555—1621).

5) Philipp Jac. Spener (1635—1705), der Begründer des Pietismus.

6) Der spätere, ausgesprochene Lutheranismus Stahls ist bekannt. Über seine ablehnende Haltung gegenüber der Erfurter Konferenz zwischen Katholiken und Protestanten im Jahre 1860 vgl. meinen Aufsatz *Konservative Monatschrift*, Januar 1911, S. 356.

zwischen der alten und neuen Kirche die Wahrheit vertheilt ist, keine sich als die vollkommen wahre, die andre bloß als die im Irrthum begriffene hinstellen darf. Das weist nun auf eine künftige Kirche, bei welcher sich die Principien so durchdringen, daß man nicht mehr scheiden kann, dies ist von der, dies ist von jener. Ebenso wie ich vom Staate überzeugt bin, daß die mittelalterlichen Principien und die des Liberalismus beide Wahrheit haben und in meiner Construction des Staates sie sich auch in der beschriebenen Weise verwebt haben. Aber bei der Kirche, wo alles wieder auf unmittelbar göttlicher Sanction ruht, läßt sich eine solche Construction nicht ebenso leicht wagen, da ist besonders die Gefahr groß, sich zuletzt auf eigene Faust selbst eine Kirche zu machen. Von sich selbst muß der Mensch irren, wie er es anfängt. Ich werde den dritten Band¹⁾ wohl nächste Ostern fertig bringen, er enthält aber nur die Lehre vom Staate, die von der Kirche soll einen vierten bilden. Ich glaube wohl selbst, daß ich einige besondere Gaben habe, aber gewiß auch manche besondere Trübsal und Anfechtung. (Du kennst mich als mein Beichtvater darin genauer als irgend Jemand.) So gleichmäßig ich auch meiner Umgebung scheinen mag, so wankt doch im Innern oft aller Boden unter mir, und ich halte mich nur oben fest mit meiner schwachen Rechten, und ich vertraue, daß Gott die nicht verläßt, die keinen andern Halt haben als ihn. Ich erkenne auch sehr wohl, daß mir das alles sehr noth thut, und ich danke Gott für die bittere Arznei, doch kann ich nicht umhin, dabei den Mund zu verziehen und zu wünschen, daß er ein Mal etwas Besseres ordiniren möge.

Wie schön und trostreich sind alle Vorsätze, zu welchen wir durch christliche Erkenntnis kommen, und wie leicht scheinen sie zu vollführen, und wie sündigen wir, ich wenigstens in jeder Minute, wieder dagegen! „Naturam expellat furca, tamen usque redibit“²⁾, und doch darf das nie und nimmermehr wahr sein.

Du räthst mir sehr ernstlich zu heirathen. Allerdings, mein theurer Freund, weiß ich mir keine größere Gabe hienieden als eine christliche Ehe und glaube auch, daß sie mich mehr als Alles zu dem Frieden bringen könnte, den ich suche. Möge mir aber Gott die Rechte geben, daß ich auch hierin nur seiner Führung folgen und nur seinen Willen wollen möge.

Ich würde so gerne Dich besuchen, ist es mir doch selbst das größte Bedürfnis, mich Dir mitzuthellen. Indessen habe ich für den September eine Reise nach München mir vorgesezt, wohin auch Jenny³⁾ wieder einmal zu kommen sich sehnt⁴⁾. Nächste Ostern — wenn der Mensch sich so weit hinaus etwas vorsezen darf, — hoffe ich Wort zu halten. Nun komme aber doch ja nicht etwa gerade den September hierher, sondern entweder im Oktober oder, was das Beste und Schönste wäre, im August. Diese Freundschaft könntest Du mir wohl erweisen!!!

Nun habe ich Dir so viel von mir geschrieben. Du aber schweigst gänzlich über Dich selbst. Du warst körperlich und geistig afficirt⁵⁾, als Du mir das letzte Mal — was jetzt freilich schon lange her ist — schriebst. Auch wie es Deiner Frau mit ihrer Gesundheit geht, schreibst Du nicht. Und über Deine Anstalten, die

1) Der zweite Teil des zweiten Bandes der Rechtsphilosophie erschien erst 1837.

2) Dies recurret: „Du magst die Natur mit der Heugabel austreiben, sie kommt doch stets zurück.“ Horaz, Episteln I, 10, 24.

3) Stahls älteste Schwester Johanna, Jenny oder Hans (1808—1841) vermählte sich 1838 mit dem Buchhändler Theodor Blaesing in Erlangen.

4) Stahl gab die Münchener Reise aber später für dieses Jahr auf, da er die besten Freunde dort vielleicht gar nicht angetroffen hätte, besuchte statt dessen mit seiner Schwester in den Ferien Pfeiffers in Homburg und ging auch ein paar Tage nach Frankfurt. Brief an Notenan vom 24. August 1834: „ich freue mich außerordentlich, nach 3 Jahren wieder mit Pf. eine Zeit lang sein zu können.“

5) Pfeiffer hatte als einziger orthodox-gläubiger Geistlicher in Homburg überaus schwere Kämpfe mit seinen rationalistischen Amtsgenossen.

Du gegründet hast auf eigne Faust oder im Auftrage der Regierung, höre ich so allerlei von allerlei Leuten, so daß ich nicht ins Reine damit kommen kann. Irgend etwas Genügendes von Dir aus Briefen zu erfahren, muß ich freilich nicht hoffen. Darum so mache nur, daß Du kommst, und bleibe länger hier und zeige mirs ein paar Tage zuvor an, damit ich Anstalt treffe, Dich aufzunehmen. Bitte recht dringend.

Viele schöne Grüße an Frau Adelheid¹⁾, und ich danke recht herzlich für ihre gütige Erinnerung und freundliche Einladung! Gott sei mit Euch!

Dein Stahl.

Jenny grüßt vielmals. . . . (Über einen Studenten der Medizin, namens Schellenberg).

II.

Nürnberg den 25. April 1835.

Lieber Pfeiffer,

Seit dem 2. Ofterfertage²⁾ bin ich in der lieben herrlichen alten Stadt Nürnberg — um zu freyen. Es ist Fräulein Julie Rindler, (die Deine Frau wenigstens entfernter kennt,) welcher — ich darf es wohl so annehmen — Gott mein ganzes Herz zugewendet hat. Ich habe ihren Aufenthalt hier bei ihrem Bruder, dem Pfarrer Rindler, durch letzten oder vielmehr seine Frau veranlaßt, da ich in Erlangen keine Gelegenheit hatte, ihr näher zu kommen. Es fehlt mir zum Braustande nur noch die Zustimmung des Vaters, an der niemand von der Familie zweifelt³⁾. Morgen reisen wir, jede auf seinem Wege, zurück, und in den ersten Tagen der Woche halte ich um ihre Hand an. Wenn Du daher innerhalb 8 Tagen keine Nachricht von mir mehr erhältst, so nehme ich Deine, resp. eure, Glückwünsche an. — Ich benutze die Muße des Morgens in meinem Gasthause zu dem angenehmen Geschäfte, Dir, mein theurer Freund, die erste Anzeige zu machen. Die Frühstunden bisher waren den Bülletins an meine Schwester nach Erlangen über den Fortgang gewidmet. —

Ungeachtet meiner Sehnsucht nach der Ehe, die Du kennst, war ich keineswegs dazu geneigt, mich zu verlieben, oder überhaupt mich für ein Mädchen zu entscheiden. Ich hatte bei jeder, die ich früher kannte, das Gefühl einer zufälligen, sohin eigenmächtigen Wahl nicht abwehren können. Jetzt ist mir Gott sey Dank die innre Gewißheit geworden: „die ist's,“ durch die ich alles Zweifels und aller Wahl enthoben bin. — Wenn ich Dir sage, daß ich, nachdem ich sie einen einzigen Abend gesprochen (den 20. März), vollständig entschlossen war und den nächsten Morgen nur Schritte that, um zum Ziel zu kommen, so wirst Du Dich versucht finden, mir einen äußerlichen Eindruck oder überhaupt Leidenschaft Schuld zu geben. — Allein ich kann Dich versichern, daß die entschiedene Neigung und das Angezogenwerden an die Persönlichkeit mich allerdings, und wie ich glaube, mit Recht, bestimmte, daß aber die Überlegung des Verstandes und Gewissens nicht im Geringssten zurückgebrängt wurde, ich müßte mich denn über mich selbst gewaltig getäuscht haben. Die Überzeugung von ihrer vollständigen Übereinstimmung in der religiösen Gesinnung, gewisse Fingerzeige von außen, die ich bisher noch nie für

¹⁾ Pfeiffers Frau Adelheid geb. Mügel. Sie ist am 30. Januar 1842, erst etwas über 39 Jahre alt, gestorben.

²⁾ 20. April.

³⁾ Olshausen, den Rindler sehr hoch schätzte, obwohl er ihm nie näher getreten war, übernahm zögernd den ihm mißlichen Auftrag, für Stahl den Freierwerb zu machen. Am 27. Juli fand die Hochzeit statt.

gering und bedeutungslos angesehen habe¹⁾, und endlich das Bewußtsein, daß ich auch die Vereitlung meines Verlangens mit Schmerz zwar, aber doch mit Ergebung annehmen würde — (das konnte ich erproben; denn da Julie noch von dem Gefühl für ihren früheren Bräutigam, den sie vorigen Sommer verlor, erfüllt war und nur allmählig zu den Lebendigen zurückkehrt, so standen meine Ausichten anfangs keineswegs günstig) — dieses alles gibt mir eine feste Zuversicht, daß ich auf Gottes Wegen bin.

Da mir ihre Zustimmung und Neigung nun doch so über Verhoffen schnell geworden ist, da ich sie bey dem näheren Umgang immer mehr schätzen lerne, so bin ich, wie Du denken kannst, in dieser Empfindung überaus glücklich. — Ein trüber Beysatz, ja der trübste, ist mir gegeben — Meine Gesundheit ist nämlich schon in dem ganzen Semester noch übler als zuvor und dazu noch durch die Erregtheit der letzten Zeit, die auch noch fort dauert, noch mehr angegriffen. Ich müßte kleinmüthig werden und namentlich mich bedenken, gerade in diesen Stand zu treten. Aber wie ich mich befinden möge, so habe ich durch Gottes Gnade einen Glauben, der mich aufrecht hält, und den ich immer mehr zu befestigen trachte, daß Er mich, wie er mich bis daher an der Hand gleichsam geführt, so auch fortan nicht Preis geben, sondern mir auch die Rüstigkeit, wie ich sie bedarf, verleihen werde; ich habe namentlich den Glauben, Er werde nicht zugeben, daß sie statt einer Ehefrau eine Krankenpflegerin werde. Denn darum, daß Er sie durch mich glücklich und selig mache, habe ich Ihn flehentlicher angerufen, als um die Erfüllung meines Wunsches nach ihrem Besitze. So bin ich eigentlich doch auch nur selig in Glauben und Hoffnung. Er hat aber verheißt: Wer an Ihn glaubt, soll nicht zu Schanden werden. —

Schreibe mir Antwort. Gott sey mit Dir und Deiner Frau.

Dein Stahl.

Im Dezember des Jahres 1836 wurde Stahl als Vertreter der Universität Erlangen in die bayrische Abgeordnetenkammer gewählt und hat in der bis Anfang November 1837 währenden Session als Redner im Plenum wie als Mitarbeiter im Ausschuß für Gesetzgebung eine hervorragende Rolle gespielt²⁾. Wiewohl er vielfach die Rechte der Regierung und ihre Vorlagen gegen die liberale Partei verteidigte, so ist er doch auf der anderen Seite mit unbeugsamem Rechtsinn auch für die Aufrechterhaltung und Ausübung der verfassungsmäßigen Rechte der Stände mit der gleichen Entschiedenheit eingetreten, namentlich in bezug auf die Prüfung des Budgets und die Bewilligung der Steuern. Seine (immer maßvolle) Opposition — wie er selbst wohl richtig vermutet, dem König in entstellter Art berichtet — erregte aber doch so stark dessen Mißfallen, daß Stahl gemahregelt wurde: Es wurde ihm im August 1837 die staatsrechtliche Professur entzogen und statt deren die zivilrechtliche übertragen, während zunächst der bisherige Prozessualist Michael von Albrecht den Lehrauftrag für Staatsrecht erhielt. Im November wurde dann Albrecht nach Würzburg versetzt, und die staatsrechtliche Professur in Erlangen Stahls Freund Lind verlihen. Stahl selbst wußte sich übrigens zu trösten:

¹⁾ Über die damaligen, etwas mystischen Neigungen Stahls vgl. Historische Vierteljahrschrift 1911, S. 232. Agnes Olshausen will sie auf katholische Einflüsse während der Würzburger Zeit zurückführen. Besser beglaubigt ist die Einwirkung des pietistischen reformierten Pfarrers Krafft und Rudolf Wagners in Erlangen.

²⁾ Ich bin darauf näher eingegangen in der Historischen Vierteljahrschrift 1911, S. 241 ff.

Im April 1838 meldet er die Sache seinem Freunde Rotenhan und fügt hinzu: „Ich bin ganz beruhigt darüber, ja fast vergnügt. Ich habe mir immer, besonders als ich noch Pandektist war, gewünscht, einmal den Prozeß lesen zu dürfen, um ihn gründlich kennen zu lernen. Nun wird mir das erfüllt. Ich hoffe, dadurch erst recht ein Jurist zu werden und nicht mehr $\frac{1}{2}$ Philosoph, $\frac{1}{2}$ Jurist gehalten zu werden . . . Wenn Gott mir nur Rüstigkeit verleiht, so will ich der Regierung noch recht dankbar für diesen Dienst sein¹⁾.“

In diesen Zusammenhang gehört der folgende Brief:

III.

[Erlangen 30. April / 3. Mai 1838]

Theurer Freund

Wie sehr habe ich mich gefreut, einige Zeilen von Dir zu erhalten. Mein langes Stillschweigen ist in der That nicht Vergeltung, ich habe mir unzähligemal vorgenommen, Dir zu schreiben, aber es geht mir ebenso wie Dir, ich bin nur froh, eine Veranlassung, die mich nöthigt, zu haben. — Des Schellenberg²⁾ Angelegenheit werde ich bestens vertreten, und ich stehe mit mehreren medicinischen Collegen, ja eigentlich mit allen so, daß ich am Erfolge, wenn es nur irgend seyn kann, nicht zweifle. [NB. Ich schreibe eben, da Sch. wegging und ich Deinen Brief gelesen.]³⁾

Vor allem über das sonderbare Gerücht. „Man hat kein Span, es ist was dran.“ — Die Vorlesungen über Rechtsphilosophie sind mir nicht abgenommen worden, wohl aber die über Staatsrecht. Dafür habe ich Civilprozeß (!). Deshalb wurde unser vortrefflicher Prozeßualist Albrecht⁴⁾ nach Würzburg verfest und statt seiner Lind⁵⁾ hierher für Staatsrecht gethan. — Ursache ist folgende: Ich habe beim letzten Landtage bei einigen Gelegenheiten die ständischen Rechte gegen ultraroyalistische Ansichten, welche theils von der Kammer der Reichsräthe (auctore Roth)⁶⁾ theils von der Krone geltend gemacht wurden, vertreten, weil ich sie für ebenso begründet in der bayrischen Verfassung als einer gesunden Politik finde, während ich bei andren⁷⁾ Gelegenheiten umgekehrt die Kronrechte gegen die liberale Parthey vertrat. Das ist Sr. M. dazu noch mit einiger groben Ungenauigkeit berichtet worden. Auf eine deshalb an mich ergangene Warnung konnte ich auch meine Überzeugung nicht ändern. — So erfolgte denn Anfang dieses Semesters das Obige. Den genauen Zusammenhang und die Influenzen kann ich Dir nur mündlich sagen, da das alles zu weitläufig ist.

Ich lebe Gottlob seit 3 Jahren als glücklicher Ehemann, leider noch ohne Kind, indessen das steht in Gottes Hand. Meine Gesundheit war die Zeit über besser als früher, ich habe namentlich das Mediciniren seyn lassen und seyn lassen können. Gegenwärtig aber gerade bin ich wieder etwas leidender.

¹⁾ Historische Vierteljahrsschrift 1911, S. 515.

²⁾ Vgl. oben S. 115.

³⁾ Zusatz, wie es scheint.

⁴⁾ J. A. Mich. v. Albrecht, erst vor kurzem nach Erlangen berufen, war im November 1837 nach Würzburg verfest worden (aber wohl erst zu Ostern 1838).

⁵⁾ Anton Arnold v. Lind (1799—1858), 1837—1839 Professor des Staatsrechts in Erlangen, 1839—1843 in Würzburg, ein Freund Stahls. Vgl. Historische Vierteljahrsschrift 1911, S. 233, Anm. 2 u. S. 522 ff.

⁶⁾ R. J. Fr. Roth (1780—1852), 1828—1848 Oberkonsistorialpräsident in München.

⁷⁾ Richtigiert aus: den meisten.

Ein Besuch auf Ostern in Homburg ist nicht möglich¹⁾, wir fangen nächste Woche an zu lesen. [N.B. Sch.²⁾ kam erst 30. April zu mir und vielleicht einen Tag vorher an³⁾. Aber Dich mit meiner Frau diesen Herbst zu besuchen, wenn Gottes Wille ist, habe ich mir längst vorgenommen. Es ist auch leicht möglich, daß ich meine Vorlesungen schon Ende July schliesse, also früher kommen kann. — Schreibe mir darüber sowie das Nähere über Deine Reise hierher. Nichte letzte nur nicht so ein, daß sie in die Ferien fällt, und wenn Du kömmt, so setze die Rücksichten auf Br[au]n⁴⁾ bei Seite und wohne bei mir, ich glaube die ersten Ansprüche zu haben, auch wenn Deine Frau mitkömmt. Über Cölln⁵⁾ etc. können wir auch nur mündlich verkehren. Nur das noch, wir intendieren hier eine Zeitschrift für die protestantische Kirche, also für alle Fragen und Interessen als Kirche⁶⁾. Sie soll mit Juli oder August erscheinen, ein Comité die Redaktion besorgen, aber Harles⁷⁾ allein als Redakteur auftreten. — Was Rothe anlangt, so habe ich ihn bereits gelesen und glaube vollkommen im Reinen über ihn zu seyn. Allerdings finde ich auch die Art, wie Hengstenberg ihn behandelt, zu stark, aber in der Sache hat er doch recht⁸⁾. Es ist im Resultat ein Irrtum, und zu

1) Ostern war im Jahre 1838 auf den 15. April gefallen. Offenbar will Stahl sagen: in den Osterferien. Denn daß im Folgenden 30. April verschrieben wäre für 30. März ist nicht wohl möglich: Wollte man nämlich für Sch.'s Besuch und zugleich als Datum des Briefes (vgl. die nächste Num.) statt des 30. April den 30. März annehmen, so konnte Stahl nicht sagen, die Vorlesungen begannen „in der nächsten Woche“; denn diese haben sicher erst nach Ostern angefangen. Vgl. auch Stahls Brief vom 14. April an Rotenhan, Historische Vierteljahrschrift 1911, S. 515: „ich werde diesen Sommer Zivilprozeß lesen“.

2) Offenbar der oben erwähnte Schellenberg, der Stahl einen Brief Pfeiffers überbracht hatte. Unmittelbar nach seinem Besuch — vgl. oben — schrieb Stahl seinen Brief.

3) Späterer Zusatz.

4) Von anderer Hand ergänzt.

5) Über den im Jahre 1837 ausgebrochenen Kölner Kirchenstreit.

6) Die Zeitschrift für Protestantismus und Kirche.

7) G. Chr. Ad. v. Harles (1806—1879), seit 1836 ord. Professor der Theologie in Erlangen, zuletzt Präsident des Oberkonsistoriums in München.

8) Das Werk Richard Rothes über „Die Anfänge der christlichen Kirche. Ein geschichtlicher Versuch“ war im Jahre 1837 erschienen. Er fordert darin eine Reform der Kirche und der Theologie im Einklang mit der modernen Kulturentwicklung und ein schließliches Aufgehen der Kirche im Staat als der allgemeinen menschlichen, sittlichen Gemeinschaft. Hengstenberg hatte in dem „Vorwort“ zu Beginn des Jahrganges 1838 seiner „Evangelischen Kirchenzeitung“ (Nr. 1—6, Spalte 1—43) das Buch einer sehr scharfen Kritik unterzogen. Er sagt unter anderem, es stehe zur Kirche in demselben Verhältnis, wie das Leben Jesu von Strauß zum Christentum, wiewohl er Rothe persönlich nicht mit Strauß auf eine Linie stellen will. Bei flüchtiger Lektüre könne man meinen, die Hypothese des Verfassers sei eine fixe Idee, aber bei genauerem Zusehen erkenne man, daß die Krankheit eine allgemeine sei, die Abweichung sich auf alle Punkte der gesunden Lehre beziehe, alles, auch das scheinbar frisch Grünende und Blühende, an der Wurzel angegriffen sei. Dennoch überwiege noch immer das, was ihn mit dem Verfasser einige, das Trennende . . . und er fühle sich keinen Augenblick versucht, sich von jenem loszusagen. — Rothe entziehe sich jeder wahren Autorität und unterwerfe sich einer falschen, dem Zeitgeist. Was in jeder Zeit sich im Bewußtsein geltend mache, sei für Rothe das Wahre. Diese Erhebung des Zeitgeistes zum Gottesgeist sei eine Haupttendenz unserer Zeit, von Hegel in formam artis gebracht. — Es könnte mit dem Verfasser in etwas ausöhnen, daß er so nachdrücklich erkläre, noch sei die Kirche nicht entbehrlich neben dem Staat. Aber Rothe unterscheide nicht streng das von ihm gewünschte Ende der Kirche, das zugleich ihre Vollendung sei, von dem Ende, welches der Zeitgeist herbeizuführen

dem ihn nur die Hegel'sche Philosophie oder die Zeitrichtung, die auch am stärksten in Hegel sich darstellt, verführte.

Hans ist seit 28. Jan. mit Bläsing verheyrathet¹⁾ und lebt glücklich, meine 2. Schwester Josefine²⁾ mit dem Antiquar Thoma in Nürnberg³⁾, gleichfalls vergnügt. Mein Bruder der Mediciner⁴⁾ war Assistent im hiesigen Spital und ist jetzt seit 4 Monaten praktischer Arzt in Sulzheim, wo er zwar viele Beschwerlichkeiten hat, aber auch guten Fortgang der Praxis. Der Mathematiker Wilhelm⁵⁾ ist seit einem Jahr Lehrer an der Gewerbeschule in Fürth mit 500 fl. Schulden haben beyde wohl noch gehörig, indessen ist doch Hoffnung, daß das allmählig getilgt wird. — Theodor⁶⁾ ist in Griechenland gestorben, schon 1835 erhielten wir die Nachricht, und Albert⁷⁾ ist jetzt eben auf der Schwante. Er ist nicht mehr Silberarbeiter, sondern beschäftigt sich mit der Kunst (Zeichnen, Mahlen) und lebt von den Resten seines kleinen Vermögens. Ich denke, es wird sich bei ihm auch seiner Zeit machen. Lina⁸⁾ ist jetzt seit diesem Winter bei mir. — So haben sich meine Verhältnisse gestaltet, die Deinigen bleiben äußerlich sich gleich, und ich kann mir nur, wenn Du selbst kommst, oder ich zu Dir, nähere Mittheilung versprechen. Deine Stellung zu den Amtsbrüdern und zur Gemeinde würde mich zunächst interessieren. Dann eure freundschaftlichen Beziehungen . . . Ist alles noch ganz das alte? Euer Bad soll ja so bedeutend jetzt seyn, da könnte ich mit meinem Besuch etwa gar eine Badereise verbinden. Die englischen Zöglinge habt ihr nicht mehr? Aber englische Badegäste! Versäume doch nicht zu uns zu kommen, während eines Semesters, Du kennst Erlangen nicht, wie es jetzt ist, und es wird Dich nicht gereuen, es kennen zu lernen. — Und damit in Erwartung Dich oder Euch bald zu sehen

Dein treuer Freund Stahl.

Frau Adelheide grüße mir aufs herzlichste, ich freue mich sehr, wieder mit ihr zusammenzukommen nicht bloß, sondern auch meine Frau mit ihr bekannt zu machen.

Gott schütze Euch!

NB. Dieses Brieflein blieb 2 Tage liegen. (Über die Ankunft des Pfarrers und Veters Koch.) — Mit Wagner⁹⁾ habe ich bereits wegen Sch. gesprochen.

strebe; er freue sich über den zunehmenden Verfall der Kirche, erkenne eigentlich gar keine Kirche mehr an, nur eine kirchliche Partei; er wolle nur Staatsdiener sein. Und er trete als Verfänger geradezu auf: denen, welchen ihre Kirchen- und Andachtscheu Not mache, gebe er einen ähnlichen Rat wie Heine allen Sündern, man verwandle die Sünde in die Tugend, so höre die Gewissensnot auf. Vgl. auch Stahls Kritik Rothes in Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten, 1. Aufl., Anhang II, S. 263 ff.; auch S. 248 f., 256 f.

¹⁾ Vgl. oben S. 114 Anm. 3.

²⁾ Geb. 1813, † 1882.

³⁾ Später in Nördlingen.

⁴⁾ Friedrich Karl Stahl (1811—1873), zuletzt Direktor der Irrenanstalt zu Karthaus Prüll. Vgl. Allg. D. Biogr., 35, S. 400 f.

⁵⁾ Wilhelm Stahl (1812—1873), zuletzt Professor der Nationalökonomie in Gießen. Vgl. ebenda S. 403.

⁶⁾ Geb. 1810, † 14. August 1834 zu Carponisi in Griechenland, Soldat im 6. Linien-Infanterie-Bataillon.

⁷⁾ Geb. 1815, † 1885. 1845 lebte er als Maler in München, zuletzt war er Historienmaler und Zeichenlehrer am Gymnasium zu Regensburg.

⁸⁾ Karoline, das jüngste der acht Geschwister, geb. 1817, lebte später zeitweise bei ihrem Bruder Karl, dann in München, wo sie 1875 starb.

⁹⁾ Rudolf Wagner (1805—1869), seit 1833 Professor der vergleichenden Anatomie und Zoologie in Erlangen. Vgl. Historische Vierteljahrschrift 1911, S. 232, 518, 522.

Alle mögliche Nachsicht wird ihm gewiß zu Theil werden. — Also schreib mir doch ja Näheres über Deine Reisen, dann ob man wieder einen solchen Besuch bei Euch machen kann wie sonst, oder (aufrichtig) ob die Badegäste nicht zu viel Raum nehmen. Wir könnten vielleicht auch einen kleinen Ausflug an den Rhein zusammen machen. — — —

Im Sommer des Jahres 1838 (Anfang Juli bis Mitte September) unternahm Stahl mit seiner Frau eine längere Reise nach Scheveningen. Möglich, daß er auf dem Hin- oder Rückwege den geplanten Besuch in Homburg ausgeführt hat. Jedenfalls aber ist er im Herbst des Jahres 1840 auf der Rückreise von Bern, wo er im September auf Bunsens Einladung einige Tage verbracht hatte¹⁾, im Homburger Pfarrhause eingekehrt.

Am 4. Oktober meldet er dem Freund seine glückliche Ankunft zu Hause, teilt ihm die Ratschläge eines befreundeten Mediziners über Pfeiffers Leiden mit, das jener als ein Leberleiden diagnostizierte, und unterstützt den Rat mehrerer Freunde, daß Pfeiffer seine Stellung in Homburg, bei der er mit großen Unannehmlichkeiten zu kämpfen hatte, mit einer anderen vertauschen solle.

Jene Reise nach Bern hatte mit Stahls Berufung nach Berlin in Zusammenhang gestanden. Schon im Sommer des Jahres 1839 hatte die juristische Fakultät ihn einstimmig zum Nachfolger von Gans vorgeschlagen. Aber obwohl sich im Frühjahr 1840 der Kronprinz Friedrich Wilhelm sehr dringend für Stahl verwendete, dessen neuestes Werk über die Kirchenverfassung seinen größten Beifall gefunden, behandelte der Kultusminister v. Altenstein die Angelegenheit dilatorisch. Erst nach dem Tode Altensteins und dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. kam es endlich im Herbst zu Stahls Berufung nach Berlin. Bunsen diente bei den Verhandlungen darüber dem König als Vermittler und bestimmte auf dessen dringenden Wunsch Stahl, schon zum Wintersemester nach Berlin überzusiedeln.

Stahl hatte früher mehrfach Berufungen an nichtbayrische Universitäten ausgeschlagen: Im Frühjahr des Jahres 1837 hatte Hassenpflug es zum dritten Male versucht, ihn für die Universität Marburg zu gewinnen. Und zweimal hatte er die dringende Aufforderung erhalten, nach Kiel zu gehen. Die Pflichten gegen König und Vaterland bestimmten ihn, alle diese Berufungen abzulehnen, obwohl er keine Aussicht hatte, in Bayern jemals so vorteilhaft gestellt zu werden. Und es war gewiß eine bescheidene Bitte, wenn er nach Ablehnung der letzten Berufung nach Marburg um eine geringe Gehaltsverbesserung oder wenigstens um die Erhöhung seines (pensionsfähigen) Standesgehaltes bat²⁾.

Er wurzelte nun einmal in Bayern — es war ihm wirklich das Vaterland.

In seinem Gesuch um Entlassung aus dem bayrischen Dienste konnte er sich darauf berufen, daß er „wiederholte und zum Theil sehr vorteilhafte

¹⁾ Vgl. *Konservative Monatschrift* 1911, Novemberheft, S. 151 ff.

²⁾ Dabei leitete ihn wohl der Wunsch, sich für den Fall seiner Quieszierung infolge seiner parlamentarischen Thätigkeit materiell zu sichern; denn die Quieszierung war ein beliebtes Mittel der Regierung, um ihr unbequeme Vertreter der Universitäten aus der Kammer zu eskamotieren.

Vokationen ins Ausland abgelehnt habe, ohne Bedingungen seines Bleibens bei der inländischen Regierung zu stellen, ja, daß er manche nicht einmal zur Anzeige gebracht habe“. Auch die große Frequenz der Universität Berlin würde für sich allein ihn nicht bestimmt haben, den durch Geburt angewiesenen Wirkungskreis aufzugeben.

„Allein“ — so fährt er fort — „die besondere Bedeutsamkeit der Universität Berlin für den Stand der Wissenschaft in Deutschland, die enge Beziehung der an ihr herrschenden literarischen Bewegung zu meinen Bestrebungen und Lehren, endlich die Vorgänge, durch welche und unter welchen meine Vokation erfolgt ist — dies alles wird für mich zur unzweideutigen Weisung, daß ich diesen Ruf nicht ablehnen darf.“

Der Empfang, den Stahl bei dem Beginn seiner Lehrtätigkeit in Berlin fand, war nicht eben freundlich: die Hegelianer hatten sich verschworen, den gefürchteten Gegner aus dem Hörsaal hinauszuscharren. Er aber hielt tapfer aus, und nach wenigen Tagen hörte diese unwürdige Opposition auf¹⁾.

Ungemein anschaulich schildert das erste Auftreten „des lieben Mannes“ und die ersten Berliner Eindrücke Julie Stahl in dem nachfolgenden Briefe an Pfeiffers Frau, der von Stahl selbst vielfach korrigiert und mit Zusätzen versehen ist.

IV.

Julie Stahl an Adelheid Pfeiffer.

Berlin den 9. 12. 40.

Liebe Frau Pfeiffer

Durch mehrere Zeitungsartikel werden Sie einige Sorge für meinen lieben Mann gehegt haben, Gott Lob bis heute hat Gott ihn immer sich[t]barlich gestärkt. Er ist ja auch in den Schwachen stark. Seine erste Vorlesung, (alles übrige wird Sie nicht interessieren) war vergangnen Montag vor 14 Tagen²⁾, Abend 5—6. Der Saal hat Sitzplätze 140, allein bis heute noch an 200³⁾ Menschen, theils Studenten, Hegelinen, Private und ältere PrivatLeute, versich[ie dene]⁴⁾ Rätthe u. s. w. (befest)⁵⁾. Einige Male wurde er in der ersten Vorlesung durch Lärmen (etwas)⁶⁾ unterbrochen, wie er Hegel⁶⁾ nur nannte, sie scharren mit den Füßen, und eine andere Parthei rief stille! sch! sch! Zuletzt⁷⁾ sah sich mein Mann veranlaßt, indem der Lärm (ununterbrochen fortdauerter)⁸⁾ folgendermaßen [zu sprechen]:

„Meine Herren, hier bin ich zum⁹⁾ Lehren, Sie zu hören. Das (Disputiren)¹⁰⁾ versparen Sie bis zu Hause, hier stören Sie nicht die Ruhe.“ (Ob es Wort für Wort so war, weiß ich gar nicht mehr, ich hab' es jetzt schon einige

¹⁾ Vgl. Historische Vierteljahrsschrift 1911, S. 520.

²⁾ 23. November.

³⁾ Aus 300 korrigiert.

⁴⁾ Loch im Papier.

⁵⁾ Zusätze Stahls.

⁶⁾ Zusatz Stahls: als logischen Formalismus.

⁷⁾ Korrektur Stahls: Später.

⁸⁾ Korrektur Stahls: bei der Polemik gegen den Liberalismus etwas stärker ausbrach. Im Original folgen dann die — wieder durchgestrichenen Worte: und sprach.

⁹⁾ Vorlage: zum zu.

¹⁰⁾ Korrektur Stahls: Urtheil.

mal geschrieben.) Darauf wurden Sie stille, und er sprach ¹⁾ weiter, jedoch nicht eine volle Stunde, weil er für die erste Stunde nicht mehr geben wollte. Die 2. Vorlesung, da wuchs die Parthei (für ihn), so das, wenn sie versuchten zu Scharren, gleich beim geringsten Anfang sch! sch! stille! gerufen wurde, so las er den ruhig nach außen fort. In der 3. da fingen dan ²⁾ Hegelinen den wieder zu lärmern noch heftiger an, und man bemerkte, das Sie alle beisammen saßen; als es zu arg ward, wurde er abermals ergrimmt, und redet sie an. „Sollten diese Störungen von einer philosophischen Schule herrühren, so muß ich mich (füglich) ³⁾ wundern, **ist das die Art**, wie man die Wissenschaft traktiert!“ Lautes Bravo Bravo Geschrei!! Nun waren Sie wieder stille, mein Mann las weiter, so gingen noch einige Vorlesungen unter ⁴⁾ Scharren und stille sch sch rufen hin; mein lieber Mann sagte, das Scharren und Lärmern sey ihm nicht so arg, als das kringende Lächeln, wie ein völliges Hohn-Gelächter, jetzt sind aber schon 2 Stunden ganz stille vergangen, obgleich eine solche große Masse von Menschen in dem Hörsaale sind. Von allen Seiten hörte man, Monntag wollten Sie noch einmal alles aufbieten, um ihn aus der Fassung zu bringen, allein die Stunde ging ruhig vorbei. Auch kam ein anonimer Brief, unterschrieben ⁵⁾ „Anhänger der Hegelischen Schule“, worin sie bedauerten, das Sie zum Schweigen im Hörsaale verdammt seyen, und das deswegen mein lieber Mann, das erwarteten Sie, heute in der Vorlesung [sich] darüber aussprechen würde, ob er nicht eine Stunde in der Woche zu einer Disputation bestimmen wollte, er könnte wohl für Freunde von Ihm sorgen, Sie würden die Ihrigen mitbringen. Mein lieber Mann war so frey, nichts davon zu erwähnen, es wäre ja ganz unter seiner Würde gewesen, auf diesen Brief etwas zu antworten, sondern er wurde injorirt.

(Von Stahls Hand:)

N. S. Ich habe einiges an den Nachrichten meiner Frau berichtet. Die Lärmenden waren schon in der ersten Stunde sehr in der Minorität. Das letztemal und heute las ich über Hegel, das ärgste ist über ihn gesagt, es blieb stille, sehr leise Versuche bei den bedentlichsten Stellen wurden gleich im Reime unterdrückt. Nächsten Montag habe ich wenige[s] unbedeutendes über ihn zu sagen, ich hoffe, es soll so bleiben.

Die Zahl der Hörer bis jetzt ist allerdings sehr groß und sehr gemischt, Juristen, Theologen, Jünglinge, Männer, Greise. Die Zahl der Inscribenten klein, 25 Scheine habe ich bis jetzt im Hause. Der späte Anfang mag mir auch darin hinderlich gewesen seyn. Die Zeitungsnachrichten sind ebenso unwahr als abgeschmackt. Z. B. ich hätte erklärt, ich wolle von nun an ohne Kritik blos objektiv vortragen u. s. w. Jene Opposition ist, wie der Erfolg zeigt, von geringer Kraft. Indessen glaube ich eine starke Stimmung bei einer großen Classe gegen mich zu haben, weil man meine Berufung zusammen mit Hassenpflug ⁶⁾ u. s. w. als einen Beweis der königl. Hinneigung zum Pietismus ⁷⁾ betrachtete. Wie dem auch sey, durch Gottes Hilfe hoffe ich durchzudringen.

Stahl.

¹⁾ Zusatz Stahls: die ganze übrige Zeit ruhig.

²⁾ Stahl: die.

³⁾ Stahl: billig.

⁴⁾ Stahl: sehr unbedeutendem.

⁵⁾ Durchgestrichen: Anhänger von Hegel.

⁶⁾ H. D. L. F. Hassenpflug, der bekannte kurhessische Minister, war von Friedrich Wilhelm IV. als Obertribunalsrat nach Berlin berufen worden. Barmhagen v. Ense überliefert das Wortspiel, das damals in Berlin umlief, der König habe sich mit Stahl, Zint-Eisen, Grimm, Haß- und Fluch umgeben.

⁷⁾ Für Stahls ablehnende Stellung gegenüber einem manierten Pietismus vgl. Historische Vierteljahrschrift 1911, S. 518.

Eine Audienz bey dem König hat mein lieber Mann noch nicht gehabt¹⁾, (auch kann man sich nicht um Audienz melden, sondern man muß warten, ob und wann man gerufen wird.) Ich muß sagen, ich freue mich, wenn er sie bekommt. Schon in Halle und vollen[d]s in Berlin erfuhr mein Mann, daß die Berufung ganz allein, hauptsächlich vom König ausging. Die lieben Collegen und Colleginen, nehmen den innigsten Antheil an all den Unannehmlichkeiten, und Hengstenbergs, Neander, Savigny²⁾, Steffens sind so freundlich und herzlich, was uns recht wohl thut, so in der Fremde; wir sind noch so mager und unbequem eingerichtet, keine ordentliche Magd, der Mann fing gleich an zu lesen, die Frau ließ gleich Sopha polstern, kochte selbst, weil das winzige Kind, welches aushilt[t], nichts kann, als Essen, wenn es fertig ist: ach Du lieber Gott, was werden noch für goldne Tage kommen müssen, um das alles [zu vergessen]³⁾. Gottlob bis jetzt hat meines Mannes Gesundheit gereicht, lange darf es aber nicht mehr so fort gehen, mein Fleisch schwindet, es ist doch gut, wenn man was zuzusetzen hat! Mit Hassenpflug aßen wir (einen)⁴⁾ Mittag bey Hengstenberg. Er hat uns so imponirt, alles was er sprach, war so ruhig, so ungesucht, so wahrhaftig, und zugleich so was angenehmes, er ist nicht größer als mein kleiner Mann, einen merklichen Kahlkopf, aber prächtige schwarze Augen; Brigleb⁵⁾ erfreute uns gleich in den ersten Tagen mit seinem Besuche, er wohnte aber nicht bey uns, wir hatten selbst noch nichts, er war auch Augenzeuge von den ersten Vorlesungen; begeistert war er von Herrn v. Savigny. Bey Otto v. Gerlach⁶⁾ machten wir auch schon Besuch, daß ist ein gesunder, kräftiger Pietist, hat auch eine gar liebe Frau. Der alte Gohner⁷⁾ hat ein[en] wunderlichen Vortrag, so einfach, und natürlich, aber seine Zuhörer, die drücken die Augen zu, seupfzen, hängen alle die Köpfe, und sehen alle so blaß aus, diese Gemeinde hat einen sonderbaren Eindruck auf mich gemacht. Bitte um Entschuldigung, jetzt haben wir's genug, hör' ich Sie sagen. Mein lieber Mann bittet dringend, Sie möchten doch auch etwas ausführlich über Ihr Befinden und über den Stand der Dinge, ob es vorwärts geht oder wieder stille steht, schreiben. Tausend Grüße an alle, die sich nach unserm Leben erkundigen. Gedenken Sie doch oft unserer, wir haben es sehr nöthig.

Ihre Julie Stahl.

Ich eile sehr den Brief fort zu bringen, [u. schreibe]⁸⁾ ihn daher nicht mehr ab, obgleich der liebe Mann so viel geändert hat.

Das nächste Schreiben Stahls an Pfeiffer, das sich erhalten hat, ist vom 17. März 1842 datiert. Stahl spricht darin in herzlichen Worten seine

¹⁾ der (Ende der Zeile; das folgende durchgestrichen:) König hatte an Oberhofprediger Strauß geäußert: „Er wolle noch ein wenig warten, bis die ersten Stürme vorüber seien.“

²⁾ Vgl. Konservative Monatschrift 1913, Januarheft, S. 346 ff. Lies dort S. 348, 3. 3 v. o. neuen statt anderen. — 3. 5 v. o. vermißt statt vernichtet.

³⁾ Korrektur Stahls: uns vergessen zu machen.

⁴⁾ Zusatz Stahls.

⁵⁾ Hans Karl Briegleb (1805—1879), Advokat in Nürnberg, 1842—1845 Professor der Rechte in Erlangen, dann in Göttingen.

⁶⁾ Otto v. Gerlach (1801—1849), der jüngste Bruder Wilhelms, Leopolds und Ludwigs v. Gerlach, Prediger an der Elisabethkirche, später Hof- und Domprediger, vermählt mit Pauline v. Blandenburg. Durch ihn wird Stahl auch seine Brüder kennen gelernt haben. Danach ist meine Bemerkung Historische Vierteljahrsschrift 1911, S. 207, Anm. 3, zu modifizieren.

⁷⁾ Joh. Evang. Gohner (1773—1858), 1829—1846 Prediger an der Bethlehemskirche in Berlin.

⁸⁾ Ausgerissener Rand.

Teilnahme an dem Tod von Pfeiffers Frau aus. „Du bist mir schon so oft in Schwachheit und Anfechtung eine Stärkung gewesen, daß ich Dir es auch möchte vergelten können.“ Er lädt den Freund dringend zu einem Besuch in Berlin ein. Er treffe hier den Maler Hermann, außerdem Cornelius, den Stahl nicht kenne, und Schelling, mit dem er nicht zusammenkomme. Rückert sei im Sommer abwesend. Über die Stellung Pfeiffers in Homburg und über seine Gesundheit habe er erfreuliche Nachrichten erhalten.

Im Juni 1846 hat in Stahls Auftrag seine Frau noch einmal Pfeiffer in einem herzlichen Briefe zu einem Besuch in Berlin eingeladen. Sie schreibt „im Galopp“, während der Mann „schachmatt“ auf dem Sofa liegt, nachdem er in einer vierstündigen Sitzung der Synode ein Referat erstattet und später sein Kolleg gelesen hat.

Es ist dann nur noch der hier zum Schluß folgende Brief vorhanden, der dadurch veranlaßt worden zu sein scheint, daß Pfeiffer in Folge seines schweren Leidens sich emeritieren lassen mußte, und der von besonderem Interesse ist, weil er Pfeiffers Einfluß auf Stahls religiöse Entwicklung bezeugt.

Die Einwirkung Pfeiffers, deren Stahl hier gedenkt, wird wohl während der gemeinsam in München verlebten Jahre (1826—1830) stattgefunden haben.

Denn Stahl hat Pfeiffer zwar schon in Erlangen kennen gelernt, aber erst in München ist der Verkehr mit ihm wohl ein besonders enger geworden, und Pfeiffer scheint selbst erst in seiner Münchener Zeit¹⁾ seinen religiösen Glauben gewonnen oder wiedergewonnen zu haben²⁾.

V.

Stahl an Pfeiffer.

Mein theurer Freund!

Es war unrecht, daß ich Dir nicht längst geschrieben, es ist aber besser, daß ich es wenigstens jetzt thue als noch ferner unterlasse. Dich persönlich zu besuchen war ich immer abgehalten.

Inzwischen habe ich leider immer mehr tief betäubende Nachrichten über Deinen Gesundheitszustand erhalten. Wie sehr habe ich gerade Dir eine längere Wirksamkeit in voller Rüstigkeit gewünscht, wie viel mir von ihr versprochen! Trost kann ich Dir keinen anderen zurufen als den: „Wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn Herrn, der vom Tode erretten kann,“ einen Trost, den ich selbst

¹⁾ Ich folge hier einer brieflichen Auskunft von Pfeiffers Vikar und Amtsnachfolger Encke, die mir Herr D. Dr. Wilkens neben anderen Materialien gütigst zur Verfügung gestellt hat.

²⁾ Johann Friedrich Böhmer, der 1813—1814 als Student mit Pfeiffer nahe befreundet war und ihn einen seiner „leitenden Schutzgeister“ nennt, berichtet im Jahre 1818, daß Pfeiffer „in Goethe den neuen Propheten verehere, dem man auch seine religiöse Bildung anvertrauen müsse“, und drei Jahre später gewann er bei einer neuen Begegnung den Eindruck, daß Pfeiffer durch seine philosophischen Studien und „auf den Ruinen seiner patriotischen Hoffnungen, an Gott und der Unsterblichkeit irre geworden sei“. Darüber kam es zu einer völligen Entfremdung zwischen beiden. Joh. Janssen, Joh. Fr. Böhmers Leben I, 28, 46, 87 ff.; II, 25, 156 f. Vgl. auch Platens Tagebücher ed. Laubmann und Scheffler II, besonders S. 403, 437, 482.

zuerst durch Dich in seiner ganzen Fülle kennen lernte, und der darum doch nicht minder Dich wieder neubeleben möge, da Du ihn zurück durch mich empfängst. Auch die Liebe, die ich, wie gewiß so viele Freunde, Dir im Herzen bewahre, ist vielleicht ein erwärmender und erhellender Strahl in der Ode Deiner Krankheit.

Was mich aber drängt, Dir zu schreiben, das ist nicht sowohl, Dir Erostgründe zu sagen, als Dir meinen Dank wiederholt und ausdrücklich zu sagen, Dir, dem ich so viel verdanke. Du warst es, der mir von Gott entgegenesendet wurde in dem entscheidendsten Zeitpunkte meines Lebens, da es in mir zum Durchbruch des Glaubens, zur Überwindung der falschen Denkart der Zeit und des Weltgeistes kam. Ich habe von Dir zuerst die christliche Wahrheit in ihrem einfachen Mittelpunkt kennen gelernt, ich habe mich an Deinem Glauben an sie gestärkt, an Deiner Liebe erwärmt. Wenn Du in Deiner Gemeinde etwa nicht so viel sichtbare Wirkung erfahren haben solltest, als mancher andere, der minder begabt und minder tief ergriffen ist als Du, und Du deshalb an Dir selbst zweifelhaft werden solltest, so möge Dir doch das nicht entgehen, wie viele Du im persönlichen Freundes-Umgang angeregt und gefördert hast, die selbst wieder ihre Wirksamkeit in weitere Kreise getragen, und zwar ohne es zu wissen und zu beabsichtigen, blos durch das, was Du bist, durch das, was Deine in Gott wurzelnde Seele von selbst als ihren Lebensodem ausathmete, und stärke Dich damit, daß der uns befehlt: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, den Mund nicht verstopfen“ sich gewiß gegen seine Werkzeuge nicht anders verhalten wird.

Soll ich Dich mit meinem eignen Thun und Treiben unterhalten? Es kann für Dich kein Interesse in seinem Detail haben. Ich bin, wie es durch meine wissenschaftlichen Fächer mir zum Beruf geworden ist, in die ganze kirchliche und politische Bewegung gezogen, ich habe, so trüb die Zustände und die weitverbreitete Gesinnung sind, doch die Befriedigung, mitunter ein Zeugnis der Wahrheit abzulegen und in kleinen oder größeren Kreisen Anklang mit ihm zu finden. Ich habe also allen Grund, Gott zu danken für das, was er mir gewährt. Meinen gedrückten Gesundheitszustand, der mich öfters nicht ohne Anfechtung läßt, trage ich denn auch willig. Was aber allein aufrecht halten kann, es möge unsre Führung eine leichtere oder schwerere sein, das ist doch nur die Verheißung, daß diese Zeit der Leiden nicht werth ist der Herrlichkeit, die an uns [soll] geoffenbart werden. In diesem Glauben, mein theurer Freund, wollen wir uns immerdar finden, und möge Er uns ewig erfinden. Darin haben wir all genug!

In Liebe immerdar

Dein getreuer

Stahl.

Berlin 10. März 1850.

Die Entwicklung des Balkans.

Von

A. Wirth.

Wie biologisch alles Leben aus der Zelle kommt, so das Staatswesen aus dem Gau. Die frühesten Staatenbildungen, von denen die geschriebene Geschichte meldet, sind allerdings Stadtstaaten, von der Eigenart und der örtlichen Ausdehnung etwa Hamburgs, im günstigsten Falle, und San Marinos und Andorras im ungünstigsten Falle. Vor den Stadtstaaten jedoch, die schon eine höhere Stufe darstellen, gab es überall Gaustaaten. Wir können sie noch im ältesten Agypten vermuten und können sie im heutigen Albanien, wie bei so manchen wilden Völkern, Afsuren, Afrikanern und Hinterindiern, nachweisen. Auch der ganze Balkan hat sich aus kantonalen Gauen zu seiner heutigen Gliederung entwickelt. Zu größeren Gemeinwesen kam es naturgemäß da, wo weitflächige Ebenen die Möglichkeit zu dichter Bevölkerung und größerer staatlicher Entfaltung gaben. Solcher Art sind in Südosteuropa die Ebenen von Attika, Böotien, Thessalien, von Salonichi, Valona und Skutari und namentlich von Thrazien und der unteren Donau. Selbst in diesen Flächenstaaten können wir, so namentlich in Attika und in dem alten wie neuen Illyrien, noch die ursprünglichen Zellen, die Gaueinteilung, erkennen. Die ersten geschichtlichen Formen jedoch, von denen eine greifbare Überlieferung meldet, haften gleichwohl nicht an Ebenen, sondern an Burgen, an denen von Mykene, Argos und Orchomenos. Der ganze Balkan war, mit Ausnahme der östlichen Flächenländer an der Mariza und der unteren Donau, ein Land der Burgen. Wer diesen Burgentyp erfunden habe, ist schwer auszumachen. Die Burg, die Akropolis, die Kasba und Kale, die Byrsa und Briga, ist ungemein verbreitet; sie findet sich in Japan, im Kaukasus und in Marokko. Im Hochatlas habe ich weiträumige Burgen gesehen, die an Ausdehnung selbst die Hohenkönigsburg hinter sich ließen, im übrigen aber vollkommen unserem Ideale einer Ritterburg entsprachen. Daß solche Bauten jedoch nicht etwa auf Vandalen zurückgehen können, sondern eine Erfindung der Berber sind, das ist so gut wie ausgemacht. Die Vandalenhypothese kann als völlig erledigt gelten, denn der edle Germanenstamm wurde theils deportiert, theils mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Trotz der ungeheuren örtlichen Verbreitung ist aber die Burg dennoch nicht eine Erfindung, so nahe sie auch läge, der ganzen Menschheit. Sie fehlt allen schweifenden Völkern, allen Nomaden, den Türken und Arabern, und sie fehlt nicht minder den meisten Indianern. Auch in Europa ist sie durchaus nicht der

einzig Typ bewaffneten Widerstandes: wir kennen außerdem die Ringwälle und Glasburgen, die Dornhecken und Verhaue, die Kulas der Albaner, die den Türmen Swanetiens gleichen, die ummauerte Stadt, deren Anlage von der Akropolis und der einsam stehenden Burg recht verschieden ist. Endlich, wer kann sagen, ob nicht so manche megalithische Bauten, von denen vielleicht die Festungskirchen den letzten Ausläufer darstellen, in gewissen Formen auch der Verteidigung gedient haben?

Überall also waltete auf dem Balkan zuerst der Kleinstaat, der Gau. Selbst auf größeren Inseln herrschte er vor; so waren verschiedene Rassen auf Lemnos und Samothrake, namentlich aber auf Kreta, das noch zur Zeit Homers völlig geschiedene Bevölkerungen aufwies. Dieser Einseitigkeit, dieser Beschränkung wirkt nun eine weitgehende Beeinflussung, wirkt eine Wanderung der Waren, der Gedanken und ganzer Völker aus allen Himmelsrichtungen entgegen. Am zugänglichsten sind, zumal bei der leichten Befahrbarkeit des Mittelländischen Meeres, die Inseln. Kreta, das so ziemlich von sämtlichen Geographen noch zu Europa, mithin zum Balkan gerechnet wird, hat den Zustrom von Afrikanern, Vorderasiaten und Griechen im Altertume erfahren und im Mittelalter die Herrschaft der Araber und Lateiner erduldet, während das Eiland in der Neuzeit jahrhundertlang den Türken gehorchte. Was für die Inseln, gilt auch für alle Küsten. Die ganze Balkanhalbinsel ist aber von Norden feindlichen Einfällen zu Lande geöffnet. Einmal konnten Völkerzüge durch die Alpenpforten, die jetzt von der Tauernbahn befahren werden, nach Istrien gelangen; ferner brandete das pannonische Völkermeer an die Hügelketten südlich der mittleren Donau an; schließlich sind die Niederungen der unteren Donau von jeher das Einfallstor für die Schwärme des Ostens gewesen, vom Skythensturm über die Hunnen-, Avaren- und Mongolenzüge bis zu den Eroberungen der Russen.

In der Tat sehen wir denn auch, daß schon im vorhistorischen Balkan sich die weitesten westöstlichen Beziehungen geltend machen. An der Schwelle des Balkans, in Kroatien, fand man bei Krapina eine ziemliche Anzahl von Skeletten, die einen Vergleich mit der Neandertalrasse und, laut Klaatsch, sogar mit den heutigen Australnegern zulassen. Diese allerfrühesten Menschen sollen schon hunderttausend Jahre oder noch mehr vor unserer Zeit gelebt haben. Steigen wir bis an das Ende der paläolithischen Zeit hinunter, also bis 15 000 vor Christo, so finden wir Berührungen mit der prähistorischen Kultur der Pyrenäen und der Dordogne. Ein Hauptproblem ist es noch, ob jene südwestdeutsche Frühkultur, von der gerade in den jüngsten Tagen wieder so viel die Rede ist — man erinnert sich noch des lehrreichen Überblickes von Schoen in der „Deutschen Rundschau“¹⁾ — irgendwelche Ausläufer bis in die geschichtliche Zeit gehabt hat. Lange hat man daran verzweifelt, eine Verbindung herstellen zu können. Man nannte jene Kultur

¹⁾ Die Kunst der Höhlenbewohner im südwestlichen Europa. Von S. Schoen. „Deutsche Rundschau“, Septemberheft 1913, S. 374 ff. Vgl. ferner die Aussprache zwischen Wiegand und Schuchardt in der Berliner Anthr. Ges. am 9. März 1914.

„Ein Kind ohne Mutter und eine Mutter ohne Kind“. Neuerdings jedoch scheinen die südwesteuropäischen Frühformen aus ihrer Vereinzeltheit herauszutreten. So haben der Amerikaner Evans, Nopcsa und ich unabhängig voneinander den Frauenrock der südwestlichen Gemälde mit dem Glockenrock des alten Kreta und der heutigen Malsia in Nordalbanien verglichen. Gerade die Tracht und so manche Geräte der Albaner, die als reine Nachfahren der Illyrer gelten, bieten die Handhabe zu mancher erstaunlichen Entdeckung.

Seit vielen Jahren hat der ungarische Baron Nopcsa Sommer für Sommer die Alpen- und die Skopja-Gebirge besucht, hat ragende Spitzen bestiegen, die Malsia und die Mirditha geologisch erforscht und sich in jeder Weise mit Land und Leuten vertraut gemacht. Nopcsa muß heute unbedingt als der beste Kenner Nordalbanien's gelten.

Er hebt mit vorgeschichtlichen Funden an¹⁾, mit Steingräbern liegender Hocker, mit Bronzeärten und Bronzefibeln. Er stellt fest, daß die Ärte mit einer nordkaukasischen Art Ähnlichkeit aufweisen. Weniger verwundern können zahlreiche Berührungen mit italischen und bosnischen Funden. Bemerkenswert ist dagegen wieder die Verwandtschaft mit einem dunkelbraunen, zweihenkeligen Mabastrergefäße mit etruskischen und ägyptischen Vasen, sowie mykenische Anklänge. Eine der von Nopcsa abgebildeten Fibeln erinnert mich an Muster des marokkanischen Atlas, an Fibeln der Berberinnen. Am bedeutendsten sind die neuen Tatsachen, die der Baron über die albanischen Trachten beibringt, und die Folgerungen, die er daraus zieht. Mehrere Wörter des Skopja finden nur im Ungarischen ein Gegenstück. Da ist es denn eine erwünschte Bestätigung, daß auch ein ungarisches Kleidungsstück, nämlich der Szür, die Jacke magyarischer Hirten, mit dem Durdin der Gegend sachlich und lautlich eindeutig ist. Die Hochschotten nennen sich selbst Albanach; hierzu stimmt, daß der schottische Kilt in Albanien wiederkehrt, während in der Nachbarschaft, in dem schwarzen Plaid der Montenegriner, der Tartan Ultschottlands wiederzuerkennen ist. Ein solcher Plaid, wenngleich mit weißer Farbe, wird auch von Albanern getragen. Weiterhin taucht die phrygische Filzkappe, die schon einer vorgeschichtlichen Figur aus Serbien zur Zierde gereicht, und der Schafwollen- oder Ziegenhaarmantel böotischer Terrakotten und arkadischer Bronzen bei den Skopjetaren wieder auf. Den Justan der heutigen Illyrer, die Justanella der Griechen vergleicht unser Autor mit dem Faltenrock des römischen Legionärs. Mit Recht behauptet er, daß die Trachten die Jahrtausende durchdauern. In diesem Zusammenhange sehe ich mit besonderer Genugtuung, weil ich unabhängig dieselbe Beobachtung gemacht und veröffentlicht habe, daß Nopcsa keine Bedenken trägt, die Tracht der Malsforinnen nicht nur mit dem Glockenrock Altretas, der schon aus dem zweiten, wenn nicht gar aus dem dritten Jahrtausend bekannt ist, sondern auch mit dem Kleid der Höhlenbewohnerinnen Spaniens zusammenzustellen. Der Autor nennt die Höhlenzeichnungen Spaniens neolithisch; sie sind jedoch

¹⁾ Beiträge zur Vorgeschichte und Ethnologie Nordalbanien's von Dr. Franz Baron Nopcsa. Wien 1912, Adolf Holzhausen.

paläolithisch, was die ganze Angelegenheit noch viel merkwürdiger macht, wenn man auch nicht dem Schwur der Geologen zu trauen braucht, daß die Schichten jener Zeichnungen keinesfalls jünger als das 15. Jahrtausend seien.

Noch weit mehr Genugtuung bereitete mir die Anerkennung anarischer Elemente von Seiten Nopčas, da ich auf dieses Problem besondere Aufmerksamkeit verwandt und Duzende albanischer Wörter aus bastischen, jeniseischen und kaukasischen Wurzeln, ja sogar solchen des fernen Baltistans nachzuweisen versucht habe. In dieser Freude kann mich nicht stören, daß der Verfasser, der mir mehr als einmal die Ehre antut, die „Kasischen Forschungen“ zu zitieren, auch auf manchen Lapsus hinweist. Ich habe mich mit Goethe getröstet:

Rühne Hypothesen gleichen Figuren, die man im Schach zuerst zieht; die Figuren mögen geschlagen werden, aber sie können ein Spiel einleiten, das gewonnen wird.

Eduard Meyer hat schon vor einigen Jahren anerkannt, daß die kretische Kultur von Nichtgriechen geschaffen sei. Eine gleiche Anerkennung steht für Mykene noch aus. Nach dem Untergang der mykenischen Bildung tritt auf einmal eine Kunstübung auf, die der Fachmann „die geometrische“ nennt. Einfachste Linien walten vor. Nun aber ist die geometrische Kultur für die Anfänge eines Volkes bezeichnend, wie Lamprecht mehrfach hervorhebt. Daraus ist der Schluß zu ziehen, daß die Griechen als Zerstörer der mykenischen Bildung aufgetreten sind, als die Urheber eines völlig neuen Zeitalters. Mithin waren die Mykenier keine Griechen. Höchstwahrscheinlich waren sie überhaupt keine Arier. Sie werden Verwandte der Kaukasusstämme und der Iberer gewesen sein¹⁾, denen neuerdings auch die Etrusker zugeschrieben werden. Von Eduard Meyer sowohl als auch einer wachsenden Reihe anderer Gelehrten wird schon eine beträchtliche Anzahl früheuropäischer Stämme, als da wären die Jazygen, die Vindeliker, die Räter und Ligurer, die Sikuler und Iberer, wie die Pitken, die Siluren und andere Urstämme der britischen Inseln, für anarisch erklärt. Damit ist ein bedeutsamer Schritt getan; ein weiterer Schritt bleibt aber noch übrig, nämlich überhaupt die Masse der ureuropäischen Bevölkerung den Anariern zuzuweisen. Auf dem Balkan hat denn auch Fick in zwei Büchern „Vorgriechische Ortsnamen“ und „Danubier und Sattiden“ Bresche gelegt und hat darzulegen versucht, daß die überwiegende Mehrheit balkanischer Ortsnamen sich zu den Namen der Völkergruppe stelle, die man Sethiter oder Marodier oder Kwartli oder wie immer nennen mag.

Ein anderer Forscher, Penta, hat sogar die Behauptung gewagt, daß kein homerischer Held einen griechischen Namen trage. Mit dieser Erkenntnis kehren wir zu der Anschauung des Thukydides zurück, der zufolge ganz Hellas vor alters „von Barbaren bewohnt war“.

Die Schatzkammer des Altrens weist nach Kluge verblüffende Ähnlichkeit mit Grabkammern auf, die sich im nordöstlichen Armenien, in der Nähe von

¹⁾ Das ist auch die Ansicht von Hall, *Ancient Hist. of the Near East*, London 1914. Deutsche Rundschau. XL, 7.

Ani und sonst, erhalten haben. Das ließe auf eine Westwanderung der mykenischen Kunstform schließen. Jedoch nicht unbedingt. Im Lichte jener südwesteuropäischen Frühkultur wäre die Ansicht ebenso möglich, daß die ältesten Gestaltungen des Orientes im Gegenteil vom Okzidente hergekommen seien.

Mit seinem Königtum, mit seinen Burgen und Städten, seinem wohl- ausgebildeten Heere, seiner hochstehenden Kunst, seiner abgestuften Etikette und seiner Hoftracht war das mykenische Zeitalter schon zu ansehnlicher Höhe gediehen. Dieser Aufstieg hat kaum weniger als ein Jahrtausend erfordert. Eine ganze Periode der Menschheit war in ihm vollendet. Als zweite im Werdegange der abendländischen Menschheit schließt sich die griechische Periode an. Sie beginnt mit einer Völkerverwanderung und der „Landnahme“, wie sie für alle Anfänge typisch ist. Die Eroberung ist um oder vor 1000 anzusetzen. Sie war selbst zur Zeit des Thukydides noch nicht ganz vollendet, denn ihm sind die Akarnanen ἀγνωστότατοι τὴν γλῶσσαν. Auch sonst sind noch Barbaren in Griechenland und auf den Inseln, die noch nicht hellenisiert sind. Inzwischen reifen die inneren Verhältnisse von patriarchalischen Zuständen zur Adelsoligarchie, zur Tyrannis, die mit den Herrschaften der italienischen Rondottieri, der Sforza und Malatesta, der Skala, und gelegentlich auch, wie im Falle des Polykrates, der Medici verglichen werden kann. Dann wird die breite Masse des Volkes wichtig, und die Demokratie gewinnt an Boden, um sehr bald in Athen und Korinth zur Ochlokratie, zur Pöbelherrschaft auszuarten. Zugleich dehnen sich die Griechen nach allen Küsten des Mittelmeeres hin aus. Sie errichten Niederlassungen von Cyprien, Trapezunt und Olbia bis nach Massalia und zu den Säulen des Herakles. Sie kümmern sich dabei wenig um die Hinterländer, ihnen ist in erster Linie um Handel und Erwerb zu tun. Wo es jedoch ohne Mühe möglich ist, suchen sie auch Einfluß auf die politischen Verhältnisse zu erlangen. Häufig nehmen sie einheimische Häuptlinge mit ihren Scharen in ihren Sold, um für die Griechen Kämpfe auszufechten. Der Vorgang erinnert an einen gleichen, der sich im fernen Osten zwei Jahrtausende später abgespielt hat, an die Ausdehnung der Sumatra-Malaien. Auch diese setzen sich hauptsächlich an der Küste fest, während das Innere von Afturen und Papua, von Tai und Rambodshanern beherrscht wird. Auch sie scheuen vor Kriegstaten keineswegs zurück. Allein in der Hauptsache sind sie ein seefahrendes Handelsvolk, ohne überragenden staatlichen Mittelpunkt. Die Malaien verschmähen es nicht, mit den Eingeborenen Wechselheiraten einzugehen. So entstehen Mischsprachen und Mischkulturen. Ganz ähnliche Verhältnisse bilden sich in Kleinasien und Syrien, in Tripolis, Unteritalien und Sizilien aus. Nur in der Nordhälfte der Balkanhalbinsel geschieht die Überrieselung durch das Hellenentum auf beiden Wegen, zu Wasser und zu Lande; daher denn auch der Erfolg dort besonders groß ist. Im Laufe der Jahrhunderte siegt ganz von selbst die Überlegenheit griechischen Geistes, wenn auch vermutlich nicht griechischen Blutes. In ganz Mazedonien und auf ganz Sizilien wird die griechische Sprache zur alleinherrschenden, in Kleinasien drängt sie die einheimischen Mundarten zur Bedeutungslosigkeit herab, in Ägypten und Syrien, wo sich eine ältere Kultur schon festgewurzelt hat, wird sie wenigstens die höhere

Umgangs- und in den Großstädten die Verkehrssprache. Alles dies Zustände, die in der Osthälfte der Mittelmeerwelt vielfach bis zum heutigen Tage fort dauern.

Razet hat ein Gesetz der Parallelität der Staatsbildungen aufgestellt. Neben einem Großstaate könne sich kein Kleinstaat halten, sondern nur ein anderer Großstaat. Dergestalt sei Ostasien immer in zwei Riesenstaaten zerteilt gewesen, die sich gegenseitig bedingten: China und das Sonnenreich, China und die Herrschaft der tungusischen Ratai, China und die Altyn-Rhane, China und das russische Sibirien. Ähnlich sei Kanada auf parallelen Linien mit der Union aufgestiegen. Wenden wir den Razelschen Satz auf Mitteleuropa an, so können wir sagen, daß nach der inneren Festigung der Nachbarstaaten, Englands, Frankreichs und Rußlands, wie schließlich Italiens, dem vielzerklüfteten Deutschland gar nichts anderes übrig blieb, als sich ebenfalls zur Einheit aufzuraffen. In diesem Sinne war der Anprall der Perser für die ewig hadernenden und zersplitterten Griechen äußerst vorteilhaft. Genötigt, sich zur Abwehr zusammenzuschließen, gelangten sie dadurch von selbst zur Gründung stärkerer und größerer Herrschaften, auf deren Boden dann auch eine mächtigere Kultur erblühen konnte. Die Führung in dem größeren Verbande hatte zuerst Sparta, dann Athen, dann wieder Sparta, zuletzt Theben. Athen trieb schon eine gigantische Politik. Es sandte seine Flotten nach Cypren und nach dem Delta des Niles, nach Byzanz und nach Sizilien. Aber auch im Norden der Balkanhalbinsel, was in den gangbaren Geschichtsbüchern kaum je berücksichtigt wird, beginnen zu gleicher Zeit wie im Süden die Großstaatsbildungen. Ein mazedonischer König, Perdylas, erobert zur Zeit des Thukydides die ganze Mitte Südosteuropas: zu Mazedonien noch Illyrien, Thrazien und Thessalien. Ein Glied in dieser Kette nördlicher Konsolidation ist das Wachstum Philipps und Alexanders.

Von jeher hat der Balkan zwar Einflüsse von allen Seiten empfangen, hat aber mit aller Kraft auch gegengewirkt, hat erlittene Niederlagen mit Zinsen zurückbezahlt. Schon in mykenischer Zeit hatte der Balkan eine Führerstellung im ganzen Abendland inne. Zugleich mit den kunstgewerblichen Fabrikaten von Argolis gingen zerstörende und befruchtende Völkerströme vom Balkan nach den Nachbarländern. Illyrer wanderten nach Italien und den Alpenländern aus; später gelangten Myser, Phryger und Armenier vom Balkan nach Kleinasien. In der zweiten Periode wurde hellenische Kultur und Kriegsmacht maßgebend in der ganzen Mittelmeerwelt. Sie erklimmt den Gipfel unter und nach Alexander; griechische Laute erschallen von den Steppen des Dniestr bis zu den Katarakten des Nils, von Südgallien und Tripolis bis nach Kaschmir. Die Partherkönige führen an ihrem Hofe griechische Dramen auf, wie vor einem Menschenalter der Rhedive Ismail die Aida Verdis in Kairo spielen ließ. Ein Grieche, Alagathokles, dringt bis Karthago vor, und ein anderer Grieche, Pyrrhus, bedroht das aufstrebende Rom. Das Alte Testament wird in Alexandrien ins Griechische übersezt. Abessinier und Gallier, und ganz spät noch die Goten des Alfila, entlehnen den Griechen ihre Buchstaben. Das Neue Testament wird in

griechischer Sprache geschrieben und verbreitet. So ward der Balkan der Eckstein der Weltkultur.

Nun nahten die Römer. Den ersten Strauß hatten sie mit den Illyriern, mit dem König Genthius und der Königin Teuta, die da über eine Flotte von 200 Schiffen gebot und mit ihr die Adria beherrschte. Die Römer drangen bis Scotra, dem heutigen Skutari, vor, und siegten später in einer Seeschlacht. Seit 197 vor Christo, seit der Schlacht von Rynostephalä, kam der ganze Balkan in römische Gewalt. Aber die Eroberer gerieten ihrerseits unter den maßgebenden, ja fast ausschließlichen Einfluß der Besiegten:

Graecia capta ferum cepit victorem.

Der wichtigste Teil des Bürgerkrieges ward auf dem Balkan ausgefochten. Eine Entscheidung fiel zu Pharsalus, im südlichen Thessalien, eine zweite bei Philippi, in der Nähe des heutigen Kavalla. Größere Kolonien der Römer entstanden auf der Balkanhalbinsel wohl erst seit der späteren Kaiserzeit, seit der Eroberung Daziens durch Trojan und namentlich seitdem so viele Illyrier sich auf den Thron geschwungen hatten. Durch diese Kolonien wurde dem bisher unaufhaltsamen Vorschreiten des Griechentums Einhalt geboten, wurde das Albanertum gerettet und gleichzeitig eine dritte Bevölkerungsschicht, die romanische, dem ethnologischen Bilde der Halbinsel eingefügt.

Der bedeutendste jener illyrischen Kaiser war Diokletian. Er baute sich einen gewaltigen Palast zu Spalato. Wie dann später in die gut erhaltenen Ruinen des Palastes eine andere, mittelalterliche Stadt hineingebaut wurde, wie die kleinen Häuserchen drüber und drunter und drum herum sich angeschmiegt und angelebt haben, wie mit antiker Architektur sich venetianische und neueste Formen mengen: das ist ein Abbild von der bunten Vermischung der Völker und Rassen, die nach Diokletian über Südosteuropa hereinbrach. Die von den Hunnen zurückgeworfenen Goten brachen in Thrazien ein und besiegten das Römerheer 377 nach Christo bei Adrianopel. Die Hunnen drängten 401 nach; Marich gelangt auf der Heerfahrt bis Athen. Attila verwüstet die Balkanländer und erhebt Tribut von Byzanz. Eine gotische Königin Amalafwinta hält Hof an der Ostküste der Adria. Dann kommen die Awaren; sie dringen bis Spalato vor und vielleicht bis Antivari. Als ihre Pferdeknechte und Schildknappen erscheinen die Slaven seit 570. Gemeinsam bestürmen Awaren und Slaven 626 Byzanz.

Die nächsten Jahrhunderte sind von der slavischen Landnahme erfüllt. Fallmerayer hat nachgewiesen, daß im 8. Jahrhundert sogar der Peleponnes ganz überwiegend slavisches Gebiet war. Selbst zu den Inseln, namentlich nach Thasos und Kreta, sind slavische Scharen gesegelt.

Auf wirtschaftlichem Gebiete hat es der Balkan bis zum heutigen Tage nicht zur Einheit gebracht. Die Verhältnisse des Bodens und des Klimas sind zu verschieden. Nirgends war die Landwirtschaft bis jetzt stark entwickelt und fast nie imstande, alle Nahrungsbedürfnisse der Bevölkerung allein zu bestreiten. Auf dem felsigen Gestein von Hellas gedieh Wein und Obst vortrefflich; in den großen Ebenen Thessaliens und des Ostens blühte die Pferde- und Rinderzucht; dagegen war es mit Getreide nirgends sonderlich glänzend bestellt. So mußte das Meer mit seinem Fischreichtum und mußte

das Ausland mit Korn aushelfen. Städte wie Athen waren frühzeitig, wie London in der Gegenwart, für ihren Nahrungsmittelbedarf auf den Handel angewiesen. Überhaupt war von jeher der Handel das Lebenselement wenigstens der Süd-Balkanier. Dinehin ist Südosteuropa ein Durchgangsland. Es ist der Brückenkopf des Erdteils auf der Straße nach Vorderasien; es vermittelt den Verkehr zwischen dem osteuropäischen Tieflande, dem Kaukasus und Kleinasien mit Westeuropa, nicht minder zwischen Nordafrika und Mitteleuropa. Schon frühzeitig war daher der Seehandel eine Haupterwerbsquelle für die Bevölkerung. In Athen und Korinth zuerst, dann in Byzanz strömten die Schätze aller Erdteile zusammen. So waren die Völker und Staaten des Balkans mehr Nehmer als Geber, mehr Ausbeuter als Förderer; sie erhielten sich mehr aus Fremdem, als aus Eigenem. Nur auf einem Gebiete ist seit alters der Balkan hervorragend gewesen, in wertvollen Metallen. Das Silberbergwerk des Laurion, das gegenwärtig noch im Betriebe ist, verschaffte den Athenern die Mittel für den Bau einer Flotte, um sich der Schiffe des Xerxes zu erwehren; das Gold des Pangeion lieferte dem Philipp den nervus rerum, um die Hellenen zu zwingen; die Römer zogen Millionen aus den Silberadern Serbiens und Dalmatiens, wahrscheinlich auch denen Albaniens. Auch wurde jedenfalls Kupfer gewonnen, weniger anscheinend Eisen, obwohl es auf dem Westbalkan keineswegs an zwar nicht sehr reichhaltigen, aber ausgedehnten Eisenerzfeldern mangelt. Der Bergbau, und besonders der mit einfacher Ausrüstung betriebene, leidet nicht sehr unter dem Kriege, dagegen wohl der Ackerbau. Denn die Heere, die mit Feuer und Schwert das Land verwüsten, rauben das Vieh, das zur Bestellung der Felder taugt, und schneiden die Reben und die Obstbäume ab, die Jahrzehnte zu ihrem Wachstum brauchen, und verbrennen die Ställe und die Häuser der Bauern. Unter den beständigen Kriegswirren konnte daher die Landwirtschaft nicht recht emporblühen. Erst die Römer brachten hier eine wohlthätige Aenderung. Zwar brachen auch sie zunächst als Räuber und Mordbrenner in den Balkan ein, und es dauerte an hundertfünfzig Jahre, ehe sie überall Ordnung und Frieden geschaffen. Nach der Schlacht bei Aktium jedoch (das zwei Stunden vom heutigen Prevezza entfernt lag) herrschte die pax romana etwa dritthalb Jahrhunderte hindurch ohne Unterbrechung. Alle Zölle fielen weg, wie denn überhaupt aus dem ganzen Mittelmeergebiet und seinen Hinterländern ein einziges Wirtschaftsgebiet entstand. Außerdem bauten die Römer treffliche Straßen. Berühmt ist die via Egnatia, die Dyrrhachium mit Byzanz verknüpfte. Nicht minder war die Piraterie ausgerottet, so daß zu Wasser ungestört jedermann seinem Erwerbe nachgehen konnte, und im Binnenlande, so gut es möglich war, selbst in den Gebirgen, der Räuberei Einhalt getan, so daß auch Landkarawanen nichts mehr zu befürchten hatten. Man kann daher ruhig sagen, daß zu keiner Zeit, auch die türkische nicht ausgeschlossen und am wenigsten die Gegenwart, die wirtschaftliche Entwicklung des Balkans besser gewährleistet und geschützt war, als von Augustus bis auf Alexander Severus. Nur eine Unterbrechung hat der Frieden erlitten, seitdem der illyrisch-panonische Aufruhr durch die harte Faust des Sabinus niedergeworfen war: den Aufstand von Byzanz, das

dem Pescennius Niger gegen Septimius Severus anhing, im Jahre 197 nach Christo. Die Stadt wehrte sich äußerst hartnäckig, mußte sich aber doch zuletzt dem afrikanischen Kaiser ergeben. Neue Wirren kamen dann durch die „dreißig Tyrannen“ und die Thronkämpfe vor Diokletianus. Dann war abermals fast ein Jahrhundert hindurch verhältnismäßige Ruhe, bis zu der gemeldeten Gotenschlacht von Adrianopel. Auch die Verlegung der Reichshauptstadt von Rom nach Byzanz brachte keinen sonderlichen wirtschaftlichen Aufstiege, da einerseits Byzanz sich vom Auslande, von Ägypten, Sizilien, und den Strichen um Nisibis verproviantierte, und andererseits eine etwa beginnende Blüte balkanischer Wirtschaft durch beständig neue Verheerungszüge wandernder Nordvölker und, seit 662, auch arabischer Seeräuber geknickt wurde.

Der Einbruch der Slaven führte eine vollkommen neue Epoche für Südost- und das östliche Mitteleuropa herauf. Eine vierte Rassen-schicht kommt zu den drei schon vorhandenen Rassen, der illyrisch-albanischen, der griechischen, der römischen. Zeitweilig haben die Slaven die Mehrheit in der Gesamtbevölkerung des Balkans besessen; eine maßgebende Stellung haben sie auch heute noch inne, obwohl sie nur noch zwei Fünftel der Gesamtbevölkerung ausmachen. Tausend Jahre lang durch ihre eigene Kraft und, seit dem Aufsteigen der Russen, durch ihren Zusammenhalt mit östlichen Rasseverwandten haben die Balkanslaven ein politisches Element dargestellt, das aus der Geschichte der Halbinsel nicht mehr weggedacht werden kann. Wahrscheinlich waren die Scharen der Slaven viel kopfreicher, als die der Germanen. Schon Jornandes rühmt die große Zahl der Slaven. Dagegen war die ältere Bevölkerung durch fortwährende Kriegswirren, durch Pest und andere Epidemien, endlich durch die Abnahme der Erwerbs- und Zeugungskraft geschwächt. Die Chronisten erzählen, daß in einem einzigen Jahre von den erobernden Slaven zweihunderttausend Einheimische getötet und ebenso viele in die Sklaverei verkauft wurden. In seiner besten Zeit, das war wohl von Claudius bis auf Hadrian, mag der Balkan acht bis neun Millionen Einwohner gehabt haben. Seit Justinian ist diese Ziffer wohl auf weniger als die Hälfte gesunken. Durch die kinderreichen Slaven wurde, nachdem die Zerstörungen geringer geworden oder ganz aufgehört hatten, der Stand der Bevölkerung wiederum gehoben. Namentlich konnte ein Wachstum eintreten, nachdem die neuen Eroberer zum Ackerbau und zur Sesshaftigkeit übergegangen waren. Dieser Übergang war das Ergebnis einer weltpolitischen Konjunktur, war die Folge des Arabersturmes.

Bisher hatte, wie angedeutet, Konstantinopel seine Nahrungsmittel aus Sizilien, Ägypten und Gegenden Vorderasiens bezogen. Nun fiel das Nilland 641, bald darauf Anatolien und seit dem neunten Jahrhundert Sizilien den Arabern anheim. Damit waren diese Nahrungsquellen verschlossen, und die Byzantiner mußten sich nach anderen Produzenten umsehen. Es wurde nunmehr für die Nordbalkanier lohnend, Getreide an den Bosphorus zu liefern. Dadurch wurden die bisherigen Eroberer und Viehzüchter zu Ackerbauern.

„Wollt ihr das Höchste vom Dasein genießen,“ sagt Nietzsche, „so lebt

gefährlich!" Demgemäß konnte Byzanz zu den steilsten Gipfeln emporsteigen, denn es war beständig von Gefahren umringt. Kaum ein Jahrzehnt verging, ohne daß ein wilder Feind vor den Mauern erschien. Trotzdem wurde die Hauptstadt reicher und reicher. Sie hatte Geld genug, um die prunkvollsten Paläste und Kirchen zu bauen, wie auch Geld, um Söldner zu kaufen, die sich zu Gunsten der kapitalistischen Clique der Hauptstadt mit deren Feinden herumschlugen. Auch mußte der Raub aus aller Welt dazu beitragen, die Straßen und Plätze der Stadt zu schmücken. Man kann ruhig sagen, daß von 550 bis 800 keine Stadt der Welt es Byzanz an Glanz und Reichtum zuvortat, weder das Ktesiphon der Perser, wenn es auch schönere Teppiche hatte, noch eine Residenz der Maharadscha, wenn sie auch mehr Elfenbein besaß, noch Loyang oder Sienfu der Chinesen, wenn auch dort die Seide noch verbreiteter war. Erst das Bagdad Harun al Raschids mag das durch die Bilderstürme geschändete und verkümmerte Byzanz überragt haben. Trotzdem jedoch, im zehnten und elften Jahrhundert, erhob sich abermals Konstantinopel zu gebietender Pracht. Der Gesichtskreis der Byzantiner und auch ihre Macht waren sicherlich viel größer als der Athener. Erstreckten sich die Unternehmungen des Perikles von Ägypten bis Sizilien und die Kunde der Athener von Susa und Indien bis nach Tartessos, so hörten die Zeitgenossen des Maurikios von Kämpfen in China, Gesandte Justinians gelangten bis Ceylon und an den Hof des Negus Negesti; ein byzantinisches Heer drang bis zur Theiß vor, und ein byzantinischer Schiffer besuchte in der späteren Zeit sogar Island. Unbestreitbar war daher die erste Stadt des Balkans auch an Kultur und Wissenschaft die erste Stadt der Welt. Den Vorrang Ostroms gestanden denn auch die Völker bereitwillig ein, zum mindesten die Völker der Christenheit. Selbst Karl der Große hielt es für eine Ehre, vom goldnen Horn her eine Anerkennung seiner kaiserlichen Würde zu erhalten, und er scheute sich nicht, für diese Anerkennung eine ganze Provinz, Dalmatien, herzugeben. Otto der Große suchte für sein Haus Verbindung mit Ostrom und freite für seinen Sohn um die Hand der byzantinischen Kaisertochter Theophano. Byzantinische Gewänder und Schmucksachen erfreuten sich in Deutschland hohen Ansehens; die Kaisergräber von Speyer beweisen es.

Die überragende Stellung, die Byzanz in der Meinung der mittelalterlichen Welt, die es in allen Sachen der Kultur einnahm, verfehlte denn auch nicht ihre Wirkung auf das Gemüt der Slaven. Es wiederholte sich die Bezähmung Roms durch Griechenland; die siegreichen Slaven wurden durch das Niedergerungene und seiner Länder beraubte Byzanz kulturell unterworfen. Bulgaren und Serben nahmen von Byzanz das Christentum an und nicht minder alle weltliche Bildung, so die Buchstaben, die Architektur, die Malerei und zuletzt sogar die Formen der Staatsverwaltung. Der Vorgang war ein Gegenstück zu der Bezwingung der Germanen durch Rom. Genau so aber wie der Papst vom geistlichen Herrscher allmählich zum weltlichen sich umwandelte, wie er den Anspruch erhob, der Lehnsherr der Könige und Fürsten zu sein, so hat auch Byzanz sein geistliches Übergewicht über die Slavenwelt, sobald es anging, in eine greifbare weltliche Herrschaft umgesetzt. Im zehnten

und elften Jahrhundert gleitet der Nordbalkan wieder in byzantinische Gewalt zurück.

Wir müssen jetzt wieder eine ethnologische Betrachtung einschalten. Die Slaven waren gar nicht kraft eigener Machtvollkommenheit zu Eroberern geworden, sondern auf den Antrieb von fremden Herrenklassen hin. Die Bulgaren und Serben waren ebensowenig slavischen Geblütes, wie ursprünglich die Führer der Russen und Tschechen. Darüber sind alle Gelehrten einig. Nur darüber, welcher Fremdrasse die Kondottieri, die Kriegerkaste der Südslaven, angehört haben, darüber herrscht Uneinigkeit. Gumpłowicz glaubt, die Urserben seien Germanen gewesen, und die gewöhnliche Ansicht geht dahin, die Urbulgaren zu Finnen oder mindestens zu Altaiern zu stempeln. Ich glaube weder das eine noch das andere, sondern behaupte, daß beide zu den Kaukasusstämmen gehörten, genau so, wie die Tschechen, die als Teilstamm der Tscherkessen vielfach bezeugt sind. Das hat weiter nichts Auffälliges. Von gar manchen Forschern sind bereits die Lechen, wie sich die Polen selber nennen, mit den Legen oder Laken des Kaukasus verglichen worden, und Tscherkessen waren sicherlich die Jazygen, die zuerst an der unteren Donau, dann an beiden Ufern der Theiß lebten, denn die Tscherkessen heißen sich selber Jazuche. Die Bulgaren aber kamen vom Kuban, also aus Tscherkessenland, und haben bezeichnenderweise sich auch nach Norden gerade nach jener Theißgegend hin ausgedehnt. Das Altbulgarisch, das auf einigen Inschriften erhalten ist, kann freilich nicht als Tscherkessisch angesprochen werden; wenn man aber bedenkt, wie verschieden vom Tscherkessischen die Sprache der Abchasen und Abuischen ist, die gleichfalls als Vettern der Tscherkessen gelten, so wird man zum mindesten das Urbulgarisch als ein westkaukasisches Idiom gelten lassen. Von den Serben aber genüge es zu sagen, daß sie Plinius an die Nordhänge des Kaukasus verlegt. Den Ring schließt die Nachricht, daß der Herrenstamm der Ungarn die Rabar waren. Auch dies ist wieder ein Stamm, und zwar ein besonders berühmter, der Tscherkessen, der noch heute in den Kabardinern fortdauert. Tatsächlich hat Muncaczy viele kaukasische Worte in dem heutigen Magyarisch nachgewiesen.

Die Ungarn ritten im neunten und zehnten Jahrhundert wiederholte Male bis vor die Mauern von Konstantinopel. Auch in den folgenden Jahrhunderten, bis zur Ankunft der Türken, sind sie beständig mit den Geschicken des Balkans verknüpft gewesen. Sie haben gelegentlich ganz Serbien wie einen großen Teil Bosniens und Dalmatiens besetzt; gleichermaßen blieben sie in der Moldau und Walachei mächtig, in Gegenden, die sie bei ihrer ersten Wanderung von der Krim her schon durchstreift und zeitweilig besetzt hatten. Der höchste Aufstieg ungarischer Macht sollte aber erst später kommen, durch die Verbindung mit dem Hause Anjou.

Inzwischen nahten dem Balkan Feinde von Nordwesten und Westen. Die Zeit der Kreuzzüge war gekommen. Ich glaube keinem Widerspruche zu begegnen, wenn ich der Meinung Ausdruck gebe, daß die Kreuzzüge in der Hauptsache die Expansion des mündig gewordenen Europas darstellen. Sie sind eine Fortsetzung der Völkerwanderung. Denn wer sind zuerst die Hauptträger der Kreuzzüge? Germanische Ritter. Nun aber ist die Süd-

wanderung, ist die Ausdehnung der Normanen der letzte Ausläufer der Germanenzüge. Diese Südwanderung beginnt schon früh, schon im sechsten Jahrhundert mit dem Unternehmen des Higelac, der im Beowulf gefeiert wird; allein greifbare Erfolge erringt sie erst seit dem neunten Jahrhundert, seitdem sich die Ros in Osteuropa, in Rußland, festsetzen und dann sofort gegen Konstantinopel anrennen. Im Jahre 911 wird die Normandie den nordischen Wikingern unterworfen, 1046 Salerno und 1066 England. Schon im Jahre 1044 erobert Harald Hardrada den Piräus, auf der Fahrt nach Sorsala, nach Jerusalem. Hierauf werden die Normanen die Herren Siziliens und Kalabriens. Als Beginn der Kreuzzüge möchte ich die Fahrt dieser sizilischen Normanen nach Durazzo 1081 auffassen. Westliche Wikingere, die auf eigene Faust handelten, wurden dort handgemein mit ihren Volksgenossen, mit östlichen Warägern, die im Dienste der Byzantiner fochten. Die Absicht der sizilischen Normanen ging auf eine Herrschaft im Balkan, ging in letzter Linie auf die Mittelmeer-Gesamtherrschaft, auf das Imperium, ging direkt gegen Konstantinopel. Erst die zweite Etappe auf dem Wege nach dem Orient war der Zug Gottfrieds von Bouillon. Es folgten die Unternehmungen Konrads II. und Friedrich Barbarossas, dessen Entwürfe der Normannenkönig Richard Löwenherz und der Franzosenkönig auszuführen suchten. Die ersten Kreuzzüge berührten alle den Balkan. Es ging nicht ganz friedsam zu; namentlich in Ungarn wurden viele Verwüstungen angestellt. Allein die Chronisten fanden das ganz in der Ordnung, daß man ein so elendes, halb tierisches Volk wie die Ungarn nicht zu schonen brauche. Von besonderer Wichtigkeit im Hinblick auf die neueste Zeit ist eine Begegnung zwischen dem Rotbart und dem Serbenzar Stephan Nemanja. Der Zar trug seine Lande dem Kaiser als Lehen an. Damit wären die Deutschen so weit gelangt, wie sie es erst wiederum ein halbes Jahrtausend später durch die Tatkraft des Markgrafen Ludwig von Baden und des Prinzen Eugen gelangt sind. Barbarossa wollte jedoch nicht annehmen, um sich die Byzantiner, deren wohlwollende Unterstützung er brauchte, nicht zu verfeinden. Ein weiterer Kreuzzug, gewöhnlich der vierte genannt, vom Jahre 1204, brachte Konstantinopel selbst in die Hände des Westens, dessen Krieger aber diesmal hauptsächlich aus Lateinern bestanden. Die Balkanhalbinsel und die Inseln des Archipels geraten nunmehr unter die Herrschaft romanischer Fürsten und Herzöge, sowie der Republiken Genua und Venedig. Die Serenissima gewinnt die ganze Ostküste der Adria nebst Korfu und schafft sie nach ihrem Bilde um.

Die Kreuzzüge sind die Zeit großer innerer und äußerer volllicher Wandlungen auf dem Balkan. Das Vulgärgriechisch entsteht. Ich habe anderswo¹⁾ ausgeführt, daß das 13. und 14. Jahrhundert die Geburtsepoche heutiger Sprachen ist. Dante legt die Grundlage zum Italienisch der Gegenwart, die böhmische Kanzlei zum Deutsch; ähnlich entsteht damals das neue Spanisch, das aus der Langue d'oc und der Langue d'oïl zusammengeflossene Französisch, ebenso das heutige Armenisch, Syrisch und Japanisch, das

¹⁾ Männer, Völker und Zeiten, 1911.

Mandarin und das Urdu. Mit den beiden letztgenannten Sprachen ist am ehesten die seltsame Mischung zu vergleichen, die man in Hellas die *δῆμιώδης*, die volkstümliche, nennt. Es ist die Frucht einer Heirat zwischen Hellenisch und Romanisch, wie das erst jüngst wieder Dr. Soyter nachgewiesen hat; außerdem sind albanische und slavische Worte in das Gemisch hineingebracht. Das Produkt weicht gar sehr von der *κοινή* und noch mehr natürlich von den klassischen Lauten Attikas ab. Im übrigen ist begreiflicherweise dies Gemengsel örtlich verschieden, ist, gemäß der Zerklüftetheit der griechischen Welt und ihrer Zersplitterung in einzelne Gaue, in zahllose Dialekte gespalten.

Provenzalische, katalonische, neapolitanische und kalabrische Ritter sowie Venetianer und Genuesen schalteten als Herzöge und Despoten oder als Governatori auf dem klassischen Boden Spartas und Athens, auf Euböa und Lesbos, in Albanien und Thessalonich. Diese Lateiner gaben dem schon vorhandenen romanischen Menschenschlage in der Balkanhalbinsel einen neuen Auftrieb. Allerdings ist bis zum heutigen Tage die Frage nicht ganz gelöst, nämlich die Frage, ob sich überhaupt das romanische Element in nennenswertem Maße seit der Kolonisierung Thraziens durch Trajan gehalten hat. Nachdem die Stürme der Völkerwanderung über den Balkan hingebraust, hört man ein halbes Jahrtausend hindurch überhaupt gar nichts mehr von romanischen Siedlern, von ganz vereinzelt und dazu noch verschieden deutbaren Nachrichten abgesehen. Erst seit dem 13. Jahrhundert tauchen ganz allmählich die „Romänen“ in der Walachei und die Wlachen am Pindos wieder auf. In Thessalien entstehen Herrschaften der Wlachen, an der unteren Donau wirft sich Radu Negra zum Fürsten auf. Vielfach wird angenommen, daß in Dazien das Kolonentum wieder völlig untergegangen und daß erst nach dem Verlauf von Jahrhunderten neuerdings eine romanische Wanderung vom Westbalkan, namentlich vom Pindos her erfolgt sei. Es ist ein dorniges Problem. Dabei ist noch hervorzuheben, daß das heutige Rumänisch weder in seinem Klange noch in seinem Wortschatz, ja nicht einmal durchaus in der Grammatik — so steht der Artikel hinten — eine richtige Schwester romanischer Sprachen ist. Weit mehr als die Hälfte der Wörter sind slavischen Ursprungs; dazu kommen viele Wurzeln, die sich mit dem albanischen berühren, und kommen zahlreiche Lehnwörter aus Nachbaridiomen. Sei dem nun, wie ihm sei, man sollte jedenfalls annehmen, daß der Zustrom so vieler italienischer und südfranzösischer Ritter mit ihren Gefolgsmännern nicht ohne Einfluß auf das Rußowlachen- und Rumänentum geblieben sei. Nachweisen läßt sich freilich nichts.

Das Übergewicht der Romanen, das zwar durch die byzantinische Wiederoberung Konstantinopels unterbrochen wurde, sich jedoch im Westbalkan und auf den Inseln bis ins 14. und 15. Jahrhundert fortsetzte und sich auch in Konstantinopel selbst immer noch geltend machte, insofern dort die Genuesen eine machtvolle Sonderstellung einnahmen und vom Bosphorus aus fast das ganze Schwarze Meer beherrschten; dieses Übergewicht hatte noch eine andere bedeutsame Folge, nämlich eine Errettung sowohl der Südslaven als auch der Albaner vor der Byzantisierung, die in den vorausgehenden Jahrhunderten schon so große Fortschritte gemacht hatte. Namentlich die Albaner treten

von jetzt an als selbständiges Volk auf. Sie werden unter diesem Namen zuerst seit dem 11. Jahrhundert flüchtig erwähnt, jetzt aber, im 13. Jahrhundert, treibt sie der Tatendrang hinaus in die Ferne, stachelt sie zur Auswanderung nach Hellas. Vielleicht bestand damals ein ganzes Drittel der Bevölkerung von Hellas aus Skipetaren. Die Griechen aber zeigten sich abermals den stürmenden Nordmännern gewachsen. Wie sie die Slaven verdaut haben, so ist es ihnen auch gelungen, die Albaner, obwohl diese in der Folgezeit unaufhörlich Nachschub erhielten, aufzusaugen — ein Prozeß, der zwar noch heute andauert, der jedoch zum mindesten innerhalb der Grenzen des alten Königreiches Hellas bereits für die Hellenen entschieden ist. An und für sich ist ja der Vorgang bekannt genug. Es ist dieselbe Aufsaugung, die das Gotentum in Spanien, das Langobardentum in Italien, das Waräger-tum in Rußland erlitt. Die tapferen, aber rohen Männer des Nordens schmiegen sich in Glaube und Sitte, in staatlichen Belangen und zuletzt auch in der Sprache den Einrichtungen des Südens an.

Durch die Lateiner von dem byzantinischen Drucke befreit, erhoben sich die Serben zu steiler Höhe. Duschan der Große sollte seine Grenzen bis zur Adria, bis Thessalien und bis zum ägäischen Meere ausdehnen. Aber nun erringen die Magyaren die Vormachtstellung nicht nur auf dem Balkan, sondern auch in ganz Europa. Das Gebiet ihres Königs, Ludwigs des Großen, reicht von der Ostsee bis nach Neapel. Der ganze Nordwestbalkan fällt ihm anheim, und auch gegen Bulgarien und die Walachei richtet er seine Heere. Hätte man in Pest die Zeichen der Zeit richtig verstanden, so hätte man sich an die Stelle der absterbenden Byzantiner stellen, hätte die Aufgabe eines Philipp und vielleicht gar eines Alexander erneuern können. So aber schwächten sich die Ungarn durch Kämpfe mit katholischen Glaubensgenossen, namentlich mit Venedig, und ihre Rassegenossen, die ebenfalls altaischen Türken, führten das aus, was Sache der Ungarn gewesen wäre. Dramatisch wird das erste Erscheinen der Türken im Westbalkan (um 1350) geschildert. Es waren keine Osmanen, aber nahe Vettern derselben. Sie fochten in byzantinischer Solde gegen abtrünnige Albaner. Gewohnt, die feigen Byzantiner in haltloser Flucht vor sich herzutreiben, waren die Albaner aufs äußerste betroffen, als ihre neuen Feinde, als die türkischen Truppen gar keine Miene machten, zu fliehen, sondern ruhig ihren Angriff fortsetzten. Die Niederlage der Albaner und das Gemetzel unter ihnen war furchtbar. Bald darauf riß der Stamm Osmans die Führerschaft über die zerstreuten Türkenhorden in Anatolien und auf dem Balkan an sich und machte sich in nur wenigen Jahrzehnten zum Herrn der Lage in Südosteuropa. Auf dem Umsfeldel sank 1389 das Südslaventum in Staub. Schon huldigte die Republik Ragusa und erduldet Ungarn den Einbruch türkischer Scharen. Eine Unterbrechung, die ein Menschenalter dauerte, kam durch den Weltzerschmetterer Timur. Dann aber stieg höher und höher der Stern der Osmanen. Sie nahmen Konstantinopel und schweiften schon bis zur Steiermark, erstürmten Otranto und wagten sich in polnisches Gebiet; im Osten erstreckte sich der Einfluß des Sultans bis nach Astrachan. So ward abermals der Balkan der erste Staat Europas; ein Staat, der dem großmächtigen Karl V., dem Papste,

der Republik Venedig, sämmtlichen Slaven und außerdem Turkmenern, Persern und ägyptischen Mamelucken, wie endlich den Mogulen — eine türkische Flotte landete 1539 auf Diu, einer Insel des Gudschera — nicht nur standhielt, sondern sich allen diesen zahlreichen und kräftigen Gegnern noch überlegen erwies.

Hundertzwanzig Jahre lang waren die Osmanen in beständigem Aufstiege, bis zur Schlacht bei Lepanto; hundertzehn Jahre lang blieben sie so ungefähr auf der Höhe bis zum Rückzuge von den Mauern Wiens; zweihundertdreißig Jahre währt bereits ihr Niedergang.

Wenn man die Ereignisse unbefangen betrachtet, so kann man sich nicht verhehlen, daß die Orientalen mehr als einmal von Nutzen für das Germanentum gewesen sind. Der Hunnensturm stachelte die Goten und Nachbarn aus ihrer Untätigkeit auf und warf sie in die Kulturzone, zwang sie dazu, das Römerreich zu erobern. Die Araber schwächten Byzanz, ihm weite, fruchtbare Länder entreißend, und beförderten dadurch den Aufstieg der Germanen. Als die Magyaren, die ursprünglich am Uralsee, dann westlich der Krim gehaust hatten, in Europa einfielen, wandte sich ihre Kraft zunächst gegen Byzanz, dann gegen die Slaven. Kaiser Arnulf schloß sogar ein Bündnis mit den Magyaren, um mit ihrer Hilfe die Mähren zu bekämpfen. Die Rechnung war falsch, denn die Ungarn kamen den Deutschen selbst auf den Hals; allein das war nur vorübergehend. Die Hauptbedeutung der Ungarn ist doch die geblieben, daß sie wie ein Keil die gesamte Slavenwelt in zwei Teile gespalten haben. Das macht sie ohne weiteres zu den natürlichen Freunden der Germanen. In dem gleichen Lichte könnte man auch die Türkenherrschaft betrachten. Uns Deutschen haben schließlich die Osmanen nicht viel geschadet. Die Zerstörungszüge, die ja allerdings bis ins Herz des Habsburgerstaates führten, ja, 1476, bis vor die Mauern von Salzburg, waren doch nur kurzlebiger Art; lediglich die Siebenbürger hatten die Wut der Janitscharen zu büßen; die Leiden der Stadt Preßburg, der Stadt Wien und des Klosters Melk gingen bald vorüber. Wohl aber hat der Sultan ein halbes Jahrtausend hindurch die Südslaven niedergehalten und hat dadurch die Germanisation der Slaven des Habsburgerstaates in einem weiten Maße ermöglicht. Mit dem Sinken des Halbmondes fällt das Aufsteigen der Slaven zeitlich zusammen. So betrachtet, war es schließlich auch kein überragender Gewinn, daß Morosini und Prinz Eugen den Großherrn demüthigten, denn am letzten Ende kam dies den Russen zugute, während Osterreich unter die Vorherrschaft von Pest geraten und die Macht Venedigs überhaupt verschwunden ist. Freilich wäre alles anders geworden, wenn man folgerichtig auf der Grundlage, die Prinz Eugen geschaffen, weiter fortgebaut hätte. Zweimal war Serbien schon in der Gewalt der Habsburger, und bereits 1687 ist ein Unterfeldherr des Markgrafen von Baden bis nach Prizrend vorgedrungen. Angesichts der jüngsten Begebenheiten kann es im Interesse des Deutschtums bedauert werden, daß man sich Serbien und das Gebiet von Prizrend wieder aus den Händen gleiten und dort eine den Habsburgern feindliche Macht entstehen ließ.

Abermals wie zur Römerzeit war der ganze Balkan unter einer einheitlichen Regierung; abermals konnten die Zölle und konnten alle Verkehrs-

störungen beseitigt werden. Wenn der Kampf gegen den Straßenraub, wenn die Sicherung des Verkehrs nicht so gründlich war, wie zur Zeit der römischen Kaiser, so hatte andererseits jetzt der Balkan den Vorteil, nicht das Neben-, sondern das Hauptland eines Imperiums zu sein. Von Dalmatien und Ungarn, von Rumänien und der Ukraine strömten ebenso die Waren und die Tributzahlungen nach Konstantinopel, wie von den asiatischen und afrikanischen Provinzen. Einen mittelbaren Gewinn davon haben denn doch auch die unterworfenen Balkanier gehabt, obschon im übrigen die Türken weder dem Handel noch dem Ackerbau besonders günstig waren. In ihrer Weise haben die Osmanen den halb rohen Bewohnern der Moldau und Walachei, wie Altserbiens und Albaniens sogar eine höhere Kultur, haben ihnen sicherlich bedeutendere Kenntnisse von der weiten Welt gebracht, als sie bisher besaßen. Nicht minder gaben sie ihnen mehr Spielraum, sich zu betätigen. So mancher Serbe, so mancher Skiptetar stieg zum Pascha, ja zum Großvezier empor und konnte sich so mehr ausleben, konnte mehr wirken, als ihm dies in der engen Heimat möglich gewesen. Auch darf man ja nicht glauben, daß der Gegensatz zwischen Christentum und Islam noch so schroff war, wie in der ersten Hälfte der Kreuzzüge. Der allerchristlichste König von Frankreich schloß ja sogar ein Bündnis mit dem Sultan gegen den Papst, und christliche Künstler und Handwerker, wie auch Krieger und Politiker trugen gar kein Bedenken, in den Dienst des Padischah zu treten. Selbst ein Leonardo da Vinci hat ja mit Ägypten verhandelt mit der Absicht, dort technische Werke auszuführen. An so mancher Moschee, wie später am indischen Tadsch Mahal, haben abendländische Künstler mitgearbeitet. Jedenfalls erwies sich die Verbindung orientalischen Geistes mit okzidentalischem fruchtbar, und in Konstantinopel erblühte ein Leben, eine Kunst und eine Pracht, die selbst von der gleichzeitigen in Rom nicht übertroffen wurde.

Als die türkische Flut schwächer wurde und dann in Ebbe umschlug, tauchten allmählich fremdrassige und fremdgläubige Inseln aus dem Meere des türkischen Islams empor. Zuerst wurde Serbien halbwegs selbständig. Darauf Griechenland vollständig; es folgte Rumänien, und 1870 wurde den Bulgaren ein eigenes Erarchat zugebilligt. Epoche machte der Krieg von 1877. Von nun an ging es mit der Türkei reißend abwärts. Die ehemaligen Rajah errichten rings an der Peripherie des Balkans unabhängige Staaten, und die Christen, die noch unter dem türkischen Joch seufzten, blickten sehnsüchtig nach jenen Nationalstaaten ihrer Volksgenossen. Von Außenseitern, die sich beständig einmischen, werden Rußland und England besonders belangreich. Der Zusammenbruch von 1912 krönt die Unabhängigkeitsbestrebungen eines ganzen Jahrhunderts.

Die Gesamtbevölkerung des Balkans ist trotz zahlloser Wirren und Mezeleien auf das Dreifache von dem angewachsen, was sie in der glücklichen Römerzeit war, auf 25 bis 27 Millionen. Von dieser Gesamtziffer gebühren den Slaven etwa $10\frac{1}{2}$ Millionen, wenn man zwar die Dalmater, Herzegowzen und Bosniaken, aber nicht, wie manche tun, auch die Slowenen mitrechnet. Die Mehrheit ist also auf seiten der Nichtslaven. Aber noch mehr: auch der Panславismus ist gescheitert. War schon der Balkanbund

durchaus nicht ein Zusammengehen bloß slavischer Völker, so trägt die jetzige Gruppierung noch viel weniger einen ausgesprochen slavischen Charakter. Bulgarien hat sich der Türkei und Österreich genähert und nicht minder den Albanern, Serbien geht mit Griechenland, während Rumänien, der gegenwärtig ausschlaggebende Staat in Südosteuropa, bisher mit kühler Meisterschaft eine bestimmte Stellungnahme vermieden hat.

In der Hauptsache sind die neuen Herrscher auf dem Balkan, wenn auch meist aus nordischen Geschlechtern stammend, doch weder Eroberer noch, wie früher die Janarioten in Rumänien und die einheimischen Fürsten meist im 19. Jahrhundert, Satrapen, sondern Volksherrscher. Auch ist in den neuen Staaten überall ein ganz bestimmtes Volkstum vorwaltend. Damit ist jedoch noch keineswegs gesagt, daß nicht doch auch gegenwärtig noch eine sehr bunte Mannigfaltigkeit in der ethnologischen Zusammensetzung andauere. Bei den meisten Staaten nimmt das Fremdelement mehr als ein Viertel der Gesamtbevölkerung ein; in Montenegro ist gar noch nicht einmal die Hälfte eigentlich montenegrinisch, das heißt serbischer Art und Zunge. Am einheitlichsten von sämtlichen Balkanterritorien sind in ethnologischer Beziehung die österreichischen Provinzen, da sie fast ausschließlich von Serben bewohnt sind; allein gerade dort ist ja, falls anders nicht demnächst der Trialismus eingeführt wird, von einem Nationalstaate keine Rede. Den zweiten Platz an Einheitlichkeit kann das neue Albanien beanspruchen, das am 7. März 1914 in Wilhelm zu Wied seinen ersten selbständigen Fürsten erhielt. Denn von der Gesamtbevölkerung des Fürstentums machen die Albaner, deren verschiedene Mundarten sich weniger voneinander unterscheiden, als Platt- von Hochdeutsch, beinahe sechs Siebentel aus, während das restliche Siebentel sich auf verschiedene Fremdrassen, auf Griechen, Koniatschi (türkisch redende Leute, deren Vorfahren aus Konia einwanderten), Kuzowlachen und Bulgaren verteilt. Außerdem spielt dabei noch der günstige Umstand mit, daß die Kuzowlachen, deren Kopffzahl auf Hunderttausend zu schätzen ist, zu den besten Freunden der Albaner gehören. Wie es auch immer dem Fürsten zu Wied ergehen möge: darüber kann gar kein Zweifel obwalten, daß Albanien selbst, zumal es von England gestützt wird, sich als ein eigener, unabhängiger Staat behaupten werde.

Ein Jahr trennt uns bereits von den zerschmetternden Niederlagen, die der Hohen Pforte in Europa zugefügt wurden, und wir sind daher wohl schon in der Lage, die Ursachen, die zu dem Zusammenbruche führten, halbwegs mit Klarheit zu erkennen. Es kamen drei Ursachen zusammen, um den Padischah von seiner Höhe hinabzustürzen. Einmal waren die Türken selbst ermattet; sie haben ihren Lebenstag gehabt, einen ruhmvollen, wie er nicht jeder Nation beschieden ist. Wie man sich aber zu Tode siegen kann, so hat das Herrschen und Regieren die Kräfte der Türken gewaltig in Anspruch genommen; namentlich die stets offene Wunde im arabischen Yemen und das Chronischwerden der Aufstände in anderen Provinzen sogen an ihrem Marke. Nicht minder Epidemien und gefährliche Krankheiten, wie die Lues, wenn ich auch das Urteil von Düring Pascha für stark übertrieben halte. Jedenfalls ging es den Türken nicht so gut, wie den Hindu und den Chinesen, die trotz

staatlichen Niederganges doch an Volkskraft gewachsen sind. Die zweite Ursache war das unaufhaltsame Wachstum der Rajavölker, die genau so den Leib der Türkei zersprengten, wie Riefeln, die ihre Wurzeln in einen Felsen treiben. Die dritte Ursache war allgemeiner Art. Sie ist in dem weltweiten Aufschwunge der Weißen begründet. Seit der Gründung der Vereinigten Staaten und der neuen kolonialen Ausdehnung der Engländer, Russen und Franzosen, die mit den Napoleonischen Erschütterungen anhebt, wird die Welt des Okzidents immer größer auf Kosten des Orients. Nach der Besetzung Sibiriens und Inselasiens und dann Indiens wird Afrika unter die Europäer aufgeteilt. Hierauf, ja noch gleichzeitig damit erfolgt der Ansturm gegen Asien. Japan und China werden zwangsweise dem Weltverkehre und der neuzeitlichen Zivilisation geöffnet; das indische Imperium der Briten gewinnt immer mehr an Boden, einheimische Herrscher verdrängend; Frankreich läßt sich in Tonkin, Annam und Kambodscha nieder; endlich fällt Persien zwei europäischen Großmächten zur Beute. Den Abschluß dieser Entwicklung bedeutet die Durchdringung und Erschütterung der Türkei durch die Kräfte des Westens. Die Eifersucht zwischen den einzelnen Mächten des Abendlandes, wie sie gegenwärtig zwischen dem Dreibunde und Dreiverbände besteht, hat zwar ein Jahrhundert lang den Zusammenbruch aufgehalten, aber dann zuletzt, als der Fall hoffnungslos schien, nur dazu beigetragen, das Ergebnis zu beschleunigen.

Die zukünftige Entwicklung des Balkans bewegt sich auf den Linien des Nationalismus. Eine Zusammenfassung, wie sie unter Alexander, den Römern, den Byzantinern im 11. Jahrhundert und zuletzt den Osmanen erfolgte, ist für alle absehbaren Zeiten endgültig vorüber. Jetzt gibt es nicht weniger als acht getrennte Staatsgewalten zwischen dem Schwarzen Meere und der Adria, Gewalten, die überwiegend auf volllicher Grundlage beruhen. Es ist möglich, daß die Zahl dieser Staaten sich noch verringert, daß namentlich im Nordwesten sich die Perser noch enger zusammenschließen; aber im Ganzen gehört die Zukunft des Balkans nicht der Einheit, sondern der Spaltung. Diesmal aber wird die Trennung mehr für die Erschließung, für die Kultur wirken als der Zusammenschluß; denn der Wettbewerb stachelt alle Kräfte an. Auf der anderen Seite geht kein weltgeschichtlicher Antrieb mehr vom Balkan aus, wie in der Blütezeit von Mykene und Athen, der Byzantiner und Osmanen; politisch wie kulturell ist jetzt der Balkan ein Vorwerk und ein Spielball, eine Tochtergründung und ein Ausbeutungsobjekt West-, Mittel- und Osteuropas. Wie aber die Rajavölker einst die Übergewalt des Padiſchah und des Islams brachen, so sprengt ihre wild stürmende Jugend vielleicht noch den stärkeren Ring, der sich jetzt um sie legt, zersprengt die Vormundschaft der Weltmächte und stört deren Konzert.

Eine neue Bibel.

Im Delphin-Verlag München ist unter dem Titel „Die Bibel. Eine moderne Bearbeitung und Nachdichtung von Paul Raegi“ der erste Band einer neuen Bibelübertragung erschienen. Er enthält die Mehrzahl der alttestamentlichen Bücher in gefürzter Form. Wenn an dieser Stelle von dem genannten Werk die Rede sein soll, so geschieht dies nicht, weil diese „Nachdichtung“ als solche außergewöhnliche Beachtung verdiente, sondern lediglich in Anbetracht ihres ehrwürdigen Gegenstandes und der verwirrenden Anpreisungen, mit denen sie in die Welt gesandt und von einem Teil der Presse weiterempfohlen worden ist.

Eine Zweitübersetzung oder -übertragung ist dann berechtigt, wenn sie irgend eine Verbesserung oder Ergänzung der ersten bringt. Die Ergänzung der Lutherübersetzung, die Raegi für sich in Anspruch nimmt, bezeichnet er in seinem Nachwort folgendermaßen: „Ich meinstetils habe mir genug getan mit dem Bestreben: den Geistes- und Stimmungsgehalt ausleben zu lassen in unserer Sprache, in Rhythmus und lyrischem Schwung. Denn ich habe nicht (wie der Wissenschaftler) den Ehrgeiz gehabt: Die Bibel zu schaffen, sondern nur: Eine berechtigte neben andern: neben der Bibel des Frommen und des Gelehrten die des Künstlers und kindlichen Menschen . . . Ich hatte nicht nur ein Sein zu reproduzieren, sondern ein Werden, eine organische Entwicklung . . . es gehört deshalb mit zu meinem Stil, das Anorganische, die Willkür, das Gestrüpp (nämlich Anekdote und Episode) zurückzuschneiden auf ein erträgliches Maß . . . Man wird mir Luthers Klassizität vorhalten. Ich beuge mich rückhaltlos vor seiner gewaltigen Kraft. Nur wolle man doch nicht übersehen, daß Luther, der Schöpfer einer Sprache, zu seiner Zeit auch modern gewesen, noch um vieles moderner und unerschrockener als ich. Und: daß das Rezept, das ich befolgt habe bei meinem Streben nach edler Volkstümlichkeit der Sprache, gerade aus Luthers Munde stammt: schau dem Volk aufs Maul! . . . für Luther und seine Zeit ist die Bibel Gottes Wort gewesen. Ans, soweit wir auf dem Boden moderner Erkenntnisse stehen, ist sie Literatur.“

Also nach drei Richtungen hin will Raegi ergänzend wirken: poetisch, kompositorisch und sprachlich. Die alten Geschichten sollen in seiner Übertragung ihren vollen Geistes- und Stimmungsgehalt hergeben, einen organisch entwickelten Stoff darstellen und in einer Sprache von edler Volkstümlichkeit erzählt werden. Von diesen drei Gesichtspunkten wird auch eine Beurteilung von Raegis Nachdichtung auszugehen haben. Nicht auf genaue Übersetzung legt der Bearbeiter Wert — dafür verweist er uns an den Philologen —, sondern ausdrücklich und ausschließlich auf die künstlerische Qualität der Übertragung. Nur von dieser soll also bei einem Vergleich mit Luthers Übersetzung die Rede sein; denn „nur eines verlangt man mit Recht vom Künstler: unverfälschte, klare, beherrschte Wiedergabe seiner Intentionen,“ sagt Raegi. Wir legen dem Vergleich die Geschichte vom Sündenfall, auch als Mythos eine der ergreifendsten Erzählungen, zugrunde und lassen sie in Luthers Übersetzung, wie sie die britische Bibelgesellschaft herausgibt, und in Raegis Nachdichtung folgen.

Luther.

1. Und die Schlange war listiger, denn alle Tiere auf dem Felde, die Gott der Herr gemacht hatte, und sprach zu dem Weibe: Ja, sollte Gott gesagt haben: Ihr sollt nicht essen von allerlei Bäumen im Garten?

2. Da sprach das Weib zu der Schlange: Wir essen von den Früchten der Bäume im Garten;

3. Aber von den Früchten des Baums mitten im Garten hat Gott gesagt: Esset nicht davon, rühret es auch nicht an, daß ihr nicht sterbet.

4. Da sprach die Schlange zum Weibe: Ihr werdet mit nichten des Todes sterben;

5. Sondern Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgetan, und werdet sein wie Gott, und wissen, was gut und böse ist.

6. Und das Weib schauete an, daß von dem Baum gut zu essen wäre, und lieblich anzusehen, daß es ein lustiger Baum wäre, weil er klug machte; und nahm von der Frucht, und aß, und gab ihrem Manne auch davon, und er aß.

7. Da wurden ihrer beider Augen aufgetan, und wurden gewahr, daß sie nackt waren; und flochten Feigenblätter zusammen, und machten ihnen Schürzen.

8. Und sie hörten die Stimme Gottes des Herrn, der im Garten ging, da der Tag kühl geworden war. Und Adam versteckte sich mit seinem Weibe vor dem Angesichte Gottes des Herrn, unter die Bäume im Garten.

9. Und Gott der Herr rief Adam und sprach zu ihm: Wo bist du?

10. Und er sprach: Ich hörete deine Stimme im Garten und fürchtete mich, denn ich bin nackt; darum versteckte ich mich.

11. Und er sprach: Wer hat dir's gesagt, daß du nackt bist? Hast du nicht gegessen von dem Baum, davon ich dir gebot, du solltest nicht davon essen?

12. Da sprach Adam: Das Weib, das du mir zugesellt hast, gab mir von dem Baum, und ich aß.

13. Da sprach Gott der Herr zum Weibe: Warum hast du das getan? Das Weib sprach: Die Schlange betrog mich also, daß ich aß.

Raegi.

Unter den Tieren des Feldes war auch eine Schlange. Die war arg listig. Sie redete zum Weib: „Ist's wirklich wahr? Hat Gott euch die Früchte verboten?“ „Bewahre!“ sagte das Weib. „Wir essen fröhlich. Einzig vom Baum der Erkenntnis nicht / wir müßten sterben!“ „Was!“ rief die Schlange, „sterben? Nein! Sondern weil euch die Augen aufgingen, und wäret wie Götter: wüßtet, was gut und böse / drum sollt ihr nicht essen!“ Das Weib schaute hin: er hing voller Früchte / ein prächtiger Baum! Und so klug machte er? Sie reckte die Hand. Und brach eine Frucht. Kostete. Und brachte dem Mann. Der aß auch / Da gingen ihnen die Augen auf. Und wurden gewahr, daß sie nackt waren. Und flochten sich Schürzen von Feigenblatt.

Am Abend hörten sie Gott im Garten. Da versteckten sie sich. Aber Jahwe rief: „Wo bist du, Adam?“ Der Mensch trat hervor: „Ich schämte mich, weil ich nackt bin.“ „Wer hat dir's gesagt?“ fragte Gott. „Oder / hast du gegessen vom Baum der Erkenntnis?“ „Das Weib,“ sagte Adam, „das du gemacht hast, gab mir davon.“ Da wandte Gott Jahwe sich an das Weib: „Was hast du getan?“ „Die Schlange,“ klagte das Weib, „die Schlange betrog mich!“ Da strafte Jahwe die Schlange: „Verflucht seist du! Auf dem Bauch sollst du kriechen und Erde fressen dein Leben lang! Feindschaft soll sein zwischen dir und dem Weib, deinem Samen und ihrem Samen. Sein Fuß wird dich treten / dein Zahn wird ihn treffen.“ Zum Weib sprach Gott: „Du aber gebäre mühsam Kinder! Sehne dich nach dem Mann, der dich meistere!“ Zu Adam sprach Gott: „Weil du gehorcht hast dem Locken des Weibes / sei dein Acker verflucht! Im Schweiß deines Angesichts isst dein Brot, bis du wieder zur Erde wirfst, davon du genommen!“

14. Da sprach Gott der Herr zu der Schlange: Weil du solches getan hast, feist du verflucht vor allem Vieh, und vor allen Tieren auf dem Felde. Auf deinem Bauch sollst du gehen und Erde essen dein Leben lang.

15. Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, und zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Derselbe soll dir den Kopf zertreten; und du wirst ihn in die Ferse stechen.

16. Und zum Weibe sprach er: Ich will dir viele Schmerzen schaffen, wenn du schwanger wirst; du sollst mit Schmerzen Kinder gebären, und dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein, und er soll dein Herr sein.

17. Und zu Adam sprach er: Dieweil du hast gehorchet der Stimme deines Weibes, und gegessen von dem Baum, davon ich dir gebot, und sprach: Du sollst nicht davon essen; verflucht sei der Acker um deinetwillen, mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Leben lang.

18. Dornen und Disteln soll er dir tragen, und sollst das Kraut auf dem Felde essen.

19. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist. Denn du bist Erde, und sollst zu Erde werden.

Richten wir nun unsere Aufmerksamkeit auf die Wiedergabe des vollen Geistes- und Stimmungsgehaltes. Da diese, so sehr sie die Einheitlichkeit der Wirkung bezweckt, durch die feinen Nuancierungen der Einzelheiten erreicht wird, sollen einige Abweichungen im Detail unserer Prüfung unterliegen. In Vers 8 schreibt Luther: „Und sie hörten die Stimme Gottes des Herrn, der im Garten ging, da der Tag kühle geworden war.“ Der ganze Schauer der abendlichen Stimmung und der Stimmung dieses außergewöhnlichen Abends liegt in den Worten. Bei Raegi heißt es: „Am Abend hörten sie Gott im Garten.“ Die Zeitangabe ist hier willkürlich geworden und darum unnützlich; denn die Stimmung der Stunde fehlt. Dichter wie Luther und die hebräischen Sänger haben ihre Details nicht willkürlich gewählt. Anschließend erzählt Luther: „Und Adam versteckte sich mit seinem Weibe vor dem Angesichte Gottes des Herrn unter die Bäume im Garten.“ Das ist bildhaft. Und die Nachdrücklichkeit der Worte „vor dem Angesichte Gottes des Herrn“ läßt uns die Majestät des Gefürchteten und die Angst der Sündigen fühlen. Raegi glaubt, den vollen Stimmungsgehalt mit den Worten auszuschöpfen „Da versteckten sie sich.“ Vers 12 heißt bei Luther: „Da sprach Adam: Das Weib, das du mir zugesellt hast, gab mir von dem Baum, und ich aß.“ Der Angeklagte sucht sich zu verteidigen, indem er die Schuld auf den Ankläger wirft „Das Weib, das du mir zugesellt hast“. Raegi sagt: „Das Weib, das du gemacht hast,“ und schwächt damit den geistigen Gehalt der Rede, ihren ängstlichen, versteckten Ausrede- und Gegenanfrageversuch ab. Ähnliche Ver-

kümmernungen des Textes finden wir in Vers 11 und Vers 13. Hier ist die mit schmerzlichem Nachdruck gestellte Frage „Warum hast du das getan?“ durch die bei bekanntem Tatbestand unangebrachte Frage „Was hast du getan?“ ersetzt. In Vers 11 geht bei Raegi nicht nur der zornige Nachdruck der Rede verloren, sondern die drohende Scheinfrage Gottes, die seine Allwissenheit voraussetzt, ist in eine nüchtern-sachliche Verhörsfrage ohne Empfindungston umgewandelt. Inwiefern der Geistesgehalt des göttlichen Fluches Vers 14—19 in Raegis Verszeilen ausgeschöpft ist, mag der Leser am Beispiele prüfen.

Wenn wir die organische Entwicklung des Stoffes, die kompositorischen Vorzüge verfolgen wollen, so müssen wir einen Hauptteil der Konstruktion ins Auge fassen. Nehmen wir das Fundament, die drei ersten Kapitel des ersten Buches Moses, und betrachten wir ihren Aufbau in Luthers und in Raegis Wiedergabe.

In Luthers Übersetzung wird nach einer überschriftartigen Einleitung „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“ der Zustand der Dinge beschrieben im Moment, bevor die Handlung einsetzt, so daß der Leser von Anfang an über die Vorbedingungen der nachfolgenden Geschehnisse unterrichtet ist: die Erde ist wüste, leer und finster. Dann wird derjenige genannt, der die vorbereitende Handlung führen soll: „und der Geist Gottes schwebete auf dem Wasser“. Mit den Worten „Und Gott sprach“ hat diese Handlung auch schon begonnen. Und nun wird in einer ebenmäßigen Ordnung von sieben Zeilen, die der Dichter Tage nennt, der Aufbau des Universums skizziert, vom Werden des lebenspendenden Lichtes, über die Entwicklung des Mineral-, Pflanzen- und Tierreiches hinweg bis zur Erschaffung des Menschen. Schwer und schön, wie ein krönender Schlußstein, steht am Ende des ersten Kapitels das Wort: „Und Gott sahe an alles, was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut.“

Im zweiten Kapitel wird der Horizont verengert und auf das Feld der nachfolgenden Geschehnisse, den Garten Eden, beschränkt, so daß zu Ende dieses Kapitels alles so weit ist, um die eigentliche Handlung beginnen und ihren Gang gehen zu lassen — ein logisch künstlerisches Verfahren, wie es zu allen Zeiten das Rezept der Epiker gewesen ist.

Was stellt Raegi dieser Form an organischer Entwicklung des Stoffes entgegen? Die Überschrift seines ersten Abschnittes „Wie alles Bestehende geworden“ (ist), läßt auf eine umfassende und wohlgerundete Darbietung schließen.

Er beginnt seine Bibel mit den Worten „Noch hatte Gott Jahwe nicht regnen lassen. Kein Strauch stand auf Erden. Kein Kraut war gewachsen. Da brach ein Strom hervor aus der Erde. Und tränkte das Land.“

„Und Gott Jahwe nahm Erde vom Acker. Und formte den ersten Menschen. Der sollte das Land bebauen.“

Die Willkürlichkeit dieses armseligen Bibelanfanges ist um so erstaunlicher, als sie weder der Überzeugung eines Bibelregenerators nach wissenschaftlichen Grundsätzen noch der Aufgabe eines, der für „Künstler und kindliche Menschen“ schreibt, entspricht. Denn gibt es für den Künstler ein größeres Argerniß, als dieses, das Erhabene vermittelmäßig zu sehen?

Warum also diese anspruchsvolle Willkürlichkeit, die mit dem Programm eines organischen Aufbaues so sehr in Widerspruch steht? Raegi verfolgt augenscheinlich mit seiner Einleitung den Zweck, den Menschen als den Behauer des Landes, nicht als den „zum Bilde Gottes“ Geschaffenen einzuführen. Abgesehen davon, daß sich auch mit dieser Auffassung ein harmonisches, mit zwingenderer Notwendigkeit aufgebautes Bibelfundament als das vorliegende hätte errichten lassen, so bleibt doch wohl für den „Künstler und kindlichen Menschen“ zu allen Zeiten das Wort „Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde“ über jede andere Auffassung des menschlichen Zweckes, vor allem aber über die utilitaristische, erhaben.

In den folgenden Abschnitten, die an Stelle von Luthers zweitem Kapitel des ersten Buches Moses stehen, fällt zunächst das der Raegischen Zweckbestimmung des Menschen entsprechende Wort auf, das als Abschwächung wieder einen künstlerischen Verlust bedeutet: „Er blies ihm Odem in seine Nase, so wurde der Mensch ein lebendiges Wesen.“ Bei Luther heißt die Stelle: „Und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase, und also ward der Mensch eine lebendige Seele.“ Dann werden in kurzen Sätzen die Ereignisse in dieser Reihenfolge aufgezählt: Gott pflanzt den Garten Eden (nachdem bis jetzt vom Vorhandensein von Vegetation überhaupt nur in verneinendem Sinne die Rede war) und setzt den Menschen hinein, beschließt, ihm Gefährten zu schaffen, und formt Tiere. Diese sind dem Menschen jedoch keine Gespielen, und Gott baut das Weib.

Es ist nicht allzu verwunderlich, wenn in diesem willkürlichen, zerstückten Aufbau sich die Zeiten verschieben und Gott selber als ein Irrender dasteht, der Tiere schafft, nachdem er zu sich gesagt hat: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei! Ich muß etwas schaffen, das zu ihm paßt.“ Bei Luther heißt die Stelle mit dem bezeichnenden rückgreifenden Plusquamperfektum in Vers 19: „Und Gott der Herr sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei.“

Vers 19. „Denn als Gott der Herr gemacht hatte von der Erde allerlei Tiere . . .“ Hier entspricht die Zeitenfolge einem logisch aufgebauten Inhalt. Zu vergleichen wäre noch das göttliche „ich will“ bei Luther und das ungöttliche „ich muß“ bei Raegi. Sei diese Änderung nun als gedankenlose Willkür oder als Absicht im Sinne eines modernen Dogmas aufzufassen, jedenfalls wirkt sie unfünstlerisch als Abschwächung der Merkmale von Göttlichkeit.

Wir gelangen zu dem Schluß, daß der Bearbeiter, wenn er im Nachwort von der organischen Entwicklung des Ganzen spricht, jene äußerliche Anordnung meint, die er dem Stoffe gibt, indem er die Schicksale eines Volkes, eines Königshauses unter einer Überschrift zusammenfaßt und durch Kürzungen und Umstellungen übersichtlicher und verständlicher zu machen sucht, während sie in der Lutherbibel in den Büchern Samuels, der Richter, der Könige, der Chronik zerstreut sind, je nach den Aufzeichnungen dieses und jenes hebräischen Verfassers. Diese Tätigkeit des Ordners nach dem Prinzip geschichtlicher Übersichtlichkeit schließt aber nicht jenes tiefere, geistige, wahrhaft künstlerische Organisieren ein, das aus der einheitlichen Weltanschauung des Dichters entspringt und das wir bei Luther bis ins Detail der Form hinein wahrnehmen. Mögen bei ihm die Geschichten in verschiedene Bücher zerstreut und von verschiedenen Verfassern erzählt und ausgeschmückt sein, sie tragen doch alle das Zeichen eines und desselben Organismus, eines gewaltigen Geistes, der alles, was durch das Reich seiner Kraft geht, in seinem lebendigen Feuer einschmilzt und ihm seinen Stempel aufprägt. Dieser organischen Einheitlichkeit des Stoffes im höheren Sinne gegenüber klingt es befremdlich, ja grotesk, wenn der moderne Bearbeiter sich vermißt, „das Anorganische, die Willkür zurückzuschneiden auf ein erträgliches Maß“.

Es bleibt uns nur noch übrig, am Beispiel der Geschichte vom Sündenfall die vom Bearbeiter angekündigte „edle Volkstümlichkeit der Sprache“, den „Rhythmus und lyrischen Schwung“ zu beobachten. Oder sollten wir von so hohen Forderungen absehen, obwohl uns Raegi selbst darauf hinweist, und von der Sprache des Nachdichters zunächst ganz bescheiden nichts weiter als Korrektheit verlangen? Prüfen wir einige Stellen auf diese Eigenschaft hin, ehe wir den sprachlichen Eindruck des Ganzen auf uns wirken lassen. In Vers 1 sagt Luther: „Und die Schlange . . . sprach zum Weibe“. Raegi setzt: „Sie redete zum Weib“, obgleich das Zeitwort „reden“ als Einleitung zur direkten Rede nicht deutscher Sprachgebrauch ist. Der Satz: „Sondern weil euch die Augen aufgingen, und wäret wie Götter: wüßtet, was gut und böse / drum sollt ihr nicht essen!“ stellt grammatikalisch eine Anarchie dar. Nicht viel besser steht es um den verkümmerten, subjektlosen

Satz: „Einzig vom Baum der Erkenntnis nicht / wir müßten sterben.“ Grammatikalische Fehler einfachster Art sind: „Sie reckte die Hand“ statt „sie reckte die Hand aus“ und „Schürzen von Feigenblatt“ statt „von Feigenblättern“ oder, wenn die Einzahl gewünscht wird, „von Feigenlaub“. Der Ausdruck „Dein Zahn wird ihn treffen“ geht nicht an, da nur trifft, was geworfen oder in wurfähnlicher Weise bewegt werden kann. Auffallend ist die Verkümmern der Flexionsendungen; das e im Dativ ist trotz seiner nicht nur grammatikalischen, sondern auch rhythmischen und sprachcharakterisierenden Bedeutung meistens weggelassen worden. Vernachlässigt oder ganz beiseite gelassen sind auch die für die Logik der Sprache entscheidenden Bindewörter. Absichtliche Satzverstümmelungen wie: „Und brach eine Frucht. Kostete. Und brachte dem Mann,“ bilden ein Charakteristikum dieser Schreibweise.

Aber sehen wir von den Einzelheiten ab und richten wir den Blick auf das Ganze. Welche Sprache ist deutsch, die volltönige, klargegliederte Martin Luthers oder die der abgehackten Satzstummel von Paul Raegi? Wessen Sprache hat Rhythmus und edle Volkstümlichkeit für das Ohr des Deutschen von heute? Und welche haben unsere großen Sachverständigen, Goethe, Kleist, Gottfried Keller, Fontane, als Ausdruck deutscher Art anerkannt, die satte, reichgegliederte, alle Möglichkeiten des Satzgefüges ausschöpfende, oder eine kurzatmige, durch Auslassungen verkümmerte, von Schlüsselpunkten mitten im Satz zerrissene? Und wenn diese Ubart unserer Sprache Elemente des modernen Wesens zum Ausdruck bringen sollte, sind es diejenigen, die sich eignen, unsere größten Überlieferungen einer kommenden Zeit zu übermitteln? Oder beruht nicht Raegis Übertragung auf einer Verkennung der künstlerischen Grundfrage? Der Bearbeiter wollte ein großes Bruchstück der Bibel in modernem deutschen Sprachgeist wiedergeben. Er glaubte, diesen Sprachgeist in jenem Deutsch erfaßt zu haben, das in der Großstadt, wo Handel und Verkehr das Leben beherrschen, gesprochen und in den Feuilletons mittelmäßiger Schriftsteller reproduziert wird, einer abgekürzten, etwas nachlässigen und saloppen, in der Nuancierung mit der Mode des Tages sich verändernden, in Wechseleinfluß mit der Durchschnittsliteratur des In- und Auslandes stehenden, leicht jargonhaften Cafésprache. Nun mochte dem Bearbeiter die instinktive Empfindung seines Irrtums gekommen sein, der darin besteht, das Heldenepos, den Mythos, die religiöse Lyrik in der Sprache hastender Großstädter und eilfertiger Romanschreiber wiedergeben zu wollen. Am dennoch künstlerisch zu wirken, hat er das für geschäftige Handlungsgehilfen brauchbare Ausdrucksmittel stilisiert und methodisiert und es damit unerträglich gemacht. Und immer noch hat er kein Band zwischen dieser Form und den Heldenepen ferner Zeiten gewonnen. Und doch ist unsere heutige deutsche Sprache, die noch alle Grundzüge der lutherischen trägt, wohl geeignet, auch alten Mythen und Heldenliedern neue Fassung zu geben. Aber sie ist es durch Mund und Wesen eines Dichters, heute wie allezeit.

Raegis Versuch richtet sich selber vor dem vergleichenden Leser. Der Kritik aber möchte man wünschen, daß sie sich nicht von Reklamegeschrei und Vor- und Nachworten verwirren ließe, sondern sich bewußt wäre, was sie von einem Schriftsteller zu verlangen hat, der für sich beansprucht, das höchste und zugleich populärste Geistesdokument der heutigen Kulturwelt in veränderter, eigener Fassung seinen Sprachgenossen zu bieten.

Ruth Waldstetter.

¹⁾ Obiger Artikel ist Anfang Januar verfaßt worden; inzwischen haben sich einige vereinzelt Pressestimmen in ablehnender Weise gegen Raegis Bibel hören lassen.

Literarische Rundschau.

Römische Charakterköpfe.

Römische Charakterköpfe. Ein Weltbild in Biographien. Von Theodor Birt. Leipzig, Quelle & Meyer. 1913.

Es ist ein ganz eigenartiges Buch, das uns hier dargeboten wird — die Leser der „Deutschen Rundschau“ kennen es schon aus den Proben, welche ihnen in Band 154 (Januar und Februar 1913) zugänglich gemacht worden sind. Der angesehene Marburger Philologe, der soeben auch bei Beck in München ein anregendes und kenntnisreiches Werk über die Kritik und Hermeneutik des klassischen Altertums veröffentlicht hat, greift auf eine einst beliebte Methode geschichtlicher Belehrung zurück. Er will an einer Reihe biographischer Bilder den Leser lebensvoll einführen in die römische Geschichte, deren Hauptmomente eben an diesen Personen, ihren Absichten, ihrem Gebaren und ihren Taten anschaulich gemacht werden sollen. Birt selbst erinnert an Cornelius Nepos, den er mit dem zutreffenden Beiwort „dürftig“ abtut, dann an Plutarch, den er mit Recht als „einen der edelsten Essayisten“ rühmt, endlich an Sueton, „dem es an eigentlicher Vertiefung fehlte und der deswegen seiner biographischen Aufgabe nicht gewachsen war“. Birt ist der Ansicht, daß den bisherigen Darstellungen, auch den besten, oft noch die Deutlichkeit, ja auch die überzeugende innere Wahrheit fehle, wenn nicht gar schrullenhafte Verzeichnungen vorliegen; denn diese Darstellungen isolieren die großen Figuren nicht genug, belichten sie nicht scharf bis in ihre Lebenswurzeln, verflechten sie zu eng mit der großen Staatsgeschichte. Indem er aber Scipio den Aeltern, Cato den Zensor, die beiden Gracchen, Sulla, Lucretius, Pompejus, Cäsar, Mark Anton, Octavianus Augustus, Claudius, Titus, Trajan, Hadrian und Mark Aurel jeden scharf für sich herausarbeitet, will er doch zugleich ein ununterbrochenes Bild der römischen Entwicklung zeichnen. Er will endlich erkennbar machen, daß in Rom nicht etwa die guten und die schlechten Herrscher wechselten wie das Wetter, sondern daß in der Aufeinanderfolge der so verschieden gearteten Männer eine innere Notwendigkeit waltete — gewiß ein fruchtbarer Gesichtspunkt, der alle Beachtung verdient.

Man darf sagen, das Buch Birts ist eine in gewissem Sinn glänzende und jedenfalls in hohem Maß anregende Lektüre, zu der er nicht bloß „den weiten Kreis der Gebildeten“, sondern auch „die Gelehrten und Fachmänner“ einlädt. Man sieht überall, daß der Verfasser eine große Belesenheit in den Quellen besitzt und die vielen Einzelzüge, die er mosaikartig zu Bildern zusammenfügt, von überall her fleißig und umsichtig zusammengetragen hat. So hören wir bei der Erwähnung von Cartago, daß man dort — aber doch wohl erst in römischer Zeit! — die schönsten Fischsaucen bereitete, welche das Altertum kannte; daß eine Aktiengesellschaft sie in Krügen über die ganze Welt versandte, daß dort die Rosen auch im

Winter blühten, daß man daselbst das Getreide in Speichern oder Silos fünfzig Jahre lang aufbewahren konnte. Die Anschaulichkeit der Schilderung ist denn auch groß, und wo der Historiker uns im Stich läßt, ruft Birt mit Recht den Dichter herbei, weil „ohne miterlebende Phantasie sich keine Personengeschichte schreiben läßt“. So werden uns die Römer der alten Zeit vorgeführt als „in Fell und Kappe gehüllt, struppig und ruppig und ziemlich ungewaschen, mit unsauberen Nägeln und großen Ohren, in Lehmhütten hausend, immer selbst zugreifend zum Schwert oder zur Mistgabel, hartknochige Naturen, ohne Schönheitsfuss, ohne alle Phantastik, auch ganz unmusikalisch, aber energisch, rasch zufahrend und das Gegenteil des Harmlosen“. Die subjektive Freiheit des Verfassers geht weit, und an manchen Stellen hat er unseres Ermessens daneben gegriffen. Wenn Scipio sich nicht gegen Hannibal nach Bruttium schicken ließ (S. 23), so war das Motiv gewiß nicht, „weil es ihm widerstrebte mit beizutragen zur Verwüstung des eigenen Heimatlandes“, der er ja durch einen Sieg über Hannibal am schnellsten ein Ende gemacht hätte; auch nicht, „weil er es viel schöner fand, abenteuernd ins ferne Ausland zu ziehen“, sondern weil er genau wie Hannibal und in dessen Spuren gehend davon überzeugt war, daß der volle Sieg nur vor den Toren der feindlichen Hauptstadt zu erzwingen war. Cato wurde nicht über 90 Jahre alt (S. 37), sondern nur etwa 85, und mit Karthagos Fall hatte die semitische Rasse auf dem Gebiet der Staatenbildung ihre Rolle keineswegs ausgespielt (S. 49); die Araber des Mittelalters haben das karthagische Vorbild weit überboten. Arminius hat auch nicht am Abend vor Ausbruch des Aufstandes mit Varus auf dem Raffell Alliso gespeist (S. 211); alle unsere Berichte zeigen, daß die Schlacht in dem Teutoburger Wald sich weit von Alliso abspielte und die Katastrophe gerade deshalb eintrat, weil das römische Heer die schützenden Wälder von Alliso nicht mehr zu erreichen vermochte: das dann nachher von seiner Besatzung geräumt werden mußte, weil es ohne Heer so wenig zu halten war, als das Heer Allisos entbehren konnte. Auch über die Zeichnung der Charaktere wird man mit Birt nicht immer einverstanden sein, so wenn er Augustus wiederholt glaubt als pedantisch bezeichnen zu sollen (S. 190, 192), während er einer der biegsamsten und geschicktesten Staatsmänner der ganzen Geschichte war, oder wenn er Scipio als einen verstockten Aristokraten ansieht, der den Gegensatz zwischen Vornehm und Gering verstärkte (S. 34). Aber neben solchen anfechtbaren Stellen steht eine Fülle treffender Urteile, lebensvoller Porträts und namentlich auch packender Vergleiche; es ist sehr gut beobachtet, daß an Augustus seine Selbsterziehung phänomenal war; und daß Birt den Brief oder die zwei Briefe Cornelias an ihren Sohn Gaius Gracchus fraglos als echt ansieht und daß er bezüglich der Auffassung von Hannibals Verhältnis zu Rom mit den Rhetorenmäuschen bricht und der von mir (Analekten 1886) und dann von Kromayer (Historische Zeitschrift 1909, Band 103) vertretenen Auffassung beitrifft, nach welcher Hannibal Rom nicht etwa vernichten, wohl aber ihm die Klauen gründlich stützen wollte, das werden wohl nicht bloß Kromayer und ich als einen Fortschritt der Erkenntnis ansehen. Trotz mancher Vorbehalte, die mehr Einzelheiten als das Wesen der Darstellung berühren, ist Birts Werk eine fesselnde und empfehlenswerte Lektüre von kühnem und frischem Wurf. Besonders hervorzuheben sind noch die 24 vorzüglichen Porträts, die in Lichtdruck dem Werke beigegeben sind.

Gottlob Egelhaaf.

Romain Rolland.

Paul Seippel: Romain Rolland. L'homme et l'Œuvre. Paris, Ollendorff. 1913.

„Wir heißen Euch hoffen“, war der Trost, den Carlyle in den Sternen las. Und „wir heißen Euch hoffen“, ist die Sprache Romain Rollands seinen Landsleuten und dem Auslande gegenüber.

War dieser Ruf nötig? Darüber kann man verschiedener Meinung sein, denn nur oberflächliche Beobachter werden das politische, geistige und kulturelle Leben Frankreichs für hoffnungslos gehalten haben. Immerhin: Frankreich weist seit vier Jahrzehnten eine Reihe beängstigender Symptome auf. Die Bevölkerungsabnahme, die Zerfahrenheit der Parteien, die ständigen Wechsel in der obersten Leitung — fluctuat nec mergitur! — nicht nur in den Personen, sondern auch in den leitenden Ideen, das Wiederaufleben des Revanchegedankens und die eigentümlich kriegerische Stimmung der gebildeten Jugend — das alles sind Erscheinungen, die auch den unparteiischen Beobachter nachdenklich stimmen können.

In Literatur und Kunst war das Bild wenig erfreulicher. Nicht, daß es an tüchtigen Talenten gefehlt hätte. An Zartheit der Empfindung, an Schönheit der Form, an Beweglichkeit des Geistes sind die Franzosen Meister geblieben. Aber es fehlte an jener sittlichen Kraft, die mutig vorwärts schreitet und vertrauensvoll einer besseren Zukunft den Weg bahnt. Oder vielmehr, es fehlte an einem Apostel dieser Kraft, der nicht gleichzeitig Nationalist oder klerikaler Reaktionsär war. Die Bourget und Barrès haben längst ihre Gemeinde, aber das den Traditionen der Revolution und Demokratie getreue junge Frankreich wird sich nicht um sie scharen. Soll sie ausschließlich der Schule eines Renan und Anatole France anheimsinken? Das eben möchte Romain Rolland und seine täglich an Ausdehnung und Tiefe gewinnende Gruppe verhindern.

Rolland stammt aus Clamecy (Morvan) und ist noch nicht fünfzig Jahre alt. Er studierte Philosophie und Geschichte, hatte aber von vornherein eine Leidenschaft für Musik, lehrte dann Musikgeschichte an der École normale und an der Sorbonne, um seit 1910 sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Außer seinem Hauptwerk, von dem noch zu reden sein wird, verdanken wir ihm auch Biographien von Händel, Beethoven, Tolstoi, Michelangelo, Millet, zwei Sammlungen dramatischer Szenen (Le Théâtre de la Révolution, les Tragédies de la Foi), zwei Bücher musikalischer Essais (Musiciens d'autrefois, d'aujourd'hui), einige ästhetische Versuche und zahlreiche Aufsätze. Was uns hier vor allem interessiert, ist das Zyklopenwerk des zehnbändigen Jean Christophe (Ollendorff)¹).

Was bedingte den buchhändlerischen Erfolg dieses Werkes, dessen Bände eine Auflage von 24 bis 40 Tausend erlebten? Und worin beruht der Wert dieses Wertes?

Es läßt sich äußerlich am besten mit einem deutschen Roman aus der guten alten Zeit vergleichen. Es hat formell und technisch alle Fehler und Vorzüge eines solchen. Man könnte an eine Übersetzung aus dem Deutschen glauben. Die Geschichte eines Lebens von der Wiege bis zum Grabe. Umständliche Beschreibung der Eltern und Großeltern des Helden. Kindheitseindrücke und Jugendstreiche in größter Ausführlichkeit. Eine verwirrende Fülle von Nebenpersonen, die in einem Bande auftauchen, um im nächsten durch andere ersetzt zu werden. Ein Sichverlieren in philosophische Betrachtungen, die uns vom stockenden Gang der Handlung weit abbringen. Liebevoller Zeichnung von Nebengestalten, die eine Zeitlang zu Haupt-

¹) Deutsch bei Rütten & Loening, Frankfurt a. M., von Grautoff, ebenda sein Beethoven.

personen werden. Ein Weiterspinnen der Lebensgeschichte in einer Weise, die ein Ende nicht voraussehen läßt: man hätte später, aber auch früher abbrechen können. Ein Einflechten von Sentenzen und Maximen, die einen Band für sich bilden könnten. Ein wohliges Sichausprechen des Verfassers über alles, was ihm am Herzen liegt, und ein Fortschreiten auf der einmal betretenen Bahn, ohne daß er selbst eine Ahnung hätte, wohin sie ihn führt und wie weit der Weg ist. Am Schlusse die überraschende Erklärung, das liege nun hinter ihm und sei ein überwundener Standpunkt, eine Einleitung zum neuen Schaffen in ganz anderer Weise. So fremd ist der Verfasser auf der langen Reise sich selbst geworden, daß er sein Werk kaum noch anerkennen will!

Wir haben hier also das genaue Gegenstück des typischen französischen Buches und seiner Vorzüge der straffen Komposition, Klarheit und Übersichtlichkeit, und man wird es den Franzosen nicht verübeln können, daß sie einem so grunddeutschen Romanzkyklus gegenüber zunächst verblüfft, teilweise auch erzürnt waren. Einige heftige Kritiken vom rein formalistischen Standpunkt aus muß man schon verstehen. Und doch dieser große Erfolg, die glühende Begeisterung der Jugend, die sich um den Lehrer schart, das Aufsehen des Auslandes, die warme und hohe Anerkennung von allen Seiten! Sie ist zweifellos verdient. Das Große in Rolland ist un-leugbar; treten wir ihm etwas näher.

Es ist zunächst sein weltoffener, weltbürgerlicher Geist, in Frankreich heute gewiß eine Seltenheit. Er ist viel gereist und im geistigen Leben des Auslandes sehr bewandert. Als Musiker muß er Deutschland, als Historiker der Kunst Italien lieben. Beiden Ländern widmet er eingehende Betrachtungen kritischer Art, vor allem Deutschland. Ob er dabei so glücklich war, wie sein Biograph meint, möchten wir bezweifeln. Suret hat in deutsche Verhältnisse bedeutend tiefer, wenn auch noch reichlich oberflächlich, hineingesehen. Als „die deutsche Lüge“ definiert Rolland eine Form des Idealismus, die man als falsche Sentimentalität bezeichnet. Er schildert den deutschen Philister bei Bier und Wurst, der sich im Stadtgarten auf dem Cornet à piston ein zartes Liebeslied vorbläsen läßt und gerührte Tränen dazu vergißt. Er spottet auch über den Reichtum der Kurkonzertprogramme, die eine unverdauliche Mischung der schreiendsten Gegensätze zusammensetzen und dem andächtigen Publikum vorsetzen. Aber das alles, so richtig es ist, trifft doch nicht den Kern der Sache. Das deutsche Problem ist ein anderes, und Rolland streift es später einmal, nur zu flüchtig: es ist die Frage, ob der gewaltige materielle Aufschwung des Deutschen Reiches eine Kultur gebracht hat oder bringen wird, die ihm entspricht; ob die deutsche Kunst auf der Höhe steht, die man von ihr nach der so überaus glücklichen Entwicklung seit mehr als vierzig Jahren erwarten kann; ob sie eine Blüte erleben wird, die derjenigen der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts annähernd gleichkommt; ob deutsche Art nicht nur gefürchtet und geachtet, sondern auch geliebt und bewundert wird. Rolland ist objektiv genug veranlagt und durch gute Kenntnis der Dinge dazu in den Stand gesetzt, auf diese Grundfragen eine beachtenswerte Antwort zu geben.

Etwas glücklicher scheint er in der Schilderung der italienischen Psyche, obgleich auch hier das Dogma vom dolce far niente und quieto vivere längst in den Hintergrund getreten ist und wir gegenwärtig vor einem schroffen, ausgeprägten und eroberungslustigen Nationalismus stehen, der für die Verdienste anderer blind macht, die eigenen aber zur Potenz erhebt.

Doch das sind im Rahmen des Rollandschen Romanepos nur Episoden. Die Hauptsache ist für ihn sein Held, der in Paris lebende deutsche Musiker, seine Schicksale und sein Gedankenaustausch mit jenen Pariser Intellektuellen, in denen der Dichter die Zukunft des Landes und der Rasse zu zeichnen sich bemüht. Der Versuch, Jean Christoph als einen deutschen Charakter hinzustellen, mißlingt zwar. Dazu ist er zu autobiographisch gehalten. Er mag immerhin gewisse Züge des Germanen tragen, so die Ausbrüche seiner verzehrenden und alles zerbrechenden

Leidenschaft, das rauhe und barsche Wesen, das die Güte des Herzens und die Zartheit der Empfindung verdecken soll. Im allgemeinen ist Rolland in der Characterschilderung der Männer nicht glücklich. Sie sind bei ihm Träger von Ideen, die sich eben mit dem Rest ihres Wesens nicht harmonisieren, eben weil sie Ideen des Autors und Programmpunkte seines Buches, nicht aus den Characteren organisch erwachsene Züge sind. Geradezu großartig ist Rolland dagegen in der Schilderung der Frauengestalten. Seine Luise, Sabine, Antoinette, Georgia sind Meisterstücke feinsten Characteristik, die bei dem Junggesellen eine ebenso liebevolle als klarsehende Kenntnis der weiblichen Psyche verraten. Ein gut Teil des äußeren Erfolges seiner Bücher mag auf die Rechnung dieser Porträts zu setzen sein, die in der französischen Literatur ihresgleichen suchen. Der gedämpfte Ton und das stille Leuchten um diese zarten Gestalten kontrastiert scharf mit einigen Szenen tierischer Leidenschaft und sensationeller Dramatik — die Schlägerei mit deutschen Soldaten und ein kleiner Maiaufstand in Paris durften nicht fehlen! —, die um so bedauerlicher und überflüssiger sind, als sie ganz konventionell gerieten und den Autor in der Achtung des feinfühlenden Lesers zweifellos herabsetzen.

In Frankreich gilt vielfach der vierte Band, *La Foire sur la Place*, der uns das Pariser Strebertum, das Konzertunwesen, den Snobismus, den Protektionsunfug, die Abelstände der Kritik schildert, als das Zentrum des Werkes. Mit Unrecht; diese Zustände waren längst bekannt. Sie mögen schlimmer als anderswo sein, sie sind immerhin den Berliner oder Wiener Verhältnissen ähnlich. Rolland ist stets weniger interessant, wenn er tendenziös wird. Er fesselt und erscheint original, wenn er Charaktere, inneres Leben und kräftiges Handeln schildert. Die Doppelaufgabe seines Epos, zugleich Kulturbild und Roman, Tendenzwerk und Porträtgalerie sein zu wollen, hat ihm nicht wenig geschadet.

Man sprach davon, daß der Verfasser, sobald der Verleger es gestattet, sein Werk auf fünf Bände zusammenziehen werde. Der Sache würde er damit gewiß einen Dienst leisten, doch glauben wir nicht daran. Er ist seinem Werke, das sich über zehn Jahre ausdehnt, zu fremd geworden, und seine große Begabung drängt ihn zu Neuem und anderem, denn er hat noch viel zu sagen. Jean Christophe wird ein Jugendwerk in der Form bleiben; nach dem Inhalt ist es eine reife Mannestat. Welche Wärme und Tiefe, welch reiche Lebenserfahrung und welche sittliche, im Leben erworbene Größe spricht nicht aus diesen Blättern! Aber auch welche Tatkraft, welche Kampfeslust und Siegesfreude! Das war es eben, was die französische Jugend so begeisterte, was die einen aus ihrer skeptischen Blasiertheit, die anderen aus den Revanchegelüsten, den Königsträumen und Kreuzzugsge danken herausriß. Rolland predigte ihr das Evangelium der Arbeit, des unabhängigen, sittlichen Strebens, des mutigen und gesunden Wirkens für ihr Volk, aber mit warmer Sympathie für die geistig Schaffenden und sittlich Strebenden aller Völker. Das ist der große Gewinn, den er seiner Zeit und seiner Nation gebracht hat.

Ob er freilich selbst nicht noch zu stark ein Strebender ist, um ein Führer genannt zu werden? Man hat das etwas beengende Gefühl, Rolland erfahre in seiner Art noch so starke Wandelungen, daß er auf dem eingeschlagenen Wege nicht bleiben könne und dann diejenigen zurücklassen müsse, die ihm bis dahin gefolgt sind. Zumal in seinen religiösen Anschauungen ist er noch ganz im Anfangsstadium einer langen Entwicklung und tappt im deutschen Nebel des Mystizismus und Pantheismus herum, aus dem ihn der klare Weckruf des gallischen Hahns bald erlösen möge. Wie es scheint, sind hier seine schweizerischen, protestantischen Freunde nicht ohne Einfluß auf ihn, und das führt uns zum Schlusse zu der im Auftrag des Verlegers von dem Genfer Literaturprofessor Paul Seippel verfaßten Biographie Romain Rollands.

Ist es schon bedenklich, die Biographie Lebender zu verfassen, so scheint es doppelt problematisch, das Werk eines Mannes zusammenzufassen, der noch nicht einmal im Zenith seines Schaffens steht. Diese Bedenken teilt auch unser Biograph,

und so beschränkt er sich in seiner verhältnismäßig kurzen Arbeit auf eine erste Vorstellung des Freundes in der literarischen Welt. Eben jene Betonung der engen, persönlichen Beziehungen zwischen Autor und Biograph lassen einen gewissen Enthusiasmus begreiflich erscheinen, den nicht jeder Leser teilen wird, der aber aus dem menschlich natürlichen Gefühl entspringt, als erster (vor Erscheinen seines Buches in Zeitschriften und Vorträgen) den vorzüglichen Schriftsteller und Moralisten in seiner Bedeutung erkannt und geschildert zu haben. Dabei verfährt Seippel keineswegs unkritisch, aber doch mit jener vorsichtigen Vaterliebe, die ihn z. B. entschuldigend und doch deutlich sagen läßt, Rolland habe, wenn er wolle, auch die französischen Vorzüge des Maßes, der Nüchternheit und der Präzision. Als eine Zusammenfassung des Rollandschen Kulturideals, als eine Schilderung seiner Entwicklung und eine Schätzung alles dessen, was groß, neu und bewundernswert in ihm ist, wird Seippels vorzügliches Buch allen gute Dienste leisten, die sich in Rollands Gedankenwelt einführen lassen wollen.

In Deutschland wird Rolland überall warme Sympathien finden, wie es überhaupt Jean Christophes Schicksal zu sein scheint, im Auslande — zumal der französischen Schweiz, Belgien, England, Rußland — in seiner Bedeutung schneller erkannt zu werden als im Vaterlande. Und diese Sympathie der Deutschen für Rolland sollte sich weniger auf das äußerliche und zufällige Moment gründen, das einen Teil der Handlung am deutschen Rhein spielen läßt, sondern auf die innige Verwandtschaft, die zwischen deutschem und französischem Wesen besteht, wenn sie, wie z. B. bei Maeterlinck, gewisse Ausdrucksformen annimmt, die die Vorzüge beider Stämme vereinigen, indem sie sich von dem extremen Ausdruck der Eigenart eines jeden ein wenig entfernen.

Mit Rollands Büchern, wenn sie Nachahmer finden, die an der Vervollkommnung dieses vor allem auf den Inhalt, den gedanklichen Ernst, die jedem das Seine werden lassende Gerechtigkeit gerichteten Typus arbeiten, dürfte wieder eine Zeit anbrechen, in der deutsche und französische Kultur sich freundschaftlich begegnen und durchdringen. Wie eng war dieser Austausch vor dem Kriege; muß ich an Namen wie Strauß und Renan, E. Schérer und Reuß, an die Elsäßer und Lothringer erinnern? Manche Wunde, die seither geschlagen wurde, ist vernarbt; als Vorboten dieser Versöhnung begrüßen wir Romain Rolland freudig und dankbar.

Ed. Plashoff-Lejeune.

7. **Lebenserinnerungen des Generalleutnants Karl von Wedel (1783—1858).** Herausgegeben von Kurt Eröger. Zwei Teile. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1910—1913.

Diese Erinnerungen eines preußischen Generals führen uns in die Feldzüge von 1806—1815 zurück und schließen daran die Erlebnisse während einer vierzigjährigen Friedenszeit. Besonders fesselnd sind die Schilderungen der Schlachten von Jena-Auerstedt, von Großgörschen, von Bautzen und Leipzig; für die Charakteristik von hervorragenden Personen fällt mancher wertvolle Beitrag ab. So wird York S. 36 als „despotisch, obgleich edel“ gekennzeichnet; er verlangte 1812 von Wedel, daß dieser, der eben erst im geheimen mit den Russen verhandelt hatte und ihnen als Freund galt, sein Verhältnis zu den Russen benutzen solle, um Nachrichten über Rußland zu beschaffen, und daß er ihm seine Gedanken über das militärische Vorgehen gegen Rußland aufseze. Wedel erwiderte das unehrenhaft; er weigerte sich deshalb, wurde von York aber heftig gedrängt und mußte endlich erklären: der König selbst fordere von ihm nichts, als was Ehre und Pflicht erheischen. Da veränderte York plötzlich seine Stimme und fragte, ob Wedel glaube, daß er selber im Herzen anders denke. Er hatte also Wedel bloß „als eine ihm selbst verächtliche Maschine“ gebrauchen wollen; als das nicht ging, ließ er von seinem Drängen ab und gab Wedel sozusagen eine Ehrenerklärung. Dem bekannten General von Bennigsen wird S. 106 „eifrige Kälte, kalte Besonnenheit“ zugeschrieben. Anschaulich ist S. 110 ff. die Gefangennahme des Königs Friedrich August von Sachsen in Leipzig geschildert; als Zar Alexander und König Friedrich Wilhelm III. sich weigerten, ihn zu begrüßen, „erkannte der König sein Schicksal, faltete die Hände mit niedergesenktem Blick und ging in sein Zimmer zurück“. Aus der Friedenszeit interessiert besonders S. 188 ff. die ausführliche Schilderung der gemeinsamen Manöver preußischer und russischer Truppen bei Kalisch im Jahre 1835 (wie haben sich die Verhältnisse seitdem geändert!) und der Bericht über die Enttötung des von Rauch geschaffenen Standbildes Gneisenaus auf seiner Dotation Sommerfeldburg bei Magdeburg 1841, wobei drei katholische Geistliche — Gneisenau war lutherisch getauft, aber von seinen Würzburger Großeltern katholisch erzogen worden — den aus der Kirche in die Familiengruft überführten Sarg einsegneten.

90. **Von unsern Vätern.** Bruchstücke aus schweizerischen Selbstbiographien vom 15. bis 19. Jahrhundert. Herausgegeben von Otto von Greperz. Bern, Alexander Francke. 1913.

Die Sammlung „Von unsern Vätern“ ist geeignet, über die Grenzen der Schweiz hinaus Interesse zu erregen. Sie gibt Kulturbilder, die größtenteils nicht nur schweizerische typische Zeitzustände darstellen, sondern

solche, die sich im Reich in ähnlicher Form vorfinden. So beschreibt ein Basler, Andreas Ruff, recht anschaulich das Leben eines jungen Kaufmanns im 16. Jahrhundert; er gibt beiläufig ein hübsches Bild des patriarchalischen Verhältnisses zwischen Handelsherrn und Untergebenen, und die einfache und sachliche Beschreibung vermag es, den Leser mit der Atmosphäre jener nüchternen, behäbigen Kleinwelt zu umgeben. Zwei in ihrer schlichten und kräftigen Erzählart unterhaltliche historische Reisebilder geben der Jerusalemfahrer Ritter Hans Bernhard von Eptingen (1460) und der Guardian des Minoritenklosters zu Solothurn, Georg König, der eine Galeerenfahrt im Mitteländischen Meer zu Ende des 17. Jahrhunderts schildert. Von allgemeinem Interesse werden auch „Niklaus Riggenbachs Erinnerungen eines alten Mechanikers“ sein, wo der Direktor der schweizerischen Zentralbahnwerkstätte und Erfinder des Bergbahnsystems über sein Wirken, seine Kenntnisse und Erfolge in der auftragsreichen Zeit der Milliardenepoche berichtet. Mit trockenem Humor erzählt der Verfasser die Geschichte der Lokomotive „la Montagnarde“, die fast im Bielersee ertrunken wäre, ehe sie ihren Bestimmungsort erreichte, und die die Stärke von zwanzig Ochsen nicht, wohl aber der Wille von entschlossenen Menschen retten konnte. In einer Sammlung schweizerischer Selbstbiographien durften die größten Schweizer Autobiographen Thomas Platter und Ulrich Bräker, der arme Mann im Toggenburg sowie Gottfried Keller mit seinem Lebensroman „Der grüne Heinrich“ nicht fehlen. Sie sind mit feingewählten, längeren Fragmenten vertreten. Aber mit einem ebenfalls künstlerisch wertvollen, doch weniger bekannten Erzähler werden wir in diesem Bande noch bekannt gemacht, mit Jakob Stutz, der als Kind armer Bauersleute 1801 im Zürcher Oberland geboren war, sein Leben lang ein Sonderling blieb und von eigenen Werken sechs Bände „Gemälde aus dem Volksleben“ und eine Selbstbiographie „Siebenmal sieben Jahre aus meinem Leben“ hinterließ. Aus der letzteren hat der Herausgeber ein paar Stücke gewählt, die, wenn wir von ihnen auf das Ganze schließen dürfen, uns berechtigen, Jakob Stutz als einen Dichter zu begrüßen. Denn in dieser simplen Erzählung einer bäuerlichen Kindheit, so wie sie wirklich gelebt worden ist, erhält jedes Ereignis poetische Allgemeinbedeutung. In was für einem wundervollen symbolischen Erlebnis wird da die Szene, wie der „Guckkastenmann“ mit seinem Panorama in das entlegene Bauernhaus kommt und den staunenden Kindern die „vierundzwanzig großen Städte der Welt“ zeigt und die „Bäume, auf denen blaue, rote und gelbe Seide wächst“!

Wenn wir nach dem inneren Zusammenhang der Bruchstücke suchen, der dem Buch Stil verleiht, so finden wir ihn in einer kräftigen und treuherzigen Erzählart, die je

nach der Persönlichkeit des Verfassers der Ausdruck einer mehr nüchternen oder mehr verschämt tiefgefühligen Gemütsart ist. Jedenfalls dringt in der Darstellung überall das typisch Schweizerische durch, und der Leser formt bei der Lektüre unwillkürlich den Wunsch, daß auch heute diese schöne Einfachheit, Innerlichkeit und Kraft nicht durch ein passiges, aufdringliches Firmenschildschweizerertum, das in seiner Renommieart etwas von großstädtischer Reklameware hat, verdrängt werde.

ov. La Duchesse de Chevreuse. Une vie d'aventures et d'intrigues sous Louis XIII. Par Louis Batiffol. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1913.

Die interessante und schön ausgestattete Sammlung „Figures du Passé“ bringt eine Lebensbeschreibung der Herzogin von Chevreuse, der einflußreichen, ränkevollen Freundin und Hofdame Annas von Osterreich, Gemahlin Ludwigs XIII. und Regentin während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. — Marie von Rohan, verheiratete Herzogin von Lynnes, vermählte sich in zweiter Ehe mit dem Herzog von Chevreuse, einem Angehörigen der mächtigen Familie der Guisen, der nach Rang und Stand, wenn auch nicht nach Verdienst und Intelligenz, ein erster am Hofe war. Die Herzogin von Lynnes gelangte durch diese Heirat in die einflußreiche Stellung, die ihrem Ehrgeiz entsprach. Sie zögerte auch nicht, ihren Posten als Oberhofmeisterin der Königin zu privaten und Staatsintrigen auszunutzen. Ihre erste Tat war die Anbahnung eines Liebesverhältnisses zwischen Anna von Osterreich und dem Günstling Jakobs I., ein Plan, der jedoch an der Zurückhaltung Annas von Osterreich scheiterte. Bald genigte dem nie ruhenden Macht- und Ränkefinn der Herzogin aber nur noch die Blut und Opfer fordernde Staatsintrige. Die Herzogin von Chevreuse war die treibende Kraft der Fronde und der sogenannten Affaire von Chalais, die eine spätere Verbindung der Königin mit dem Thronerben und Bruder des fränklichen Königs, Gaston von Orleans, vorbereiten sollte. Beide Verschwörungen forderten Opfer unter denjenigen, die die bestrickende Herzogin zu ihren Komplizen gemacht hatte. Sie selber, die einer Familie von gefürchteter Macht angehörte, kam mit Verbannung davon und wußte sich immer wieder durch List und Versprechen Eingang in Frankreich zu erzwingen und sogar von neuem eine Stellung am Hofe einzunehmen. Die schöne Herzogin, die durch ihre berühmten Reize und ihr immer heiteres, lachendes Wesen, durch den Glanz, der ihre Persönlichkeit umgab, alle Männer gewann, die sie gewinnen wollte, und diese Ergebenen, wenn es sein mußte, für ihre Pläne bluten ließ, diese Frau ist in ihrer absoluten Skrupellosigkeit das dunkle Gegenstück zu den wahrhaft vornehmen, in jeder Lebenslage sich bewährenden „großen Damen“ des französischen

Hofes, wie sie etwa die Marquise de la Tour du Pin darstellt, deren Memoiren an dieser Stelle angezeigt wurden. — Die Lebensbeschreibung der Herzogin von Chevreuse, die streng biographisch gehalten ist, gibt einen zuverlässigen Einblick in das Hofleben Ludwigs XIII. und Streiflichter auf die hervorragendsten Zeitcharaktere, Richelieu, Mazarin u. a. — Der Band ist mit Porträts von Anna von Osterreich, Herzog und Herzogin von Chevreuse, dem Herzog von Buckingham, dem englischen Hofe in Greenwich und verschiedener Besitzungen der Herzogin von Chevreuse ausgestattet.

pl. France et Rome. Par Louis Madelin. Paris, Plon. 1913.

Die viel erörterte Frage der Beziehungen zwischen Frankreich und Rom ist so alt wie die Ursprünge der französischen Nation. Die Bischöfe sind es, die Frankreich gemacht haben, so beginnt auch der bewährte Historiker, der diese Abhandlungen verfaßt hat, seine Betrachtung über eine vielhundertjährige Vergangenheit. Sie beginnt mit der Pragmatischen Sanktion von 1438, dem gescheiterten Versuch, die innere Organisation der gallikanischen Kirche unabhängig von Rom zu gestalten. Sie endigt mit dem Konkordat von 1801, durch welches Napoleon die traditionellen Rechte der gallikanischen Kirche und ihres Episcopates an Rom auslieferte. Neues hat Madelin darüber nicht zu sagen vermocht. Die religiösen Interessen kommen bei ihm nicht in Betracht, er rechnet mit Staatsaktionen. Daß Rom, nach dem langen Kampf mit der einzigen Kirche des Festlands, die, auf uralten Rechten und Traditionen fußend, endlich besiegte in seine zentralisierende Macht fiel, daß dieses Rom im Bewußtsein des Sieges den Gallikanismus noch heute mit jeder Regung des Widerstandes gegen seine Autorität gleichsetzt und als Häresie brandmarkt, ist ganz natürlich, wenn auch nicht gerecht oder billig. Wertwürdiger ist es, daß im gegenwärtigen Frankreich dieselbe Beurteilung die herrschende ist. Der Gallikanismus, so heißt es, war zum Werkzeug der Despotie der Krone geworden, er ist ein Stück des ancien régime, und sein Fall verdient weder Sympathie noch Bedauern. Wenn die Dinge so einfach sichgetragen hätten, so wäre gegen den Standpunkt, dem auch Madelin sich anschließt, nichts einzuwenden. Dieser Standpunkt ist jedoch ein ganz einseitiger. Pius VII. und der von Madelin so hoch gepriesene Kardinal Consalvi waren unparteiischer. Sie gaben sich Rechenschaft von der Tragweite des päpstlichen Staatsstreichs, der, von Napoleon erzwungen, die Bischöfe der alten gallikanischen Kirche mit einem Federstrich absetzte. Von da an wurde die katholische Kirche ein zentralisierter Absolutismus, dem sich das moderne Frankreich dadurch zu entwinden glaubte, „daß es sich von der Kirche löst“. Aber die Weisheit dieser Staatsaktion gehen, auch rein politisch betrachtet, die Meinungen auseinander.

g^d. Die Hieroglyphen. Von Adolf Erman. Sammlung Götschen. Berlin und Leipzig, G. J. Götschensche Verlagsbuchhandlung. 1913.

Das Schrifttum und die sich in ihm spiegelnde Kultur der alten Ägypter hat kaum je eine so knappe und zugleich umfassende Darstellung gefunden wie in dieser Arbeit. Auch darf sie als ein Musterbändchen in der wohlbekannteren, mit Recht beliebten Sammlung Götschen gelten, und alle Bedenken schwinden, die man im allgemeinen gegen solche populärwissenschaftliche Darstellungen erheben mag: die Beschränktheit im Raum verführt ja in vielen, vielleicht in den meisten Fällen zu einer gedrängten, schematischen Anhäufung von Material oder zur Flüchtigkeit und erzieht den Leser eher zur Bequemlichkeit, als zu eigenem Denken. Hier aber hat unter dem Vorzug der Kürze die Abhandlung nicht gelitten, in der ein Meister des Fachs, wie Erman es ist, über sein Forschungsgebiet spricht und zwar mit einer Leichtigkeit, wie sie nur aus der Herrschaft über den Stoff entstehen kann. Er erzählt von der Leistung des jungen Franzosen Champollion, der in rastlosem Bemühen das uralte Geheimnis jener Bildersprache löste, führt den Leser allmählich in die Kenntnis der Schrift ein, lehrt ihn die Zeichen, gibt wohl ausgeführte Proben der Inschriften und Texte, zeigt die Entwicklung des ägyptischen Schrifttums während eines Zeitraums von dreitausend Jahren bis zum Verfall, wo die Rechtschreibung aus ästhetischen Rücksichten der Kalligraphie geopfert wurde, wo eitle Priester die dem Volk nicht mehr verständlichen Hieroglyphen zur Erhöhung des eigenen Ansehens ausnützten. Den primitiven Anfängen dieser Schreibkunst aber gilt unser größtes Interesse: die regsame Phantasie des Orientalen wußte wichtige Ereignisse in kleine Bilder sicher zu bannen, gab alsbald den einzelnen Tätigkeiten und Gegenständen sein sinnvolles Abbild, wobei oft eine merkwürdige Kurzschrift angewandt wurde. All diese bekannten Tatsachen gewinnen neuen Reiz in der Behandlung Ermans, dem sogar die den Gelehrten selten verliehene Gabe des Humors zu Gebote steht. Man klagt über Mangel an Arbeitern auf dem weiten Felde der Ägyptologie: in diesem Büchlein liegt werbende Kraft.

β². L'Idée de Vérité. Par William James. (Bibliothèque de Philosophie contemporaine.) Paris, Félix Alcan. 1913.

Eine Dame, Madame Veil, und Maxime David haben sich in die Aufgabe geteilt, das Buch „Vom Wahrheitsbegriff“ zu übersetzen, in dem der amerikanische Philosoph William James seine grundlegende Theorie des Pragmatismus festlegt und gegen die Angriffe seiner Widersacher verteidigt. Die Definition der Theorie darf als bekannt vorausgesetzt werden: „Das Wahre,“ sagt

James, „ist nichts anderes als das, was wir in der Ordnung unserer Gedanken als vorteilhaft erkennen, ganz so wie das Gute dasjenige ist, das wir in der Ordnung unserer Handlungen vorteilhaft finden.“ Es bedarf kaum der Erklärung, daß eine solche Gleichsetzung des Wahren mit dem Nützlichen dem heftigsten Widerspruch begegnen mußte. Die Beredsamkeit und der Gedankenschwung des Schriftstellers haben denn auch nicht die Blüten seiner Lehre zu decken vermocht. Der Vorzug des Polemistens James besteht darin, daß er dem Gegner in loyalster Weise das Wort läßt.

γ⁰. Kinder des Vaterlandes. Neues vom Kinderhandel. Von Schwester Henriette Arendt, Polizeiaffistentin a. D., Stuttgart, 1913. Verlag Heinz Clausnitzer.

Henriette Arendt gibt den Jahresbericht ihrer Recherchen auf dem Gebiete des Kinderhandels heraus und darf damit auf das Interesse aller am sozialen Fürsorgewerk Beteiligten und auch weiterer Kreise rechnen. Wenn auch der Kinderhandel im Verhältnis zum Mädchenhandel erst in kleinem Maße betrieben wird, so weiß doch sein Vorhandensein auf tiefe soziale Schäden hin, welche die Aufmerksamkeit eines großen Publikums verdienen. Schwester Arendt läßt die Tatsachen sprechen und begegnet so von vornherein dem ihr früher gemachten Vorwurf der Übertreibung. Sie führt mit genauesten Angaben die Inserate an, in denen Kinder zum Verkauf, zur Unterschiebung, zum Geschenk angeboten werden, und läßt dann ihre darauf bezügliche Korrespondenz samt den Ergebnissen folgen. Der Leser gewinnt Einblick in ein von den Nichtfachverständigen bisher kaum geahntes dunkles und unlauteres Treiben, dessen Opfer moralisch und meist auch physisch fürs Leben ruiniert werden und zu dessen Bekämpfung weitergehende Befugnisse der Polizei und namentlich des Richters dringend wünschenswert wären. Auch in den Kapiteln „Überwachung der Kostkinder und Berufsvormundschaft, Handel mit deutschen Kindern im Ausland“ und „Verschwundene Kinder“ reden die streng dokumentarischen Tatsachen eine beredete Sprache. In einer Zeit, wo der Staat ganz besonderes Interesse hat, jedes Kinderleben zu erhalten, muß es befremden, wie ungerechtfertigt mild die Kindermisshandlung bestraft wird, z. B. ein Fall von schwerer Kindermisshandlung mit drei Monaten Gefängnis, und daß noch immer die Tendenz vorherrscht, das Bestehen des Kinderhandels abzuleugnen, dessen Hauptursache allerdings die verhältnismäßige Schutzlosigkeit der unehelichen Mutter ist. Den Schluß der Broschüre bilden Reformvorschlüsse von deutschen, schweizerischen und amerikanischen Autoritäten. Durch ihre knappe Sachlichkeit ermöglicht die Darbietung auch dem Leser, der über wenig Zeit verfügt, einen kurzen Einblick in soziale Zustände, von denen der Kinderhandel ein Symptom ist.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehalten:

Alechem. — Die verlorene Schlacht. Humoristische Erzählungen. Von Scholem Alechem. Vierter Band der Sammlung jüdischer Bücher „Von altem Stamm“. Berlin, Jüdischer Verlag, 1914.

Altenloh. — Zur Soziologie des Kino. Die Kino-Unternehmung und die sozialen Schichten ihrer Besucher. Von Emilie Altenloh. Dritter Band der „Schriften zur Soziologie der Kultur“, herausgegeben von Alfred Weber, Heidelberg. Jena, Eugen Diederichs, 1914.

Auerbach. — Einfälle und Betrachtungen. Zweiter Teil. Philosophische und weltliche Gedanken. Von Matthias Auerbach. Dresden, Carl Reißner, 1914.

Aus Natur und Geisteswelt. 113. Bändchen. Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein kritischer Bericht von Prof. Heinrich Boehmer. Dritte, verbesserte und umgearbeitete Auflage. — 460. Bändchen: Poetik. Von Richard Müller-Freienfels. — 465. Bändchen: Von Jena bis zum Wiener Kongress. Von Prof. Dr. G. Koloff. Leipzig, B. G. Teubner, 1914.

Barthel. — Die Erde als Totalebene. Hyperbolische Raumtheorie mit einer Voruntersuchung über die Kegelschnitte. Von Dr. Ernst Barthel. Mit Abbild. Leipzig, Otto Hillmann, 1914.

Borussicus. — Eine Schwäbischstunde des preußischen Staates. Betrachtungen zur Neuordnung der preußischen Verwaltung von Borussicus. Berlin, Verlag des „Grenzboten“, 1914.

Boucabeille. — La guerre interbalkanique. Événements militaires et politiques survenus dans la Péninsule des Balkans jusqu'en octobre 1913. Par Lt-colonel breveté Boucabeille. Paris, Librairie Chapelot, 1914.

Brahm. — Otto Brahm's kritische Schriften über Drama und Theater. Herausgegeben von Paul Schlenker. Berlin, S. Fischer Verlag, 1913.

Brunner. — Rechtsprechung und Kunst. Ein Protest gegen die Zensur. Von Julius C. Brunner. München, G. Birk und Co. O. J.

Cato. — Streitschrift gegen die Hodlerclique. Von Cato. Zweite Cato-Broschüre. München, Vereinigte Kunstanstalten, 1914.

Christ. — Wilhelm von Christs Geschichte der griechischen Literatur. Fünfte Auflage, unter Mitwirkung von Otto Stählin, bearbeitet von Wilhelm Schmid. Zweiter Teil: Die nachklassische Periode der griechischen Literatur. Zweite Hälfte: Von 100 bis 530 nach Christus. Mit alphabetischem Register und einem Anhang von 45 Porträdarstellungen. Ausgewählt und erläutert von J. Sieveking. München, C. H. Beck, 1913.

Chuquet. — Inédits Napoléoniens. Par Arthur Chuquet, membre de l'Institut. Paris, Fontemoing et Cie, 1913.

Chuquet. — L'année 1814. La campagne de France, les alliés à Paris aux mois d'Avril et de Mai, en Alsace, quelques généraux, l'île d'Elbe, le congrès de Vienne. Lettres et mémoires. Par Arthur Chuquet. Paris, Fontemoing et Cie, 1914.

Cucuel. — Les créateurs de l'opéra-comique français. Par Georges Cucuel. Paris, Félix Alcan, 1914.

Curzon. — Mozart. Par Henri de Curzon. Avec portrait hors texte de l'auteur et citations musicales dans le texte. Paris, Librairie Alcan, 1914.

Djuvara. — Cents projets de partage de la Turquie. Par T. G. Djuvara. Préface de M. Louis Renault. Avec 18 cartes hors texte. Paris, Félix Alcan, 1914.

Egelhaaf. — Historisch-politische Jahresübersicht für 1913. Von Gottlob Egelhaaf. Sechster Jahrgang der Politischen Jahresübersicht. Stuttgart, Carl Krabbe, 1914.

Farjanel. — À travers la revolution chinoise. Par F. Farjanel. Avec treize gravures et une carte. Deuxième édition. Paris, Librairie Plon, 1914.

Fougerat. — Holbein. Par Emmanuel Fougerat. Paris, Librairie Alcan, 1914.

Frensdorff. — Gottlieb Mänd, deutscher Jurist und Politiker. Von Geh. Justizrat Prof. F. Frensdorff. Mit vier Bildbeilagen. Berlin, J. Guttentag, 1914.

Frisch. — Maiblumen. Schattenrisse und plattdeutsche Verse. Von Carl Frisch. Mit neuen hochbedeutenden Kinderreimen. Herausgegeben vom Kunstwart. München, Georg D. W. Callwey, 1913.

Fulda. — Die Rückkehr zur Natur. Ein Spiel in drei Aufzügen. Von Ludwig Fulda. Stuttgart, J. G. Cotta, 1914.

Gerof. — Bismarck. Dramatische Dichtung in fünf Bildern nach Bismarck's „Gedanken und Erinnerungen“. Von Otto Gerof. Leipzig, Paul Eger, 1913.

Giraud. — Les maîtres de l'heure. Essais d'histoire morale contemporaine. Par Victor Giraud. Paris, Librairie Hachette et Cie, 1914.

Goldscheid. — Frauenfrage und Menschenökonomie. Von Rudolf Goldscheid. Wien, Anzenberger-Verlag Brüder Suschitzky, O. J.

Haedel. — Ernst Haedel im Bilde. Eine physiognomische Studie zu seinem 80. Geburtstag. Herausgegeben von Walter Haedel. Mit einem Geleitwort von Wilhelm Bölsche. Berlin, Georg Reimer, 1914.

Hagen. — Voraussetzungen und Veranlassungen für Bismarck's Eintritt in die Weltpolitik. Von Dr. phil. Maximilian von Hagen. Berlin, Verlag des „Grenzboten“, 1914.

Hamburger. — Durch den Film! Roman aus dem Künstlerleben. Von Ludwig Hamburger. Buchschmuck von S. Gottselig. Berlin, Richard Falk, 1914.

d'Harcourt. — C.-F. Meyer. Sa vie, son œuvre. 1825–1898. Par R. d'Harcourt. Paris, Librairie Alcan, 1914.

Hellmann. — Napoleon im Spiegel der Dichtung. Von Dstar Hellmann. Glogau, Verlag Hellmann, S. J.

Henning. — Mimptampflastö, der hohe Geist (beut Genie). Herausgegeben und eingeleitet von Dr. phil. Hans Henning. Hamburg, E. Erich Bedrens, 1913.

Hobson. — Die Furcht vor Deutschland. Von J. A. Hobson. Mit einer Einleitung von Earl Loreburn. Autorisierte Übersetzung. München, R. Oldenbourg, 1913.

Jean. — Puvis de Chavannes. Par René Jean. Avec vingt-quatre planches hors texte. Paris, Félix Alcan, 1914.

Joël. — Die philosophische Krift der Gegenwart. Refektoratsrede. Von Karl Joël. Leipzig, Felix Meiner, 1914.

Kiefer-Steffe. — Erdenbeimat, du liebe! Gedichte. Von Margarete Kiefer-Steffe. Schweidnitz, E. Seege, S. J.

La concentration allemande. D'après un document trouvé dans un compartiment de chemin de fer. Traduit fidèlement par * *. Paris, Librairie Chapelot, 1914.

La vie militaire en France et à l'étranger. Deuxième année 1912–1913. Paris, Félix Alcan, 1914.

La vie parisienne au XVIII^e siècle. Leçons faites à l'école les hautes études sociales par M. M. H. Bergmann, L. Cahen, H.-G. Ibels, L. de Laurencie, J. Letaconnoux, D. Mornet, J.-J. Olivier, M. Rouff. Paris, Librairie Alcan, 1914.

Leben. — Die Eisenbahnpolitik des Fürsten Bismarck. Von Prof. Dr. Alfred v. d. Leben, Wirtl. Geh. Rat. Berlin, Julius Springer, 1914.

Lort de Sérignan. — Napoléon et les grands généraux de la révolution et de l'empire. Par le comte de Lort de Sérignan. Paris, Fontemoing et Cie, 1914.

Lote. — Du christianisme au germanisme. L'évolution religieuse au XVIII^e siècle et la déviation de l'idéal moderne en Allemagne. Par René Lote. Paris, Félix Alcan, 1914.

Mariani. — Luigi Morandi e Vittorio Emanuele III. Di Luigi Mariani, Figure. Firenze, R. Bemporad et F. 1913.

Masaryk. — Rußland und Europa. Studien über die geistigen Strömungen in Rußland. Erste Folge. — Zur russischen Geschichts- und Religionsphilosophie. Soziologische Skizzen. Zweiter Band. Jena, Eugen Diederichs, 1913.

Maugéy. — Cinquante ans de souvenirs. 1859–1909. Par Comte de Maugéy. Avec une préface de M. René Doumic. Paris, Librairie Plon, 1914.

Mézières. — Ultima verba. Par A. Mézières. Paris, Librairie Hachette et Cie, 1914.

E. S. Mittler & Sohn, königliche Hofbuchhandlung u. Hofbuchdrucker, Berlin Zum 3. März 1914, dem Gedenktag ihres 125jährigen Bestehens, zugleich ein Rückblick auf ihre Verlagstätigkeit während der letzten 25 Jahre.

Roderne Naturkunde. Einführung in die gesamten Naturwissenschaften. Bearbeitet von Dennert.

- Lassar-Cohn, Gruner, Godel, Henglein, Stremme, Seined, Rabes, Sauer.** Lieferung 1. Godesberg bei Bonn. Naturwissenschaftlicher Verlag. D. J.
- Moto.** — Die Freiheit. Ein Schillerroman. Von Walter von Moto. Dritter Teil. 1.—10. Auflage. Berlin, Schuster und Coeffler. 1914.
- Morawig.** — Fünfzig Jahre Geschichte einer Wiener Bank. Vortrag, gehalten in der Gesellschaft österreicher Volkswirte anlässlich des fünfzigjährigen Jubiläums der Anglo-österreichischen Bank. Von Karl Morawig. Wien, Hugo Saller und Cie. 1913.
- Mozart.** — Die Briefe W. A. Mozarts und seiner Familie. Erste kritische Gesamtausgabe von Ludwig Schiedermair. Dritter Band: Die Briefe Leopold Mozarts. — Vierter Band: Die Briefe Leopold Mozarts und der übrigen Familie. München, Georg Müller. 1914.
- Nyfling.** — Der fremde Vetter. Skizzen aus England. Von Oskar Nyfling. Berlin, Alfred Schall. D. J.
- Otto.** — Erste Ernte. Gedichte von Friedrich Otto. Berlin, Neuß und Dollad. D. J.
- Palat.** — L'alliance franco-allemande ou la guerre. Par général Palat. Réponse à M. Sembat. Paris, Librairie Chapelot. 1914.
- Paquet.** — Erzählungen an Nord. Von Alfons Paquet. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1914.
- Passy.** — Un ami de Machiavel. François Vettori. Sa vie et ses œuvres. Paris, Librairie Plon. 1914.
- Paulhan.** — La morale de l'ironie. Par Fr. Paulhan. Deuxième édition. Paris, Félix Alcan. 1914.
- Pellissier.** — Shakespearé et la superstition shakespeareenne. Par Georges Pellissier. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1914.
- Pellisson.** — Les comédies-ballets de Molière. Par Maurice Pellisson. Paris, Hachette et Cie. 1914.
- Penzoldt.** — Allerlei Humore. Von Ernst Penzoldt. Nach Schattenschnitten herausgegeben vom Kunstwart München, Georg Callwey. O. J.
- Péralté.** — L'ésotérisme de Parsifal. L'ésotérisme de la vieille légende celtique du cycle d'Actus. Suivis d'une traduction littéraire du Parsifal de Richard Wagner. Par Lotus Péralté. Paris, Librairie académique Perrin et Cie. 1914.
- Pillet.** — Recherches faites en Allemagne sur l'horloger Charles-Guillaume Nauendorff, prétendu fils de Louis XVI et de Marie-Antoinette. Par André Pillet. III.: Ses antécédents devant le tribunal. Paris, Auguste Picard. 1913.
- Raff.** — Regina Himmelstabus. Von Helene Raff. Buch 4 der Jungmädchenbücher, herausgegeben von Wilhelm Kosde. Mainz, Jos. Scholz.
- Reithelm.** — Das Buch der Freundschaft. Neue Folge. Aussprüche, Skizzen und Gedichte moderner deutscher Autoren, die Freundschaft behandeln. Zusammengeestellt von Carl Reithelm. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. D. J.
- Roger de Damas.** — Mémoires du comte Roger de Damas. Vienne de 1806 à 1814, suivis de lettres inédites de Marie-Caroline, reine de Naples, au comte Roger de Damas (1801—1814). Publiés et annotés par Jacques Rambaud. Avec un portrait et un fac-similé. Paris, Librairie Plon. 1914.
- Romier.** — Les origines politiques des guerres de religion. II. La fin de la magnificence extérieure, le roi contre les protestants. (1555—1559). D'après des documents originaux inédits. Par Lucien Romier. Ouvrage accompagné de deux portraits et d'une carte. Paris, Librairie académique Perrin et Cie. 1914.
- Roozevelt.** — Aus meinem Leben. Von Theodore Roozevelt. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1914.
- Rudwin.** — Die Prophezenprüche und -Zitate im religiösen Drama des deutschen Mittelalters. Von Dr. Josef Rudwin. Leipzig, Kommissions-Verlag von C. Ludwig Angelt. 1913.
- Ruedorffer.** — Grundzüge der Wertschätzung in der Gegenwart. Von J. J. Ruedorffer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.
- Saint-Simon.** — Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon. Übersetzt von Hanns Floerke. Mit einer Würdigung Saint-Simons von Sainte-Beuve und einem Nachwort des Herausgebers. Zweiter Band. Mit dreundreißig Bildbeigaben. München, Georg Müller. 1914.
- Schlözer.** — Generalfeldmarschall Freiherr von Loë. Ein militärisches Zeit- und Lebensbild. Von Leopold von Schlözer. Mit drei Bildnissen und vier Karten. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.
- Schwaner.** — Sprüche und Gedanken aus den Werken eines Volkserziehers. Von Wilhelm Schwaner. Gesammelt von E. W. Trojan. Leipzig, Fritschardt. D. J.
- Séché.** — Le desarroi de la conscience française. Par Alphonse Séché. Paris, Librairie Paul Oldendorff. S. A.
- Seybold.** — Die Wundergeige. Eine Sammlung berühmter Kompositionen für Violine mit Pianoorte-Begleitung alter und neuer Meister in sechs Bänden. Ausgewählt, revidiert und bezeichnet von Arthur Seybold. Hamburg, Anton J. Benjamin. O. J.
- Seybold.** — Das neue System. Leichtfächliche Violinschule. Von Arthur Seybold. Hamburg, Anton J. Benjamin. O. J.
- Siebs.** — Felix Dahn und Josef Scheffel. Von Theodor Siebs. Mit zehn noch unbekanntenen Briefen Scheffels an Dahn. Breslau, Wlb. Gottl. Korn. 1914.
- Sieper.** — Die wirtschaftliche Rivalität zwischen Deutschland und England. Vortrag, gehalten vor den vereinigten Handelskammern von Elberfeld, Barmen, Solingen, Lennep und Remscheid. Von Ernst Sieper. Mit einem Einleitungs- und Schlusswort von Geheimrat Dr. von Böttinger. München, R. Oldenbourg. 1914.
- Sievers.** — Reise in Peru und Ecuador, ausgeführt 1909 von Wilhelm Sievers. Mit 74 Abbildungen, 55 Figuren im Text, 5 Karten, 28 Profilen und drei Anhängen von A. Peppler, Th. Reil und W. Bergt. München, Duncker und Humblot. 1914.
- Stengel.** — Akademische Feyer des Reichsgründungstages 1914. Ludwig-Maximilians-Universität München. Ansprache des Rectors Dr. Georg von Maur. Kaiser und Reich. Festrede, gehalten von Dr. Karl Freiherrn von Stengel. München. Emdauerische Universitätsbuchhandlung. 1914.
- Taurines.** — La reine Hortense en exil. Par Ch. Gailly de Taurines. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1914.
- Turgot.** — Œuvres de Turgot et documents le concernant. Avec biographie et notes par Gustave Schelle. Tome deuxième. Paris, Librairie Félix Alcan. 1914.
- Weinel.** — Jesus im neunzehnten Jahrhundert. Von Heinrich Weinell. Erstes bis dreizehntes Tausend. Dritte Neubearbeitung. Mit einem Schlussstück: Im neuen Jahrhundert. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1914.
- Wild.** — Karl Theodor Welcker, ein Vorkämpfer des älteren Liberalismus. Von Karl Wild. Mit einem Bildnis. Heidelberg, Carl Winter. 1913.
- Winterketten.** — Berlin-Bagdad. Neue Ziele mitteleuropäischer Politik. Von Dr. K. von Winterketten. Vierte, neubearbeitete Auflage. München, J. F. Lehmann.

Dem Andenken Paul Hense.

Mit fürstlichen Ehren ist Paul Hense bestattet worden, ein Liebling der Götter und Menschen. In seiner frühen Berliner Jugend verglich man ihn dem jungen Goethe, und nach einer Lebensdauer, welche die des Patriarchen von Weimar noch übertraf, ist er von uns geschieden — der letzte und wahrlich nicht der am wenigsten Große einer Literaturperiode, die mit ihm abschließt. Ein schönes Zeichen für das Empfinden dieser ganz anders gearteten Zeit war es, daß an seinem Grabe mit den heimischen Stimmen aller Richtungen sich die des Auslandes vereint haben, um den Toten zu feiern, der nunmehr für immer, jedem Widerspruch entrückt, der deutschen Nationalliteratur angehört. Denn solange der Sinn für das Erbe unserer Klassiker lebt, wird auch er leben, der als Persönlichkeit und als Dichter ihr würdigster Nachfolger war; der, genährt aus den unverfälschten Quellen humanistischer Bildung, um so tiefer empfand, was Italien ihm und, durch ihn, uns werden sollte; und der, in Vers und Prosa mit der gleichen Anmut, derselben Leichtigkeit sich bewegend, nicht einen Schritt abgewichen ist von der Bahn, die sein Genius ihn geführt hat.

Aber wenn es eine Stätte gibt, an der seinem Andenken der Zoll des Dankes dargebracht werden darf, so ist es die „Deutsche Rundschau“, der er von ihrer Begründung an ein warmherziger Freund und Förderer war. Hier sind die berühmtesten seiner Novellen, hier nicht wenige seiner meisterhaften Übersetzungen, hier seine Jugenderinnerungen zuerst erschienen. Bereits vor fast zwanzig Jahren, in einer dem Verlage gewidmeten Festschrift, hat er sich als „Rundschau-Veteranen“ bezeichnet und mit dem Wunsche geschlossen:

Daß der Glaube sich befestet,
Der so schöne Früchte trug,
Für die Rundschau sei das Beste
Immer eben gut genug.

Glorreich strahlt sie dann mit ihrer
Sackel fernster Zeit voran,
Wenn der alte Fabulierer
Längst schon ward ein stiller Mann.

Er ist es jetzt; mir aber, dem Überlebenden, der nun auch bald von dem gewohnten Felde vieljähriger Tätigkeit scheiden soll, ist es ein wehmütiger, ist es ein erhebender Gedanke, mit diesen Versen von dem treuesten der Mitarbeiter Abschied zu nehmen.

5. April 1914.

Julius Rodenberg.

Das Recht von Montafon.

Novelle
von
Helene Raff.

In Schruns, um das Haus des Vorgesetzten, summt und schwirrt es wie in einem Bienenkorb voll aufgeregter Bienen. Schruns ist die vorderste und hauptsächlichste Ortschaft des Tales Montafon in Vorarlberg, eines langen Hochtals unterm Gebirgsstock des Rhätikon. Bergwände umschließen von jeder Seite das Tal; auch am Ende hat es keinen Ausgang als über die Bergjücher. Offen ist es nur gen Nordwesten, gegen die wehrhafte Stadt Bludenz.

Eschan (Gian, Gianotto) Zuderin schlenderte just zur Ortschaft hinein, einen Halm zwischen den Zähnen. Da kamen die Männer schon, einzeln und in Haufen, daher aus dem Hause des Vorstehers oder Vorgesetzten, wie er landesbräuchlich hieß. Eschan sah daraus, daß die Tagung der Gemeinde vorüber sei; auch das Ergebnis stand auf den finsternen Stirnen der Kommenden geschrieben. „Wie ist's gungen?“ — rief Eschan ein paar von ihnen an.

„Schlecht geht's! — Kein Recht gibt's mehr auf der Welt!“ klang es unwirsch zurück. Ein noch junger, schlanker Mann nahm den Weg gerade auf ihn zu; da kehrten Eschans fernweilende Gedanken sämtlich heim, und in seinen tiefstrandigen Augen glomm es warm auf. Er warf den Halm von sich: „Grüß dich Gott, Jörg!“

Der als Jörg Angerufene schüttelte ihm die Hand. Mit dem Geschlechtsnamen hieß er Lorenzott; der Name entstammte, gleich vielen anderen, der Zeit, da im Tale Montafon das Rhätoromanische noch alleinherrschend und nicht der Sprache der späteren alemannischen Ansiedler gewichen war. Jetzt gab es nur wenig alte Leute mehr, die „grob rhätisch“ reden konnten; die ganze Talschaft sprach deutsch.

„Hast's schon gehört?“ — Ungestüm packte der Lorenzott Eschan beim Arm. „Schimpf und Schand' ist's, wie sie umgehen mit uns! Alles wird uns abgeschlagen, worauf wir gehofft: das eigene Gericht, die eigenen Märkte, der eigene Ummann!“ — Eschan Zuderin erschraf. „Ist das gewiß und wahr?“

„Freilich! Vor einer Woche bereits soll des Herrn Erzherzogs Bescheid an den Grafen, den Vogt zu Bludenz, gekommen sein; gestern hat er's den Vorgesetzten zu wissen gemacht. Wenn man's den Bludenzern nur heimzahlen könnte, das!“

Seit Jahren bewarb sich die stark anwachsende Mannschaft der sieben Talgemeinden um eigene Gerichtsbarkeit: unabhängig wollten sie sein von

der Stadt Bludenz, die bislang ihre Obrigkeit darstellte. Durch Kauf von dem letzten Grafen von Werdenberg-Bludenz war die Herrschaft samt Montafon dem Erzhaus Oesterreich zugefallen und gehörte nun zu dessen Erblanden; ein Vogt waltete ihrer. Aber das oft erneute Gesuch um selbständige Gerichtsbarkeit hatten die Herrscher bislang der Talschaft am Rhätikon verweigert, so auch Erzherzog Maximilian, genannt der Deutschmeister, der zur Zeit in Tirol und Vorarlberg gebot.

„Mußt's nicht so nehmen!“ sagte Eschan besinnlich. „Das ist die Welt noch nicht. Und aller Tag Abend auch nicht.“ — „Wie du doch daheredst!“ sagte der andere. „Daß wir's uns nicht gefallen lassen, daß wir aufbegehren und einkommen dagegen, versteht sich von selbst.“ Aber denk nur: vor zwei Jahren, wie noch der Felix Nayer Vorsteher war, hat man uns alles bewilligt — bereits schriftlich hat er das Reskript in Händen gehabt. Und mit einmal, wie wir täglich auf den Vollzug gewartet haben, ist der Wind umgeschlagen: man muß noch eine neue Untersuchung einleiten, hat's geheißen, alles nochmal genau prüfen! Und jetzt ist's schlimmer als zuvor — wie wenn der frühere Entscheid nie gewesen wär'. Jetzt dürfen wir den Städtern die Knechte machen, wer weiß, wie lang noch!“ Die Fäuste schüttelte er zu den feineren Bergzacken empor, zwischen denen sie beide dahingingen.

„Knecht' und Herrenleut' gib't's überall,“ sagte Eschan leichtthin. „Bei uns auch! Wie das Recht der Stadt minder wird, desto mehr getrauen sich nachher die Vorsteher und Reichen im Tal. Für uns kleine Fisch' ist's gleich, wer uns frist.“ — Das hörte Jörg ungerne; es klang, als werfe der andere ihm vor, daß er nur ein Tagelöhner war, indes die Lorenzott zu den Freien und Reichen gehörten. „Die Heimat haben wir alle gemein,“ versetzte er fast heftig.

„Wohl! und andres auch!“ Eschan sah ihn wieder an mit dem warmen Blick von zuerst. Er hatte seine mannigfache Handgeschicklichkeit nirgend lieber erprobt denn im Hause von Jörgs Eltern, die viel auf ihn hielten; das Erbsöhnlein hatte er aufwachsen sehen. Und einmal, da der Zuderin an einem bössartigen Fieber erkrankt war, hatte die Frau Lorenzott ihm Labung und Heiltränke gesandt durch den kleinen Georg, der stundenlang am Siechbette verweilte, ohne Furcht vor der Krankheit, und dem Kranken die Zeit vertrieb. Das vergaß Eschan Zuderin nicht.

„Das von vorhin, von den zweierlei Leuten, gilt eigentlich anders. Ich hätt' sagen sollen: ‚Rechte und Unrechte‘ gib't's überall — auch in Bludenz sind rechte Leut' genug, wie du weißt.“ — „Aber sie haben nicht die Gewalt! Die jetzt am Ruder sitzen und das Wort führen, die kennt man, dächt' ich: Schinder und Bedrücker sind's und Wucherer.“ — Darin pflichtete Eschan ihm bei. Die wenigen ratsherrlichen Geschlechter, die, wie in anderen Städten auch, das Regiment mählich an sich gerafft hatten, waren verschrien um ihres Übermuts und Geizes willen. Den Geldwucher, der zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts ein beliebtes Laster war, hatten sie auch betrieben, hatten das gute Geld, das sie armen Schuldnern abgepreßt, gegen hohe Prozente außer Landes geführt und schlechtes dafür hereingebracht, also daß von der Regierung

ihnen der Prozeß gemacht und eine schwere Zahlungsbusse auferlegt worden war. Gegen so schmutzige Händel eiferte Eschan, als der Ärmere, fast noch stärker denn Jörg Lorenzott und stimmte mit ihm überein, Gehorsam gegen solche sei ein Unding. Mitten im Reden verdunkelte sich plötzlich Eschans Miene, er spähte die Straße entlang. „Die da kommt, ist auch eine Frucht vom sauberen Baum,“ sagte er halb vor sich. Jörg wunderte sich, wie weit der Zuderin sah; er selbst vermochte die heranwandelnde Gestalt noch nicht zu erkennen. „Wer kommt?“ fragte er.

„Die Kathrina Farschell, die Base des Zürcher.“ Die Zürcher waren unter den machthabenden Sippen von Bludenz eine der ersten.

„Die ist doch kaum verwandt zu denen, grad' um die siebente Ecke herum.“

„Mag schon sein, aber die Art schlägt durch.“ Er wandte sein Antlitz herum und schaute Jörg fest ins Auge. „Du hör! ist was an dem, was man geredet hat von dir und ihr?“ — „Was denn?“ entgegnete Jörg, seinen Blick offen erwidern.

„Ja, daß du ihr zweiter Mann werden sollst?“

„O je! Mensch, wer hat dir das aufgebunden? Da ist kein Drandenken! Das heißt“ — er dämpfte die Stimme ein wenig — „ein paarmal haben aus der Nachbarschaft welche mich angesprochen: so und so, und daß sie Geld hat und noch in guten Jahren ist und kurzum, ob ich nicht möcht'? Aber ich hab' gleich nein gesagt, zum ersten, weil ich weiß, der Mutter wär's unlieb — die kann die Kathrina nicht schmecken —“

„Deine Mutter ist eine kluge Frau, Jörg!“

„Freilich! Und dann hätt' sie mir selbst nicht gefallen, weil sie gar so eine Murfl (wüster Mund) im Gesicht hat. Ihr dadrauf einen Ruß geben — brr!“

„Hast du das auch gesagt, Jörg, daß ihre Murfl dir nicht ansteht? Dann, wenn sie's wieder erfährt, nimm dich in acht vor ihr! Die verzeiht nichts.“

„Geh zu, was ist an einem Wort gelegen?“ — „Einem Weib liegt schon dran, und gar so einer! Ist dir nicht einmal ein Brustlaß abgegangen vor etlicher Zeit? Oder ein Stück vom Hemd? Die alte Vef, der man's nachredet, sie könne allerhand, die soll's ausgeschwaßt haben: eines Mannes Brustlaß hätte die Farschell ihr gegeben, daß sie kräftige Sprüche drüber beten soll, nachdem die Farschellin ein paar Tropfen vom eigenen Blut darauf hat fallen lassen. Und Mannshaar hat sie mit Zauberkräutern verbrennen müssen, derweil die Kathrina neben ihr am Herd gehockt sei, splitternackt, wie's der Hexen Brauch. Der Mann, den sie damit hätt' herziehen wollen, Jörg, wärst du!“

Der Junge ward rot bis unters Stirnhaar. „So ein Altweibergeratsch! Das glaub' ich nicht! Was hat dir die Farschell getan, daß du sie als Hexe verschreibst?“

„Möcht's ihr nicht raten, daß sie mir was tut! Aber begegnen mag ich ihr auch nicht.“ Er fiel in den leichten Ton zurück. „B'hüt dich Gott, Jörg! Laß dich nicht anschwäzen und mach's gut!“

Damit drehte sich Eschan nun um und schritt auf abzweigendem Wege langsam dahin. Einen Augenblick noch stand Jörg in Gedanken über den wunderlichen Menschen, aus dem er trotz langer Bekanntschaft oft nicht klug ward. Dann ging er der Kathrina Farschell, die jetzt ganz nahe war, entgegen. Die Behauptung Eschans, ob er schon nicht daran glauben wollte, hatte auf ihn die Wirkung getan, daß er die Frau freundlicher begrüßte als sonst. Es deuchte ihn halb und halb, er sei im Unrecht gegen sie.

Die Kathrina erwiderte seinen Gruß in der gewissen hoffärtigen Art, die seine Mutter an ihr nicht leiden konnte, und die sich auch in ihrer Kleidung dartat. Die große, starkgliedrige Frau trug sich beinahe städtisch, trotzdem ihr Mann ein Montafoner gewesen war; auf ihrem sorglich gezöpften Haar fehlte die der Bergmannstracht nachgeahmte „grüne Kappe“, der Kopfschmuck der übrigen Talbewohnerinnen.

Sie nahm es kühl auf, als der Lorenzott ihr ungestüm die schlimme Botschaft des Tages entgegenwarf. Ihre Weise war, alles abzulehnen, was sie nicht unmittelbar anging oder wozu sie ihr Wort nicht gegeben hatte. „Hab mir's gedacht, daß das ewige Gezerr und Gebitt zu nichts führt“ — sprach sie von oben herab. „So lang ist's gehalten worden nach dem früheren Brauch; er wird auch fürder halten mögen.“

„Das gilt nicht,“ widerstritt Jörg. „Früher war unsere Talschaft kleiner; und in der Stadt war ein rechtes Regiment. Jetzt aber, wo eitel Parteigung herrscht und solcher Anflug wie bei den Wucherprozessen! Man muß doch Respekt haben vor einem, mit dem man am gleichen Strange ziehen soll.“ — Einen raschen Blick aus halb geschlossenen Lidern schob die Frau auf ihn; es war, als wolle sie erlauern, was er damit meine. Ja, das Wucherwesen — gab sie dann zu — das sei wohl schimpflich und ein Unglück für viele! In ihrer eigenen Freundschaft könne sie davon sagen. „Meines Mannes selig Geschwisterkind, die Ilga, hat den Christa (Christian) Baldanser geheiratet; der hat übel gehaust, so scheint es — und um es wieder einzubringen, hat er Geld auf Zins geliehen von einem in der Stadt. Nun kann er nicht zahlen und weiß sich nicht aus noch ein.“ — Ob sie denn nicht geholfen habe? fragte Jörg. — Doch, aber ihre Hilfe sei nicht ausreichend allein. Denn in solchem Falle müsse bei der Tat auch der Rat sein. „Wenn du einmal reden möchtest mit ihm oder mit ihr — das wär' ein Segen. Deine Sippe war ja immer klug und fürsichtig.“ Das letztere betonte sie eigentümlich und blinzelte ihn wieder an. „Wohl, wenn sich's so trifft!“ verhiß Jörg gutmütig, doch ohne sonderlichen Anteil. Ihm lag nunmehr daran, von ihr wegzukommen, um mit der Mutter daheim die böse Neuigkeit zu bereden. Nachdem er die Farschell verlassen, hatte er noch eine Weile das seltsame Gefühl, als sei sie stehen geblieben und folge ihm mit den Augen; doch unterließ er absichtlich, sich durch Umdrehen davon zu überzeugen. —

Das Haus Lorenzott lag am Fuße des Wiesenberges, Gampplachg genannt, über den das Campelljoch aufragt. Es war ein Haus nach Landesbrauch, unten gemauert, oben gezimmert aus starken Balken, die das Alter goldig braun gefärbt. Vom Dunkel des Gebälks und der hölzernen, ge-

deckten „Laube“, die sich an einer Seite des Oberstockes hinzog, stachen die grün getünchten Fensterläden fröhlich ab. Nach vorn zu, in der Stube, wo seine Mutter zu sitzen und Umschau zu halten pflegte, hatte Jörg jüngst ein großes neues Fenster brechen und die alten, blind gewordenen Scheiben durch schön bemalte ersetzen lassen. Ein erkleckliches Stück Geld hatte er zu Bludenz dafür zahlen müssen; aber das galt gleich, da es seiner Mutter zulieb geschehen.

Als Jörg in die Stube trat, fand er Maria Lorenzott, seine Mutter, nicht allein. Vor ihr, die am Fenster saß, stand ein schlankes Mädchen, den Nacken mit den dunkelblonden Haarflechten dem Eintretenden zugewandt. „Und sonst ist für gewiß kein Grund?“ — hörte Jörg die Mutter fragen. „Nein, ganz gewiß nicht,“ gab das Mädchen mit ruhiger, etwas verschleierter Stimme zur Antwort.

„Grüß' Gott!“ sagte Jörg herantretend; die Alte nickte ihm zu und erklärte des Mädchens Anwesenheit. „Verta heißt sie; als Magd möcht' sie einstehen bei uns. Ich hab' ihr gesagt, ich will es noch bereden mit dir.“ — „Das geht Euch an, Mutter; Ihr wißt: da misch' ich mich nicht drein.“ — Die Mutter meinte dennoch, man müsse es erst bedenken, und bestimmte dem Mädchen, wann es wiederkommen sollte. Jörg sah der still sich Entfernenden nach. „Sie hat sinnige Augen,“ sagte er, „und schaut sonst kräftig aus; mich deucht, Ihr könntet sie nehmen.“ — „Ja, sie ist bei der Kathrina Farschell in Dienst gestanden, und die hat ihr aufgekündigt! Nun behauptet die Verta: das sei nur, weil die Farschell keins leiden mag, das von selbst recht tut und auf die Sachen denkt — sie wolle regieren und anschaffen den ganzen Tag.“ — „Das ist drollig,“ sagte Jörg zerstreut, „Ihr habt von der Farschellin geredet, und mir ist sie übern Weg gelaufen.“ — „Wieso?“ — fragte die Mutter aufhorchend. Er fing zu erzählen an, jedoch mit der Hauptsache, der Tagung beim Vorsteher und deren Anlaß. Die Greisin schlug die Hände zusammen. „Das ist so arg, daß man's schier nicht glauben mag!“ In diesem Augenblick sahen sie und der Sohn sich völlig gleich: obschon sie hellblond gewesen und er dem braunhaarigen Vater nachgeraten war, hatten sie beide das gestreckte Antlitz und die blauen, lichtvollen Augen gemeinsam. Nur standen über denen des Sohnes die starken, fast aneinander stoßenden Brauen als ein dunkler Strich.

Die Mutter war fast so betrübt wie er unmutig; das ganze Mittagsmahl über, zu dem inzwischen Zeit geworden, schalt sie auf das Geschehene und den verkehrten Lauf der Welt. Sie sagte: es sei ihr nur lieb, daß Jörgs Vater diesen Tag nicht mehr gesehen habe; seine stete Rede sei gewesen: „Wenn's zum mindesten mein Bub noch erlebt, daß wir aus den Klauen der Städter kommen und uns unser eigen Recht wird!“ Das Hausgesinde, das nach altem Brauch mit zu Tische saß, stimmte mit ein auf seine Weise, zumal Michael, der Großknecht. Von dem hatte schon der verstorbene Hausherr geäußert: er kenne bloß zwei Dinge auf Gottes Erdboden: sein Heimatland und sein Vieh. Der schmälte nun am lautesten und schlug dröhnend mit der flachen Hand auf den Tisch. „Nicht leiden dürfen wir's! Zeigen müssen wir's ihnen, wo wir her sind, wir Montafoner!“ Bis Jörg ihm bedeutete,

wie wenig eines einzelnen Tosen da vermöchte, und daß die Gemeinden das Ihrige gewißlich tun würden. Darauf ward der Knecht still und löffelte in finsternem Schweigen seine Suppe.

Als die Mahlzeit beendet und das Gebet gesprochen war, gingen die Ehehalten¹⁾ wieder an ihre Arbeit. Nun erst, da Mutter und Sohn noch einige Worte wechselten, fiel der Beginn des Gesprächs ihnen wieder ein. Jörg erwähnte kurz des Zusammentreffens mit der Kathrina Farschell; die Mutter hatte des nicht mehr sonderlich acht. „Du mußt denn einmal hinschauen zu ihr,“ sagte sie beiläufig, „und sie fragen, ob sie wirklich nichts Ernstliches zu klagen hat wider die Magd. Ich will nicht, daß etwa ein Verdruß auskommt darenthalb.“ Jörg meinte nochmals: ihm scheine die Dirne ganz recht und wäre ihm lieb, wenn man sie nähme. „Mir wär' schon was anderes lieber,“ versetzte die Alte — „nämlich, du brächtest mir eine richtige Tochter daher!“ — „Ja, wenn ich doch keine find', die Euch gleich kommt, Mutter!“ — Sie gab ihm einen leichten Schlag. „Geh zu! meinst, du mußt mir Speck durchs Maul ziehen?“ — Aber doch lachte sie ihn freundlich an. Dann gingen auch sie beide ihren Geschäften nach.

Drunten im Stalle stand der Michael, hatte ein paar große Armvoll duftigsten Heus von der Heubühne herabgeholt und war beschäftigt, sie den sauber gepflegten Rindern gleichmäßig vorzufüttern. Sie erhielten ihre Mahlzeit bereits verspätet — so ging ihrem Fütterer das Denken durcheinander an diesem Tag. „Was sagt denn ihr zu der Lumperei?“ sprach er sie an, schier unwillig, daß sie so behaglich malnten und widerkäuten. „Könnt' einem da nicht der Appetit vergehen? Aber nein, an euch soll nichts gespart sein. Laßt's euch schmecken, ihr verdient's: seid ja brav.“ Schier väterlich klopfte er die glatten Flanken der schönen Tiere; nach seiner Meinung besaßen sie viel mehr Verstand und Gefühl, als so mancher Mensch.

* * *

„Warum eigentlich magst du die Farschellin so gar nicht leiden?“ fragte Jörg Lorenzott den Zuderin. Irgendein wirtschaftlicher Auftrag seiner Mutter hatte ihn in das unansehnliche Häuschen geführt, dessen eine Hälfte Eschan bewohnte. Eine größere Kammer war es mit einem daranstoßenden Verschlag, der als Schlafräum diente. Allerhand Gerät lag und stand herum: hölzerne Löffel und Rüssel, die der Bewohner geschmizt, Messer und Sensen, die er geschärft hatte. Denn Eschan Zuderins Fertigkeit im Herstellen von dergleichen erwarb ihm den Unterhalt daheim und in der Fremde. Er gehörte zu den Montafonern, die, nicht gebunden durch Landbesitz, alljährlich in der guten Jahreszeit auszuwandern pflegten, als Maurer, Sensenhändler oder was es immer war, und im Herbst heimkehrten, ihr Erspartes im Sack. Durch diese Zugvögel ward der abgeschlossenen Talschaft manche Runde von draußen, die sonst nicht hingelangt wäre. Meist hatte ihrer jeder sein festes Wandergebiet, den Kreis, den er durchmaß, so regelmäßig wie ein Planet seine Bahn. Eschans Weg führte allzeit zum Bodensee, von da zum Rhein,

¹⁾ Dienftboten.

wo er sich als Flößer verdingte und den stolzen Strom hinabtrieb gen Köln, oder bis in der Flamänder Land.

„Warum ich die Farschell nicht mag?“ — Er ließ das Messer, mit dem er an einem Holzstück herumgebofstelt hatte, sinken. „Ich könnte sagen wie du: weil ihr Maul mir nicht ansteht. Aber das ist es nicht, auch nicht ihr Zauberwerk mit nackigem Leib. Sondern ich hab' ihren Mann zu gern gehabt!“

„Ja, aber das —“

„Hör nur! Außer deinen Eltern und dir ist nie ein Mensch so gut mit mir gewesen wie der. Als eine Waise bin ich aufgewachsen, hab' Hunger und Schläg' leiden müssen — da hat der Meinrad Farschell sich erbarmt, mir Kost und Unterstand gegeben bei sich, bis ich groß gewesen bin. Unser Herr soll es seiner Seel' vergelten! Wer ihm aber das späte Freien eingegeben hat, das — mein' ich — war nicht unser Herr, sondern ein anderer. Sie, die Katharina, hat ihn nicht gewollt; die Eltern haben sie gezwungen, daß sie ihn nahm. Das war hart und unrecht an ihr; sie aber hat das Unrecht gelohnt mit Wucherzins, wie's ihrer Sippschaft Brauch ist. Kein gutes Wort hat er gehört von ihr; kein Dienstknecht, nein kein Vieh liegt verlassener, als er in der Todeskrankheit gelegen ist. Ich bin einmal am Haus vorbei und hab' ihn rufen hören nach einem Trunk, ganz müd' und verlezht — aber niemand ist zu ihm gekommen, und die Haustür war versperrt; mit allem Rütteln hab' ich sie nicht aufgebracht. Ein paar Tag' später war er tot. Ich seh' sie, die Kathrin, noch gehen hinter der Tottruhe, strack und aufrecht wie ein Zaunpfahl. Grad' mit Not, daß sie das Freudenlicht in ihren Augen hat dämpfen können! Und die Leut' haben sie noch gar gelobt, wegen ihrer christlichen Fassung! Ich, wenn ich sie noch einmal so gefaßt seh' —“

Er verstummte plötzlich. „Das ist wohl traurig,“ sagte Jörg, „aber bedenk: es ist auch ein übles Ding, einen zur Eh' haben, den man nicht mag. Und jetzt, ich kann dir nicht helfen, jetzt muß ich doch zu der Farschell.“

Eschan machte eine Bewegung.

„Erschrick nicht,“ lachte Jörg, „es ist nur wegen einer Dienstmagd. B'hüt dich Gott, Eschan!“ — Er war froh, fortzukommen aus dem kalten Gelaß; es dünkte ihn dürftiger und beengender als selbst eine Mönchszelle. Wie er zur Tür schritt, streifte sein Blick einen zerlesenen Druck, der auf dem Tische lag: „Betrachtung der letzten zeitlichen und ewigen Ding', so einem Christenmenschen zur Anmahnung und Beherzigung dienen mag“ — stand auf dem bräunlichen Titelblatt.

„Nur wegen einer Dienstmagd,“ wiederholte Eschan. Dann zog er leicht die Schultern hoch und kehrte an seine Arbeit zurück.

Der Lorenzott jedoch wanderte rüstig auf seinem Wege dahin. Die Katharina Farschell wohnte außerhalb von Schruns; der Pfad zu ihrem Hause führte ihn an einer Stelle vorüber, die sonst jeder gern vermied: es war ein einsamer sumpfiger Platz; ihn bezeichnete ein morsches Kreuz. Die verwaschene Inschrift des Steinsockels besagte, daß allhier anno Domini 1576, den fünften des Christmonds, der Wundarzt Georg Zelffe die Katharin Zalanferin umgebracht habe. Niemand wußte mehr des Mordes Ursache

noch des Mörders Schicksal. Jörg indes empfand es beinah ärgerlich, daß ein solcher Missetäter mit ihm den gleichen Namen trug und des gleichen heiligen Schutzpatrons sich rühmen konnte. Er war im allgemeinen überzeugt: wer Taten begehe, die vor Gott und Menschen verwerflich seien, müsse entweder von vornherein nichts getaugt haben oder gegen die Versuchungen des Bösen zu schwach gewesen sein. Seine gefurchten Brauen glätteten sich, als er an der Unheilstätte vorbei war und seitlich auf die blühenden Matten blickte, die man ebenfalls „die Zelffen“ hieß, hergeleitet von den wilden Hainen (selve), daraus sie gerodet worden. Es schwirrte und summtete darin von Insekten, die das Sonnenlicht und der süße Seim der Alpenkräuter hervorgelockt hatten. Ein warmer Erdgeruch stieg vom feuchten Boden empor; eine sommerlich weiche Stimmung überkam den Mann, wie er in das grüne Gefild und den blaßblauen Lenzhimmel hineinschaute. Dunkel und ernst standen dazwischen die Berge: zur Rechten der Mont Eschagganera und der Horra mit den kleinen Ansiedlungen Mansaura und Bitschweil — links das Campelljoch, hinter dem die Spitze des Sankt Magnusberges, Zamang genannt, hervorah. Der Gänger bog zur Linken ab; hier lag das Haus der Katharina Farschell.

Einige Steinstufen leiteten zur gewölbten Eingangstür inmitten des Hauses empor; gerade darunter befand sich eine zweite Wölbung, die der Kellertür. Als Jörg an der Stube seitlich des Hauseinganges geklopft hatte und das „Herein“ ihm entgescholl, sank ihm die Hand herab, mit der er sich aus dem Weihbrunnkeflein am Türpfosten bezeichnen wollte: das Bild, das sich ihm bot, überraschte ihn zu sehr. Unter dem Fenster gegenüber der Tür stand eine gewichtige Truhe; auf ihr saß ein junges Weib, das reiche Blondhaar von den einfallenden Sonnenstrahlen so vergoldet, daß förmlich ein Glorienschein ihr ums Haupt lag. Sie wand die Hände schmerzlich im Schoß und sah aus schimmernden Augen, daran man noch Tränen Spuren erkannte, die Hausherrin an, neben deren großer, harter Gestalt die ihrige um so mädchenhafter und schmiegsamer schien. Die Katharina, den Besucher gewährend, erhob sich von ihrem Holzstuhl mit einem freundlichen Aufblick. Der verschwand aber schnell, als Jörg ihre dargestreckte Hand übersah. „Nennt man den Wolf, so kommt er gerennt!“ — rief sie, schrill auflachend. „Eben hab' ich meiner Base Ilga von Euch gesprochen.“ Jörg murmelte einen Gruß; die fremde Frau dankte leise und wandte sich zugleich verstohlen ab, ihre Tränen vollends von den erglühenden Wangen zu trocknen. Nun brachte Jörg sein Gewerbe an; er fügte noch einen Empfehl seiner Mutter hinzu, den diese ihm eigentlich nicht aufgetragen, und erkundigte sich wegen der Magd Berta. Die Farschell zog ein Gesicht. „Es ist so eine, die selbst Meister sein und nach ihrem Kopfe tun will — das leid' ich nicht. Schaffen kann sie schon.“ Nicht ohne Bosheit fügte sie hinzu: seine Mutter verstehe ja so gut, mit den Leuten umzugehen; die werde sie leicht richten.

Die blonde Frau hatte sich von der Truhe erhoben. „Jetzt geh' ich halt,“ sagte sie mit halbem Seufzer. Der Lorenzott versetzte: nein, das sei an ihm, und er wolle die Frauen nicht länger stören. „Ach was, Ihr stört nicht,“

sagte die Kathrina und wandte sich zu ihrer Base. „Brauchst nicht fürchten; ich hab' ihm lezt schon von Euch erzählt.“ Die Base sah den Fremden mit einem Blick erwachenden Zutrauens an, doch blieb sie beim Vorsatz des Fortgehens. „Mein Mann erwartet mich drüben am Frattentobel; er ist in der Ortschaft gewesen in der Zeit. Und wir müssen uns schleunen, daß wir heimkommen nach Gurtipol.“ Sie bot beiden die Hand zum Abschied; Jörg vermeinte, er habe nie eine so weiche gedrückt. „Der möcht' man helfen!“ — sprach er unwillkürlich, da sie gegangen war. Das würd' ihre Base getrösten, versetzte die Kathrina und fügte noch hinzu, wie jene zu beklagen sei, da sie, im Wohlleben aufgezogen, sich nun im Unglück sehe durch des eigenen Gatten Schuld. Jörg lauschte aufmerksam; als sie aber auf ihn selbst überging, von seinem christlichen Mitleid ausgehend ihm Lob spendete, ließ er die Gedanken wandern. Sie empfand, daß er ihrer nicht mehr achtete, und der ungefüge Mund, den er „Murfl“ geheißt, verzog sich höhnisch und herb.

Er ging, in Sinnen verloren. „Wie schön sie ist,“ dachte er und meinte die andere. Diesmal wußte er nicht, ob die Augen der Kathrina ihm folgten. Sie jedoch stand ans Fenster gelehnt, einen bösen Zug um die Lippen, und sandte unhörbare Worte hinter ihm drein.

* * *

Des anderen Tages schon, da Jörg mit den Knechten auf dem Felde schaffte, trat ein Mann ihn an, dessen Miene und Gebaren ein wunderliches Gemisch zeigte von demütiger Bitte und Dreistigkeit. Jörg kannte den Christa (Christian) Valdanser — als solchen nannte er sich — kaum von einmaligem Sehen; er schätzte ihn ungefähr in gleichem Alter mit sich. Der Christa hatte hübsche, ebenmäßige Züge, nur etwas unstet Flackriges im Blick. Ohne Umschweife kam er auf das zu sprechen, was ihn hergeführt. Er wisse durch sein Weib und die Base Farschellin, daß der Lorenzott ihnen wohlgesinnt sei; leider Gottes bedürfe er der Wohlgesinnten nur zu sehr, da es mit seinen Vermögensumständen seit Jahren hinter sich gegangen. Nun stehe sein Sinn darnach, einen Stollen im Silbertal zu pachten und durch fleißigen Betrieb das Verlorene zurückzugewinnen. Aber das vermöge er nur, wenn einer ihm das Pachtrecht schaffe von den Bergherren und Vorstehern, auch einen Theil der Pachtsumme vorstrecke. Jörg zog die Stirne kraus; die Anmutung mißfiel ihm. „Felix Nayer, der alles abgeredet hat in der Bergherren Namen, ist tot,“ versetzte er. „Müß' einer gen Augsburg fahren oder Ulm, wo die Herren sitzen.“ — Nein, das sei nicht, erklärte der Christa geschmeidig, Jos Zum Keller und der Bruder des Verstorbenen, Peter Nayer, hätten gleiches Vertrauen und Recht wie er. — „Aber der Bergbau trägt schier nichts mehr; ich bin froh, daß ich mein gering' Theil daran zeitlich weggegeben.“ Der Valdanser lächelte wichtig, wie einer, der es besser weiß. „Dem ist nicht so; wenn niemand uns hörte, wollt' ich dir weisen, worauf mein Hoffen sich gründet.“ Er streifte mit hastigem Blick die Knechte, die umher arbeiteten, und bat gedämpften Tones, der Lorenzott möge ihn heimsuchen in Gurtipol. „Hast du's dann gesehen und mit Händen gegriffen, gelt, Landsmann, dann läßt du mich nicht im Stich? Der Zum Keller und der Nayer sind dir freund.“ —

Jörg gab eine halbe Zusage, um den Bittsteller los zu werden; hinterher verdroß es ihn beinahe, daß er nicht schlankweg nein gesagt. „Was habe ich in Gurtipol zu schaffen?“ wiederholte er sich etliche Male; und am Ende ging er doch.

Gurtipol war ein Weiler in der Innerfratte; so hieß man die sich verengende Hälfte des Tales, die durch den brausenden Frattentobel von der vorderen geschieden ward. Dort bewohnte der Baldanser, nachdem er allen Landbesitz eingebüßt hatte, ein kleines Haus, das seinem Weibe erblich zugefallen war und sich in ziemlich mißlichem Stande befand. Jörg Lorenzott, an genaue Ordnung gewöhnt, entdeckte überall Mängel und Schäden, die ihn um so unleidlicher deuchten, als die Schönheit der Baldanserin ihn aufs neue betroffen machte. Ihre frauliche Unmut ließ sie inmitten der verlotterten Umgebung erscheinen wie eine Königin, die, vertrieben, eine ärmliche Zuflucht gesucht hat. Jörg ward gerührt von der schamhaften Art, mit der sie manches vor ihm entschuldigte, und von der Freude, die bei seiner Begrüßung ihr Antlitz hell überglänzte. Doch wappnete er sich dagegen und forderte den Christa auf, ihm nun den Grund anzuzeigen, der ihn nach dem Besitz der verfallenen Stollen im Silbertal trachten lasse.

Da holte der Baldanser mit geheimnißvoller Miene einige Blätter Pergament herbei, darauf allerhand gewundene Linien, Punkte und Sterne verzeichnet standen. Noch eines wies er vor: ein Rütlein aus gewöhnlichem Reis, so schien es, und deutete damit auf den Blättern herum.

„Das Rütlein hat mir geholfen; zur heiligen Zwölfennacht hab' ich's geschnitten aus einem Haselstrauch, es getauft auf die höchsten Namen. Wo edel Metall vergraben liegt, schlägt es die Erde von selbst; alle Stellen, die es mir verraten hat, und die Gänge, die hinführen dazu, hab' ich sorgsam aufgezeichnet. Und an denselbigen Stellen tanzen blaue Flämmchen zur Nacht — mehr denn einmal hab' ich's gesehen. Das sind die Schätze, die blühen, die verlangen herauf ans Licht. Hilf mir sie heben, so wird dir zehnfacher Lohn dafür!“ — Er schwastete noch ein Langes und Breites darüber; widerwillig lauschte Jörg, der den klaren, nüchternen Sinn der Bergbauern in Geldhändeln besaß. Er hätte des Baldansers Reden kurzweg als leichtgläubige Prahlucht verworfen, wenn nicht Ilga mit so treuherzigen Augen die feinen gesucht hätte, gleichsam bittend um Bestätigung dessen, was sie wünschte. Er sah sie lange an. Was braucht einer Schätze, so er dich hat! Übergüldet dein Haar und Lug' nicht die tanzenden Lichtlein, denen der Narr nachläuft? — Innerlich zusammenschreckend, schalt er sich selbst: „Was fällt mir ein! Sie ist eines anderen Weib.“

Er bemühte sich, dem anderen besser zuzuhören, wußte aber, als der ihn am Ende erwartungsvoll ansah, nicht, was er dem krausen Zeug entgegen sollte. „Ja, ja, mag schon so sein — ich hab' mich mit dergleichen nie abgegeben, kann nichts dafür sagen noch dawider.“

„Trau mir!“ verschwur sich der Baldanser — „ich weiß alle heimlichen Gäng', hab' lang drüber geklügelt und studiert. Unser beider Glück ist gemacht, so du mir hilffst, mein Sürbitter wirst bei den Vorgesetzten, daß mir

das Gestein in Pacht gegeben wird.“ — Jörg drehte widerwillig die Kappe in Händen; es war das erstemal, daß er sich auf einen Handel einließ, von dem er nichts verstand, und zu dem sein kühl rechnender Bauernkopf „nein“ sprach. Da sah er Ilga an — sie faltete unwillkürlich die weichen Hände. „Es wär' uns eine Rettung,“ sagte sie leise.

Das besiegte seinen Widerstand. „Also gut, ich helf' dir!“ sagte er rasch und hielt dem Valdanser die Hand hin. Der faßte sie hastig, drückte sie wie zum Zerschneiden. „Tausendmal soll dir's Gott vergelten — wirst sehen, es reut dich nicht.“ Auch die Frau wollte danken; aber statt der Worte drangen ihr die Tränen hervor. Jörg wandte sich rasch. „Ich halt' euch, was ich versprochen,“ gelobte er nochmals.

* * *

Er säumte nicht, sein Wort zu lösen und machte sich bald auf den Weg zum Vorgesetzten.

Als er vor Jos Zum Kellers Tür kam, trat just ein Mann durch das Gatter des Vorgärtleins heraus. Jörg kannte den Mann: das war Johannes Sturm, der Stadtschreiber von Bludenz. Wegen seiner Klugheit und furchtlosen Selbstständigkeit sahen die Mächtigen im Rat scheel auf ihn, während er bei den niederen Bürgern und draußen bei den Bergbauern beliebt war als einer, der stets der Unterdrückten Partei nahm.

Jörg Lorenzott grüßte ihn. „Nichts Neues, Herr Stadtschreiber?“

„Neu und alt, wie man's nimmt,“ sagte Johann Sturm mit sonderbarem Lächeln. „Dem Recht ergeht es als der Treu'; es ist in ein Jägerhorn gekrochen und in'n Wind geblasen worden. Fragt nur den Zum Keller!“ — Jörg stand noch verduzt, diemeil der andere schon weit war. Dann aber pochte er und erhielt Einlaß in die gefäfelte Stube, wo Jos Zum Keller, der Vorsteher, saß. Ein kluger, schmaler Bauernkopf, der hochwölbige Schädel schimmernd durch das spärliche Grauhaar, im auffallend hellen Antlitz ein paar nachtdunkle Augen. Es hieß in Montafon, er sei minder kühn und unsichtig denn sein Vorgänger im Amt, Felix Nayer, aber an zähem Willen sei er noch über ihm.

„Bist du dem Schreiber begegnet?“ — war seine erste Frage. Jörg bejahte. „Der hat mir was Sauberes erzählt — ich hab' ganz vergessen, ihm 's Geleit zu geben, so ist mir's in die Glieder gefahren. Weißt doch, die Wucherpartei in der Stadt ist ihm spinnefeind, die Zürcher zumal? Also los' zu: Mitten in der Ratsitzung hat einer den Vorschlag getan: die hohe Geldbuß', zu der das Lumpenpack allendlich von Regierung wegen verurteilt worden, soll aus dem Stadtsäckel bezahlt werden. Das ging' gegen sein Gewissen, hat der Sturm gesagt — da seien sie auf ihn losgefahren, wie wütige Hunde, und jezund wollen sie ihn forthaben von der Stadtschreiberei. Er sagt, er will eingeben um Schutz bei dem Herrn Erzherzog, weil er landesfürstlicher Diener ist, mehr als Diener der Stadt.“

„Recht hat er! Eine Schand ist's! Er soll sich's nicht gefallen lassen von den Schindern und Schabern drin.“

„Ja — möcht' ihm das Bitten nur besser frommen als das unsre!“

Jos Zum Keller schwieg. Da erinnerte sich Jörg seines Zweckes und hub an von einem, den auch der Wucher um das Seinige gebracht. Er bat, der schier brach liegende Stollen im Silbertal möge dem Christa Valdanser in Pacht gegeben werden.

„Dem Valdanser?“ — Josef Zum Keller stuzte. „Wie kommst du an den? Der ist dumm wie der Teufel und tritt auf wie ein Hahn. Aus Böswichten gib't's noch Leut', aus Narren keine. Laß dich mit dem Christa nicht ein!“

„Aber Vorsteher! Wer um ein ehrlich Stück Brot bittet, dem, mein' ich, sollt' man geben. Und er hat ein junges Weib zu verhalten, ein braves Weib aus gutem Haus —“

„Ja, ja,“ unterbrach der Ältere ihn ungeduldig. Dann plötzlich aufspringend: „Weißt was sonst noch vor ist? Die Schulden und Zölle, die man uns gestundet hat bis zu dem ungerechten Bescheid, werden eingetrieben. Und das schriftliche Erkenntnis, das uns zu Gunst ausgefallen, das vor drei Jahren, sollen wir herausgeben, zur Vernichtung.“

„Das tät' ich nicht! Gar nie tät' ich's!“

„Ich tu's auch nicht. Just hab' ich's dem Sturm nochmal gesagt, was uns gelegen sein muß am eigenen Gericht, an der Marktfreiheit. Um ein paar Gilden, die einer hat einklagen müssen, stundenweit zur Stadt hinein laufen, im Frühjahr, wenn die Schneewasser von den Bergen schießen, wenn Stein und Schlamm die Pfade sperrt! Und just so, wenn man kaufen will, des man nötig bedarf! Und gar das Vieh, das man zu Markte führt, das so abgetrieben ankommt, daß es schier einen Dukaten weniger gilt als der Wert! Was überhaupt haben wir mit den Städten gemein? Zählt die Köpff', ob sich für uns nicht eigen Recht verlohnt!“ — Er erhob die Stimme, als säße ein unsichtbarer Gegner vor ihm. „Was nuzt das Reden,“ wandte Jörg ein. „Das wissen alle, das weiß der Sturm so gut als du und ich.“

Der Vorsteher fuhr sich mit der Hand über den Schädel. „Freilich wohl: alle wissen's, und aller Wissen nuzt nicht! Wundern soll's mich, was die Gemein' zu dem neuesten Stück'l sagt!“ — Er seufzte. Jörg suchte abzulenken, indem er auf des Valdansers Sache zurückkam.

„Ja, was will er doch mit dem tauben Gestein? Kommt dir's denn vor, als ob das Ding Händ' und Füß' hat?“

Jörg wiederholte alles, was der Christa ins Feld geführt; der Zum Keller hörte nur halb darauf. „Wer streckt ihm das Geld für die Pachtung dar? Er hat ja nichts mehr.“

Jörg zögerte. „Ach so, du selber! Ja sag: juckt dein Geld dich so?“ — „Ich hab's ihm versprochen, schau, er dauert mich.“ — „Das ist ein andres; gegeben Wort muß man halten. Aber du wirst gescheit werden durch Erfahrung. Der Christa ist einer, dem die Sache zwischen den Händen zerrinnt.“ Er erwog nicht lange, was den Jüngeren jenem zum Beistand trieb; sein Sinn war des Wichtigeren voll. Sie wurden einig, daß der Valdanser die Bergpacht haben sollte für mäßigen Zins, auf Jörg Lorenzotts Bürgschaft hin.

In Montafon wurden die Gesichter immer finsterner, immer sorgenvoller von Tag zu Tag. Denn kein Tag verging ohne eine Unbill, die Städter und Bauern einander zufügten.

Die von Bludenz, der Baumeister und Rathsherr Zürcher zumal, drangen auf die Ausführung der Resolution, die der Erzherzog Maximilian zuungunsten der Montafoner gefällt hatte. Dagegen erklärten Vorgesetzte und Geschworene der sieben Kirchspiele, sich bei gedachter Resolution nicht beruhigen zu können, und brachten nochmals ihre Beschwerden am Hof zu Innsbruck vor. Derweil beredeten sich die Talbauern, kein Vieh nach Bludenz zu Markte zu treiben, sondern es innerhalb der Talschaft an zugereifte Händler zu verkaufen. Hiergegen begehrt die Bludnenser, als gegen eine Schädigung ihres Marktes, mächtig auf und bedrohten die fremden Käufer mit Mißhandlung. Sie sandten verschlossene Schreiben an verschiedene Orte, worin unter Drohungen vom Viehkauf in Montafon abgemahnt ward. Zugleich aber beklagte der Vogteiverwalter und Hauptmann David Pappus sich bei dem Vogt, Grafen Kaspar zu Hohenems, daß durch das Fernhalten der Talleute von den Märkten die herrschaftlichen Zolleinnahmen geschmälert seien. Darob kam es zu hartem Zusammenstoß zwischen dem Vogteiverwalter und Jos Zum Keller, wobei es böse Worte und Schimpfreden gab, — neuer Grund zu beiderseitiger Beschwerde!

Der Vogt-Graf betrug sich in solcher Wirrnis als der weise Salomo, der das Rindlein in zwei Hälften scheiden läßt: er nahm die Klage eines jeden Theils entgegen unter Mißbilligung des anderen Theils und berichtete darüber gleichmäßig an die Regierung, die hierauf verfügte, daß beiden Parteien ihr ungebührliches Benehmen zu verweisen sei.

Es ward auch gefordert, die Montafoner sollten den ehemals erhaltenen, ihnen zugunsten lautenden „Abschied“ im Original wieder herausgeben, da er durch den nunmehrigen Beschluß ungültig geworden. Jos Zum Keller jedoch hieß den Ausschuß der Vorgesetzten und Geschworenen zusammentreten und erklärte mit dessen Zustimmung, nicht ein einzelner, sondern die ganze Gemeinde hätte die Urkunde in Verwahrung. Und sie bäten, man möge mit deren Herausgabe nicht drängen, bis ihre neuerliche Beschwerdeschrift erledigt sei.

Sie verhinderten auch vorläufig den Steuerwaibel von Bludenz, in gewohnter Weise die Steuern einzutreiben, und schrieben währenddessen eigenmächtig Steuern aus. —

Der einzige, der in dieser Zeit der allgemeinen Gärung und Verbitterung das Haupt hoch trug und fröhlich dreinsah, war der Valdanser. Dem hatte es zu Nutz' gereicht, daß die Bergherren fern waren und die Vorgesetzten den Kopf mit anderen Sorgen zu voll hatten, um seinem Begehrt Widerstand zu leisten. So war ihm nach geringem Hin- und Herreden gewährt worden, um was er bat. Die anderen verließen sich, gleich Jos Zum Keller, auf Jörg Lorenzotts Bürgschaft und meinten: „Wenn der Jörg den Schaden nicht scheut, was sichts uns an!“

Derselbigen Ansicht waren die Tagelöhner, die der Valdanser alsbald dingingte, und die auf sein Geheiß das Gestein durchgraben mußten Tag und

Nacht. „Wenn er uns zahlt, geht der Rest uns nicht an!“ lachten sie — höchstens daß sie geringschätzig hinzufügten: „Der meint halt: ist die Ruh hin, soll's Kalb auch noch hin sein!“

Ob schon das Graben einstweilen erfolglos blieb, verharrte der Christa in stolzer Zuversicht und stieg so hochgemut einher, als klingelten die gehobenen Schätze ihm schon im Sack. Auch machte er überall ein großes Rühmens von Jörg Lorenzotts Einsicht und Güte — „einen besseren Freund“, so pries er — habe noch niemand gehabt. Das nahm des Lorenzotts ältere Freunde wunder, und sie redeten ihn unverblümt darauf an: „Ha, wie kommst du zu dem? Wie viele Scheffel Salz habt Ihr miteinander gegessen, daß er sich so großtun darf mit dir?“ Dann ärgerte sich Jörg und sagte es ihnen geradezu; von Kameradschaft sei keine Spur — nur aus Gutmütigkeit hab' er ihm geholfen. Ebenso wehrte er ungeduldig ab, wenn der Christa bei zufälliger Begegnung ihm schon von weitem zuwinkte, ihm beide Hände entgegenstreckte und ihn lärmend seinen Retter, seinen Wohltäter hieß. Die wortreiche, übertriebene Dankbarkeit verdroß ihn fast mehr, als Andant gekonnt hätte. Hingegen hatte die Ilga ihm nur ein schüchternes „Vergelt's Gott!“ geboten und hinzugesetzt, daß sie auch fleißig für ihn beten wolle. So oft er daran gedachte, hatte er ein lindes, gerührtes Gefühl; und seine Hilfsbereitschaft gegen ihren Mann reute ihn nicht. —

* * *

An alle Freien und Hofjünger von Montafon — Hofjünger hieß man die, so dem Herrenhof zu Bludenz zinspflichtig waren — hatte Jos Zum Keller Botschaft gesandt. Die Ältesten und Vorsteher sollten sich versammeln auf seinem Grundstück zu Schruns in wichtiger Sache.

Sie fanden sich ein ungefümt. Es kamen die Männer von Schruns und aus dem Silbental, die aus der Innerfratte: von Gallenkirch und Gaschurn, die vom St. Bartholomäiäberg herab und die von Tschaguns und Baudans. Alle sieben Gemeinden des Montafon waren vertreten.

Da sah man bronzene Züge wie auf römischen Münzen neben länglichen deutschen Bauernköpfen, tiefdunkle Haare und Augen neben blonden, blühenden Gesichtern; die zweierlei Stämme, die nacheinander das Hochtal besiedelt, Rhätoromanen und Alemannen, hatten gleichzeitig ihr Gepräge den Nachkommenden vererbt.

Jos Zum Keller redete die Männer an in kurzen, knappen Worten. Er habe neuerdings Übles zu melden, der gegenwärtige Stadtschreiber Johann Sturm habe die Zeitung gebracht. Als bald erhob sich Johann Sturm; seiner verschleierten Miene war nicht zu entnehmen, inwieweit das, was er kundtat, ihm naheging. Er meldete, daß die Berufung der Hofjünger gegen den fürstlichen Entscheid verworfen und das erbetene Recht ihnen somit endgültig abgeschlagen sei. Der Erzherzog erwarte nunmehr Unterwerfung unter seinen Beschluß. Ein bleiernes Schweigen folgte. Johann Sturm benutzte die Stille, während die Gesichter sich förmlich zu härten schienen, zu der Erklärung, daß dies seine letzte Amtshandlung sei. Er wisse kaum, ob er noch die Befugnis dazu habe; denn schon sei sein Nachfolger ernannt.

Es grollte in der Versammlung wie heranziehender Donner. Jos Zum Keller gebot Ruhe.

„Die drinnen — die am Ruder sitzen in Bludenz — freuen sich wohl gar sehr?“

Johann Sturm zuckte die Achseln. „Freilich, es tut ihnen baß.“

Jos Zum Keller preßte die Fäuste ineinander, daß die Knöchel weiß hervortraten. „Kann mir's denken: sie singen Spottlieder auf uns.“ — Ein paar der Männer stießen halbblaute Wutschreie aus.

„Und unser Vogt, der Graf Kaspar zu Hohenems? Der unser walten soll an unseres Herrn Statt. Dem es zukam', uns zu schirmen so gut als die Städter?“

„Der Graf?“ — Johann Sturm lächelte. „Das ist so: wenn einer nur eine Seite eines Dinges sieht, so kann er dran erstarken. Sieht und erwägt er eine nach der andern, so ist er gerecht. Aber was frommt einer, der alle Seiten auf einmal sieht?“

„Und der Herr Erzherzog, unser Fürst! Den sie rühmen um seine Gutheit! Wie mag er uns solches antun? — Wie kann ein Landesherr so parteiisch sein?“

„Nicht parteiisch! Er ist nur Herr, weiß nicht, sieht nicht — und hat der Sorgen sonst genug. So denkt er: lassen wir's beim Alten, gleichviel ob das Alte gut ist oder nicht!“

„Und lassen wir's auch dabei, Männer?“ fragte der Vorsteher laut.

Sie ließen ihn kaum vollenden. Ein Tosen erhob sich: „Nein, nein!“ — „Nie und nimmer!“ — „Uns so niedertreten lassen! Das gibt's nicht!“ — Johann Sturms unruhige Augen irrten von einem zum andern. „Was wollt Ihr denn tun? Euch ein eigen Gericht setzen, das ohne fürstliche Bestätigung nichts gilt? — Euch empören wider Herrscher und Gesetz? Lauter üble Dinge das — bedenkt es wohl!“

„Nein,“ sagte der Vorsteher entschlossen, „unserem Herrn sind wir dennoch treu. Bloß dem Gericht des Wuchergesindels, das uns feind ist, unterwerfen wir uns nicht. Lieber kein Recht als aus solcher Hand.“ — Beifälliges Gemurmeln ertönte; da rief eine helle Stimme, die von Felix Nayers Tochtermann Rudigier: „Ist hast du's getroffen, Vorsteher! Was brauchen wir denen ihr Recht! Es geht auch ohnedem!“

„Ist das euer Meinung?“

„Ja! ja!“ und wieder „ja!“ Sie überschrien einander in Bejahung; ein paar bekräftigende Flüche hing der oder jener daran.

„Gut,“ sprach Jos Zum Keller, „so müßt ihr's euch klar einprägen, was das heißt. Dann darf, wer Schaden leidet durch einen anderen an Leib, Ehr' und Gut, nicht Sühne heischen vor Gericht; wer eine Schuld zu fordern hat, darf den Schuldner nicht einklagen darum. Wo Hader entsteht zwischen Nachbarn, Blutsfreunden, zwischen Herrn und Knecht, müssen die Part schauen, daß sie sich vergleichen ohne Richterspruch. Unser Vieh, Gerät und was wir sonst haben, dürfen wir nicht zu Märkte bringen nach Bludenz; denn auch Kauf und Verkauf ist ein rechtlicher Handel und das eigene Markt-

recht ein Teil unserer Forderung. Meint ihr, daß ihr das halten könnt, so kurz oder lang als es wahren mag?"

Ein kurzes Schweigen. Unmerklich lächelnd warf Johann Sturm das Wort hinein. „Montafoner! Unter solcher Kondition zu leben, ist schwieriger, als ihr denkt. Wenn's nur auf ein paar Wochen wär! — Aber es mag leichtlich Jahr und Tag drüber hingehn. Ihr führt es nicht durch!"

Da flammten sie auf. Fridli Rudigier, der vorhin gesprochen, sprang wie wild vor den Stadtschreiber hin. „Was glaubst, Schreiberseel, daß ein Montafoner nicht kann, wenn er sich's fest vorsetzt! Ihr andern, redet, ist's euch recht? Soll's sein, wie der Vorsteher sagt?"

„Es soll so sein!" rief Jörg Lorenzott, der ihm zunächst stand. „Wir brauchen kein Recht als das unsere." — Thomas Sander von Gallenfirch fügte hinzu, er wisse manch eine Ortschaft, die vom Sitz eines Gerichtes zu weit entfernt und darum gewöhnt sei, ihre Händel im stillen selbst zu schlichten. Und alle, die da waren: Martin Salanser und Bartlmä Maclott, die Bertle, die Mayer, die Bürgli, die Eschol und Ballaster — sie alle stimmten bei: „Es soll so sein. Montafoner Recht oder keins!"

„Wenn ihr's durchsehtet," sprach Johann Sturm und wiegte das kluge Haupt, „so wird man lang von euch reden. Beschließt ihr's aber und brecht's, um so größer die Schand'."

Sie achteten seiner nicht mehr. „Geben wir uns die Hand drauf!" gebot der Vorsteher, „das Verlöbniß gilt."

Fest schlugen die Hände der Männer ineinander. „Montafoner Recht oder keins."

Bis spät in der Nacht blieben die Männer beisammen. Nur einer brach zeitlich auf und ritt in sinkendem Dunkel nach Hause: Johann Sturm. Er pfiß sich ein Liedlein, da er ritt. „Wüßtet Ihr," sprach er spöttisch zu dem Wächter, der ihm das Thor von Bludenz aufthat, „wüßtet Ihr, was mir heut' kund geworden, Ihr möchtet die Augen weit aufreißen. Aber zu viel Wissen macht Kopfweh — leg dich aufs Ohr!"

* * *

Mitternacht war vorüber, da Jörg Lorenzott heimschritt im Geleit Eschan Zuderins, der sich ihm von ungefähr angeschlossen hatte. Erhitzt vom Trunk und vom Gefühl eines ungewöhnlichen Erlebens, redete Jörg viel in den Gefährten hinein, wie man jetzt endlich einen Ernst sehe und sich weisen müsse, was rechte Männer vermögen. Der andere antwortete einsilbig; zuletzt kam er damit heraus, ihm, für sein bescheidenes Teil, gefalle der neue Beschluß nicht sonderlich. „Wolle Gott, daß ihr nicht den Teufel mit dem Belzebug austreibt!"

„Aus dir werd' einer klug, Zuderin!" sagte Jörg ärgerlich. „Früher, solange uns um rechtes Gericht zu tun war, hast du so herumgeredet: ja, einen Haken werd' es immer haben und doch nie ganz gerecht zugehen. Jezund wollen wir überhaupt trachten, des Rechtes zu entraten, und nun scheint dir's wieder nicht!"

„Weil es wider die Menschennatur ist, Jörg, das eine wie das andere! Schau: daß einer gefunden wird, der immer nur makellos richtet, das kann wegen unserer Schwachheit nicht sein. Aber so tief als die Schwachheit steckt die Sehnsucht nach Gerechtigkeit im Menschen von Anbeginn. Ich bin viel umeinander gekommen, wie du weißt, hab' kein christlich Land gesehen, wo nicht jede Tat ihr Recht heischt. Und zur Heidenzeit schon, hab' ich mir sagen lassen, war's ebenso.“

Jörg Lorenzott horchte wundernd. Es fiel ihm bei, was öfters von Eschan Zuderin gesagt ward, daß er nicht nur der Weltkundigsten einer in der ganzen Talschaft sei, sondern ein Grübler und Sinnierer, trotz seiner äußerlich scherzhaften Art. Die alte Lisle, die von seinem Häuschen die Hälfte bewohnte, hatte gelegentlich den Nachbarinnen erzählt, wie gern er in geistlichen Büchern lese, die er sich zusammengeborgt, und wie sie ihn oft halbe Nächte lang laut mit sich selbst habe reden und dazwischen tief seufzen hören. — „Geh zu, Eschan,“ sagte der Jörg unbehaglich, „was willst du mit Christen und Heiden? Das gehört nicht daher.“

„Freilich doch! Denn eigentlich hat unser Herr uns gelehrt, wie wir dem Unrecht begegnen sollen: die segnen, die uns fluchen, denen wohl tun, die uns Übles tun! Als ich im Flandrischen war, hab' ich einen Prädikanten reden hören auf offener Straße, daß Christus solches geboten und daß darum kein Christ einem andern den Stab brechen, keiner das Schwert aufheben soll und daß —“

„Aber Eschan! Ein katholischer Mann und loßt dem zu ¹⁾, was lutherische Irrlehrer predigen! Schämst dich nicht?“ — „Nein,“ versetzte Eschan schwermütig, „ich schäm' mich nicht. Denn sogar Gift, je nach Gebrechen, kann heilsam sein. Dennoch, dieweil jener gesprochen, hab' ich immerfort denken müssen: woher kommt uns dann solcher Durst nach dem Recht? Bloß von unserer Verblendung und Sündhaftigkeit oder doch auch von Gott? Denn in einer andern Stadt hab' ich gesehen, wie sie einen zum Tode geführt, einen jungen, schönen Mann — der hatte sein Weib umgebracht aus Eifersucht und ihre Unschuld zu spät erkannt. Sie hätten ihm gern Gnade widerfahren lassen um seiner großen Reu' und untadeligen früheren Lebens willen; er aber hat keine Gnade begehrt, vielmehr gesprochen: ‚Meine Seel' ist krank, die heilt nur ein Schwertschlag.‘ — Da doch jegliche Kreatur sonst so heiß am Leben hängt.“

„Hör auf, Eschan — mach einen nicht zu fürchten! So etwas kommt alle heiligen Zeiten einmal vor und hat im geringsten nichts zu schaffen mit unserm Gerichtsstreit.“

„Nein, Jörg, denn euer Streit ist klein und im letzten Grund nicht wichtig; allein wichtig ist, daß Gottes Wille geschieht.“ — „Gott und immer Gott! Wahrhaftig, du hätt'st auf Geistlich studieren sollen, Eschan.“ — „Das kann auch ein Laie sehen“, sagte Eschan nachdrücklich, „daß jedes Unrecht seine zeitliche Pön und Sühne heischt — und daß es nicht im Belieben

¹⁾ zulösen = zuhören.

einzelner steht, solche Ordnung umzustößen. Wer aber viel Unrecht ungefühnt muß geschehen sehen, der gewöhnt sich entweder daran wie die Frösch' ans faulige Wasser — oder er wird irr und trüb und fällt in Unsechtung." — Jörg schwieg, betroffen von der fremdartigen Beredsamkeit, die jener zum erstenmal ihm gegenüber entfaltete. Sobald Eschan Zuderin dies bemerkte, schlug er einen anderen Ton an, redete allerlei krauses, zum Teil drolliges Zeug; ja er sagte sogar: „Geh, hab's nicht acht, was so ein dummer Kopf wie der meinige ausheckt!" — Jörg Lorenzott aber ward eines gewissen Unbehagens nicht ledig. Er vertrug es schlecht, dasjenige, was ihm eben noch als eine Handlung höchster Tapferkeit und Selbständigkeit erschienen war, wie eine gefährliche Eigenbrödelei hinstellen zu hören. Eschans Worte, auf die er keine genügenden Gegengründe fand, hatten den Schatten eines Zweifels in seine Seele geworfen.

* * *

Also lebten die Montafoner rechtlos dahin.

Keine Klage ward von ihnen angestrengt; keiner Ladung leisteten sie Folge. Kein Gerichtsbote wagte das Thal zu betreten, um einer Amtsverkündigung oder Zinsentreibung willen.

Der Pfarrer von Schruns hatte den vermittelnden Vorschlag getan, etwaige Rechtsfachen beim Hofe des Bischofs von Chur, zu dessen Diözese das Montafon gehörte, anhängig zu machen. „Das sei ein Pfaffenrat!" — hatte Jörg Lorenzott in der Gemeinde geäußert — „der Bischof sei ihr geistlicher Oberhirt, aber als ihr Gerichtsherr bedeute er so wenig wie die von Bludenz. Montafoner Recht oder keines! — dabei blieb es."

In der Stadt drinnen wie am Hoflager zu Innsbruck herrschte Betroffenheit. Niemand hatte gewähnt, daß die Widersetzlichkeit der Bergbauern so weit gehen würde. Der Zum Keller hatte den klugen Gedanken, man müsse den Grafen von Hohenems, der des Erzherzogs Vogt und Rechtsverweser zu Bludenz war, sich geneigt machen. Es ward darüber beraten und der Beschluß gefaßt, ihm „als eine Verehrung" eine schöne Kuh zu stiften in die Stallungen seines Ansizes zu Hohenems. Der Lorenzott besaß unter den Seinen eine lichte Falbe, die Bläß, ein Tier, in dessen glattem Fell man sich spiegeln konnte. Als Michael, der Knecht, vernahm, daß die Bläß hergeschenkt werden sollte, gebärdete er sich zunächst wie unsinnig: ja die Tränen standen ihm, der nie weinte, nahe. Da ihm jedoch dargetan wurde, welchen Nutzen etwa das ganze Thal davon haben möchte, krazte er sich im Haar, tat einen stöhnenden Seufzer und sagte: „In Gottsnam'!"

Er brockte ihr noch einmal alles Beste vor, was er wußte, striegelte und kammte sie wie eine Spausa (Braut), ehe er sie der Abordnung übergab, die sie nach Hohenems bringen sollte. „Behüt' dich Gott, Bläß!", sprach er und klopfte mit unsicherer Hand den Rücken der Kuh, die ihn wehmütig aus großen Augen ansah. „Vergiß nicht auf uns! Und wenn sie dich dort nicht halten, wie dir's zukommt, soll sie ein leidiges Donnerwetter in Erdboden hinein verschlagen!"

Es kam ein feiner Dank von des Grafen Schreiber für die Kuh, „so

gewißlich ein schön Stück ist, deren herausen wenig gesehen wird.“ „Aber“, hieß es weiter, „dessen hätte es keineswegs bedurft, um etwa den Grafen ihnen geneigt zu machen, da er ohnehin ebenso willig als schuldig sei, ihnen in allem behilflich zu sein, was recht und billig ist.“

Bei solch höflicher Zusicherung blieb es. Die Regierung hielt indes fest an dem, was sie von den Montafonern heischte: das Gericht und Marktrecht von Bludenz anzuerkennen, die alten Zölle und Abgaben wieder zu entrichten, den Entscheid vom Jahre 1607, der ihnen günstig gelaute, herauszugeben.

Das zähe Bergbauernvolk erfüllte nichts von alledem. „Sie wollten einmal mit denen von Bludenz nichts zu schaffen haben, viel weniger daselbst Recht geben und nehmen.“ Leidenschaftlich beklagten sie sich, daß bis zur Stunde eine Bludenzler Abordnung am Hoflager zu Innsbruck gewelt und ihnen zu Nachteil gesprochen habe. Jetzt erst seien die Abgeordneten heimgekehrt; und was durch keine Feder sich ausdrücken lasse, sei „die Ungebühr, Insolenz und merckliche Unbescheidenheit derer von Bludenz nach obgemeld'tem vermeintlich erlangtem Sieg“. Die sprengten aus, daß sie mehr denn das Gehoffte erreicht hätten, daß kein Landesfürst mehr die Macht hätte, daran zu rütteln. Zugleich verleumdeten sie die Montafoner auf alle Weise und hohnlachten, sie wollten noch erleben, daß die aufrührerische Talschaft ganz vom Haus Oesterreich abfiele. So ward jedes schlimme Wort durch ein schlimmeres wett gemacht.

Der Lorenzott kam wenig mehr nach Hause, da er teilnahm an den fortwährenden Beratungen und Tagungen der Gemeinde. Bei des Hausherrn häufiger Abwesenheit und der geminderten Kraft der Hausfrau hätte es übel um die Wirtschaft gestanden, wäre nicht das Gesinde so verlässig gewesen, zumal der Michael und Berta, die neugebungene Magd. Wenn es etwas Besonderes zu tun gab, stellte sich auch, oft ungerufen, Eschan Zuderin ein. Nach seiner ungleichen Art konnte er tagelang kein Wort sprechen und nur die Hände rühren, ein andermal alle bei Laune erhalten durch scharfe witzige Reden und Schnurren, die er vorbrachte. Bisweilen erhielt Jörg auch sein Teil davon. „Weißt, wie Ihr mir vorkommt?“ sagte Eschan, als er ihn einmal mit finsterner Stirn und hochgeschwollener Schläfenader heimkehren sah: „Wie die Leut' in Schweifnichtwo, die keine Raze gehabt und von einem Herumziehenden eine gekauft haben. Darnach fürchteten sie sich vor dem fremden Tier und wollten's verjagen — die Raze lief in ein Haus; da steckten sie das Haus in Brand und so zuletzt das ganze Dorf.“ — Was das heiße, fragte Jörg ärgerlich. — „Ja, weil hierzuland' auch noch alles in Flammen aufgeht wegen der Gerichtsbarkeit, die kein's herlassen will. Bereits ist soviel Unrechtes geschwagt und verübt, daß kein Gericht in einem Jahr möcht' damit fertig werden.“ — Jörg kehrte ihm den Rücken; er empfand das Körnchen Wahrheit, das in der Rede lag. Auch auf die Barmherzigkeit Jörgs gegen den Baldanser war Eschan ungut zu sprechen. „Das Geld ist halt in'n Brunnen geworfen,“ — meinte er. Die Frau Lorenzott dagegen lobte Jörgs milden Sinn; nur nahm sie es wunder, daß er vergessen hatte, ihr davon zu sagen, und daß sie es ganz zufällig durch andere erfahren hatte.

Inzwischen war der Vogt-Graf selbst nach Schruns gekommen, hatte den Vertretern der sieben Gemeinden und den versammelten Haufen Volkes nochmals die Mahnung ans Herz gelegt. Aber sie entgegneten ihm mit bitteren Beschwerden, wie sie ausgefogen würden von den Städten bis auf Mark und Bein, wie ihre Händel verschleppt würden und ihnen Willkür widerfahre statt Recht. Sie schrien förmlich auf: sie wollten lieber Gott walten lassen über Leib und Seel', als sich fürder unter dies Joch beugen.

Der Graf biß sich die Lippen. Ein paar flüsternde Worte tauschte er mit dem Hauptmann David Pappus, seinem Vogteiverwalter. Es schien nicht rätlich, einzelne etwa für die allgemeine Widerseßlichkeit in Buße und Verhaft zu nehmen. Zumal man sie nirgend hätte verwahren können denn im Schlosse zu Bludenz, und das — David Pappus wußte es wohl — ließ sich gegen eine Handvoll entschlossener Stürmer nicht halten.

So ritt der Graf unverrichteter Dinge heimwärts mit seinem Geleit. An den Erzherzog berichtete er, die Montafoner seien ganz getreue Untertanen und deshalb zu bemitleiden, aber durch die Länge des Streites und die Gerichtsexemption ein bißchen wild geworden.

Das vernahm der fürstliche Herr mit Ungnaden; er lud sechs der führenden Männer des Tales nach Innsbruck, zu Verantwortung und Gericht.

Jos Zum Keller war es und noch fünf andere; auch Jörg Lorenzott war in der Zahl.

* * *

Ein Schrecken, ein Mißtrauen zuckte auf, lief um in den Gemeinden. Was wollte man den Sechsen, warum besandte man sie?

Sie kamen alsbald zusammen, ratschlagten, ob sie der Ladung folgen sollten oder nicht; Jos Zum Keller war dagegen, Jörg Lorenzott, zuversichtlicheren Sinnes, sprach dafür. Die Mutter, obgleich voll Sorge, hatte die gewisse Ergebung, die langes Dulden verleiht; sie wollte Jörg nicht geradeswegs abreden, fragte nur wiederholt und bänglich: „Mußt du gehen?“

Ja, was ihm denn widerfahren sollte, meinte Jörg; die Gelegenheit, einmal offen mit dem zu sprechen, bei dem der Entscheid lag, reizte seinen Mut. Zwei der Geladenen dachten wie er.

Fest entschlossen, zu gehen, schlenderte er in seiner Wiese nahe dem Flußübergang; dort war kürzlich das Wasser ausgetreten und hatte ihm Schaden getan. Er wollte dem künftig wehren und die Gelegenheit genau besehen — da ward er zweier Gestalten gewahr, die an der Brücke standen. Sein Herz schlug rascher — die eine war die Farschell, die andere die Ilga.

Er hatte seit dem Dienst, den er den Valdanserischen erwiesen, sie beide vermieden, damit es nicht aussähe, als heische er beständigen Dank. So un-verhoffter traf ihn der Anblick. „Da ist er ja“ — rief die Farschell und schritt ihm entgegen. „Wir passen hier schon Gott weiß wie lang; nicht meinetswegen ist's, sondern von wegen dem närrischen Ding da,“ sie zeigte auf Ilga. „So mach, sag's ihm, was du fürchtest!“ — „So übel hat mir geträumt,“ stammelte die schöne Frau errötend; „mir war's, ihr sechs Vor-geladenen läget in einem tiefen Turm. So weh hat mir das getan: ich hab'

laut geschrien und geweint im Traum. Drum war's mein erstes beim Aufwachen: du mußt eilends gehn, es dem Jörg ansagen." — Sie sah ihn nur halb dabei an, gleich als fürchte sie seinen Spott; ihn jedoch überquoll die Rührung, daß ihr weiches Herz sich gesorgt hatte um ihn. Er nahm ihre beiden Hände und drückte sie stark, so daß ihr Gesicht sich ein wenig verzog. „Vergelt's Gott, ich will drauf denken!“ So froh und wohl ward ihm — er wußte nicht wie und dankte aus seinem Frohgefühl heraus auch der Farschell. „Nichts zu danken,“ versetzte sie leichtthin und wandte sich ab.

Bei diesem Anlaß wie schon öfters kam es Jörg zum Bewußtsein, daß sie eigentlich nie sein Haus betrat; er schickte sich an, die Frauen hineinzuladen, aber die Kathrina schnitt ihm das Wort ab mit der Erklärung, sie hätten sich schon zu lange verhalten und wollten seiner Mutter nicht lästig sein. Ilga fragte noch ängstlich, ob er nun für gewiß nicht nach Innsbruck gehe. Er zauderte mit der Antwort — erst gestern hatte er dem Vorsteher aufgetrumpft: wenn kein anderer sich's getraue, so gehe er allein. Sich nun sogleich umwenden lassen von der Besorgnis einer Frau, deuchte ihm unmännlich. Nur Vorsicht verhiess er ihr in jedem Fall.

Er nahm ein unendlich wohliges Gefühl nach Hause und trug es den ganzen Tag mit sich herum. Obgleich er fortfuhr, sich zur Reise zu rüsten — denn er sah keinen Grund zur Furcht —, lag eine fremde Süße in dem Gedanken, daß ein so liebholdes Frauenwesen um seine Sicherheit bekümmert sei. Mit einer Heiterkeit, die zu den Zeitläuften schier nicht paßte, ging er einher, bis am nächsten Nachmittag, allwo an seine Thür ungestüm gepocht ward und eine Stimme laut Einlaß begehrte.

Jörg tat selbst auf: es war Eschan Zuderin. Der atmete tief, da er ihn sah, und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Gott gelobt, daß ich dich antreff'! Der Zum Keller schickt mich, dir zu sagen, du sollst dir ja nicht begeben lassen, gen Innsbruck zu reisen. Es sei geplant, daß man Euch dort eintürmen will; der Mathias Zürcher, der als der Bludenzner Abgeordnete dort gewest, hat sich laut gerühmt, daß er den Montafonern, so sie hinkämen, einen übeln Empfang eingebrockt! Daraufhin geht keiner fort; auch du darfst nicht!“

Der Lorenzott verfärbte sich — nicht vor Schrecken, sondern weil der Gedanke: „die Ilga hat's gewußt, hat's geahnt“ — ihm das Blut zu Herzen trieb.

Die Frau Maria war herbeigekommen, Zeugin der Warnung geworden, und rühmte Eschan Zuderin aus Herzensgrund, weil er ihren Jörg rechtzeitig vermahnt. Auch Jörg dankte ihm; innerlich aber pries er viel lauter die andere, die ihm vom Himmel als sein Schutzgeist bestellt schien. Hernach, da er übern Hof ging, hörte er die Berta bei der Arbeit einen landesüblichen Reim summen, der hub an:

„Drei Tannen am Hügel, drei Ilgen im Thal —“

Das brachte ihm zum Bewußtsein, daß Ilga „Lilie“ bedeute; und in seiner Vorstellung wuchsen der lieben Frau zwei weißglänzende Flügel, aus denen ihr blondes Haupt golden hervorschimmerte. — „Was Feines du da singst!“

sagte er im Vorbeigehen freundlich zur Berta, die über das Lob ihres Gesanges verwundert aufschaute.

Es stand bei ihm fest, daß er Ilga sehen müsse, wenn möglich heute noch. In diesem Wunsche suchte er um die Zeit des Aveläutens die Kathrin Farschell auf; aber Ilga war nicht dort. Dafür erhielt nun die Kathrina den ersten Ausdruck der Wärme, die er für ihre Base im Herzen trug. Sie lächelte etwas geringschätzig, als er die Besorgnis der Ilga gleichsam wie die höhere Eingebung einer frommen reinen Frau hinstellte, durch die ihn die Vorsehung habe warnen wollen. Ob seine Mutter keine solche Eingebung gehabt? Er schwieg, unangenehm von der Frage berührt. „Was ist's weiter?“ fuhr sie gleichmütig fort — „schreckhafte Leute, Frauen zumal, lassen sich leicht ein Unglück vorgehen, und trifft es wirklich zu, ernten sie groß Lob dafür!“ Angesichts seiner finsternen Miene jedoch änderte sie den Ton und tat ihre Freude kund, daß er vor dem seiner harrenden Unheil bewahrt worden. Auch die Ilga werde sich freuen, daß er nun nicht nach Innsbruck gehe. „Das ist's eben,“ sagte Jörg, „ich wollt' es ihr sagen und glaubte sie hier. Ist sie wohl daheim?“ — „Sicher,“ meinte die Kathrina, und zwar hüte sie in Sorgen das Haus, weil ihr Mann über Nacht aus sei. „Es scheint, sein Rütlein hat ihm falsch gezeigt; du wirst schon wissen, daß er bis jetzt nicht Pfennings Wert gefunden. Deshalb irrt er nun wieder Nächte lang im Gestein und späht, wo ein Flämmlein aufzucke.“ — „Der Tor!“ schalt Jörg. „Ja und derweil sitzt sie allein, die arme Seel', und härt sich. Er muß sie schon gar nicht mögen; auch eine, die übel vermählt ist und hätt' es besser verdient! Willst du schauen nach ihr, so ist's ein gutes Werk.“ Sie saß dem Herde zugekehrt, daß er ihr Antlitz nicht sah; in der einbrechenden Dämmerung warf die noch flackernde Herdglut einen roten Schein auf das Haar der Frau. Auch Jörgs Gesicht glühte vom Widerschein, da er versetzte: nein, wenn der Christa nicht da sei, woll' er lieber nicht hingehen: es möcht' den Leuten die Mäuler aufreißen. — „Warum nicht gar!“ eiferte die Farschell — „wer sieht's denn? Und überhaupt: denk nicht an die Leut', sondern an die Ilga: wie wohl ihr geschieht, wenn einer, um den sie so gesorgt, auch für sie Sorge trägt.“ — Jörg erhob sich unschlüssig. „Ist etwan doch besser ein andermal!“ — „Ja, wenn du bleiben willst,“ sprach sie aus ihrer Herdedecke heraus — „ich schick' dich nicht fort.“ Wie sie so dasaß, kam ihm plötzlich Eschans Schilderung zu Sinne von der Hexenkunst, die sie nächtlicher Weile, nackt am Herdfeuer, geübt. „Nein, ich geh' heim! Gott befohlen!“ sprach er fast hart. Die Thür fiel dumpf hallend hinter ihm ins Schloß.

Da er draußen war, kam es ihm allmählich, daß das Heimgehen doch nicht in seinem Willen lag. Er konnte das Bild der einsamen Ilga nicht aus seinen Gedanken bannen. Je länger er es sich vorstellte, desto mehr gab er der Farschellin recht; es deuchte ihn Torheit und rohe Gleichgültigkeit, daß der Baldanser sein Weib so allein ließ über Nacht. Ein Weib wie die Ilga, von weicher und zaghafter Gemütsart. Ob er nicht dennoch nachschauen sollt'! — Schließlich war es nur Vergeltung für die Treue, die sie an ihm bewiesen. Und außerdem — so sann er — versäum' ich nichts daheim, und

die Nacht ist mild und hell! Nur das eine beschwerte ihn noch, ob seine Mutter sich um sein langes Ausbleiben bekümmern werde?

Mit diesem Zweifel beschäftigt, schritt er langsam bis zur Innerfratte hindann. Die Nacht war wirklich schön wie selten eine. Nicht zu finster, da eine dämmerige Klarheit das Aufgehen des Mondes bereits ahnen ließ, nicht kühl und doch erfrischt vom Nachtwind, der mit leisem Rauschen durch das Gezweig strich. Zur Seite des Weges schimmerte weißlich der rasch dahinschießende Strom, feierlich und schwarz wie abgrenzende Mauern stand der zackige Umriß der Berge. Der Lorenzott hatte sich über dies Thal, darin er geboren war, nie sonderliche Gedanken gemacht; zum erstenmal ward er sich voll bewußt, wie schön seine Heimat sei, und fühlte sich von einer allgemeinen ungewohnten Zärtlichkeit erfüllt. Da, kurz vorm Eintritt in die Innerfratte, gewahrte er am Weghang eine kauernde Gestalt; mißtrauisch, seinen Stecken umfassend, sah er näher hin. — „Ja was? Eschan, du bist's!“

Eschan Zuderin betrachtete unverwandt den von feinem Dunst bewölkten Himmel, an dem die ersten Sterne, nicht größer denn Leuchtkäfer, hervorblinkten. Er nickte sacht mit dem Kopf. „Ich bin's. Ich geh' gern in der Nacht; da hört man so manches, darauf man bei Tag nicht merkt.“

„Recht hast! Aber wenn dir's gleich ist, wohin du gehst, tät' ich dich bitten, daß du bei mir daheim vorbeischaust. Einen schönen Gruß meiner Mutter! und sie soll sich nicht wundern, wenn ich ein bißlein später heimkomm'! Ich hab' noch ein Gewerbe.“

„Ich nicht, Jörg, drum mag ich dir den Gefallen wohl tun. Aber wo willst noch hin?“

„Nach Gurtipol.“ Zögernd kam die Antwort.

„Mir scheint, dorthin gehst du oft? Ich mein', du könntest es gut sein lassen für heut'. Folg mir einmal, Jörg — geh' nicht nach Gurtipol!“

Jörg warf den Kopf zurück. „Was ich tun soll, braucht mir niemand schaffen — das geht mich alleinig an!“ — „Ach so? Ja, dann freilich!“ sagte Eschan gedehnt. „Also gute Nacht!“

Er wandte sich und ging langsam davon, ohne Umschauen, den Kopf ein wenig seitwärts gesenkt, nach seiner Gewohnheit; Jörg Lorenzott stand unschlüssig, ob er ihm nachrufen sollte; es tat ihm leid, den wunderlichen Mann gekränkt zu haben, der ihm so treu anhing. Aber dreinreden ließ er sich nicht, weder von ihm noch einem anderen! — Er beschleunigte seinen Schritt, bis der kleine Ärger verflogen war und die weiche Traumstimmung von zuvor ihn wieder dahinnahm. Der Mond stieg nun mählich empor, spiegelte sich mit silbrigem Funkeln in der Ill; der Nachtwind erhob sich stärker und wehte den frischen Duft des gemähten Heus von den Wiesen herüber. Dem Mann bedünkte, er vernehme einzelne Klänge einer fernen, seltsamen Musik — „das Nachtwolk!“ murmelte er und bekreuzte sich horchend. Jetzt zur Nachtzeit — das wußte jedes Kind — fuhr das nächtliche Heer von den Bergen zu Thal, unter Klängen, die so süß sein konnten, daß sie ins Paradies versetzten, und wieder so schrecklich, als hätte die Hölle sie hervorgebracht. Manchem brachten sie Glück, manchem Unglück — bisweilen war

einer irr geworden, der ihnen einmal gelauscht. „Heilige Mutter, steh uns bei!“ Unwillkürlich drückte Jörg sich zur Seite, auf daß der Zug der Nachtgeister ungefährdet ihm vorbeirauschen könne. Aber nichts zeigte sich — und da er scharf hinhörte, vernahm er auch nichts mehr. Es war eine Täuschung! — sagte er sich; dennoch schlug sein Herz höher, und sein Atem ging hastig, als er in Gurtipol ankam.

Die Thür von des Baldansers Hause war verriegelt; doch durch den Spalt der gleichfalls geschlossenen Läden schimmerte noch Licht. Jörg Lorenzott pochte an einen Fensterladen, drinnen tönte ein leiser Schreckensruf; erst beim zweiten Pochen ward der Laden aufgetan.

„Wer ist da?“ fragt Ilgas Stimme ängstlich hinaus. Er nannte seinen Namen; des schien sie froh und verhiess alsbald zu öffnen. „Ich hab' geglaubt, leicht ist's etwas Unholdes!“ flüsterte sie, als sie ihn einließ.

„Hätt' es nicht auch der Christa sein können?“ — „Mein Mann? Ach nein, so bald kommt der nicht nach Haus. Und ich kann nicht schlafen derweil — das läßt schon die Angst nicht zu vor dem Kreuz und Leiden, das er etwa heimbringt.“ — Der Lorenzott vergaß, ihr zu antworten — so völlig hingegenommen war er von ihrem Anblick. Sie hatte, keines Kommenden mehr gewärtig, Nieder und Rock bereits abgelegt: ein kittelförmiges Gewand von selbstgesponnener Leinwand floß an der schmiegsamen Gestalt herab. Das blonde Haar fiel ihr in seidigen Ringeln auf die Schultern, die ein dünnes Tuch nachlässig verhüllte. Wie vorhin am Angesicht der sommerlichen Bergnacht, hatte Jörg wieder das beklommene, entzückte Empfinden: „Herr Gott, ist das schön!“ — Ilga fühlte seinen unverwandt auf sie gerichteten Blick und errötete plötzlich. „Nein, in was für einem Verzug bin ich!“ — Sie jammerte, was er auch von ihr denken müsse, sah sich um nach einer besseren Verhüllung und zog, da sie nichts fand, das Tuch fester über die Brust zusammen. „Man vergißt auf alles bei so viel Sorge.“ — Ihr Gesicht nahm einen kindlich wehen Ausdruck an. Jörg faßte sich so weit, daß er ihr berichtete, er fühle sich seinerseits in ihrer Schuld, weil sie ihn so treulich gewarnt und sich ihr Wort nun bewahrheitet habe. Sie versetzte schämig, das sei wohl natürlich gewesen, da sie ihn so wert halte. „Drum will ich auch zeigen, was Ihr mir wert seid,“ sprach er hastig und stockend. — „Wenn des Christas Hoffen mit dem Schacht eitel gewesen, so helf' ich gern noch einmal oder will sein Fürsprech sein, daß man ihm das Pachtgeld stundet.“ — „O, wär' das ein Glück!“ sagte sie aufatmend, „ist's doch, als hätt' Euch der Himmel bestellt, unsere Vorsehung zu sein.“ So sprechend, faltete sie die Hände und sah zu ihm, der größer war als sie, mit aufwärts gewandtem Antlitz und dankbar verschwimmendem Blick empor. Jörg, wie im Bann einer unwiderstehlichen Gewalt, neigte sich zu ihr — ehe er sich selbst begriff, hatte er sie umfaßt und seinen Mund ein-, zweimal heftig auf den ihrigen gedrückt. Ilga wich zurück, verlegen, doch rasch bedacht, dem Mann, von dem so viel zu erwarten war, nicht durch den Sinn zu fahren. Ihm aber, den die Berührung ihres Mundes wie mit Feuer überströmt hatte, erschien ihr Schweigen und Augenfunken als der süßeste Ausdruck schämiger Verwirrung. „Es gibt nichts,

Irga, das ich nicht tät' für Euch, für dich," raunte er ihr zu. Mit der Verheißung zugleich kam ihm das Gefühl, es sei niedrig, sich das verheißene Gute schon im vornherein belohnen zu lassen; er gab Irgas Arme, die er noch gefaßt hielt, frei und suchte der Erregung seines Blutes Herr zu werden. Er bebte am ganzen Leib und ward dessen erst gewahr, da der Tisch, auf den er sich mit der Rechten stützte, in leises Schüttern geriet. Während dessen stand das junge Weib immer vor ihm, in schläfrig willenloser Schönheit, ein Bild rührender Ergebung, wie ihn deuchte; und er konnte die dürstenden Augen nicht losreißen von ihr. — —

Wie er endlich doch hinausgekommen, wußte er nicht mehr. Ein paarmal war er nahe daran, im Dunkeln zu stürzen, denn gleich einem Trunkenen taumelte er. Er raffte sich auf, tastete mit gestreckten Händen vorwärts, überall wahnend, sie zu sehen im Lichte ihres blonden Haares. Seine Stirn brannte, seine Lippen waren heiß und verletz't — so tappte er seine Straße, bis sie dicht an den Fluß hinführte, der weißschillernd daherrauschte durch die Nacht. Hier war das Gestade feicht, wie er wußte — schnell streifte er Kleider und Schuhe ab und watete in das Wasser hinein. Die Kälte, die ihm Knie und Brust umspülte, tat ihm wohl und brachte ihn zu sich; er bückte sich, auch das Haupt zu nezen, indes der erste Schauer des anbrechenden Morgens über ihn hinstrich. Nun war er seiner und des Geschehenen wieder völlig bewußt; nur was werden sollte, darüber sann er umsonst.

* * *

An dem Manne der schönen Irga bewährte sich das Wort des Vorstehers Zum Keller: Alles, was seine Hand berührte, zerrann in Nichts.

Seine einstige phantastische Hoffnung in betreff der verborgenen Silberader hatte sich nicht erfüllt. Es war hier und da geschürft worden, ohne Erfolg; so mußte er, da die Pacht an den Bergherrn fällig ward, wieder seine Zuflucht zu Jörg Lorenzotts Freundschaft nehmen.

Und Jörg Lorenzott half, über seine Mittel, gegen seine Überzeugung.

Er tat es mit dem ausdrücklichen Vermerk, daß es das letzte Mal sei. Den Dank und die gerührten Freundschaftsbeteuerungen des Christa schnitt er kurz ab: er verachtete sich beinahe ob seiner Gemeinschaft mit dem verächtlichen Mann. Und wußte doch, daß sie unlösbar war.

Eine kurze Zeit hatte er gekämpft, hatte den Liebesbann, der auf ihm lag, abschütteln wollen. Aber wo er ging und stand, ließ die Sehnsucht nach Irga ihn nicht rasten. Es war wie ein Fieber in seinem Blut, das ihn ausdörrte; er sah keine Heilung. Dabei quälte ihn die Angst und Scham, daß doch ja niemand erriete, wie es um ihn stand.

Eine nur schien zu wissen oder leistete ihm unwissentlich Beistand: die Kathrina Farschell. Sie war ihm allmählich näher gerückt, sprach ihn an auf der Gasse, nach der Kirche, lud ihn in ihr Haus, wenn er vorüberkam. Dann fügte sich's oft, daß die Irga in ihrer Gesellschaft war, und er genoß den Anblick des Weibes, nach dem er verlangte, wie ein Dürstender einen kühlen Trunk, der für etliche Augenblicke den Brand löscht, hernach aber ihn noch ärger empfinden läßt. Er mühte sich, zum wenigsten inne zu werden,

ob Ilga Ähnliches litt wie er. Die Kathrina unterstützte ihn auch darin; sie entlockte im vertraulichen Gespräch zu dreien der Base manch' bittere Klage über den Christa, oder sie zog einen ihm ungünstigen Vergleich zwischen ihm und Jörg Lorenzott, den Ilga nicht umhin konnte mit Seufzen zu bestätigen. Solche Reden erregten den Mann aufs heftigste, und es geschah hernach, wenn sie beide gleichzeitig aufbrachen, daß er im Dahinschreiten den Leib der Frau umschlang oder daß seine Hand nach der ihren tastete. All das litt Ilga nicht unwillig, in einer lässig hingebenden Art, wie Katzen und Kinder sich schmiegen unter die Liebkosung derer, die ihnen genehm sind. Der Mann jedoch legte ihre Duldung als Liebeszeichen aus und ward gleichzeitig froh und unselig dadurch. Lange Nächte sann er, auf welchen Grund er ihre Ehe könnte zerbrechen lassen; all sein Gut hätte er darbiehen wollen für einen Dispens von Rom, sie zu freien. Wäre er so freizügig gewesen wie Eschan Zuderin, er hätte keines Dispenses bedurft, um mit ihr zu flüchten bis ans Ende der Welt. So aber hielt ihn die Scholle mit zäher Macht. Und dann war ein Augenpaar, das immer nur liebend auf ihn geblickt, und dem sein Fortgehen bittere Tränen erpressen würde. Auch dessen war er mit Gewissenspein gedenk.

Bisweilen fiel das Bewußtsein eines steten Gedankenunrechts jäh und schreckhaft auf ihn; er hatte Anfälle von Reue und setzte sich vor, es solle ein End' sein. Solche Umwandlungen währten, bis er Ilga wiedersah oder bis die Farschell ihm einen Gruß von ihr brachte. Dann schlug seine Stimmung oft in das gerade Gegentheil um: er gedachte grollend der Anschauung, in der er aufgezogen, und der göttlichen Gebote, die ihm früh eingepägt worden. Warum waren sie da, warum lagen sie als schwere Klöße in seinem Weg? Einmal war er unbesonnen genug, beim Verlassen der Kirche nach einer Fastenpredigt die Aeußerung zu tun: weshalb doch der Herrgott, der allmächtig sei, in sein Geschöpf, den Menschen, die Wünsche und Begierden gepflanzt habe, die sein Heil gefährden müßten? — Sein Nebenmann, zu dem er es sagte, sah ihn entsezt an und verwies ihm solche Reden als gotteslästerlich. Mählich begann hier und da zu verlauten, daß Jörg Lorenzott sich überhaupt sehr verändert habe; jedoch nur den Nächsten dämmerte es, wo der Grund davon lag. —

Wenn Jörg Lorenzott von Hause fortging, schauten ihm zwei Augenpaare betrüblich nach: die seiner Mutter und die der Magd Bertha. Einmal sprach die Alte der Jungen ihren Anmut aus, daß der Sohn so viel aushäufig sei; die Junge redete tröstlich dawider, doch ihr Antlitz stimmte nicht zu den Worten. Sie selbst ging so häufig fort, als die Arbeit es zuließ, aber nur zur Kirche, und zwar hinüber gen Eschagguns, daselbst die Gottesmutter in besonderem Gnadenrufe stand. Sie mußte sich noch wenig Heil erbetet haben, denn ihre Wangen blaßten ab und die Liedlein, die man sonst gelegentlich von ihr gehört hatte, waren fast verstummt.

Eines Festtags trafen der junge Hausherr und seine Magd zusammen, jedes gerüstet zum gewohnten Gang. Da trat die Bertha, die heute nach Landesfittte das Schäßpele, ein Kränzlein aus Flitterblumen mit Gold-

zierraten und dazu kurze weiße Ärmel trug, den Herrn an mit der Bitte um ein Kirchweihgeschenk.

„Möchtest noch mehr Hoffart treiben?“ neckte er sie und griff in den Sack. Aber sie bedeutete ihm, den Geldbeutel stecken zu lassen. „Ich möcht ein anderes.“

„Was denn?“ — „Daß Ihr nicht gar so freund seid mit der Farschell-Kathrina und ihrer Sippe. Es nutzt Euch nicht.“

Er stuzte, fürchte die Brauen. Heftig fuhr sie fort: „Das ist eine, in der Höllefeuer brennt, eine, deren Platz ist im Hexenreihen droben am Zamangsbarg. Sie sinnt Euch Übles, meidet sie!“

Seine Antwort klang schneidend. „Es ziemt sich schlecht, eine ehrbare Frau zu verleumden, weil man sich nicht mit ihr vertragen hat. Und mir ging es just noch ab, daß mein Gesind mir vorschreibt, mit wem ich umgehen soll.“ Er wandte ihr den Rücken und schritt grußlos davon. Mit dem Ausdruck einer unerlösten Seele schaute Berta ihm nach. —

Von diesem Tag an sprachen sie miteinander nichts mehr als von notwendigen häuslichen Dingen. Und die Wangen der Berta verblassten immer mehr.

* * *

Auch an den Dingen der Gemeinde nahm der Lorenzott nicht den früheren Anteil mehr. Er hatte noch Heimatsinn genug, dabei mitzutun; aber innerlich waren sie ihm lästig wie alles, was sich nicht auf das eine bezog.

Die Männer der Talschaft hatten nochmals mit der dringlichen Bitte sich an den Fürsten gewandt, wenn ein Gericht, das nicht ihr eigen, ihnen wirklich gesetzt werden sollte, so möge es zum mindesten ein unparteiisch Gericht sein, darin etliche der ihren mitsäßen und das die Tagung halte in Schruns. Die Bitte war abschlägig beschieden. Ein Gericht ward vorübergehend eingesetzt, in dem die Gegenpartei überwog.

Eines Morgens früh kam Johann Sturm daher, von einem Diener geleitet. Im Hause Jos Zum Kellers kehrte er zu und nahm einen Imbiß; denn er wollte noch weit: auf die Maiensäß (Voralpe) Danafreida, wo er eine Deja (Alphütte) besaß.

Von allerhand gleichgültigen Dingen redete er, — warf dann nur bei-läufig hin: „Also habt Ihr nun doch ein Gericht.“

Jos Zum Keller schüttelte finster den Kopf. „Sind schon vorstellig worden darwider. Rein Montafoner erkennt das Gericht an.“

Der andere lächelte. „Wie ich schon einmal gesagt, Vorsteher: Ihr getraut Euch zu viel. Mehr als Ihr durchhalten mögt in die Läng'. Was hernach, so doch einer das Gericht braucht?“

„Der mag hernach zuschauen, wie ihm geht!“

„Schlimme Zeiten!“ sprach Johann Sturm bekümmert. „Bin froh, daß ich des Amtes entledigt bin.“

Er nahm Urlaub samt seinem Diener; mit umwölkter Stirn blieb der Vorsteher zurück. Über ein kleines vernahm er Hufgetrappel von der Straße;

er trat vor die Thür und gewährte den Gerichtswaibel Christa Benz, der hoch zu Ross daherzog. Wahrlich ein böser Morgen! fuhr es dem Zum Keller durch den Sinn.

Der Waibel, ein langer, umständlicher Mann, der den Kopf immer etwas zur Seite geneigt hielt, benahm sich ganz, als brächte er dankenswerte Kunde und als sei alles nun aufs beste beigelegt. Er schwenkte die Rolle mit dem Amtssiegel, die er trug, gleich einem Panier in den Händen und begehrte, sie den ehrsamern Männern von Montafon auf dem Kirchplatz vor Beginn der Messe vorlesen zu dürfen. „Was steht darin?“ fragte scheinbar gleichgültig der Vorsteher.

„Die Ladung zum Märzengericht, das endlich wieder stattfinden soll, nunmehr durch hochfürstliche Verfügung die Unparteiischen eingesetzt,“ verkündigte feierlich Christa Benz.

„Meint Ihr, wir hätten Grund, des froh zu sein?“

Förmlich beleidigt warf der Waibel sich in die Brust. Ja, wie denn nicht, welch' bessere Lösung denn zu denken gewesen.

Jos Zum Keller zuckte die Achseln und geleitete den Waibel zur Kirche, vor der die meisten zu treffen sein würden. Da sie hintamen, fiel etwas Weißes an der Kirchthür ihnen fremd auf; Jos Zum Keller sah es näher an: ein Blatt Papier war's, mit Nägeln befestigt. In großen lateinischen Lettern stand darauf geschrieben: Jeder aus Montafon sei gewarnt, vor dem neubestellten Gericht zu erscheinen; denn wer es tue, sei mit Erschlagen bedroht!

Stumm wies der Zum Keller dem Waibel das Blatt; der las und erbleichte. „Wer hat das angeheftet?“ stammelte er.

„Weiß ich mehr als Ihr?“ — Der Vorsteher wandte sich an den Knecht, der ihnen gefolgt war. „Ist einer der Männer dagewesen vor uns?“ — „Niemand,“ versicherte der Knecht.

„Doch, ich weiß,“ fuhr Christa Benz auf. „Den Stadtschreiber, den Sturm, hab' ich reiten sehen von fern; Leute, die ihm begegnet sind, haben mir bestätigt, daß er's war.“ — „Freilich war er's,“ sagte Jos Zum Keller kaltblütig, „er hat das Frühstück genommen bei mir; aber vor einer Weile schon ist er samt dem Diener hinaufgestiegen zu seiner Deja hoch am Berg.“

Der Waibel besichtigte murrend das Blatt an der Thür, als solle es ihm den Täter verraten. Dann wollte er das Blatt herabreißen; Jos Zum Keller hinderte ihn daran. „Was soll das?“ rief heftig Christa Benz. — „Es ist gerecht, daß die Männer hiervon erfahren, so gut als von Eurer Botschaft,“ entgegnete der Vorgesetzte gelassen. „Jedlicher muß wissen, wes' er sich zu versehen hat!“

Indessen begannen hier und da die andächtigen Kirchgänger sich einzufinden; staunend schauten sie auf den Waibel, der neben Jos Zum Keller stand, wie zu einer Ansprache bereit. Als die für ihn Wichtigsten beisammen waren, hub er seinen Spruch an. In geziemenden Worten lud er diejenigen Montafoner, deren Rechtshändel anoch schwebten, zu dem von des durchlauchtigen Landesherrn Gnaden bestellten unparteiischen Gericht.

Wieweil er sprach, ward eine Unruhe unter den Hörern; denn sie hatten das Blatt erspäht. Wiewohl er es mit seinem Rücken zu verdecken suchte, schlich einer nach dem anderen hin und las, und die Bewegung nahm stetig zu. Einen Augenblick, nachdem der Waibel geendigt, schwang sich der jüngere Rudigier, Felix Mayers Tochtermann, ihm gegenüber auf einen Stein und rief mit vernehmlicher Stimme: „Mit Verlaub zu fragen, wo soll das Gericht sein?“

„Als es von jeher gewest: zu St. Peter auf der Platten, unter dem Kirschbeerenbaum,“ versetzte zögernd Christa Benz.

„Das heißt: auf Bludenzler Grund, nach dem Herkommen, das wir abgeschafft wissen wollen. Hättet Euch die Müß' sparen können; kein Montafoner kommt dorthin!“

In den Beifallsschrei, der von allen Seiten ertönte, klang des WaiBELS zürnende Stimme: „Was, empört ihr euch offenkundig wider eures Herrn Huld und Gebot?“ — Da lachte der Rudigier, sprang zur Kirchentür, riß das Blatt los und hielt es dem Waibel vors Gesicht. „Hier steht die Antwort, ist schon gegeben im voraus. Wer seine Heimat verleugnet, indem er Euer Gericht annimmt, den erschlagen wir! Und du, Waibel, sieh wohl auf, daß nicht Gleiches dir widerfährt!“

Als sei dies Wort ein verabredetes Zeichen gewesen, so schrien die Männer und drängten sich dräuend von allen Seiten heran. Derbe Stöcke, von braunen Fäusten geführt, fuchtelten in der Luft, da und dort blitzte ein Messer, — schon zerrten die Nächststehenden den Waibel an Armen und Gewand. Jos Zum Keller, der Bedächtige, legte sich ins Mittel: „Laßt ihn gehen. Er hat nur getan, was seines Amtes war.“ — Die Menge lärmte und tobte dagegen, wollte den Gehäften nicht ziehen lassen; doch vermochten die Wenigen, die es mit dem Vorsteher hielten, immerhin genug, die anderen eine zeitlang von Christa Benz abzuwehren. Dieser, vor Wut und Angst an allen Gliedern bebend, nützte den kurzen Vorteil und entrann. Auf dem ganzen Wege, den er gestreckten Rittes, ohne Umschauen, zurücklegte, pries er sein Heil, der Gefahr entronnen zu sein, und gelobte bei allen Nothelfern, keinen Fuß mehr in das Thal zu setzen, wo kein Gesetz geachtet werde und allein die blinde Willkür Herrscher sei.

Den Rückbleibenden war sein Entweichen beinahe leid; doch meinten sie endlich selbst, es sei besser so, und begaben sich in leidlicher Ordnung in die Messe. Jos Zum Keller, unbemerkt, neigte sich zum Ohr seines Knechtes. „War der Stadtschreiber wirklich nirgend als bei mir?“ fragte er halblaut. „Doch, hier in der Kirch', ein Gebet zu sprechen,“ flüsterte der Knecht dawider. Einen Atemzug lang tauchten beider Blicke ineinander — dann sahen sie gleichgültig drein wie zuvor.

* * *

(Schluß folgt.)

Fürst Bülow's „Deutsche Politik“¹⁾.

Von

Philipp Hildebrandt.

„Memoiren schreibe ich nicht,“ hat Fürst Bülow einmal im Reichstage nach Veröffentlichung der Hohenloheschen Denkwürdigkeiten erklärt. In der Tat schien der vierte Kanzler nach seinem Austritt aus dem Amte sich Hamlets letzte Worte zum Wahlspruch genommen zu haben, und man glaubte bereits für immer darauf verzichten zu müssen, je etwas Authentisches von dem Staatsmann, der zwölf Jahre lang in entscheidungsvoller Zeit an der Spitze der deutschen Geschäfte gestanden hatte, über seine Politik zu erfahren. Nicht genug kann man deshalb seinen Freunden danken, denen es nach langem Bemühen gelungen ist, den Fürsten zur Aufgabe seines langjährigen Schweigens und zur Veröffentlichung der vorliegenden Schrift zu veranlassen. Memoiren freilich sind es nicht geworden, und kein größerer Unterschied läßt sich denken, als der zwischen der Publikation des dritten und des vierten Kanzlers. Während jener mit stiller Freude am Menschlich-Allzumenschlichen in den hohen Kreisen hing und mit Gewissenhaftigkeit jedes Histörchen, das er erlebt, zum Tagesabschluß auf einem Zettel der Nachwelt als „Denkwürdigkeit“ überlieferte, fehlt in dem Buche des Fürsten Bülow alles, was irgendwie Sensation erwecken könnte. Enthüllungen irgendwelcher Art wird man bei ihm vergebens suchen. Weder über die folgenschweren deutsch-englischen Verhandlungen des Jahres 1899, noch über die Marokkopolitik erfahren wir an Tatsachen etwas wesentlich Neues: sein Buch ist, rein äußerlich genommen, in der Hauptsache nur eine Zusammenfassung und Erweiterung dessen, was er in seinen Reichstagsreden gesagt. „Es gibt Fälle,“ hat der Fürst einmal in halbsherzendem Tone im Reichstag erklärt, „wo mir das Staatsinteresse ein Schloß vor den Mund legt, das Staatsinteresse, das mir noch höher steht, als mein lebhafter Wunsch, auf alle Fragen des Abgeordneten Richter zu antworten.“ So hat auch Fürst Bülow, als er an die Abfassung seines Werkes ging, den Staatsmann nicht einfach vor der Tür stehen lassen. So richtig es ist, daß jeder eigentlich nur die Geschichte seiner Zeit schreiben kann: ein Politiker, der früher an leitender Stelle gestanden hat, ist hierzu aus leicht erklärlichen Gründen nicht in der Lage. Fürst Bülow's Buch ist des-

¹⁾ Aus: Deutschland unter Kaiser Wilhelm II., Bd. I, S. 1—136. (Verlag von Reimar Hobbing in Berlin. 1914.)

halb auch keine wirkliche Geschichte der deutschen Politik unter Wilhelm II.: ihr fehlt nichts weniger als die Hauptperson, der Kaiser selbst. Nur kurz ist er erwähnt, da wo es gilt, seine hohen Verdienste um den Übergang Deutschlands zur Weltpolitik, um den Bau der deutschen Flotte und um die Herstellung eines guten Verhältnisses zu England hervorzuheben. Und ebenso wie die Schilderung des Kaisers und seines Einflusses fehlt die Darstellung der Kanzlerzeit seiner beiden Vorgänger wie der seines Nachfolgers. Er hätte hier kritisieren und zwei Maßregeln, wie die Aufhebung des Rückversicherungsvertrages und die Absendung des Krüger-Telegramms, die beide seine Politik aufs äußerste erschwert haben, wahrscheinlich verurteilen müssen; und dies widerstrebte, da es sich um Amtsgenossen handelte, seiner Natur. Er wollte sein Verdienst nicht erhöhen, weder durch Angabe dessen, was er wieder gut zu machen, noch durch Anführung der Dinge, die er verhindert hat. Absichtlich hat er alle die häßlichen Nebengeräusche, die das politische Leben Deutschlands unter Kaiser Wilhelm II. begleiteten, unterdrückt, um die Leitmotive um so klarer herausklingen zu lassen. Sein Buch ist im wesentlichen der Rechenschaftsbericht über seine eigene Politik. Aber weder zu Eigenlob noch zur Selbstverteidigung hat er ihn geschrieben, sondern zum patriotischen Zwecke der politischen Erziehung des deutschen Volkes. Nicht als ob er die Absicht gehabt hätte, den Praeceptor Germaniae in politicis zu spielen und eine Art Leitfaden für staatsbürgerlichen Unterricht zu verfassen. Er wollte anregen und ermahnen. Anregen zu intensiverer Teilnahme an den Fragen der äußeren und inneren Politik, zur Ausbildung des politischen Sinnes, der nach seiner Ansicht bei den Deutschen von allen Völkern am wenigsten entwickelt ist: denn nicht von der Veränderung der politischen Formen erwartet er den Fortschritt, sondern von der Umwandlung des politischen Geistes. Ermahnen zur Unterordnung des Parteigeistes unter die Gesamtinteressen der deutschen Nation nach innen und zur Durchführung einer nur durch die realen Interessen und Verhältnisse diktierten stetigen und durchhaltenden Politik nach außen, und zwar unter Achtung des gegnerischen Standpunktes, aber ebenso unerbittlicher Betonung des eigenen. Deutsche Bildung soll mit preussischem Staatsinn, Liberalismus mit Konservatismus, oder mit anderen Worten die Humanität Goethes mit dem Realismus Bismarcks einen unlöslichen Bund eingehen.

Man wird selten einen Staatsmann finden, der von so humanem Geiste erfüllt ist, und der seine Feinde, mag es sich um Staaten, Parteien oder um Personen handeln, in so vornehmer Weise behandelt. Er kennt den fanatischen Haß der Franzosen gegen das Deutsche Reich, und doch bewundert er ihren Patriotismus und ihre geistige Bedeutung und führt zur Charakterisierung „dieses wunderbar elastischen Volkes“ die großartige Schilderung an, die ihr größter Historiker, Tocqueville, von ihnen entworfen hat. Und ebenso bezeichnet er, obwohl wir keinen Tag vor dem Überfall durch England sicher waren, das Wort von dem „perfiden Albion“ als „abgegriffen und töricht“ und empfiehlt den „gesunden und berechtigten nationalen Egoismus“ und die übrigen großen Eigenschaften des englischen Volkes, „des reifsten

aller Völker“, den übrigen zur Nachahmung. Oder wenn er von den Polen, unseren gefährlichsten inneren Feinden, spricht, gesteht er, daß er nur durch die staatliche Notwendigkeit gezwungen, „mit schwerem Herzen“ an die Anwendung von Repressivmaßregeln gegangen sei: „denn niemand wird die Augen schließen dürfen vor der Tragik dieses hochbegabten und tapferen Volkes. Wir müssen Achtung und gerade, weil wir unser eigenes Volkstum hochhalten, Mitgefühl haben für die Treue, mit der der Pole an seinen nationalen Erinnerungen hängt“. Kein schadenfrohes Wort über die Konservativen, die ihn gestürzt und die schneller, als sie es wohl ahnten, ihr Philippi erreicht hat. Das Zentrum, das ihm das Leben so sauer gemacht, nennt er die starke Position, die sich der katholische Teil des deutschen Volkes geschaffen hat, um sich gegen die Übergriffe der protestantischen Mehrheit zu schützen. „Denn beide Konfessionen haben Grund,“ so schreibt er, „das schöne Wort von Görres zu beherzigen: Wir alle, Katholische und Protestantische, haben in unseren Vätern gesündigt und weben fort an der Webe menschlicher Irrsal so und anders. Keiner hat das Recht, sich in Hoffart über den anderen hinauszusetzen, und Gott duldet es von keinem, am wenigsten bei denen, die sich seine Freunde nennen.“ Selbst für die Sozialdemokratie hat er Verständnis und Worte der Anerkennung. Er hält sie deshalb für so gefährlich, weil sie so deutsch ist und alle Stärken und Schwächen unserer nationalen Veranlagung nach seiner Ansicht in ihr zum Ausdruck kommen. Sie ist für ihn die Antithese des preussischen Staates, und er stellt sie, was Disziplin und Organisationsfähigkeit anlangt, dem Vollkommensten in dieser Art, der preussischen Armee und der katholischen Kirche, zur Seite. Und was er über die Haltung, die das Bürgertum gegenüber den sozialistischen Arbeitern einnehmen soll, sagt, konnte schöner und richtiger nicht ausgedrückt werden. „Wir dürfen den Haß der Sozialdemokratie gegen die besitzenden und gebildeten Volksklassen nicht erwidern mit Haß gegen die in den Bann der sozialdemokratischen Propaganda gezogenen Arbeitermassen. Wir sehen auch im Arbeiter den Mitbürger. Wir ehren auch am Arbeiter Gottes Antlitz. Und was wir zur Erleichterung seiner schweren wirtschaftlichen Lage tun, das tun wir nicht allein der Politik wegen, sondern aus Pflichtgefühl und nach Gottes Gebot . . . nicht weil wir eine starke Sozialdemokratie haben, sondern trotzdem wir sie haben.“

Aber seine gerechte und humane Gesinnung verleitet ihn doch keinen Augenblick zu Anentschlossenheit und Schwäche. Dieselbe Achtung, die er dem Standpunkt anderer entgegenbringt, verlangt er aufs nachdrücklichste für den seinen. Er weiß, daß Politik ein hartes Geschäft ist, daß der Konflikt der Ideen und Interessen nur allzu oft unvermeidlich ist, und daß es sich dann nur noch darum handelt, Hammer oder Amboss zu sein: denn der Inhalt der Weltgeschichte ist für ihn nun einmal der Kampf ums Dasein, in dem nicht der Gerechte und Gute, sondern der Kluge und Starke den Sieg behält. Die Goetheschen Anschauungen sind bei ihm umschlossen durch die harte Schale Bismarckschen Geistes. Er ist sein politisches Vorbild. Nicht daß er seine Person kanonisierte und seine Politik dogmatisierte: er weiß,

daß auch Bismarck Fehler gemacht hat, daß die Politik Leben ist und als solches jeder Regel spottet, und daß unter der politischen Führung eines Bismarck manches möglich und erreichbar war, was heute stillschweigend aus dem Bereich der Möglichkeiten ausgeschaltet werden muß. Aber zwei Dinge hat ihn Bismarck gelehrt. Daß nicht persönliche Liebhabereien, nicht populäre Augenblicksströmungen, noch graue Theorie, sondern immer nur das wirkliche und dauernde Interesse des Volkes, die *Salus publica*, die Richtschnur einer vernünftigen und sittlich berechtigten Politik sein darf und daß es in der Politik darauf ankommt, in jedem Augenblicke die Grenzen des Erreichbaren deutlich zu erkennen und an die Erreichung des zu Nutz und Frommen des Landes Erreichbaren alles zu setzen. „Fanatisch, wo es sich um das Wohl und Interesse des Landes, um die Staatsräson handelt, idealistisch in den Zielen, und realistisch in der politischen Praxis, skeptisch, soweit Menschen, ihre Zuverlässigkeit und Dankbarkeit in Betracht kommen“, in diese Worte hat er sein politisches Glaubensbekenntnis zusammengefaßt.

Gerade weil er der Schüler Bismarcks war, mußte er über den Meister in seiner Politik hinausgehen. Die Voraussetzungen der deutschen Politik hatten sich geändert, deshalb mußten ihre Ziele und Aufgaben andere werden. Infolge des gewaltigen Wachstums der deutschen Bevölkerung und der Entwicklung der deutschen Industrie und des Handels war für Deutschland, wie Bismarck an seinem Lebensabend beim Anblick des Hamburger Hafens noch ahnend vorausgesehen hatte, eine ganz neue Welt und eine ganz neue Zeit entstanden. Es war offenbar geworden, daß die Herstellung der deutschen Einheit nicht den Abschluß unserer Geschichte bedeutete, sondern den Anfang einer neuen Zukunft, und daß die Zahl der Aufgaben, die wir seit 1870 gelöst haben, nur klein war neben der Zahl derer, die ihrer Lösung noch harrten. Bismarck hatte das deutsche Volk nur in den Sattel gesetzt: es mußte jetzt zeigen, ob es seine Erwartung erfüllte und auch reiten konnte. Vor die Frage gestellt, ob es das Wagnis einer Weltpolitik unternehmen, oder, von den gewaltig aufstrebenden Weltvölkern beiseite geschoben, verkümmern und in die Rolle des Knechtes der Menschheit zurückfallen wollte, blieb ihm keine Wahl. Es war eine Gefahrenzone ersten Ranges, die wir im ersten Dezennium unseres Flottenbaues zu durchschreiten hatten; denn unser Aufstieg zur zweiten Seemacht der Welt konnte nicht geschehen, ohne die tiefgehendste Rückwirkung auf die fremden Mächte hervorzurufen. Auf immer schmaler werdender Fahrstraße, zwischen Klippen und Untiefen, unter widrigen Winden und Strömungen, mußte das Deutsche Reich auf die hohe See der Weltpolitik gebracht werden. Nur einer ebenso energischen wie rücksichtsvollen, ehrlichen und klugen Politik wie der des Fürsten Bülow konnte es gelingen, die erste und absolut notwendige Basis unserer Weltmacht, die Sicherheit unserer kontinentalen Stellung zu erhalten, das englische Veto gegen unseren Flottenbau zu vermeiden und eine weitere Aufteilung der Erde zu unseren Ungunsten zu verhindern. Mächtiger denn seit langen Zeiten steht heute Deutschland in der Welt da. Erst spätere Generationen werden voll begreifen, was das vergangene Jahrzehnt für die Zukunft des deutschen Volkes bedeutet. Für

die Begründung unserer weltpolitischen Stellung aber wird Fürst Bülow's Buch das erste und dauernde literarische Denkmal bilden, gerade wie Bismarck's „Gedanken und Erinnerungen“ für die unserer kontinentalen.

Auswärtige Politik.

Um zu einer richtigen Einschätzung der vom Fürsten Bülow geleisteten politischen Arbeit zu kommen, wird man sich stets gegenwärtig halten müssen, unter welchen schweren Bedingungen er seine Politik führen mußte und welches die eigentlichen Aufgaben waren, die er zu lösen hatte.

Als Fürst Bülow im Jahre 1897 die Leitung des Auswärtigen Amtes übernahm, hatte sich nach Bismarck's Abgange die politische Lage Deutschlands in doppelter Hinsicht verschlechtert. Nach der Richterenernung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland war der Zweibund zustande gekommen, der Deutschland zwischen die beiden stärksten Militärmächte in die Mitte nahm und bis zu einem gewissen Grade seine kontinentale Stellung bedrohte. Auf der anderen Seite hatte unsere bisherige Unverwundbarkeit von der See her aufgehört: Deutschland war ein Welthandelsstaat geworden, Milliardenwerte hatten wir dem Meere anvertraut, und wir lagen vor der englischen Flotte da „wie Butter vor dem Messer“. England aber sah sich durch die deutsche Konkurrenz auf allen Märkten, ja in dem eigenen Lande bedroht und war über die Absendung des Krüger-Telegramms aufs höchste gegen Deutschland erregt. Im deutschen Volke aber war die Verstimmung über die Entlassung des Fürsten Bismarck und der Mißmut über die verfehlte Politik seiner Nachfolger groß. „Der Druck,“ so schreibt Fürst Bülow, „der seit dem Bruche zwischen dem Träger der Kaiserkrone und dem gewaltigen Manne, der diese Krone aus der Tiefe des Kyffhäusers hervorgeholt hatte, auf dem deutschen Gemüte lastete, konnte nur überwunden werden, wenn dem deutschen Volke, dem es gerade damals an einheitlichen Forderungen und Hoffnungen fehlte, von seinem Kaiser ein neues Ziel gesteckt und ihm ein Platz an der Sonne gezeigt wurde, auf den es ein Recht hatte, und auf den es zustreben mußte.“ Die Schaffung einer Kriegsflotte und die Erweiterung der Kontinentalpolitik zur Weltpolitik war also gleichzeitig ein Erfordernis der äußeren und der inneren Lage Deutschlands geworden. Damit war aber die Gefahr, mit dem seebeherrschenden England in einen Konflikt verwickelt zu werden, nahe gerückt, und zwar in einer Zeit, da wir bereits den Zweibund in den Flanken hatten.

Es hätte deshalb nahe gelegen, den Bündnisanträgen, die damals von jenseits des Kanals kamen, Gehör zu schenken und den Versuch zu machen, die deutsche Flotte im Anschluß an die größte Seemacht auszubauen, gerade wie Bismarck die deutsche Kontinentalmacht in Anlehnung an die größte Landmacht Europas begründet hatte. England stand damals mit unseren Gegnern vom Zweibund in scharfem Gegensatz. Mit Rußland war es damals wegen Ostasien und Afghanistan, mit Frankreich wegen Siam und Fashoda hart aneinander geraten. Es war mit unseren Verbündeten Österreich und

Italien in traditioneller Freundschaft verbunden. Es hatte die Entwicklung Deutschlands zur Kolonial- und Handelsmacht, so außerordentlich lästig sie ihm fiel, hingenommen. Obwohl wir keine Kriegsflotte besaßen, konnten wir unsere afrikanischen Kolonien erwerben, durch die Besetzung Ostafrikas und die Schaffung der Kongoakte einen Keil zwischen die süd- und nordafrikanischen Besitzungen Englands schieben und durch Abschluß des deutsch-englischen Vertrages von 1898 die Erwerbung eines Teiles der portugiesischen Kolonien vorbereiten. In Asien vermochten wir 1897 mit der Besetzung von Kiautschou in China festen Fuß zu fassen, das Jangtse-Abkommen von 1900 zu schließen und 1897 im nahen Orient die Bagdadbahn-Konzessionen zu gewinnen. In Polynesien gelang es durch Erwerbung der Mariannen und Karolinen (1899) und der samoanischen Inseln (1900) weitere Stützpunkte zu erhalten. Von einer prinzipiellen Feindschaft Englands gegen Deutschland konnte damals keine Rede sein. Trotz der deutschen Konkurrenz hat es unserem Handel in seinen Kolonien alle die Rechte gelassen, die wir uns in Marokko von den Franzosen so schwer erkämpfen mußten. Im Jahre 1890 gab es einen strategischen Punkt von so ungeheurer Bedeutung wie Helgoland in unsere Hände. Zehn Jahre später boten Chamberlain und Cecil Rhodes, obwohl Deutschland mit der Marinevorlage von 1897 mit dem Ausbau der Kriegsflotte begonnen hatte, dem Deutschen Reiche eine Allianz an. Für ihre Annahme durch Deutschland sprachen vor allem negative Gründe. England wollte damals aus seiner Isolation, die nichts weniger als glänzend geworden war, heraus, und es war zu erwarten, daß es, von Deutschland abgewiesen, koste es was es wolle, durch Vermittlung Frankreichs den Anschluß an den Zweibund suchen und alle seine Kräfte gegen Deutschland konzentrieren würde. Welche Folgen ein deutsch-englischer Gegensatz auf unser Verhältnis zu Italien und für das Schicksal der mohammedanischen Staaten, die, von England fallen gelassen, der russischen und französischen Begehrlichkeit ausgesetzt waren, haben mußte, war leicht zu ermessen. Den Zweibund in der Seite und England vor der Front, mußten wir Gefahr laufen, in eine Lage ähnlich derjenigen zu kommen, in der das Frankreich des ancien régime unter Ludwig XIV. sich militärisch und finanziell verblutet hatte.

Andererseits war, so schien es, dem Zweibunde gegenüber durch einen Anschluß an England nicht mehr viel zu verderben. Alle Umwerbungsversuche, die man unter Hohenlohe angestellt hatte, waren vergeblich gewesen, und die Intervention gegen Japan, zu der Deutschland an Rußlands und Frankreichs Seite sich herbeiließ, hatte nur den Erfolg gehabt, daß wir all die großen Sympathien, die wir uns bei dem tapferen ostasiatischen Inselvolke erworben hatten, verloren und die Zweibundmächte nicht gewannen. Frankreich ist unveröhnlich, und Rußland läßt sich für absehbare Zeit nicht von der französischen Allianz trennen, das sind zwei Tatsachen, die auch dem Fürsten Bülow als sicher erscheinen.

„Der Groll gegen Deutschland war und ist die Seele der französischen Politik,“ schreibt Fürst Bülow; „die anderen internationalen Fragen sind mehr materieller Natur und gehen nur den Leib an . . . Das letzte Ziel

des französischen Strebens wird noch immer auf lange hinaus das sein, die heute noch fehlenden Voraussetzungen für eine aussichtsvolle Auseinandersetzung mit dem Deutschen Reiche zu schaffen.“ In der Tat gibt es für uns in der internationalen Politik keine festere Größe als die Feindschaft Frankreichs. Denn Frankreich kann auf die Revanche-Idee nicht verzichten. Mit dem Verlust von Elsaß-Lothringen hat es die sichere Ostgrenze, das Resultat vielhundertjähriger Kämpfe, verloren. Von dem Glacis von Metz aus drücken die deutschen Armeekorps durch das Marnetal auf Paris, das Herz von Frankreich. Zugleich aber bildet in der inneren Politik die Revanche-Idee das moralische Rückgrat der dritten Republik. Sie stellt die Nation vor eine große ideale Aufgabe und rechtfertigt die Aufstellung einer großen Armee. Ohne diese würden die subversiven Kräfte, die in Frankreich schon dreimal das Heft in den Händen gehabt, sehr bald die Oberhand gewinnen, und dies wäre das Ende der heute bestehenden französischen Staatsordnung. An dieser Tatsache allein müssen alle Versöhnungsversuche scheitern. „Es scheint mir schwächlich,“ schreibt Fürst Bülow, „die Hoffnung zu nähren, Frankreich wirklich und aufrichtig verzeihen zu können, solange wir nicht die Absicht haben, Elsaß-Lothringen herauszugeben. Und diese Absicht ist in Deutschland nicht vorhanden.“ Als wenige Tage nach dem Krüger-Telegramm wie in ganz Europa auch in Frankreich die Wogen der Burenbegeisterung hoch gingen, fragte ein englischer Minister nicht ohne Besorgnis einen französischen Diplomaten, ob Frankreich sich nicht versucht sehen könnte, an Deutschlands Seite zu treten. Die Antwort des Franzosen lautete: „Seien Sie überzeugt, daß, solange Elsaß-Lothringen deutsch ist, das französische Volk, was sich sonst auch ereignen möge, in Deutschland den permanenten, in jeder anderen Macht nur den akzidentiellen Gegner sehen wird.“ Es wäre deshalb nach Fürst Bülow's Ansicht ein schwerer Fehler gewesen, wenn wir uns während des englisch-französischen Gegensatzes zur Zeit der Fashoda-Angelegenheit und der Burenfrage auf französische Seite gestellt hätten. „Die Niederlage im Fashoda-Streit wurde auf das Unkostentkonto der französischen Revanchepolitik gebucht und wirkte im letzten Erfolge weniger verstimmend gegen England als aufs neue erbitternd gegen Deutschland. Achtundvierzig Stunden nach der Niederlage Frankreichs wurde ein französischer Botschafter von seinem italienischen Kollegen gefragt, welche Rückwirkung das Ereignis auf die französische Stellung zu England haben werde. Der Franzose erwiderte: „Eine günstige! Nachdem die Differenz über den Sudan erledigt ist, steht einer vollen Entente mit England gar nichts mehr im Wege.“ Dasselbe gilt auch für die Zeit der englisch-burischen Verwicklungen. „Die Gefahr lag nahe, daß wir von Frankreich gegen England vorgeschoben wurden, während Frankreich selbst im psychologischen Moment der Mitwirkung versagte. Wie in Schillers schönem Gedichte ‚Die Ideale‘ hätten die Begleiter sich auf des Weges Mitten verloren.“ Auch die Marokko-Politik war nach Fürst Bülow's Ansicht für Frankreich gerade in den kritischen Momenten mehr Mittel zum Zweck als Selbstzweck. „War es gewissen französischen Kreisen mit der anfänglichen Ignorierung Deutschlands um einen wirksamen Vorstoß gegen die Weltstellung

und das Ansehen Deutschlands mit englischer Hilfe zu tun gewesen, so glaubte man später eine Gelegenheit winken zu sehen, unter günstigen Bedingungen an der Seite Englands zur entscheidenden Abrechnung mit Deutschland zu kommen.“ Was Fürst Bülow von der französischen Marokko-Politik sagt, gilt ja von der französischen Kolonialpolitik überhaupt. Frankreich, das bei seiner sinkenden Bevölkerung, bei seinem reichen Boden und bei seiner geringen Industrie der Kolonien nicht wie wir aus innerer Notwendigkeit bedarf, sieht in ihrem Erwerb mehr ein Mittel zum Zweck der Revanche. Sein Endziel ist die Mobilmachung der wirtschaftlichen und militärischen Kräfte der Kolonien, der *force noire*, gegen Deutschland. Angesichts dieser Sachlage, der prinzipiellen Einstellung der gesamten französischen Politik auf die Bekämpfung des verhassten Deutschlands, müssen alle Liebenswürdigkeiten, mit denen wir die Franzosen überschüttet haben, als gänzlich überflüssig erscheinen. „Der deutsche Michel“, schreibt Fürst Bülow, „hat es nicht nötig, immer wieder mit einem Blumenstrauß in der Hand und bisweilen ziemlich linkischer Verbeugung sich der spröden Schönen zu nähern, deren Blick auf den Wasgau gerichtet ist. Entrüstete Deklamationen über französische Unverbesserlichkeit sind ebenso geschmacklos wie unfruchtbare Werbeversuche.“ Als die beste Politik erscheint dem Fürsten die, daß wir immer bestrebt bleiben, höfliche, ruhige und friedliche Beziehungen gegen Frankreich aufrecht zu erhalten und darüber hinaus keinen Phantasmen nachjagen. Die Wendung zum Besseren in den deutsch-französischen Beziehungen erwartet er von folgenden Faktoren: 1. daß Frankreich allmählich die Unabänderlichkeit des Verlustes von Elsaß-Lothringen einzieht und 2. die politischen Kosten der Revanchepolitik zu hoch werden. Sie hat bisher nur Rußland, England und Italien Nutzen getragen. Um Englands willen hat es seine hochfliegenden kolonialen Pläne opfern müssen, und gegen Italien, das vor vierzig Jahren noch eine Art französischer Vasallenstaat war, ist es bereits genötigt, das von Tripolis und durch die starke italienische Einwanderung bedrohte Tunis und die durch die italienische Marine gefährdeten Seeverbindungen mit seinen afrikanischen Kolonien zu verteidigen. Daß 3. sich das französische Sprichwort »*que l'excès du mal amène la guérison*« sich schließlich auch bei den Franzosen als richtig erweist. „Die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit bezeichnet einen so hohen Grad des Rüstungsfiebers, daß sie vielleicht die Rückkehr zur normalen Temperatur einleiten wird. Wenn die Durchführung der dreijährigen Dienstzeit die Einkommensteuer nach sich ziehen sollte, so würde auch das zur Ernüchterung beitragen.“

Was Fürst Bülow über Frankreich und seine Feindseligkeit gegen Deutschland sagt, läßt sich in ähnlichem, wenn auch bedeutend geringerem Maße von Rußland behaupten. Der Rest von guten Beziehungen, den wir zu Rußland noch haben, beruht auf der Basis dynastischer Beziehungen: die öffentliche Meinung im Zarenreiche aber ist uns spinnefeind. Die Altrossen, hinter denen die moskowitischen Massen stehen, hassen uns als Deutsche, die Liberalen aber, weil wir angeblich die Stützen des russischen Despotismus sind. Mehr denn jedes andere Staatswesen ist Rußland brutaler, allein auf äußere Er-

panfion bedachter Machtstaat: es kann es uns nicht vergessen, daß es durch die deutsche Einigung seinen Einfluß über Deutschland verloren hat. Nach den Befreiungskriegen hatte es sich daran gewöhnt, Deutschland als eine Art von Vasallenstaat, ähnlich wie früher Polen und bis vor kurzem die Balkanstaaten, zu betrachten, und diese Anschauung war bis zu dem Grade eingewurzelt, daß der Zar im Jahre 1848, ohne den König von Preußen vorher zu fragen, dem kommandierenden General von Königsberg den Befehl geben konnte, auf Berlin vorzurücken.

Als es Deutschland wagte, auf dem Berliner Kongreß der russischen Politik die gewohnte Heeresfolge zu verweigern, erhielt die preußisch-russische Freundschaft den ersten Stoß, und als Bismarck die deutsche Unabhängigkeit durch das Bündnis mit Österreich zu sichern wußte, ging sie nahezu vollkommen in die Brüche. Der Rückversicherungsvertrag verhinderte nicht die Spannung von 1888, und als er von Caprivi fallen gelassen wurde, hatte dies sogleich den formellen Abschluß der Allianz Rußlands mit unseren westlichen Nachbarn zur Folge. Die Vormachtstellung, die wir nach der kaiserlichen Orientreise in der Türkei errangen, erschwerte vollends die Wiederherstellung wirklich fester Beziehungen zu Rußland: denn die Uninteressiertheit Deutschlands im Orient hatte aufgehört, und wir konnten Konstantinopel, das Ziel des russischen Strebens, den Russen, wie es noch Bismarck vorhatte, nicht mehr opfern. Alle Bemühungen um Rußlands Gunst haben sich seitdem nur als äußerliche und vorübergehende Erfolge erwiesen. Es lohnte uns nichts, daß wir Japan in den Arm fielen und daß wir während des russisch-japanischen Krieges eine Stellung einnahmen, die, wie Fürst Bülow schreibt, für Rußland noch einen Grad freundlicher war als die Frankreichs. Die russische Presse, die, obwohl mehr oder minder offizios, uns bitterfeind ist, behauptete damals, unter Hinweis auf die viel mißbrauchte Zeichnung des Kaisers, Deutschland habe Rußland arglistig in die Mandchurei gelockt, und machte uns in letzter Linie für die russische Niederlage verantwortlich. Wenn Rußland trotz der französischen Allianz dem Drängen Frankreichs bisher nicht nachgegeben, so liefern die bekannten Memoiren des früheren russischen Kriegsministers Kuropatkin hierfür die tiefere Erklärung. Rußland, schreibt er, müsse vorläufig Frieden halten. Binnen achtzig Jahren werde es bei seiner ungeheueren Volksvermehrung ein Reich von 400 Millionen sein. Seien alle die Kräfte dieses an Menschen und an natürlichen Schätzen so unermeßlich reichen Staates (dank der deutschen Neutralität und vermitteltst des französischen Geldes) hinreichend organisiert, so könne Rußland allein durch den gewaltigen Druck, den es auszuüben vermöge, ohne das Schwert zu ziehen, in Frieden überall seinen Willen durchsetzen. Die russische Friedensliebe erscheint hier in ihrem wahren Lichte: sie ist weniger ein Erfolg der deutschen Diplomatie, sondern sie ist hervorgegangen aus dem eigenen, wohlverstandenen Interesse Rußlands.

Alle diese Tatsachen — die Feindseligkeit des Zweibundes, die Vorteile eines Zusammengehens und die schweren Gefahren eines Gegensatzes mit England — waren allzu naheliegend, als daß sie von der deutschen Diplomatie

nicht in Erwägung gezogen worden wären. Denkt man dann noch an die Vorliebe, die Kaiser Wilhelm II. und Fürst Bülow (er hieß damals in Berlin Mylord Bülow) für England hatten, so wird man glauben müssen, daß man von deutscher Seite den Engländern das Höchstmäß von gutem Willen entgegengebracht hat. Trotz alledem aber erwies sich ein Eingehen Deutschlands auf die englischen Anträge ohne Verletzung seiner vitalsten Interessen als eine absolute Unmöglichkeit. Der Gegensatz zu England war unvermeidlich, er mußte mit allen seinen gefährlichen Konsequenzen von Deutschland ertragen werden. Fürst Bülow geht aus politischen Rücksichten auf die englisch-deutschen Verhandlungen, über die wir vor einiger Zeit interessante Einzelheiten aus den Memoiren des japanischen Gesandten Hayashi in London erfahren haben, im einzelnen nicht ein und behandelt sie unter der Überschrift: „Preferörterungen über die Möglichkeit eines deutsch-englischen Bündnisses“ nur im allgemeinen; er läßt aber erkennen, daß zwei Gründe in Berlin für die Abweisung der englischen Vorschläge ausschlaggebend gewesen sind.

Der erste war die Rücksicht auf unser Verhältnis zu Rußland. „Es lag die Gefahr nahe,“ schreibt Fürst Bülow, „daß einem mit England verbündeten Deutschland die Rolle gegen Rußland zugefallen wäre, die Japan später allein übernahm. Nur hätten wir diese Rolle unter Bedingungen durchführen müssen, die nicht zu vergleichen sind mit den günstigen Bedingungen, die Japan für seinen Zusammenstoß mit Rußland vorfand. Der japanische Krieg war in Rußland unpopulär, und Rußland mußte ihn auf ungeheuerere Entfernungen gleichsam als Kolonialkrieg führen. Ließen wir uns gegen Rußland vorschieben, so kamen wir in eine viel schwierigere Lage. Der Krieg gegen Deutschland wäre unter solchen Umständen in Rußland nicht unpopulär gewesen, er wäre von russischer Seite mit dem nationalen Elan geführt worden, wie er den Russen eigen ist in der Verteidigung des heimatlichen Bodens. Für Frankreich hätte der Casus foederis vorgelegen. Frankreich hätte seinen Revanchekrieg unter nicht ungünstigen Bedingungen führen können. England stand damals vor dem Burenkrieg . . . Wir Deutschen hätten bei einem allgemeinen Konflikt einen schweren Landkrieg nach zwei Fronten zu tragen gehabt, während England die leichtere Aufgabe zugefallen wäre, sein Kolonialreich ohne große Mühe weiter zu vergrößern und von der gegenseitigen Schwächung der Festlandsmächte zu profitieren. Endlich und nicht zuletzt hätten wir während eines kriegerischen Engagements auf dem Festlande und geraume Zeit nachher keinesfalls Kraft, Mittel und Mühe gefunden, den Aufbau unserer Kriegsflotte so zu fördern, wie wir es haben tun können.“ Auf die Einwendung, daß Deutschland sich bei einer geschickten Diplomatie nicht hätte gegen Rußland vorschieben zu lassen brauchen, wie ja auch Friedrich der Große sich nicht von England hat mißbrauchen lassen, obwohl er kein Sechzigmillionenreich hinter sich hatte und außerdem noch der englischen Subsidien bedurfte, ist zu erwidern, daß wir Rußland von seinem für unsere Interessen so nützlichen Wege nach Asien an unsere Ostgrenze zurückgeholt hätten und daß der Abschluß der englisch-deutschen Allianz allein genügt hätte, binnen kurzem der nur mit Mühe im Zaume gehaltenen

russischen Kriegspartei die Oberhand zu verschaffen. Ob wir wollten oder nicht, wir hätten den russischen Krieg früher oder später führen und damit die englischen Geschäfte besorgen müssen. Als Präventivkrieg gegen das Ruropatinsche Vierhundertmillionenreich der Zukunft hätte sich der Kampf vom Standpunkt des deutschen Interesses nicht rechtfertigen lassen. Solange das russische Budget auf der Trunksucht des russischen Volkes basiert ist, braucht Deutschland Rußland nicht ernstlich zu fürchten. Auch ist noch immer dafür gesorgt gewesen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wie Preußen, so haben sich die Balkanvölker von der russischen Vormundschaft frei gemacht. Im Osten beginnt neben Japan China, dessen Söhne bereits Ostsibirien zu überschwemmen drohen, seine gewaltigen Kräfte zu organisieren und die Aufmerksamkeit Rußlands auf sich zu ziehen. Im Inneren des Reiches regen sich die sogenannten Fremdvölker und verlangen, den Russen an Kultur meist überlegen, nach immer größerer Selbstständigkeit. Ein Präventivkrieg hätte uns auf die gefährlichen Bahnen Napoleons I. geführt, und wir hätten uns im besten Falle totgesiegt. Ohne zwingende Not durften wir eine Politik, die, durch Friedrich den Großen begonnen und von Bismarck aufs eifrigste empfohlen, sich über ein Jahrhundert lang bewährt hatte, nicht aufgeben. Vorläufig ist die Dynastie in Rußland die ausschlaggebende Macht, und sie ist einem Kriege mit Deutschland abhold. Bisher kann man, was die Wirkung der russisch-französischen Allianz auf die Revanchelust der Franzosen betrifft, noch immer das Wort Falstaffs anwenden: sie trieb den Willen, aber hemmte die Ausführung. Wenn auch vor der Hand an eine Auflösung des Zweibundes nicht zu denken ist, so kann Deutschland doch nach Fürst Bülows Urteil seine deutschfeindliche Spitze durch Sanierung der deutsch-russischen Beziehungen abstumpfen. „Diese Aufgabe war erfüllbar und ist erfüllt worden, wesentlich erleichtert durch die zwischen unserem Kaiser und Kaiser Nicolaus bestehenden persönlichen Beziehungen. Die Hoffnungen der französischen Chauvinisten auf das russische Bündnis haben sich nicht erfüllt. Die russischen Staatsmänner haben Frankreich sogar gelegentlich zu verstehen gegeben, daß die russische Politik nicht gewillt sei, in den Dienst der französischen Revanchepolitik zu treten.“

Über den zweiten Grund der Ablehnung der englischen Anträge schreibt Fürst Bülow: „Nur bei absolut und dauernd bindenden englischen Verpflichtungen hätten wir angesichts der Eifersucht weiter englischer Kreise gegen die wirtschaftlichen Fortschritte Deutschlands und vor allem gegen das Anwachsen der deutschen Kriegsslotte die Brücke einer englisch-deutschen Allianz betreten dürfen. Wir konnten uns an England nur unter der Voraussetzung binden, daß die Brücke, die über die wirklichen und vermeintlichen Gegensätze zwischen uns und England führen sollte, auch wirklich tragfähig war.“ Und dieses war nach der Versicherung des Fürsten nicht der Fall. Im Grunde kam es England nur darauf an, uns durch ein Bündnis, bei dem die Vorteile im wesentlichen auf englischer und die Verpflichtungen auf deutscher Seite gewesen wären, zu bekämpfen. Mit Rußland zerfallen und an England gebunden, hätten wir uns bei unserem Flottenbau vollkommen nach dem Willen

des letzteren richten müssen, und wir wären nie zu einer Marine gekommen, wie wir sie zum Schutze unseres Handels wirklich brauchen. Denn alle unsere Beteuerungen, daß wir nicht gegen England, sondern gegen die Flotten des Zweibundes rüsteten, wären uns nicht geglaubt worden und hätten die Engländer nur noch argwöhnischer gemacht. Wir hätten wie Holland oder Norwegen unseren Handel dem Schutze Englands überlassen müssen, nur mit dem Unterschiede, daß wir ihn einer Macht anvertrauten, die uns im Grunde als ihren gefährlichsten Konkurrenten fürchtete.

Mit seinem Versuche, uns durch ein Bündnis in englische Abhängigkeit zu bringen, abgewiesen, war die Antwort Englands auf die Haltung Deutschlands die Konzentration der gesamten Seestreitkräfte in der Nordsee, der Anschluß des Inselstaates an den Zweibund und die Einkreisungspolitik König Eduards durch Zertrümmerung des Dreibundes. Das Deutsche Reich sollte durch seine Isolierung in der großen Politik ausgeschaltet und durch Gefährdung seiner kontinentalen Stellung zum Verzicht auf den Bau seiner Flotte genötigt werden. Die beiden stärksten Kontinentalmächte in der Flanke und England vor der Front, kam Deutschland in eine ungeheuer schwierige Lage, und die Ziele der Politik des Fürsten Bülow konnten im wesentlichen nur defensiver und negativer Natur sein. „Unsere auswärtige Politik“, schreibt er, „mußte im ersten Dezennium des Flottenbaues unter anormalen Verhältnissen arbeiten: die Rüstung stand nicht im Dienste der Politik, sondern diese bis zu einem gewissen Grade im Dienste der Rüstungsfragen.“ Es galt vor allem, ein englisches Veto gegen die Schaffung unserer Marine zu vermeiden, die kontinentale Stellung Deutschlands durch Erhaltung des Dreibundes zu wahren und die Aufteilung weiterer Gebiete der Erde ohne unsere Teilnahme zu verhindern.

„Während der ersten zehn Jahre nach Einbringung der Marinevorlage von 1897,“ schreibt der Fürst, „und dem Beginn unserer Schiffsbauten wäre eine zum äußersten entschlossene englische Politik wohl in der Lage gewesen, die Entwicklung Deutschlands zur Seemacht kurzerhand gewaltsam zu unterdrücken und uns unschädlich zu machen, bevor uns die Krallen zur See gewachsen waren.“ Man braucht nur die drohenden Erklärungen englischer Minister und Zeitungen, die Fürst Bülow anführt, zu lesen, um zu sehen, wie nahe wir dieser Gefahr waren. Schon vor dem Krimkriege hatte David Urquhart geschrieben: „Unsere insulare Lage läßt uns nur die Wahl zwischen Allmacht und Ohnmacht. Britannia wird die Königin des Meeres sein, oder sie wird vom Meere verschlungen werden.“ Und das Erscheinen der deutschen Flotte in der Nordsee bedeutete das Ende dieser Allmacht, sie gefährdete die Sicherheit des Inselstaates und damit die gesamte, nach Winston Churchills Ausdruck „in hohem Maße künstliche Weltstellung Englands“. Mochten wir noch so oft unsere Friedfertigkeit beteuern, in jedem Engländer lebte und lebt die Überzeugung, daß die deutsche „Lurusflotte“ zum Angriff auf England gebaut werde. Seit dem Krüger-Telegramm hatte diese Anschauung Wurzel gefaßt. Die deutsche Flottenagitation, die, um den damals recht erheblichen Widerstand des Reichstags zu überwinden, unter dem Hinweis auf die eng-

liche Gefahr unternommen werden mußte, und die das patriotische Empfinden derartig überschäumen ließ, daß es Deutschland in einen Krieg zu verwickeln drohte, schien alle Befürchtungen zu bestätigen. Das englische Veto und den Krieg mit England in einem der kritischsten Augenblicke unserer Geschichte unter Wahrung unserer Würde vermieden zu haben, ist das Hauptverdienst des Fürsten Bülow. „Ich bin seit dem Tage, da ich die Geschäfte des auswärtigen Amtes übernahm, fest davon überzeugt gewesen, daß es zu einem Zusammenstoß zwischen Deutschland und England, der für beide Länder, für Europa und für die Menschheit ein großes Unglück wäre, nicht kommen werde, wenn wir 1. uns eine Flotte bauten, die anzugreifen für jeden Gegner mit einem übermäßigen Risiko verbunden wäre; 2. darüber hinaus uns auf kein ziel- und maßloses Bauen und Rüsten einließen, auf kein Überheizen unseres Marineeffels; 3. keiner Macht erlaubten, unserem Ansehen und unserer Würde zu nahe zu treten; 4. aber auch nichts zwischen uns und England setzten, was nicht wieder gut zu machen gewesen wäre. Darum habe ich ungehörige und unser nationales Empfinden verletzende Angriffe immer zurückgewiesen, von welcher Seite sie auch kommen mochten, aber jeder Versuchung zu einer Einmischung in den Burenkrieg widerstanden, denn eine solche würde dem englischen Selbstgefühl eine Wunde geschlagen haben, die sich nicht wieder geschlossen hätte. 5. Wenn wir ruhige Nerven und kaltes Blut behielten, England weder brüstierten noch ihm nachliefen.“

In zweiter Linie galt es, den durch König Eduards Tätigkeit unterminierten Dreibund zu sichern und Deutschland vor der ihm drohenden Isolierung zu bewahren. Es war eine kluge Politik, wenn Fürst Bülow, „ohne einen roten Kopf zu bekommen,“ in richtiger Erkenntnis der exponierten Lage Italiens, diesem, in einer Zeit, da wir ihm nicht helfen konnten, Raum ließ zu der bekannten Politik der Extratouren. Bülow's weitherzige Diplomatie hat uns den südlichen Bundesgenossen erhalten, und von seinen Extratouren ist Italien derartig gestärkt zurückgekommen, daß es für Englands Mittelmeerstellung und die Hegemonie Frankreichs unter den lateinischen Völkern eine ernste Gefahr geworden ist. Weder in Algeciras noch mit seiner Tripolis-Expedition, noch kurz vorher bei der Entrevue von Racconigi hat nach Fürst Bülow's Versicherung Italien daran gedacht, sich von uns zu trennen. Ob freilich Italien bei einem europäischen Kriege ohne weiteres mit uns gegen Frankreich gehen wird, will auch er nicht unbedingt bejahen. „Alles wird davon abhängen,“ schreibt er, „wie eine eventuelle Konfliktfrage in Europa gestellt, mit welchem Nachdruck sie militärisch von uns vertreten und mit welchem Erfolge sie militärisch und diplomatisch durchgeführt wird.“ Für ihn, wie für den Fürsten Bismarck genügt es vorläufig, daß ein italienischer Korporal mit der italienischen Fahne und einem Trommler neben sich die Front gegen Westen, d. h. gegen Frankreich, und nicht gegen Osten, d. h. gegen Österreich, nehme, was ihm bei der Loyalität der maßgebenden Faktoren in Italien und der politischen Klugheit des italienischen Volkes durch den Bestand des Dreibundes als gesichert erscheint. „Der letzte und volle Wert eines Bündnisses kann nur im Ernstfalle erprobt werden. Im Frieden wird der Dreibund von

so soliden, beinahe unzerstörbaren kontinentalpolitischen Interessen zusammengehalten, daß momentane und vorübergehende Situationen der vielgestaltigen internationalen Politik ihm nicht viel anhaben können.“

Auf die schwerste Probe wurde der Dreibund durch die infolge des Vorgehens Österreichs hervorgerufene bosnische Krise gestellt. Ließ Deutschland den Donaufstaat in seiner schwierigen Lage im Stich, so war ein Übertritt in den Kreis der Ententemächte, den König Eduard in Ischl vergebens zu erreichen gesucht hatte, entschieden und die Isolierung Deutschlands eine vollendete Tatsache. „Die Stunde war da, die zeigen mußte, ob Deutschland durch die Einkreisungspolitik wirklich mattgesetzt war, ob die in den Kreis der anti-deutschen Politik gezogenen Mächte es mit ihrem europäischen Lebensinteresse vereinbar finden würden, feindlich gegen das Deutsche Reich und seine Verbündeten aufzutreten oder nicht.“ — Nur äußerlich geschah unser Vorgehen zur Wahrung österreichischer Interessen, in Wirklichkeit handelte es sich für uns um unsere kontinentale und damit die Basis unserer Weltstellung. Der Erfolg, den Fürst Bülow durch sein energisches Verhalten erzielte, war der größte seiner ganzen politischen Laufbahn. „Die kunstvolle Einkreisung und Isolierung Deutschlands entpuppte sich als ein diplomatisches Blendwerk. Der zu Grunde liegende Rechenfehler war gewesen, daß sie die europäische Großmachtstellung des Deutschen Reiches nicht mit ihrem vollen Wert als Faktor in die politische Rechnung eingestellt hatte. Gewiß, wenn es gelänge, unserer Stellung in Europa einen empfindlichen Stoß zu versetzen, so würde unsere Weltpolitik tödlich getroffen werden. Soweit war die Rechnung der Einkreisungspolitik richtig. Aber wir sind auf dem Festlande so leicht nicht zu treffen. Der Dreibund ist eine Macht, gegen die sich um ferner liegender Interessen willen selbst von einer geschickten Diplomatie keine Macht vorschieben läßt, gegen die jede Macht den Kampf nur um letzte Lebensfragen wagen kann . . . Das war die große Lehre der bosnischen Krise, daß unsere Weltpolitik im letzten Ende auf unserer Kontinentalpolitik ruht.“

Von England in die Verteidigungsstellung gedrängt und durch die absolute Feindseligkeit der englischen Politik zu Wasser und zu Lande bedroht, nahm für Deutschland bald nach dem Beginn des Dezenniums des Flottenbaues die Ära der kolonialen Erwerbungen vorläufig ein Ende. Es war schon viel, wenn es uns gelang, in der Zeit der Vorbereitung eine weitere Verteilung der Erde ohne unsere Teilnahme zu verhindern. Und dies hat die deutsche Politik, wenigstens solange Fürst Bülow am Ruder war, erreicht. Um den Zweibund zu gewinnen und Italien vom Dreibunde abzu ziehen, hatte England Persien, Marokko und Tripolitani en geopfert. Von unseren türkischen Freunden in seiner ägyptischen Stellung bedroht, hatte es auf der Entrevue zu Reval die Türkei der Politik Rußlands und den mit ihm verbündeten Balkanstaaten überlassen. Es war klar, daß, wenn Deutschland die praktische Durchführung auch nur einer dieser unter seiner Ausschaltung erfolgten Abmachungen zuließ, daß dann dem ersten erfolgreichen Versuche bald die weiteren folgen und die mohammedanischen Reiche nacheinander zum Schaden Deutschlands unter den Einfluß der europäischen Mächte geraten

mußten. Feierlich hatte der deutsche Kaiser in Damaskus aller Welt verkündigt: „Mögen die 300 Millionen Muhamedaner, welche auf der Erde zerstreut leben, dessen versichert sein, daß zu allen Zeiten der deutsche Kaiser ihr Freund sein wird.“ Damit hatte Deutschland eine Art Monroe-doktrin über die mohammedanischen Staaten proklamiert, die es gegebenen Falles mit dem Schwerte verfechten mußte, wenn es seinem Prestige nicht einen schweren Schlag versetzen wollte. Dieser Fall trat ein, als Delcassé uns in Marokko vor ein fait accompli zu stellen versuchte. „Die französische Marokko-Politik“, schreibt Fürst Bülow, „war ein unverhüllter Versuch, Deutschland bei einer großen auswärtigen Entscheidung beiseite zu schieben, der Versuch, die Machtverhältnisse in Europa einer Korrektur zugunsten Frankreichs zu unterziehen. Ein Präzedenzfall wäre geschaffen worden, der notwendig zu Wiederholungen hätte reizen müssen. Darauf durften wir es nicht ankommen lassen. In diesem Sinne wurde die Marokko-Frage für uns eine nationale Frage.“ Fürst Bülow zögerte nicht, aus der Proklamation von Damaskus die Konsequenzen zu ziehen. Auf seinen Rat legte der Kaiser am 31. März 1905 in Tanger an, wo er mit unzweideutigen Worten für die Unabhängigkeit und Souveränität Marokkos eintrat. Frankreich wich auf der ganzen Linie, Delcassé trat zurück und „wir setzten unseren Willen durch, weil wir fest blieben. In Algeciras hatten wir gegenüber den Ententemächten und bei dem geringen Interesse, das die anderen Mächte an der marokkanischen Frage nahmen, naturgemäß keinen leichten Stand. Trotzdem gelang es uns, unter Wahrung der Souveränität des Sultans, für die Organisation der Polizei und die Errichtung der marokkanischen Staatsbank eine internationale Regelung zu erreichen und den deutschen wie den wirtschaftlichen Interessen aller Länder die offene Tür in Marokko zu sichern. Nicht alles Erwünschte, aber alles Wesentliche war erreicht worden. Der Versuch, uns von einer großen internationalen Entscheidung auszuschließen, war durchkreuzt worden. An der künftigen Gestaltung der marokkanischen Angelegenheiten war uns ein entscheidendes Mitbestimmungsrecht gesichert, auf das wir ohne ausreichende Kompensationen nicht zu verzichten brauchten. Die Beschlüsse der Konferenz zu Algeciras waren ein Riegel vor den Tunifikationsbestrebungen Frankreichs. Sie waren auch eine Klingel, die wir jederzeit ziehen konnten, wenn Frankreich wieder solche Tendenzen an den Tag legte.“ Eine direkte Verständigung mit Frankreich nach dem Sturze Delcassés wäre nach Bülow's Urteil nicht möglich gewesen. Abgesehen davon, ob Frankreich überhaupt geneigt war, uns einen annehmbaren Preis zu zahlen, hätten wir auf unsere so erfolgreich begonnene mohammedanische Politik verzichten müssen. „Wenn wir Marokko trotz Damaskus und Tanger preisgeben,“ sagte damals der Botschafter Marschall von Bieberstein zum Fürsten Bülow, „verlieren wir mit einem Schlage unsere Stellung in der Türkei und mit ihr die Vorteile und Zukunftsaussichten, die wir uns durch lange Arbeit mühsam erworben haben.“

Der Vertrag vom 9. Februar 1909 war eine Ergänzung, nicht eine Aufhebung des Algeciras-Vertrages. Wenn Deutschland im Sommer 1911 dem englischen Bluff gegenüber nicht fest blieb und mit der Algeciras-Akte die

Selbständigkeit Marokkos und die mohammedanische Politik des Deutschen Reiches preisgab, so war dies nicht die Schuld des Fürsten Bülow. Mit Recht kann dagegen gesagt werden, daß, wenn es uns gelang, mit der Erwerbung von Neufamerun die ersten Fühler nach dem großen zentralafrikanischen Kolonialreich Deutschlands auszustrecken, daß wir dies in erster Linie seiner während der Marokkofrage geleisteten politischen Arbeit zu verdanken haben.

Das größte Verdienst des Fürsten Bülow aber wird immer bleiben, daß er uns durch seine Politik den Bau einer Flotte ermöglicht hat, die uns bei einem künftigen Ausgleich mit England die Gleichberechtigung sichert. Mag es England scheinbar gelungen sein, uns nach Agadir den Beweis zu liefern, daß wir trotz unserer Flotte gegen seinen Willen nichts auszurichten vermögen, mag es erreicht haben, daß wir durch die letzte Balkankrise zu Heeresausgaben gezwungen wurden, die vorläufig eine Verstärkung der Flotte nahezu unmöglich machen: die Stärke, die sie nach dem Flottengesetz erlangt, ist bei der günstigen strategischen Lage, in der wir uns befinden, auch der größten Seemacht gegenüber mehr denn ausreichend, um einen Angriff auf uns zu einem gefährlichen Unternehmen zu machen, und ein abermaliges Zurückweichen vor England ist bei der Stimmung, die das deutsche Volk beherrscht, für jede Regierung, die nicht allen Kredit verlieren will, ausgeschlossen. Unmählich beginnt aber das Mißtrauen der Engländer gegen unsere Flotte zu schwinden, und auch Fürst Bülows Buch wird zu ihrer Beruhigung nicht wenig beitragen. Er glaubt nicht recht an einen kriegerischen Zusammenstoß zwischen England und Deutschland. Sie sind die einzigen Großmächte, zwischen denen nie ein Tropfen Blutes vergossen worden ist. Beider Politik wird diktiert durch einen gesunden Realismus, nicht wie die Frankreichs durch einen nationalistischen Idealismus. Bei aller Konkurrenz, die sie sich machen, bleibt doch auf der anderen Seite die Tatsache bestehen, daß sie sich wiederum gegenseitig die besten Kunden sind. Bülow weist auf den defensiven Charakter der deutschen Weltpolitik hin, die im Gegensatz steht zu den von England in früheren Jahrhunderten so nachdrücklich bekämpften Welteroberungsplänen Spaniens, Frankreichs, zu Zeiten auch Hollands und Rußlands. Er betont die Friedfertigkeit des deutschen Volkes, das nach den beispiellosen Erfolgen von 1866 und 1870 sich einer politischen Selbstbeschränkung rühmen kann, wie kein anderes. „Unsere politische Art“, so schreibt er, „ist nicht die des wagehalsig spekulierenden Kaufmanns, sondern die des bedächtigen Bauern, der nach sorgsamer Aussaat geduldig die Ernte erwartet. . . . Um die Gewinnung von Schutzmitteln, nicht von Angriffsmitteln, war es uns zu tun. Wir sind, nachdem wir in die Reihe der Seemächte eingetreten sind, auf den zuvor beschrittenen Bahnen ruhig weiter gegangen. Die neue Ära uferloser deutscher Weltpolitik, die im Auslande vielfach prophezeit wurde, ist ausgeblieben. Wohl aber haben wir jetzt die Möglichkeit, unsere Interessen wirksam wahrzunehmen, Übergriffen entgegenzutreten und überall, vornehmlich in Kleinasien und Afrika, unsere Stellung zu behaupten und auszubauen.“ Aber es ist dem Fürsten Bülow keine Eile mit dem englisch-deutschen Ausgleich. Oft genug hat er in seinen Reichstagsreden darauf hingewiesen, daß

England Deutschland nicht weniger braucht als Deutschland England. Gerade wie für Frankreich beginnen für England die politischen und finanziellen Kosten seiner deutschfeindlichen Politik gewaltig zu steigen. Es muß ruhig zusehen, wie die Vereinigten Staaten die Panama-Verträge beiseite schieben und sich anschicken, Mexiko unter ihr Protektorat zu bringen. Die Konzentration beinahe aller britischen Seestreitkräfte hatte zur Folge, daß die australischen Staaten bereits mehr in Amerika denn in England ihren Beschützer gegen die gelbe Gefahr sehen und daß die Verteidigung des durch die Italiener bedrohten ostindischen Seewegs durch das Mittelmeer in der Hauptsache den Franzosen überlassen werden mußte. Es mußte ferner zugeben, daß Rußland in Persien Indiens Nachbar wurde, und den unterworfenen Völkern Rechte zugestehen, deren Umfang an Autonomie grenzt. Die Kosten für die Seerüstungen sind in einem Maße angeschwollen, daß in diesem Jahre auf die Abhaltung der Flottenmanöver verzichtet werden muß. Sie erschweren die vielleicht in keinem Lande wie England so notwendigen sozialen Reformen und haben zu einem beständigen, mehr oder weniger offenen Konflikt zwischen dem Marine- und dem Schatzminister geführt. Alle diese Tatsachen müssen den Engländern den Wunsch nach einer Verständigung mit Deutschland nahelegen. „In dem Maße, in dem hüben und drüben die Erkenntnis an Boden gewinnt, daß die nationalen Interessen beider Länder bei gemeinsamem Vorgehen am besten auf ihre Rechnung kommen, werden auch die Voraussetzungen für ein endliches und ehrliches Vertrauens- und Freundschaftsverhältnis Raum gewinnen.“ Für die Verhandlungen mit England gibt der Fürst folgende Ratschläge: „Die Behandlung unserer Beziehungen zu England verlangt eine besonders feste und stetige Hand. Wir wünschen freundliche, ja freundschaftliche Beziehungen, aber wir fürchten auch die unfreundlichen nicht. Dementsprechend muß sich Deutschland zu England stellen, das amtliche sowohl wie die Nation selbst. Eine Politik des Nachlaufens ist so verfehlt wie eine Politik des Brückierens. Das englische Volk würde sich durch keine noch so heißen Freundschaftsbeteuerungen, denen nicht ein erkennbares Interesse zugrunde liegt, von einmal als vorteilhaft erkannten Beschlüssen abdrängen lassen und in Freundschaftsbeweisen, denen nicht ein erkennbares Interesse zugrunde liegt, nur ein Eingeständnis unserer Schwäche sehen. Auf der anderen Seite ist ein stolzes und tapferes Volk, wie das englische, ebensowenig wie das deutsche durch offene oder versteckte Drohungen einzuschüchtern. Wir stehen heute, auf eine achtungsgebietende Flotte gestützt, England gegenüber anders da als vor 15 Jahren, als es galt, einem Konflikt mit England nach Möglichkeit solange aus dem Wege zu gehen, bis wir unsere Flotte gebaut hatten. . . . Wir brauchen nicht mehr darauf bedacht sein, sorgsam jede Verletzung unserer Sicherheit und Würde durch England zu verhüten, sondern wir dürfen, wie es deutscher Art gebührt, mit unserer Kraft für unsere Würde und unsere Interessen eintreten, England gegenüber zur See wie seit Jahrhunderten gegenüber den Mächten des Kontinents zu Lande. Wir müssen lange zurücksuchen in der deutschen Geschichte, um eine gleiche oder ähnliche Veränderung der deutschen Machtstellung in der Welt zu finden.“

Innere Politik.

Was Fürst Bülow im zweiten, zwei Drittel seiner Schrift umfassenden Teile über die innere Politik sagt, kann nicht im Rahmen einer Besprechung wiedergegeben werden: jeder muß es lesen und wieder lesen. Die Ansichten, die Fürst Bülow hier mit unübertrefflicher Klarheit entwickelt, sind, mag man im einzelnen vielfach anderer Meinung sein, die desjenigen Teiles des deutschen Volkes, der sich über die politischen Ziele und Aufgaben des neuen Deutschlands klar ist. Frei von allem Klassenbewußtsein, basieren sie den einzelnen Erwerbständen gegenüber auf dem Gedanken des *Suum cuique* und sind berechnet auf die Heranziehung aller zur politischen Mitarbeit an der Schaffung des größeren Deutschlands. Geschrieben in einer Zeit, da die alten, aus unserer rein kontinentalen Periode stammenden Parteien sich für die neuen Aufgaben mehr oder weniger als unzulänglich erweisen und immer mehr zu bloßen Interessenvertretungen herabsinken, könnten sie als Grundlage für das Programm einer künftigen, auf den besten Kräften und Gedanken des deutschen Volkes beruhenden, imperialistischen Partei dienen. Mag die innere Politik, die Bülow als Kanzler geführt hat, vorläufig mit einem Mißerfolge geendet haben: der Grund lag nicht in den von ihm vertretenen politischen Ideen, sondern in den unglückseligen Novemberereignissen des Jahres 1908 in erster und dem kurzfristigen Klassenegoismus der konservativen Partei in zweiter Linie. Seine Gedanken sind zu gesund, um nicht in der einen oder der anderen Form immer wieder zu kehren. Schon jetzt kann Fürst Bülow von seiner inneren Politik, bei allem Mißgeschick, das sie betroffen hat, sagen, daß sie ein gutes Stück zur politischen Erziehung unserer Parteien beigetragen, daß sie das wirtschaftliche System Deutschlands auf eine Basis gesetzt, die der weltpolitischen Lage des Deutschen Reiches entspricht, und daß sie, den Traditionen Friedrichs des Großen und Bismarcks folgend, die Lösung des Ostmarkenproblems mit Grundsätzen und Maßregeln in Angriff genommen hat, vermitteltst deren Durchführung, wie die Dinge sich leider nun einmal entwickelt haben, vorläufig ein Erfolg allein als möglich erscheint.

Die Ausführungen über die innere Politik werden von Fürst Bülow mit einer Darlegung über den mangelnden politischen Verstand und über den Parteisinn des Deutschen eingeleitet. Man wird es verstehen, wenn der Fürst über diese beiden Eigenschaften des deutschen Volkes, die ihm seine Amtstätigkeit reichlich sauer gemacht haben, mit bitteren Worten spricht, und man wird es auch billigen, wenn er diese beiden Fehler, die in unserer Vergangenheit unendliches Unheil angerichtet haben, mit allen Mitteln zu bekämpfen sucht. Gleichwohl ist seine Auffassung, mag sie auch mit dem Urteil vieler und berühmter Männer übereinstimmen, viel zu pessimistisch gehalten. Denn der Mangel an politischem Sinn ist dem deutschen Volke nicht angeboren, sondern er ist ein Produkt seiner Geschichte. Es kann hier nicht auseinandergesetzt werden, aus welchen politischen Gründen es zum Zerfall des hl. römischen Reiches deutscher Nation in ein halbes Tausend von kleinen und

kleinsten Herrschaften gekommen ist. Wenn man sich gegenwärtig hält, daß in diesen Duodezstaaten als politisches Fundamentaldogma der Satz vom beschränkten Untertanenverstande bestand und als erstes politisches Gebot der Satz von der Ruhe als erster Bürgerpflicht galt, so wird man im Gegenteil sagen können: wie unverwundlich muß der politische Sinn des deutschen Volkes sein, wenn er unter diesen jämmerlichen Verhältnissen nicht völlig zugrunde gegangen ist. Wo der Deutsche in größeren Verhältnissen Raum hatte, sich politisch zu betätigen, da hat er sich überall aufs beste bewährt. Das zeigt nicht nur die Geschichte des preußischen und österreichischen, sondern auch des baltischen Adels, der Rußland als moderne Großmacht geschaffen und über ein Jahrhundert lang, trotz seiner geringen Zahl, regiert hat. Wenn darauf hingewiesen wird, daß die Deutschen meistens im Nationalitätenkampfe den Kürzeren zu ziehen pflegen, so kann darauf erwidert werden, daß ein so politisch begabtes und von glühendem Patriotismus erfülltes Volk, wie das italienische, in Nizza und Dalmatien demselben Schicksal verfallen ist. Die Ursache des Unterliegens im Nationalitätenkampfe kann also nicht in erster Linie im Mangel an politischem Sinn begründet sein. Man konnte nach der Herstellung der deutschen Einheit nicht erwarten, daß das deutsche Volk, nach jahrhundertelanger Entwöhnung vom politischen Leben, mit einem Schlage die erworbenen und eingewurzelten Fehler verlieren und für seine neue Aufgabe ohne weiteres volles Verständnis gewinnen würde. Aber welche Umwandlung ist auch hier in einem Zeitraum von noch nicht fünfzig Jahren zu verzeichnen! Man vergleiche, welche ungeheuren Schwierigkeiten Fürst Bismarck mit der Durchsetzung seiner Wehrvorlagen hatte, wie viel leichter dieses Fürst Bülow gelang und wie mühelos es Bethmann-Hollweg gelingt. In wie kurzer Zeit hat sich beim deutschen Volke, das doch das kontinentalste von Europa ist, der Flottengedanke durchgesetzt, und mit welcher Raschheit wurde nach dem letzten Balkankriege die Notwendigkeit einer Verstärkung unserer Heeresmacht begriffen! Man vergleiche die Haltung des vielgeschmähten Reichstags in der Deckungsfrage mit der der Deputiertenkammer des reichen Frankreichs. Die Zahlung einer Wehrsteuer von einer Milliarde mitten im Frieden steht einzig da in der Geschichte der modernen Völker und sollte allein genügen, das Wort vom „filzigsten aller Steuerzahler“ zu beseitigen. Sie erregte die Bewunderung des Auslandes, und selbst ein Deutschland so wenig wohlgesinnter Mann wie der frühere Ministerpräsident Luzzati rühmte den „finanziellen Heroismus“ des deutschen Volkes und empfahl seinen Opfersinn dem italienischen zum Vorbilde.

Wenn in Deutschland der Parteisinn und das Parteiwesen in besonders üppiger Blüte stehen können, so liegt dies erstens daran, daß in Deutschland die innerpolitischen Probleme gründlicher und unter größerer Teilnahme des gesamten Volkes durchgearbeitet werden als in anderen Ländern, und zweitens an dem Fehlen des parlamentarischen Systems. In Frankreich folgt die große Masse des Volkes einfach der politischen Meinung der Hauptstadt, und in Italien (wo trotz des allgemeinen Wahlrechts nur wenig über 40 % aller Stimmberechtigten gegen 80 % in Deutschland an den

Wahlen teilnehmen) der Führung einzelner Führer und ihres Anhangs. Bestände in Deutschland das parlamentarische System, die Parteihäupter könnten, wenn sie stets in Gefahr schwebten, alles das, was sie heute in ihren Reden sagten und dem Volke versprächen, morgen selber als Minister durchführen zu müssen, niemals ihre Parteiprinzipien bis in ihre letzten Konsequenzen in die Salme schießen lassen. Die Antwort jenes Reichstagsabgeordneten, die dieser einmal dem Fürsten Bülow gab, als letzterer ihm Vorhaltungen wegen seiner Ausfälle gegen England machte, trifft gerade in ihrer Naivität in der Charakterisierung des in Deutschland bestehenden Systems den Nagel auf den Kopf. „Als Abgeordneter“, so erwiderte er dem Fürsten, „habe ich das Recht und die Pflicht, den Gefühlen des deutschen Volkes Ausdruck zu geben. Sie als Minister werden hoffentlich dafür sorgen, daß meine Gefühle im Ausland keinen Schaden anrichten.“ Bei einem parlamentarischen System in Deutschland wäre die sozialdemokratische Partei schwerlich in der Lage, mit solcher Ruhe ihren utopistischen Garten zu pflegen: sie könnte nicht reine Agitationspartei bleiben und hätte niemals ihre heutige Stärke erlangt. Gerade ihre Kaltstellung konserviert die Sozialdemokratie am besten. Mit Recht hat Fürst Bülow einmal dem Abgeordneten Bebel im Reichstag zugerufen: „Das größte Pech, das Ihnen und der Sozialdemokratie passieren könnte, wäre, wenn Sie durch irgendein Wunder plötzlich in die Gewalt, an die Macht kämen, denn dann würde sich ihre Unfähigkeit im Inneren wie nach außen, Ihre Unfähigkeit, die Produktion zu organisieren, Ihre Unfähigkeit, die auswärtige Politik zu führen — Ihre ganze Impotenz würde sich in bengalischer Beleuchtung zeigen.“ In der Tat könnten und würden (da ihre Stärke nicht mehr bei den dogmatisch denkenden Politikern, sondern den realistisch denkenden Gewerkschaftsführern liegt) die Sozialdemokraten bei der heutigen volkswirtschaftlichen Lage keine andere Politik machen, als die heutige Regierung auch. „Sie wissen gar nicht, wie Sie sich ändern, wenn Sie erst einmal Minister sind,“ hat Fürst Bülow einmal scherzhaft gesagt. In Frankreich hat der ehemalige Sozialist Briand die größte Marine- und der ehemalige Sozialist Millerand die größte Heeresvorlage eingebracht. In den halbsozialistischen Staaten Australiens herrscht nicht nur der Protektionszoll gegen fremde Waren, sondern auch gegen fremde Arbeiter. Da Deutschland bei seiner gewaltigen Bevölkerung nicht ohne Export zu leben vermöchte, so könnte eine wesentliche Steigerung der Arbeitslöhne nicht stattfinden, ohne die Industrie im Auslande konkurrenzunfähig zu machen, und die Folgen davon würden infolge der eintretenden Arbeitslosigkeit auf die Arbeiter in erster Linie zurückfallen. Ebenso aber wäre auch eine Beschränkung des Kapitalismus unmöglich, denn Deutschland ist bereits in die Reihe der Rentnerstaaten eingetreten: die Zinsgewinne aus den in ausländischen Unternehmungen angelegten Kapitalien bringen nicht nur die Verluste der passiven Handelsbilanz wieder ein, sondern verschaffen uns außerdem noch einige Milliarden, ohne die das deutsche Volk bis in seine untersten Schichten nicht so leben könnte, wie es lebt. Zur Regierung gelangt, würden die Sozialdemokraten in ihrer Verzweiflung über die Unmöglichkeit, die Verhältnisse ändern zu können,

wahrscheinlich — ut aliquid fecisse videantur — über die katholische und evangelische Kirche herfallen, wie es ja auch in Frankreich bereits geschehen ist. — Was vom deutschen Parteisinn gilt, kann in ähnlicher Weise auch vom deutschen Partikularismus gesagt werden. Er ist ebenfalls in schneller Abnahme begriffen, ein Rest von ihm aber wird immer durch die bundesstaatliche Verfassung in seiner Fortdauer garantiert bleiben. Konstitutionalismus und Bundesstaat haben vor dem Parlamentarismus und dem Unitarismus vor allem in kultureller Beziehung so große Vorzüge, daß man seine Nachteile, Parteiwesen und Partikularismus, ruhig mit in Kauf nehmen kann. Sie müssen ertragen werden, sie können zwar gemildert, aber niemals ganz beseitigt werden.

Der Konstitutionalismus und der bundesstaatliche Charakter sind für den Fürsten Bülow die unabänderliche Grundlage der Reichsverfassung. Die Behauptung, daß er die Verteilung der Rechte zwischen Krone und Parlament habe verschieben und das parlamentarische System in Deutschland einführen wollen, verweist er in das dichtbevölkerte Reich der Fabeln. „In der äußeren wie in der inneren Politik habe ich es stets als meine vornehmste Aufgabe angesehen, die Krone nach bestem Wissen und Gewissen zu stärken, zu unterstützen und zu schützen, nicht nur aus innerstem Royalismus und persönlicher Anhänglichkeit an ihren Träger, sondern auch, weil ich in ihr den Eckstein in Preußen und den Schlußstein des Reiches sehe.“ Trotz seines Bruches mit den Konservativen bekennt sich Fürst Bülow zum Konservativismus. „Die Kräfte, die in der konservativen Partei leben, sind die Kräfte, die Preußen und Deutschland groß gemacht haben, die sich unser Vaterland erhalten muß, um groß zu bleiben und größer zu werden, und die niemals unmodern werden können . . . Von den grundsätzlichen Anschauungen des Konservativismus über gesellschaftliche, wirtschaftliche und vor allem die staatliche Ordnung hat mich nie etwas getrennt und trennt mich auch heute nichts.“ Wenn er sich von der konservativen Partei immer mehr entfernen mußte, so lag dies daran, daß diese in steigendem Maße als Interessenvertretung auftrat und die von ihr verfochtenen Interessen mit denen der Allgemeinheit nicht mehr vereinbar waren. Gleichberechtigt mit dem Konservativismus und gleich notwendig für innerpolitisches Leben ist ihm der Liberalismus. „Wurzelt jener vornehmlich im alten preussischen Staatsfinn, so der Liberalismus in der geistigen Eigenart des deutschen Volkes. Auch seine besten Ideale haben ihren unvergänglichen Wert. Wir Deutschen wollen nicht die starke Verteidigung des Individuums gegenüber staatlicher Bindung entbehren, wie sie der Liberalismus von jeher vertreten hat. Auch der Liberalismus hat sich ein historisches Recht und sein Recht auf Dankbarkeit erworben. Es waren die Liberalen, die den deutschen Einheitsgedanken zuerst ausgesprochen und in der Nation verbreitet haben. Sie haben die unerläßliche Vorarbeit geleistet. Das Ziel konnte auf ihren Wegen nicht erreicht werden. Da mußte die konservative Politik eingreifen, um, wie sich Bismarck ausgedrückt hat, den liberalen Gedanken durch eine konservative Tat zu verwirklichen. Mit gutem Recht kann das Deutsche

Reich selbst als das erste, das größte und gelungenste Stück gemeinsamer konservativer und liberaler Arbeit angesehen werden.“

Diesem Zusammenarbeiten von Liberalismus und Konservatismus stehen nach Fürst Bülow's Auffassung keine prinzipiellen Hindernisse entgegen. Gewiß werden die liberalen und konservativen Gegensätze nie verschwinden, „daß aber einen liberalen Bürgermann von einem konservativen (wie von einem klerikalen oder sozialistischen) eine Weltanschauung trennen soll, glaubt ja im Ernst kein Mensch“. Dazu sind der gemeinsamen Ideale, besonders in nationaler Hinsicht, zu viele, und das weite Reich des deutschen Geisteslebens in Wissenschaften und Künsten gehört ihnen beiden gemeinsam. Für ihr Zusammengehen sprechen außer den eigenen die wichtigsten nationalen Interessen. „Konservative und Liberale sind dann immer als Parteien am stärksten und parlamentarisch am einflußreichsten gewesen, wenn sie zusammengingen, und ihr Hader ist noch immer verhängnisvoll gewesen für beide Parteien selbst, für den Gang unserer inneren Politik und last not least für die Stimmung in der Nation.“ Die Zeiten des Kartells und noch mehr die des Blocks sprechen da eine deutliche Sprache. Mit Recht kann Bülow als die drei großen Erfolge der Blockpolitik folgende Tatsachen anführen: Verbreiterung der nationalen Front durch Einrangierung des Freisinns, Beseitigung der Allgewalt des Zentrums, Isolierung und parlamentarische Zurückdrängung der Sozialdemokratie. Zum Überfluß versichert der Fürst, daß er das Zentrum, dessen hohen Verdienste er anerkennt, in der inneren Politik nicht habe ausschalten wollen: er selbst sei in den Stichwahlen für Unterstützung des Zentrums gegen die Sozialdemokratie durch die nationalen Parteien eingetreten, obwohl er dadurch seine künftige Stellung zum Parlament erschwert habe. Seine Absicht sei gewesen, die vom Freisinn gebotene Hand zu ergreifen und festzuhalten, um für nationale Fragen eine Mehrheit auch ohne das Zentrum bilden zu können. Die Gewinnung des Freisinns für den nationalen Gedanken und die nationale Erziehung des Zentrums sind in der Tat dauernde Erfolge der Blockpolitik gewesen. Sie hat auch gezeigt, daß die Sozialdemokratie trotz der Zunahme der Stimmen bei den Wahlen zu schlagen ist. Was die Bekämpfung der Sozialdemokratie betrifft, so verwirft Fürst Bülow die Anwendung von Ausnahmegesetzen und die Politik der Ausöhnung in gleicher Weise. Nachdem das Sozialistengesetz gefallen ist, sind die Wege gewaltfamer Unterdrückung nicht mehr gangbar. Ein Mann von einem so unermesslichen Ansehen und so unvergleichlichen Erfolgen wie Fürst Bismarck konnte sie noch ins Auge fassen: wir müssen andere Mittel wählen. Sonst läuft man Gefahr, durch Gewalt erst Gewalt zu erwecken, die sonst möglicherweise nicht zum Ausbruch gekommen wäre. „Deutschland ist kein Land für Staatsstreiche . . . nirgends erzeugt ein Bruch der Rechte, der gemeinen wie der öffentlichen, so leidenschaftliche Entrüstung und wird so schwer vergessen wie bei uns. Eine Politik de la mer rouge, die das Rote Meer durchschreiten will, um ins gelobte Land zu kommen, eine Politik, wie manche konservative Desperados sie bei uns wünschen, ist in Deutschland ausgeschlossen. Ein großer Teil der französischen Monarchisten vor der Revolution operierte nach

diesem Rezept. Anstatt sich mit den Gemäßigten zu verständigen, verfolgten sie gerade diese mit intensiver Abneigung und zogen vor, indirekt die extremen Elemente zu begünstigen, in der Hoffnung, dadurch die Sündflut herbeizuführen, nach der dann ihr Weizen blühen würde. Die Sündflut kam, aber der Weizen blühte nicht. Der Versuch, den Teufel durch den Beelzebub auszutreiben, ist sehr selten gelungen. Ausnahmegesetze würden die nützlichen und unentbehrlich gewordenen Ventile des parlamentarischen Lebens, der Pressfreiheit und des Vereins- und Versammlungsrechtes verstopfen und die Sozialdemokratie zwingen, aus einer starken Parteibewegung ein mächtiger Geheimbund zu werden, gleichsam eine permanente Verschwörung mit allem Gift, aller Verbitterung und dem Fanatismus, die noch jeder Bewegung eigen gewesen sind, der von Staats wegen der Stempel der Ungefährlichkeit aufgeprägt wurde.“ Ebensovienig wie eine Gewaltpolitik ist in Deutschland eine Versöhnungspolitik, wie sie in anderen Staaten mit mehr oder weniger Erfolg versucht worden ist, möglich. „Es ist nicht daran zu denken, sie mit dem Staate auszuföhnen und sie damit zugleich aufzulösen, indem man sie für einige Zeit an den Regierungswagen koppelt oder diesen oder jenen Herrn aus ihrer Mitte an der Leitung teilnehmen läßt. Sie fühlt sich viel zu stark, um sich gleichsam als einen der Waggons von der Regierungslokomotive im vorgeschriebenen Geleise mitziehen zu lassen, sie würde selbst Lokomotive sein wollen und versuchen, nach der entgegengesetzten Richtung zu ziehen. Einem Mann aus ihrer Mitte, der als Minister in den Dienst der bestehenden Zustände tritt, würde die Sozialdemokratie so wenig folgen, wie es jemals eine deutsche Partei getan hat.“ Sie fühlt sich zur Alleinherrschaft im Staat berufen und wird sich kaum an einer legalen Mitherrschaft genügen lassen.

Zur Bekämpfung der Sozialdemokratie schlägt Fürst Bülow folgende Mittel vor. Erstens: die Trennung des Liberalismus von der Sozialdemokratie, nicht durch „ölige Ermahnungen an den Liberalismus, er möge doch um Gottes willen den roten Nachbarn meiden“, sondern im Zuge der praktischen Politik, durch entsprechende Gruppierung der Parteien. Erst der Zulauf der Gebildeten, die Koalition von Kopf und Faust, macht die revolutionären Bewegungen, wie die Geschichte zeigt, zu einer ernststen Gefahr: denn ein isoliertes Proletariat, mag es noch so zahlreich sein, ist immer nur eine Minderheit im Volke. Wird die Sozialdemokratie durch ein Zusammengehen von Konservativen und Liberalen dauernd isoliert und bei den Wahlen mehrere Male hintereinander, wie im Jahre 1907, geschlagen, so wird die Rückwirkung auf die sozialdemokratische Werbe- und Wühlarbeit auf die Dauer nicht ausbleiben. Denn was für jede menschliche Tätigkeit zutrifft, das gilt besonders für die Arbeit auf politischem Gebiete: nichts wirkt lähmender als die Erkenntnis, daß einem dauernden angestrebten Bemühen ständig der Erfolg versagt bleibt. Zweitens: die Gewinnung der deutschen Arbeiterschaft durch eine großzügige Sozialpolitik, die das Menschenmögliche für die Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage tut. Drittens: eine lebendige nationale Politik, die die Freude an der Gegenwart des nationalen Lebens zu erhalten versteht, die die besten nationalen Kräfte anspannt, die dem zahl-

reichen und immer zahlreicher werdenden Mittelstand, der in seiner überwältigenden Mehrheit fest zur Monarchie und zum Staat steht, anzieht, erhält und stärkt, die ohne bürokratische Voreingenommenheit dem Talent auch im Staatsleben freie Bahn schafft, eine Politik, die an die besten nationalen Empfindungen appelliert, die sich frei hält von Kastengeist, Pedanterie und Bürokratismus und die Nachgiebigkeit, Vorurteilslosigkeit im kleinen mit rücksichtsloser Energie im großen zu vereinen versteht. Viertens: eine Bekämpfung der Sozialdemokratie von Staats wegen, aber mit legalen Mitteln. Auf diese glaubt Fürst Bülow nicht verzichten zu können. „Der Verzicht der Regierung auf den Kampf gegen die Sozialdemokratie würde in Preußen verstanden werden als Kapitulation der Obrigkeit vor der Revolution. Wollte die preußische Regierung eine Verständigung mit der Sozialdemokratie versuchen . . . und sie als berechtigt anerkennen, das preußische Beamtentum, der Mittelstand, der ostelbische Landbewohner und am Ende selbst die Armee würden irre werden an Staat und Obrigkeit.“ Die preußische Beamenschaft ist nach Bülows Ansicht allzusehr an Führung gewöhnt: „Wenn die Obrigkeit schwach und mutlos, zaghaft und farblos in der Äußerung ihres Willens wurde, hat Preußen ein Versagen des gesamten staatlichen Apparates erlebt, wie kaum ein anderer Staat.“ Es fragt sich nur, wie der Kampf von staatlicher Seite geführt werden soll, ohne in alle die Fehler zu verfallen, die Fürst Bülow vermieden wissen will, die Politik der Nadelstiche und der kleinlichen bürokratischen Schikanen, die die Regierung nur unbeliebt machen, ohne ihr zu nützen. Sie haben der Sozialdemokratie nicht geschadet, sondern im Gegenteil dazu beigetragen, ihr die immer zahlreicher werdende Anhänger-schaft der Mitläufer zuzuführen. Zwischen der gewaltsamen Bekämpfung der Sozialdemokratie und der Verständigung mit ihr ist der rechte Mittelweg der der bewaffneten Neutralität. Man braucht nach der vierzigjährigen Erfahrung bei der Erwähnung der Sozialdemokratie nicht immer gleich an den Umsturz aller göttlichen und menschlichen Ordnung zu denken, sondern kann sie nehmen als das, was sie im Grunde ist: der Traum des armen Mannes mit allen seinen utopistischen und apokalyptischen Visionen, und die Angst vor der sozialen Revolution wird sich als ebenso unbegründet herausstellen, wie die nach dem Vatikanischen Konzil herrschende Befürchtung, das Zentrum suche das deutsche Volk unter das Joch eines auswärtigen Herrschers, des Papstes, zu bringen. Obwohl die Sozialdemokratie in der Theorie den großen Zusammenbruch erstrebt, hat sie in der Praxis noch nicht einmal den Generalstreik zu verkünden gewagt: obwohl ein reichliches Drittel des deutschen Volkes hinter ihr steht, vermag sie keine einzige größere positive politische Leistung aufzuweisen, es sei denn die, daß sie nach dem Scheitern der Blockpolitik deren Aufgabe übernommen und die nationalen Parteien zusammengehalten hat. Und je mehr Deutschland in die Weltwirtschaft und Welt-politik hineinwächst, desto ungefährlicher wird die Sozialdemokratie. Die Regierung kann im Bewußtsein ihrer Stärke und ihrer Position ohne Gefahr ihre Stellung über den Parteien nehmen, sie kann den Kampf gegen die Sozialdemokratie den Parteien, der Presse, der Wissenschaft und den natio-

nen Vereinen überlassen. Sie würde damit erheblich an Ansehen gewinnen und der Sozialdemokratie eines ihrer Hauptagitationsmittel, den nicht ganz unbegründeten Vorwurf, daß der bestehende Staat Klassenstaat sei, nehmen. Man sollte sich, wie auch Fürst Bülow es will, in dieser Beziehung an England ein Beispiel nehmen. „So rücksichtslos in England jede Störung der öffentlichen Ordnung unterdrückt wird, so peinlich rücksichtsvoll werden die kleinlichen Schikanen vermieden, die dem Einzelnen Freiheit und Behaglichkeit stören. Die deutsche Staatsverdrossenheit ist in England fast unbekannt. Aber ein Engländer ist deshalb ein so guter Staatsbürger, weil er in seinem Staate ein so freier Privatmann sein kann. Die bei uns noch vielfach schwankenden Grenzen der Wirksamkeit des Staates stehen in England fest.“ In England fehlt die gesellschaftliche und staatliche Stigmatisierung des Sozialismus als etwas moralisch Minderwertigen, und ein Mann wie Lord Milner konnte, ohne seiner konservativen Gesinnung etwas zu vergeben und in den Ruf eines verkappten Sozialisten zu kommen, den Satz aussprechen: „Imperialismus und Sozialismus gehören zusammen, denn die Aufgabe des ersteren ist so gewaltig, daß sie nicht von einem Stande, sondern nur von der ganzen Nation durchgeführt werden kann.“

Der auf der mittleren Linie zwischen den Forderungen der freihändlerischen Demokratie und des Bundes der Landwirte von Fürst Bülow unter heftigen Kämpfen zustande gebrachte Zolltarif von 1902 bedarf kaum einer Verteidigung. Er hat die deutsche Landwirtschaft zu hoher Blüte gebracht, ohne den gewaltigen Aufschwung des deutschen Handels zu verhindern. Gerade wie unsere weltpolitische Stellung auf unserer kontinentalen begründet ist, so muß unsere weltwirtschaftliche auf unserer agrarischen basieren. Der Niedergang der Landwirtschaft ist schon für England mit seinen reichen Kolonien ein schwerer Schaden gewesen, für uns wäre er ein unerfeglicher Verlust. Auf dem Lande ruhen, wie die Natalitätszahlen und die Statistik der Militärtauglichen zeigen, die Wurzeln unserer Kraft. „Sie sagen nichts mehr und nichts weniger, als daß jede Schwächung der Landwirtschaft eine Schwächung unserer Wehrfähigkeit, eine Verminderung unserer nationalen Macht und Sicherheit bedeutet, auf Grund deren Handel und Industrie allein möglich sind.“ — Die auf agrarischer Grundlage beruhenden Staaten erholen sich, wie die Geschichte zeigt, von äußeren Katastrophen leichter als die reinen Handelsstaaten. Ohne eine große und blühende Landwirtschaft an der Seite würde die Industrie bald die besten Volkskräfte verbrauchen, ohne sie ersetzen zu können. „Die Landwirtschaft ist Erzeugerin der Volkskraft, die die Industrie verbraucht, der breite Wurzelboden, in dem die hochaufliegenden Bäume Industrie und Handel ruhen und aus dem sie ihre Nahrung ziehen.“

Der Zollschutz unserer Landwirtschaft ist das Gegenstück zu unserer sozialen Versicherung. Im Falle eines Krieges ist die Landwirtschaft der Hauptkunde der Industrie. Der Satz, daß die Industrie verliert, wenn die Landwirtschaft gewinnt, ist ein Irrtum. Selbst bei der kolossalsten Steigerung unseres Exportes wäre es unmöglich, die rein materiellen Verluste eines Zerfalls der Landwirtschaft zu ersetzen. Denn der Wert unserer agrarischen Produktion

übertrifft heute bereits den unserer industriellen. Alle diese Gründe, die in der Schrift des Fürsten Bülow weiter ausgeführt sind, rechtfertigen seine Zollpolitik: mag sie auch, da die einzelnen Zollsätze unter dem Druck des Bundes der Landwirte vielfach zu hoch angesetzt worden sind, zu einer unnötigen Verteuerung der Lebensmittel in Deutschland geführt haben.

Indirekt haben wir freilich einen schweren Nachteil um der Rettung unserer Landwirtschaft willen mit in Kauf nehmen müssen: sie hatte eine erhebliche Erschwerung unserer Polenpolitik zur Folge. Indem der Zolltarif von 1902 die deutsche Landwirtschaft rettete, brachte er auch die in erster Linie von dem Zusammenbruch bedrohte polnische wieder auf die Beine und stärkte damit die Positionen des zum größten Teile aus agrarischer Bevölkerung bestehenden Polentums. Während es unter dem Caprivi-Marschallschen Zolltarif ein leichtes gewesen wäre, große Massen Ackerlandes polnischer Hand für die deutsche Ansiedlung zu gewinnen, wurde der Erwerb polnischer Güter nach 1902 immer schwieriger, und es mußte 1908 zu dem bekannten Enteignungsgesetz geschritten werden.

Die Ostmarkenpolitik ist nach Fürst Bülows Auffassung nationale Pflicht des deutschen Volkes gegen sich selbst. Sie ist für ihn nicht nur eine der wichtigsten Fragen unserer Politik, von deren Entwicklung die nächste Zukunft unseres Vaterlandes abhängt.

Eine Lösung, wie sie das auf nicht nationaler Grundlage beruhende Österreich unter Gewährung der Autonomie an die galizischen Polen getroffen hat, ist für uns ausgeschlossen. „Preußen ist der Träger des Deutschen Reiches und des nationalen Gedankens, ist der deutsche Nationalstaat κατ' ἐξοχήν und kann solche Zugeständnisse nicht machen, ohne seiner Vergangenheit, seinen Traditionen und seiner deutschen Mission untreu zu werden. Preußen muß nach deutschnationalen Gesichtspunkten regiert und verwaltet werden. Hätten wir im Osten der preussischen Monarchie die slavischen Elemente in der Weise um sich greifen lassen, wie es in einem Teile von Cisleithanien geschehen ist, wir hätten heute anstatt eines schwierigen Kampfes um das Deutschtum in der Ostmark einen Kampf um die Erhaltung der preussischen Staatseinheit, wir hätten nicht eine polnische Frage, sondern eine polnische Gefahr.“ Wie groß diese wäre, lehrt ein Blick auf die Landkarte. In einem polonisierten Posen ständen die Slaven 18 Meilen von der Reichshauptstadt, der südöstliche schlesische Teil unserer Bevölkerung und der nordöstliche preussische wären auseinander gerissen, und das Preußen jenseits der Oder wäre auf die Dauer nur mit Mühe zu behaupten. Ohne Kampf können wir das größte Kolonisationswerk, das uns unter Mitwirkung aller deutschen Stämme in der Geschichte gelungen ist und das den Ersatz für die Verluste im Südwesten darstellt, nicht preisgeben, und dieser Verlust war infolge der Abwanderung der Deutschen und des größeren Kinderreichtums der Polen zu befürchten. Es handelt sich im Osten um den Kampf zweier nationaler Kulturen, und in einem solchen Kampfe kann man nur Hammer oder Amboß sein. Wir sind durch eine eiserne Notwendigkeit genötigt, ihn um unserer Selbsterhaltung willen, ähnlich wie die Ruthenen gegen die Polen, zu führen, und daß wir

die Vertreter der höheren Kultur sind, gibt uns in gewissem Sinne das moralische Recht hierzu. „Wenn der Kampf der höheren mit der niederen Kultur einmal aufhören sollte in der Weltgeschichte, so hätte unser Glaube an die Fortentwicklung der Menschheit an Boden verloren, und wir wären um eine große ideale Hoffnung ärmer.“ Und dieses Recht gibt uns auch die Geschichte. „Niemals in der Weltgeschichte ist um eine Kolonisation von solchem Umfange weniger Blut geflossen, weniger Gewalt geschehen, als um diese. Jahrhunderte lang haben die vielfach von den polnischen Königen ins Land gerufenen deutschen Kolonisten als treue polnische Untertanen, trotz aller Unterdrückung und häufigen Entrechtung, gelebt und sind den Polen Lehrmeister höherer Kultur gewesen.“ Wir haben die polnischen Provinzen nicht mit Gewalt genommen. Wir mußten zugreifen, als die polnische Adelsrepublik sich außerstande zeigte, noch länger ihrem gewaltigen östlichen Nachbar Widerstand zu leisten. Andernfalls wären wir gegen Rußland ins Hintertreffen gekommen und hätten die russische Macht an der Ober. „Die Einfügung von Posen und Westpreußen in die deutsche Herrschaft wirkte wie eine späte, eine verspätete politische Inanspruchnahme des Rechtes, das ihre deutschen Bewohner durch ihre kulturellen Leistungen längst geschaffen hatten.“ Preußen brachte in diesen Provinzen dem Deutschtum nicht nur eine deutsche Herrschaft wieder, es brachte seinen neuen polnischen Untertanen Freiheit und Recht. Als das einzige Land, wo die Masse des Volkes aller Rechte der Menschheit entbehrte, hatte der polnische König Stanislaus Leszczyński klagend sein Land bezeichnet. Aber auch im Verhältnis der Polen zu Preußen hat sich der Satz vom Umdank der Völker bewährt. Unter der Führung Napoleons I. erwachte, gerade wie im Süden Europas die italienische, im Osten die polnische Nation zu neuem nationalen Bewußtsein und Leben. All unser Entgegenkommen ihr gegenüber erwies sich in der Folgezeit als vergebens: auf die Perioden der Politik der Konzessionen erfolgten die Aufstände von 1830 und 1863, auf die Ära Caprivis die Rede Koscielskis in Lemberg. Das mehr oder weniger offen ausgesprochene Ziel der polnischen Agitation ist die Errichtung eines großpolnischen Reiches mit Einschluß von Westpreußen, Posen und Oberschlesien. Ausdrücklich betont Fürst Bülow den defensiven Charakter der preußischen Polenpolitik. Durch die Einführung der deutschen Schule wollen wir den Polen ihre Muttersprache nicht nehmen, sondern dahin wirken, daß sie mit der deutschen Sprache den Weg zum Verständnis des deutschen Geisteslebens gewinnen. „Ohne Schärpen geht es auch hier nicht ab, und sie werden zunehmen oder sich mildern, je nachdem die Polen ihren Widerstand verstärken oder vermindern.“ Das letzte Ziel unserer Polenpolitik muß nach Fürst Bülow's Ansicht nicht die Verdrängung, sondern die Ausöhnung unserer polnischen Mitbürger mit ihrer Zugehörigkeit zum preußischen Staate und zum Deutschen Reiche sein, aber nicht auf Kosten unseres Besitzstandes im Osten und auf Kosten der Einheit und Souveränität des preußischen Staates durch eine unangebrachte Versöhnungspolitik, sondern dadurch, daß den Polen der praktische Nachweis erbracht wird, daß jede Auflehnung gegen unsere Herrschaft vergeblich und nur ein Schaden für die Polen

selbst ist. Nach seiner Auffassung ist das Ostmarkenproblem so unkompliziert wie nur möglich und seine Lösung weniger eine Frage politischer Weisheit, als eine Frage politischer Tapferkeit. Was uns in unserer Ostmarkenpolitik vor allem nottut, ist Stetigkeit. Kein Schwanken, kein Umfallen, sondern Durchhalten. „Die vor einem Jahrtausend begonnene, vier Jahrhunderte unterbrochene, seit noch nicht drei Jahrzehnten im deutschen Osten neu aufgenommene Kolonisationsarbeit kann in wenigen Jahren nicht zum Abschluß gebracht werden. Es handelt sich hier nicht um einen politischen Entschluß gewöhnlicher Art, dem alsbald Gelingen oder Mißlingen folgt, sondern wir befinden uns mitten in einer weltgeschichtlichen Entwicklung, an der Generationen um Generationen mitzuwirken haben.“ Der Ankauf von ca. 400 000 ha Land, die Ansiedlung von 150 000 deutschen Seelen in 4500 Dörfern sind die ersten Anfänge, und doch haben sie bereits den Rückgang der Deutschen zugunsten der Polen trotz des größeren Kinderreichtums der letzteren zum Stillstand gebracht. Wie es aber im deutschen Osten aussähe, wenn nichts geschehen wäre zum Schutz und zur Stärkung des Deutschtums, das ist nach Fürst Bülow's Ansicht eine Frage, deren Beantwortung ein noch besseres Urteil des Geschehenen enthält, als eine Registrierung des positiv Erreichten. Der Fehler, der nach seiner Auffassung in der Geschichte der Ostmarkenpolitik gemacht wurde, war der, daß die preußische Regierung sich im Zuge mißverständlicher Zeitstimmungen wiederholt von der durch Friedrich den Großen so klar vorgezeichneten Richtung hat abbringen lassen. „Wie so oft in der Politik beging man die Fehler nicht dadurch, daß man mit schneller Entschlußkraft das Nächstliegende tat, sondern dadurch, daß man unter Sentiments und Bedenklichkeiten einen klaren, zweifelstfreien Entschluß überhaupt nicht finden konnte.“ Mit anderen Worten: es erging uns ähnlich wie Hamlet, der infolge seiner hohen Bildung und Gewissenhaftigkeit den Entschluß zum Handeln nicht finden konnte und so lange zauderte, bis ihm die Schlinge um den Hals gelegt war: er mußte dann um seiner Selbsterhaltung willen zu Handlungen greifen, die um so härter ausfielen, je länger er gewartet hatte. Es läßt sich nicht leugnen, daß die preußische Polenpolitik zum Teil von diesem Schicksal betroffen worden ist. Die Entziehung des polnischen Volksschulunterrichts ist eine Maßregel, die nicht einmal Rußland gegen die Polen angewendet hat. Unsere polnischen Mitbürger können darauf hinweisen, daß sie diese Behandlung am allerwenigsten drei Jahre nach ihrem tapferen Verhalten in den deutschen Einigungskriegen verdient hatten. Es gibt ihnen ein Recht zu der Klage, daß wir den beständigen — wenn auch vergeblichen — Versuch machen, sie ihrer Nationalität zu berauben und sie germanisieren zu wollen. Die Einführung der deutschen Schulsprache beruht auf einer verfehlten Überschätzung der Wirksamkeit der Schule. Nicht sie erzieht, sondern das Leben, die Umgebung, die Familie, die Vereine, die Kirche, Faktoren, von denen der Einzelne während seines ganzen Daseins umgeben ist. Was die Schule den Polen gibt, ist nicht die deutsche Kultur, sondern lediglich ein äußeres Verständigungsmittel, das sie den Deutschen im wirtschaftlichen Kampfe überlegen macht. Der Hinweis auf die Balten, die mit ihrer der preußischen gerade entgegen-

gesetzten Schulpolitik den Esthen gegenüber so schlimme Erfahrungen gemacht haben, ist aus mehreren Gründen nicht zutreffend. Die Polen befinden sich als eine kleine Minderheit im Reiche mehr oder weniger in der natürlichen Zwangslage, deutsch lernen zu müssen. Hat doch sogar in Ungarn der ungarische Kultusminister selbst die Erlernung des Deutschen empfohlen. Jeder äußere Zwang zur Annahme der deutschen Sprache und Kultur mußte aber den Widerstand der Polen wachrufen und selbst diejenigen unter ihnen, die bisher treue preussische Staatsbürger waren, irritieren. Das Ostmarkenproblem ist für uns eine reine Frage der Landesverteidigung im Frieden. Ebenso politisch verfehlt, wie der Grundsatz *cuius regio eius religio* der früheren Zeiten, ist heute der des *cuius regio eius natio*. Den Boden des deutschen Reiches können wir (in Hinblick auf großpolnische Separationsgelüste) germanisieren, die Polen aber nicht. Die Ansiedlung deutscher Bauern muß mit noch ganz anderer Energie und ohne die schädliche Rücksicht auf die Großgrundbesitzer und Fideikommißherren durchgeführt werden. Alles wird darauf ankommen, die Deutschen nach Osten und die Polen nach Westen zu ziehen. Mögen sie hier Polen bleiben, in Berlin oder in Westfalen bilden sie für die preussische Monarchie keine Gefahr, selbst wenn es ihnen gelingt, sich von der deutschen Bevölkerung abzuschließen, sich von der Sozialdemokratie, die sie national erweicht, fernzuhalten und sich vor den schädlichen Einflüssen des Großstadtlebens und der Industrie zu bewahren. Ein Ausgleich zwischen Deutschen und Polen ist für beide Völker gleich notwendig. Wir müssen die nichtrussischen Slaven in Hinblick auf die russische Gefahr für uns zu gewinnen suchen, die Polen aber können nie darauf hoffen, ein selbständiges Reich zu errichten, solange sie die beiden stärksten europäischen Festlandsmächte gegen sich haben.

Das Viktorianische England.

Von

Charlotte Lady Blennerhassett.

III.

Das irische Problem.

I.

Irische Angelegenheiten standen im Vordergrund unserer Interessen, Irland selbst lernte ich erst 1878 im Frühsommer kennen. „Ein häßliches Bild in einem schönen Rahmen,“ so bezeichnet es einer seiner berühmten Söhne und schon die Landung im Hafen von Dublin gibt dem Ausspruch Grattans recht. Die Umgebung der Hauptstadt ist reizend; diese selbst hält, ebensowenig wie Konstantinopel oder Neapel, was die Aussicht vom Meer aus verspricht. Dublin ist eine englische Stadt, ohne charakteristisches Gepräge, deren wohlgepflegtes Zentrum in ärmliche, vernachlässigte Vorstädte ausmündet. An Bevölkerungszahl nicht nur, sondern an Bedeutung ist es heute von Belfast, dem schiffbauenden Emporium von Ulster, überholt, der drittgrößten, durch Handel und Industrie reich und mächtig gewordenen Stadt des Reiches. Man vergnügt sich in Dublin, man arbeitet in Belfast. Unser Weg jedoch ging nicht nach Norden, sondern nach Süden, in die Grafschaft Kerry. Die Gegenden, die die Bahn von Dublin nach Limerick und von dort abzweigend nach Tralee durchquert, sind meist von düsterer Einförmigkeit. Strichweise von Weideland unterbrochene Torfmoore dehnen sich über weite Flächen, wo einst Eichwald stand. Es ist berechnet worden, daß, während nur 1 1/2 % des irischen Grund und Bodens bewaldet sind, über 23 % völlig brach liegen und 2000 000 Acres dieses unbebauten Landes zum größten Vorteil desselben und mit günstiger Rückwirkung auf die klimatischen Verhältnisse bestellt werden könnten¹⁾. Während aber das Vereinigte Königreich jährlich über neun Millionen Pfund Sterling für den Import von Holz verausgabte, geht der Flächeninhalt der Waldungen in Irland stetig zurück. Der Fruchtbarkeit des Bodens ist es zu danken, daß überall, wo Sümpfe es nicht hindern, üppig ins Gras schießende Wiesen die Monotonie der Landschaft beleben. Sie sind von Kalktrümmern übersät, die sowohl zur Einfriedigung der Farmen wie zur Düngung der Felder dienen.

¹⁾ „Ireland, Industrial and Agricultural“, published by the Department of Agriculture and Technical Instruction for Ireland, Dublin 1902, p. 323.

Kein Dorf, kein Kirchturm weit und breit, nur vereinzelte Lehmhütten, aus deren Rauchfängen der Qualm des Herdfeuers dringt. An den Stationen und im Zug selbst zerlumpte Gestalten von Männern und Frauen, die letzteren mit dem über den Kopf gezogenen wollenen Tuch, das den solidesten Teil ihrer Kleidung bildet, dazwischen schöne Mädchen mit den blauen Augen und dem dunklen Haar, den Kennzeichen ihrer Rasse. Niemand scheint sich um den herabrieselnden Regen zu kümmern, der zum Landschaftsbild gehört. Das Wahrzeichen Irlands ist der Out-side-Car, aus zwei an einem Mittelstück befestigten, mit Fußbrettern versehenen Banketten bestehend, auf denen man, den Rücken schräg gegen den Nachbar gewendet, zu sitzen kommt, ohne in Versuchung zu geraten, einen Regenschirm aufzuspannen, der bei schaukelnder Fahrt mit dem Gegenüber in Kollision geraten und seinen Besitzer nicht schützen würde. Die erste Probe genügt, um dieses Beförderungsmittel ebenso lieb zu gewinnen, wie den Pferdelenker, dessen mittheilsame Reden die Zeit aufs angenehmste verkürzen. Einer solchen Fahrt vom reizlosen Tralee nach Killarney verdankt, wer den zweifelhaften Vorzügen der Eisenbahn entronnen ist, einen unvergleichlichen Anblick.

In Dichtung und Prosa ist das Stück Erde besungen, gefeiert und beschrieben, das sich von Killarney bis zur Bay von Glengariffe und dem Küstenstreif am Meer entlang nach Süden erstreckt. Dennoch werden auch die packendsten Schilderungen vom feenhaften Zauber des plötzlich sich bietenden Landschaftsbildes übertroffen. Zuerst die Berge, deren höchster nicht viel über 3000 Fuß mißt, die aber, von der Ebene aufsteigend, viel mächtiger erscheinen und durch den eigentümlichen Reiz ihrer Färbung wirken. Nur zu etwa einem Drittel ihrer Höhe bewaldet oder in wilde Felsensgenie zerklüftet, sind sie bis zu ihren Scheiteln mit Ginster und Heidekraut überzogen, die im Sonnenlicht in allen Tönen des Regenbogens spielen. Die Vegetation zu ihren Füßen kennt kaum einen Wechsel der Jahreszeiten. Sie wetteifert mit der Pracht des Südens, und slicht das heimatische Grün in den Blütenkranz der Geranien, Kolokasien, Fuchsien und Myrthen, die, bis zum Meeresstrand gedeihend, in dieser feuchtwarmen Atmosphäre keine Winterfröste zu fürchten haben. An der äußersten Südspitze Irlands, auf der Insel Valencia, zeigte uns ihr Besitzer, der Knight of Kerry, einen Fuchsienstrauch vor seinem Hause, dessen Triebe, sich immer wieder in den Boden senkend, der ursprünglichen Pflanze einen Umfang gegeben haben, den zehn Personen mit ausgebreiteten Armen kaum umspannen. Der Arbutus reift seine rot und gelben Fruchtgarben, vom dunkeln Laub des Lorbeer beschattet, der in üppiger Fülle bis zu Baumeshöhe emporwächst. Die seltensten Farren und Moose breiten weiche Teppiche über Stein und Gestrüpp; überall wuchert Epheu, er rankt sich an den Ruinen von Abteien und Kapellen, an den stehengebliebenen Thürmen, Mauern und Torbogen einstiger Herrensitze empor, er wirft die schützende Hülle seines selbst wieder nach Jahrhunderten zählenden Blättermantels mit so verschwenderischem Reichtum über das, was war, daß es, wie ins Märchenland zeitloser Schönheit versetzt, der Vergänglichkeit entrückt scheint. Wo, neben den Ruinen, ein Schloß oder Landhaus sich erhebt, sind

die Zugänge zu ihm nicht mit Bäumen besetzt und verdeckt. An ihrer Stelle wechseln mächtige Gruppen blühender Myrthen mit Rhododendren, deren unzählige Blumenbüschel vom dunkelsten Rot und Violett bis zu blassem Gelb und hellem Weiß in bunter Farbenherrlichkeit schon von ferne leuchten.

Inmitten dieser Landschaft liegen, wie funkelnde Smaragde in kostbarer Fassung, die drei Seen von Killarney. Sie sind durch oft reißende Strömungen miteinander verbunden, an deren engsten Stellen schon in alter Zeit Menschenhand Brückenbogen gespannt, die Natur aber Laubgewölbe geworfen hat, unter deren Dach die Boote von einem See zum anderen gleiten. Von schroffen Felswänden herab stürzen Wasserfälle; ein Schuß oder Ruf weckt donnerndes Echo. Zahlreiche kleine und größere Inseln werden auf der Fahrt gesichtet; auf einer derselben, dem sagenumwobenen Inisfallen im dritten und größten Lower-Lake, wird gelandet.

Die Geschichte des irischen Mönchtums ist keinem Deutschen fremd. In der blutigen, von inneren Kämpfen ausgefüllten Geschichte Irlands ist nur ein weißes Blatt. Es erzählt von der durchaus friedlichen Einführung des Christentums durch den Landesapostel Patricius. Der alte Heilige soll die Schlangen vom heimatlichen Boden verscheucht haben. Nur die Schlange der Zwietracht nicht. Eine Schar Tausender von Mönchen setzte sein Werk fort und rettete eine untergehende Kultur. Einer dieser Mönche hieß „der Grieche“; vom anderen, St. Brendan, geht die Sage, er sei ein großer Seefahrer gewesen und habe, weit gegen Westen, das irdische Paradies entdeckt, von dem Dante und Columbus vernahmen. Sein Landsmann Virgilius wurde der Häresie beschuldigt, weil er die Existenz von Antipoden behauptete. Diesem mit Glaubenseifer verbundenen Wandertrieb verdanken wir die Missionierung des Festlandes durch irische Mönche unter Führung Columbanus. Im 6. Jahrhundert zogen sie nach Gallien, Flandern, den Rhein entlang zu den Alemannen, an den Bodensee, in die Schweiz, zu uns nach Bayern, wo in Salzburg, Regensburg und Ulmünster noch ihre Kirchen stehen. Sie pflegten den Geist ihres typischen Repräsentanten, jenes heiligen Columban, ein eigentümliches Gemisch hoher geistiger Kultur, unbeugsamer Härte der Disziplin und unabhängigen Festhaltens an nationalen Überlieferungen, Riten und Gebräuchen. Sie sind heute noch erkennbar in den lauten Totenklagen irischer Bauern am Sarg ihrer Verstorbenen, in sonderbaren Wahrzeichen an ihren Gräbern, deren Sinn uns niemand deuten konnte. Sie haben längst vor Franz von Assisi, dem Liebling der Modernen, ihren Frieden mit der Natur geschlossen. Zu ihnen, so erzählt die Legende, flüchteten die gehesten Tiere des Waldes, Vögel nisteten in den an Baumzweigen aufgehängenen Kütten schlafender Mönche, Hirsche zogen ihre Leichen zu Grabe, Bienen schwärmten mit einem frommen Bruder nach Irland hinüber, wo die Harfe des Bardens und seine Lieder in Klostermauern weiterklangen. Solche und ähnliche Erinnerungen umschweben die Besucher der alten Abtei, deren Ruinen über Inisfallen ausgegüht liegen.

Wer hat die Abtei gebaut? Und was lebt noch vom Andenken an ihre Generationen?

Beglaubigte Quellen nennen im 6. Jahrhundert St. Finán ihren Erbauer. Ein gelehrter Fürst des Landes, so heißt es, der, in Inisfallen erzogen, dort seine Tage beschloffen habe, Maelsuthain O'Carroll genannt, schrieb um das Jahr 1000 seine „Annalen“, die zu phantastischer Weltgeschichte erweitert wurden, so daß wenig über Irisches daraus zu lernen ist. An seine Person knüpft sich jedoch die einzige Legende, die von Inisfallen erhalten und so charakteristisch ist, daß sie nicht übergangen werden soll. Zu O'Carroll kamen eines Tages drei Schüler, die drei Jahre lang bei ihm gelernt hatten. „Wir wollen nach Jerusalem gehen,“ sprachen sie, „damit unsere Füße auf den Wegen wandeln, die einst der Heiland gegangen.“ O'Carroll aber sprach: „Ihr sollt nicht gehen, bis ihr für meine Arbeit bezahlt haben werdet.“ Die Schüler besaßen nichts. So erbaten sie sich denn, ihm noch drei Jahre demütig zu dienen. „Das will ich nicht; ihr müßt mir versprechen, was ich von euch verlange, oder meinen Fluch tragen.“ Sie willigten ein, und der Meister verpflichtete sie eidlich aufs Evangelium: „Ihr werdet gehen,“ sprach er wieder, „und zusammen auf der Pilgerfahrt sterben. Mein Verlangen ist dieses: Ihr dürft nicht in den Himmel, bevor ihr mich heimgesucht und mir verkündet habt, wann ich sterben und ob es im Frieden des Herrn sein werde.“ Die drei versprachen es, zogen nach Jerusalem, starben und wurden ehrenvoll dort begraben. Dann erschien, sie zu geleiten, der Erzengel Michael. Ihm erklärten sie, sie dürften ihm nicht folgen, bevor sie ihr Versprechen eingelöst. „Geht,“ sprach der Engel, „sagt ihm, er habe noch drei und ein halbes Jahr zu leben und werde dann zur Hölle fahren.“ Und auf ihre Frage, warum? „Er hat die Schrift ergänzt, er hat Umgang mit vielen Frauen, und er hat den Altus aufgegeben.“ Der „Altus“ war ein Hymnus zu Ehren des dreieinigen Gottes. O'Carroll hatte ihn sieben Jahre nicht mehr gesungen, seit ihm ein guter Sohn gestorben und das Gebet sich Gott nicht wohlgefällig erwiesen hatte.

In Gestalt dreier weißer Tauben entledigten seine Schüler sich ihres Auftrages. Er werde nicht zur Hölle fahren, sprach ihr Meister, denn von nun an werde er den eigenen Sinn nicht mehr in die heiligen Bücher tragen, seiner Sünde entsagen, jede Nacht siebenmal den Altus singen, drei Tage wöchentlich fasten. Gott selbst habe bekehrten Sündern Erlösung versprochen. Sie aber sollten an seinem Sterbetag wieder Botschaft bringen. Sie taten es und verkündeten, ihnen sei sein Platz im Paradies gezeigt worden, er möge mit ihnen in Gottes Gegenwart kommen, worauf sie an seinem Sterbebett warteten, bis ihn der Priester gesalbt, und alle zusammen in den Himmel gingen. „Und dieses guten Mannes Skripten sind noch in der Kirche zu Inisfallen“¹⁾. Mehr haben seine Toten der Nachwelt nicht gesagt.

Killarney, der beliebte Aufenthalt der Touristenwelt, ruft in die Wirklichkeit zurück. Dem Fremdenverkehr und dem Gemeinssinn des größten Grundbesitzers der Gegend, Lord Kenmare, verdankt es Wohlstand und Blüte. Noch kaum

¹⁾ E. O'Curry, „Lectures on the Manuscript Materials of Ancient Irish History“, Dublin 1878, pp. 75–79.

vollendet und mit dem höchsten Luxus ausgestattet, stand unweit von Killarney das Schloß des Lords, über das keine guten Sterne leuchteten. Ein Brand hat es 1913 in Asche gelegt. In bescheideneren Grenzen liegen die Güter der Blennerhassett in erreichbarer Nähe. Den ersten Besitzer rief Königin Elisabeth aus seiner nordischen Heimat Carlisle zur Verstärkung „der englischen Garnison“, die im Kampf der Parteien zum gefürchteten Schlagwort werden sollte. Den Trägern des Namens erging es nicht schlecht in Kerry. Sie wurden Irländer, mit dem Einschlag englischer Bildung, den Leute ihres Namens nicht entbehren konnten, sie erweiterten ihren Besitz und verteilten ihn unter zahlreichen Nachkommen, die auf der Scholle blieben und ihre Güter verwalteten. Der Fluch, der auf dem „Absentee“, dem abwesenden Landlord lastet, traf sie nicht. Während der infolge des Versagens der Kartoffelernte ausgebrochenen furchtbaren Hungersnot der letzten vierziger Jahre und der in ihrem Geleit aufgetretenen Choleraepidemie erwies sich der Vater meines Mannes hilfreich und aufopfernd; er harrete aus, bis auch ihn die Seuche im besten Mannesalter hinraffte. Der Sitz im Parlament gehörte ebenfalls zu den Überlieferungen des Geschlechtes, dessen Name schon im 14. Jahrhundert im Unterhaus genannt ist. Blennerhassetts sind auch in Irland häufig Vertreter der Grafschaft gewesen, die, fast ausschließlich von Katholiken bewohnt, doch in gutem Einvernehmen mit den protestantischen Elementen blieb. Killarney war somit der günstigste Ausgangspunkt zur Erfüllung des lange gehegten Wunsches, die Zustände unter der Landbevölkerung aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Dieser Wunsch erfuhr leider eine Verzögerung durch Erkrankung meines Mannes, die glücklich vorüberging. Während seiner Rekonvaleszenz bestand er darauf, mich durch Freunde und Bekannte, unter diesen mehrere katholische Priester, zu kurzen Ausflügen in der Umgegend begleiten zu lassen. Die geistlichen Herren erwiesen sich sehr angenehm und unterhaltend, aber Belehrung war wenig bei ihnen zu finden. Die älteren Würdenträger des Bistums hatten noch die Seminarien des Kontinents besucht und waren gebildete Leute, die mit den höheren Ständen verkehrten und mit ihnen sympathisierten, obwohl auch sie im Volk augenscheinlich sehr beliebt waren. An die Zustände unter demselben waren sie gewöhnt, sie erschienen ihnen nicht in düsterem Licht. Der jüngere Pfarrklerus dagegen wird ausschließlich in dem seit der Katholikenemanzipation eröffneten großen Seminar von Maynooth erzogen und rekrutiert sich vorwiegend aus dem Bauernstand, dessen Interessen die seinigen bleiben und auf den er zu seinem Unterhalt angewiesen ist. Die katholische Kirche befürwortet aus Gründen der Moral, die auf dem Lande bekanntlich musterhaft ist, frühe Heiraten mit dem entsprechenden Kindersegen. Da nun aber der Klerus Tagen von Taufen, Eheschließungen und Begräbnissen erhebt, deren Betrag er nach eigenem Ermessen oft sehr hoch festsetzt, so hat er auch in wirtschaftlicher Hinsicht eine der verhängnisvollsten Einrichtungen ermutigt. Es ist die Aufteilung des Pachtgutes unter den Kindern. Da die zahlreichsten Farmen zwischen einem und dreißig Acren umfassen, so betrug schon in der dritten Generation der Anteil des Einzelnen kaum mehr als einen Acre. Die Regierung griff sträflicherweise nicht ein.

Dem Klerus war aus den angeführten Ursachen die Bildung neuer, zahlreicher Familien erwünscht. Als die Landagitation einsetzte, wurde sie von den älteren Geistlichen und nahezu dem gesamten Episkopat auf das entschiedenste verurteilt. Unter den jüngeren Geistlichen dagegen traten viele ihr bei und es kam vor, daß die Opfer der Moonlighters (nächtlicher verummter Einbrecherbanden) von der Kanzel herab namentlich bezeichnet und so der Rache ihrer Feinde ausgeliefert wurden¹⁾. Von solchen Priestern war demnach kein unparteiisches Urteil zu erwarten; sie zeigten sich schon damals wenig zur Aussprache über die Verhältnisse geneigt.

Unter den Begleitern meiner Wanderungen war der bekannteste Landagent in Kerry, Mr. Hussy, dessen Aufzeichnungen nach seinem Tode herausgegeben worden sind²⁾. Wie die meisten Agenten in Irland gehörte er selbst zur grundbesitzenden Klasse, für die er die Pachtzins erhob, und von ihm, der über eine enorme Erfahrung gebot und Leute und Zustände in der Grafschaft wie kein anderer kannte, lernte man viel und würde noch mehr gelernt haben, wenn er es über sich gebracht hätte, nicht beständig in Anekdoten abzuschweifen, die denn auch den wesentlichen Inhalt seiner Tagebücher bilden und obwohl meist im irischen Sinne gut zu nennen, doch beständig Berichte von Tatsachen unterbrechen. Auf die Frage über die Höhe der Pachtzins äußerte sich Mr. Hussy dahin, daß sie seit der Hungersnot um die Hälfte gesunken seien. Vor der Parnellkommission hat er später eidlich bestätigt, im Laufe von sechs Jahren von 2000 Pächtern nur zehn ausgewiesen zu haben. Seine Auftraggeber waren die von altersher ansässigen Grundbesitzer, denen das Zeugnis gegeben worden ist, sie seien redlich um das Wohl ihrer Leute bemüht und sehr opferwillig für sie gewesen. In Kerry allein verausgabten sie 453 000 £ für Verbesserungen auf ihren Farmen. Mr. Hussy leugnete den Notstand der Kleinpächter nicht; er wußte, mißrieten die Kartoffeln, so zwang der Hunger sie zum Auswandern, wenn der Staat keine Arbeit für sie schaffte. Er befürwortete den Ankauf solcher Ländereien durch Staatsvorschüsse. Mit Ausnahme dieser überfüllten „congested districts“ beurteilte er die Lage der größeren Pächter durchaus nicht ungünstig. Obwohl die Ernte 1878 schlecht, 1879 noch schlechter wurde, blieb er der übrigens sehr verbreiteten Meinung, es gehe dennoch wirtschaftlich aufwärts³⁾. Zu gedeihlicher Entwicklung bedürfe das Land nur der Ruhe. Wolle man den Irländer loyal machen, spaßte er, so müßte man ihm 70 £ im Jahre unter der Bedingung geben, nichts zu tun, als um die Angelegenheiten anderer sich zu kümmern, denn das sei seine Lieblingsbeschäftigung. Mr. Hussy war ein rechtschaffener Mann. Ungerechtigkeiten sind ihm auch dann nicht nachgewiesen worden, als er, für vogelfrei erklärt, keinen Augenblick seines Lebens sicher war. Zu seinem größten Schaden kaufte er 1879 noch ein Landgut, so fern lag ihm

¹⁾ John Morley, „Life of Gladstone“, III, p. 62.

²⁾ Samuel Hussey, „Reminiscences of an Irish Land Agent“, London, Duckworth, 1904.

³⁾ „Ireland Industrial and Agricultural“, 1902, ein vortrefflicher offizieller Bericht, p 66: „The view is commonly held that in general well-being in Ireland has enormously improved since the famine.“

der Gedanke, es drohe die Gefährdung des Besitzes. Immerhin unterlag es keinem Zweifel: wer mit dem Irlander auf seiner Scholle verkehren wollte, tat besser, nicht in Begleitung eines Landagenten zu erscheinen, was denn auch nicht geschah.

Auf die eigenen, in England über den irischen Volkscharakter gemachten Beobachtungen hätte ich mich nicht berufen dürfen, ohne den Vergleich mit jenem Franzosen zu riskieren, der, im Eilwagen durch Weimar fahrend, ein rothaariges Frauenzimmer bemerkte und in sein Notizbuch schrieb: „Ici toutes les femmes sont rousses“. Bei Beginn unseres Londoner Haushalts nämlich hatte es mich peinlich berührt, in den Zeitungsinseraten zur Aufnahme von Diensthofen fast regelmäßig den Schlufssatz zu finden, Irlander brauchten sich nicht zu melden. Es schien angezeigt, in gegenteiligem Sinne zu verfahren und mit stillschweigender Billigung des Familienoberhauptes irische Dienerschaft anzuwerben. Ihr weiblicher Teil versagte zuerst. Zwar zeigten sich die Mädchen willig und blickten immer vergnügt in die Welt, wie Leute, die ihre Kräfte zu schonen wissen. Und das taten sie redlich. Schmutz und Staub boten ihnen augenscheinlich einen angenehmen Anblick; sie entfernten den Rehrich nicht, sondern schoben ihn rücksichtsvoll von einer Ecke zur anderen, wo er ungestört blieb. Gegenstände wanderten im Haus umher; nur die Stelle, wohin sie gehörten, fanden sie nicht, und es drohte Chaos. Ermahnungen erzielten, wenn auch keine Wendung zum Besseren, so doch einen Wortschwall, dessen Inhalt in schroffem Gegensatz zum Tatbestand sich bewegte. Das Experiment mußte aufgegeben und die angelsächsische Rasse wieder in ihre Rechte eingesetzt werden. Es blieb ein Kette, der Diener, auf den ich meine letzten Hoffnungen setzte. Er war sehr gewandt, gut gedrillt und wußte mangelnde Reinlichkeit unter elegantem Äußeren zu verbergen. Hand in Hand damit ging Verachtung für knechtische Arbeit, und nach kurzer Zeit entwickelte er einen so kofspielligen Größenwahn, daß auch zwischen uns die Trennungsstunde schlug. „Wie geht's, Pat?“ fragte mein Mann bei zufälliger Begegnung auf der Straße, nachdem er ihm einen anderen Dienst verschafft hatte: „Nicht schlecht, Sir Rowland,“ lautete die Antwort, „aber ich möchte im Parlament Anstellung finden, natürlich im Oberhaus.“ Mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß seine Macht nicht so weit reiche, ließ mein Mann ihn stehen. Die grimmiige Komik der kleinen Episode kam mir erst völlig zum Bewußtsein, nachdem ich die Lehmhütten gesehen hatte, von denen eine Pats Vaterhaus darstellte. In diese Lehmhütten zu dringen, war nicht leicht. Vor der Tür spielten zerlumpte, übrigens gesund aussehende Kinder. Die Mutter, oft mit dem Jüngsten im Arm, stand daneben, grüßte unterwürfig, viel zu unterwürfig, lud jedoch nicht zum Eintritt, wie unsere guten Freunde, die oberbayrischen Bauern, es zu tun pflegen. Auf dem Herdfeuer brodelte die Teekanne. Mit Hafergrüße, Milch und Butterbrod genießen die Leute Tee zum Frühstück, Kartoffeln und Buttermilch zu Mittag. Des Sonntags kommt geräucherter Schweinespeck hinzu. Bei dem sonntäglichen Gottesdienst dieselben schmutzigen, zerrissenen Gewänder. Sind wirklich keine Geldmittel bei besseren Farmern vorhanden, nachdem, vor-

nehmlich durch ihre Einlagen, die Depositen der Sparkassen in Irland zwischen 1880 und 1901, wo Pachtzinse ganz oder teilweise ausfielen, von dreieinhalb auf über zehneinhalb Millionen Pfund stiegen und alljährlich noch steigen? ¹⁾ Jedenfalls hatten die Leute etwas Scheues und Ängstliches, besonders die Frauen. Männer, die ein Anliegen vorzubringen hatten, fielen auf die Knie, gingen jedoch, wenn sie sich unbeobachtet glaubten, vergnügt lachend von dannen, gleichviel, ob ihre Bitten erhört worden waren oder nicht. Das Nächste, was in die Augen fiel, war die gänzliche Vernachlässigung der elementarsten Bedingungen vernünftigen landwirtschaftlichen Betriebes. Der Feldbau ist in Kerry zu gering, um überhaupt in Betracht zu kommen. Wo Düngerhaufen notdürftig aufgerichtet standen, floß jedoch die Sauche unbenützt auf die Straße oder in den Kot. Kerry gehört zu den acht Grafschaften, in denen die Zahl der Schweine am größten ist. Über diese in die Intimität der Familie aufgenommenen Lieblinge ist soviel in Scherz und Ernst erzählt worden, daß es für alle Zukunft genügen mag. Hinzuzufügen ist etwa, daß Landlords, die in den siebenziger Jahren Musterwohnstätten für ihre Pächter mit Ställen für das Borstenvieh errichteten, es dennoch mit ansehen mußten, daß Schweinerüssel sich bis im oberen Stockwerk der neuen Behausungen am Fenster zeigten. Auch durch Vernichtung der Kartoffelfrucht hatte die Schweinezucht in der Provinz Munster keine Einbuße erlitten, denn die Zahl dort geschlachteter Tiere nahm jährlich zu und stieg 1890 auf 787000. Das war den Abfällen der Milchwirtschaft zu danken, die redlich von der Familie mit den Schweinen geteilt wurden. Kerry besitzt eine kleine Rasse vorzüglicher Rühe, die auch auf den spärlichsten Weiden gedeihen, und lebt fast ausschließlich von Butterhandel. Damals wurde noch in jedem Haushalt, und zwar sehr nachlässig und unreinlich gebuttert, so daß die schlechte Ware nur die niedrigsten Preise erzielte. Der Export von Butter ist aber seit alter Zeit eine der Hauptquellen des Wohlstandes für Irland, und nichts wäre ungerechtfertigter, als die Voraussetzung, es sei nicht, und zwar mit Erfolg, seit Mitte des 19. Jahrhunderts alles aufgeboten worden, um diesen Zweig der Landwirtschaft zu heben. Kerry zählt jedoch zu den rückständigen Teilen des Landes. Dort fiel es am schwersten, die unwissenden, allen Neuerungen mißtrauenden Farmer zur Einsicht von den Vorteilen zu bringen, die anderswo durch den Beitritt zu Korporativgesellschaften und Zentralen erreicht wurden, die über die pekuniären Mittel zur Einführung der besonders in Dänemark und Holland angewandten neuen Methoden verfügten, durch welche die Butterpreise ganz enorm gesteigert wurden. Die Wendung zum Besseren begann auch in Kerry 1880 fühlbar zu werden, nachdem die Regierung sich entschlossen hatte, Zuschüsse vom Parlament für die landwirtschaftlichen Organisationen Irlands zu verlangen. An ihrer Spitze steht ein Mann, der Right Hon^{or} Horace Plunkett, der eine einzige Stelle unter den Wohltätern seines Heimatlandes einnimmt. Ihm gelang es, trotz des heftigen Widerspruchs und aller von politischen Agitatoren ihm in den Weg gelegten Hindernisse, die Politik gänzlich von

¹⁾ „Ireland Industrial and Agricultural“, p. 130.

den großen Reformen auf dem ganzen Gebiet der Industrie und Agrikultur auszuschließen. Damit sicherte er den ökonomischen Erfolg von Unternehmungen, die ungleich mehr als gesetzgeberische Maßregeln zur Hebung des Volkswohls beitragen und den lichtesten Punkt in der Geschichte der revolutionären Ära bilden, deren erste Anzeichen nicht zu verkennen waren.

II.

Auf der Insel Valencia liegt die Station der anglo-amerikanischen Gesellschaft, die das Kabel durch den Atlantischen Ozean gespannt hat. Sir Rowland nahm das freundliche Anerbieten des Stationsvorstandes, nach Amerika hinüberzusprechen, an und erkundigte sich, wer es sei, der antwortete. Es war ein irischer Priester, der anfragte, ob er seinen Segen schicken dürfe, was natürlich dankbar bejaht wurde. Der poetische Zwischenfall bekräftigte nur die überall in Irland sich aufdrängende Tatsache, sein Nachbar sei Nordamerika.

Nach den Vereinigten Staaten wendet sich der Hauptstrom der Auswanderer, die seit den Hungerjahren der Heimat die besten jugendlichen Kräfte entziehen. In fünfzig Jahren sank die Bevölkerungszahl von Kerry um ein Drittel, in ganz Irland nahezu um die Hälfte. Über seine nächsten Schicksale hat diese Emigration entschieden. Das Bild des Vaterlandes verflüchtigte sich nicht in der neuen Welt; lebendiger als die Liebe aber zeichnete es der Haß. Es war vergebens, daß England seine schlimmsten Sünden, die religiöse Verfolgung, den mit wahnsinniger Konsequenz durchgeführten Ruin des irischen Handels und der Industrie getilgt und Irland jetzt nach denselben Gesetzen wie das eigene Land regierte. Die Agrarfrage blieb. Sie war das Ergebnis der Politik, die der Mehrzahl des Volks kein anderes Mittel zum Leben als den Landbau gelassen hatte, die durch das System der Konfiskationen alle seine Rechtsbegriffe in Verwirrung gebracht und es im Glauben bestärkt hatte, Grund und Boden sei einst sein Eigentum gewesen. Wohin diese Politik geführt, hatten diese Auswanderer noch selbst am bittersten empfunden.

Im kritischen Jahr 1849, nachdem die Armensteuer sich verzehnfachte und kein Pachtzins mehr gezahlt wurde, trat die Parlamentsakte in Kraft, wodurch jeder Grundbesitzer oder dessen Gläubiger nicht bloß in den Stand gesetzt, sondern — allen Traditionen des englischen Rechtes über das Wesen des Besitzes entgegen — gezwungen wurden, ein bis zur Hälfte seines Wertes belastetes Gut zu verkaufen. Ein eigener Gerichtshof wurde zu diesem Zweck errichtet. Im Verlauf der nächsten dreißig Jahre ging ein Achtel des Bodens um billiges Geld käuflich in die Hände von Eigentümern, für die das Land bloße Geldanlage war, die keinerlei Verpflichtungen übernahmen und deren unumschränktes Besitzrecht gesetzlich anerkannt war. Sie konnten ihre Pächter entweder zwingen, den vollen Kaufwert für ihr Gut zu zahlen, oder sie austreiben. Soweit die Kleinpächter in Betracht kamen, war die Maßregel nach ökonomischen Theorien die durchaus richtige, denn diese Kleinpächter konnten überhaupt nicht bestehen. Aber die alten, durch gemeinsame Tradi-

tionen mit der Bevölkerung verbundenen Landlords hatten so drastische Methoden vermieden. Ihre Anwendung führte zwischen 1849 und 1856 zu Austreibungen, die nur in den 52193 Fällen, bei denen die Gerichte eingreifen mußten, offiziell bekannt geworden sind. Sie fanden auch dann statt, wenn die Pächter ihren Zins zahlten, der Gutsherr aber es dennoch angezeigt fand, ihre kleinen Güter zur Errichtung größerer Farmen einzuziehen. Das dadurch erzeugte Elend spottet jeder Beschreibung. Hungernd und in Lumpen gehüllt, verließen die Unglücklichen — Männer, Frauen, Kinder — die unter ihren Augen, wo nicht über ihre Köpfe hinweg niedergebrannten, in rauchende Aschenhaufen verwandelten Heimstätten, um nach langer Irrfahrt in Englands Städten Arbeit oder, nach den Qualen der langen Reise auf dem Auswandererschiff, drüben in den Vereinigten Staaten eine oft bessere Zukunft zu finden. Diesen trostlosen Zuständen hat die hier bereits erwähnte Landbill von 1870 gesetzlich ein Ende gemacht. Es geschah auf Kosten aller Landlords, änderte aber nichts an der ökonomischen Lage der Kleinpächter, die nach wie vor mit der Not kämpften. In den Jahren 1849—1856 allein sind 1479916 Personen ausgewandert. Auch nach der Landbill von 1870 dauerte die Emigration fort.

Das Erbe, das diese amerikanischen Iren ihren Kindern hinterließen, hieß Rache, Rache gegen die Landlords, die guten wie die schlimmen, ohne Billigkeit, ohne Unterscheidung, Rache gegen die englische Herrschaft, der Urheberin alles Unheils in Irland, der großen Sünderin, die Böses getan und geschehen lassen, aus Eigennutz, aus Torheit, aus sträflicher Schwäche und Gleichgültigkeit. Die Geschichte der Jahrhunderte erzählt von Aufständen und blutiger Rebellion. Irlands Helden waren Verschwörer. So sollte es bleiben, bis die Verschwörung siegte. Wenn das gelingen sollte, mußte sie gezahlt werden. Enorme Summen standen ihr von nun an zu Gebot; den Herd der Revolution schürte irisches Geld aus Amerika. Die ersten Sendboten ihres Waltens waren die Fenier. Der Geheimbund zur Gründung einer irischen Republik begann sein Werk 1858 und beschränkte es nicht auf Irland. In Manchester befreiten bewaffnete Verschwörer zwei ihrer Kameraden nach Tötung des Polizisten; in London sprengten Fenier einen Teil des Gefängnisses in die Luft, in dem einer der Ihrigen gefangen saß, wodurch wieder Menschenleben verloren gingen. Regierung und städtische Behörden wehrten sich energisch gegen die Verbrecher, deren direkter Einfluß nicht über Städte hinauszugreifen vermochte. In Kerry, wo sie 1867 den Aufstand zu entfesseln suchten, fanden sich Verräter unter ihnen; der katholische Bischof denunzierte von der Kanzel herab aufs schärfste das grausame Beginnen, die bäuerliche Bevölkerung zur Rebellion aufzureizen. Im Dunkeln arbeitete die revolutionäre Bewegung dennoch fort; noch 1881 suchte Parnell tätigen Anschluß an einen ihrer bekanntesten Führer in Amerika¹⁾. Parnell selbst, aus anglo-irischem Geschlecht in Wicklow und Sohn einer Amerikanerin, die zu den Feniern hielt, wurde unter ihrem Einfluß 1874 Homeruler und ein Jahr später ins Parlament gewählt. Seine pekuniäre Lage war schlecht;

¹⁾ John Morley, „The Life of W. E. Gladstone“, III, p. 404.

gesellschaftlich fühlte er sich zurückgesetzt. Ein unverdächtiger Zeuge, sein politischer Verbündeter, Mr. Morley, urteilt über ihn: „Von konstruktiven Fähigkeiten zeigte er nie eine Spur. Er war ein Mann von Willen, Autorität und Macht, nicht von Ideen und Idealen, oder praktischer Einsicht in höherem Sinn. Aber er wußte, was er wollte“¹⁾. Parnell wollte die Revolution, die Trennung Irlands von England²⁾. Er eröffnete seine Laufbahn im Unterhaus mit Verteidigung der fenischen Morde und organisierte den Kampf einer geschlossenen irischen Partei, durch die Taktik der parlamentarischen Obstruktion, um die Abwicklung der Geschäfte zu verhindern. 1878, unter dem Einfluß des fenischen Bundes Clan-na-Gael in Amerika, trat er zur agrarischen Agitation, „das Land dem Volk,“ über; er wurde zum Präsidenten der „National Land League of Ireland“ gewählt, und von nun an wurden parlamentarische Opposition und das Programm der Landliga identisch. So standen die Dinge während unseres damaligen Aufenthaltes in Kerry.

Es gereicht mir heute zu wehmütiger Genugtuung, des Anteils von Sir Rowland an den irischen Angelegenheiten zu gedenken. Er brachte 1872 die Bill ein zur Verstaatlichung der irischen Eisenbahnen, „eine der für Irland gedeihlichsten Maßregeln“³⁾. Auf seinem eigensten Feld, dem der nationalen Bildungsanstalten, bekämpfte er Gladstones Universitätsbill, die die bestehenden protestantischen Institutionen schädigte, die Ansprüche der Katholiken nicht befriedigte und überdies die Studien nicht hob. Er hätte, mit Anlehnung an das Vorbild deutscher Universitäten, ein System gewünscht, das den Irländern beider Konfessionen gerecht wurde. Selbst dem 1874 im Unterhaus eingebrachten, sehr gemäßigten Antrag des Irländers Butt, denselben Abgeordneten wie in Westminster die Behandlung ausschließlich irischer Angelegenheiten in einem Lokalparlament zu Dublin zu überlassen, stand er nicht ablehnend gegenüber. Die Entscheidung, ob in Irland Friede werden solle, lag in der Landfrage. Sir Rowland hat seine Anschauungen darüber nie gewechselt. Er wollte den irischen Bauern zum freien Besitzer machen. Die englische Regierung besaß die Macht und verfügte über die pekuniären Mittel, eine solche Wandlung, wenn auch allmählich und mit Wahrung der Rechte und Interessen anderer Klassen, zu vollziehen. Wenn das zur rechten Zeit geschah, verlor die revolutionäre Agitation den Boden. Die eigentlich selbstverständliche Bedingung der Reform war Aufrechterhaltung der Autorität. Sie wurde preisgegeben. „Irland will regiert sein,“ sagt sein guter Kenner und Historiker, J. A. Froude: „Wenn wir es nicht regieren wollen und es nicht vor Anarchie und vor der Schande bewahren können, von unten herauf, durch Terroristen regiert zu werden, die unsere Todfeinde sind, . . . dann wird, ob wir es wollen oder nicht, ein Experiment zu Ende kommen müssen, das siebenhundert Jahre lang versucht worden ist“⁴⁾.

¹⁾ John Morley, a. a. O., III, p. 304.

²⁾ Rede in Cincinnati, 20. Februar 1880, „none of us will be satisfied until we have destroyed the last link which keeps Ireland bound to England“.

³⁾ Bernard Holland, „Life of S. C. eighth Duke of Devonshire“, I, p. 102.

⁴⁾ J. A. Froude, „The English in Ireland“, 1881, III, p. 557—585.

Unter dem sehr bestimmten Eindruck, ein Land gesehen zu haben, das schon außerhalb Europas liegt, kehrte ich mit meinem keineswegs entmutigten Mann nach England zurück. Wir beschlossen das Jahr in Bayern. Unser teurer, vortrefflicher Vater war 1876 gestorben. Das Haus unserer Mutter, in München an der Ludwigstraße, blieb eine Heimstätte für uns und unsere Kinder, die sie mit rührender, aufopfernder Liebe umgab, während ihr einziger Sohn in der Ferne seinem Berufe folgen mußte. Wir hatten den Schmerz, dort das dritte Kind, einen kleinen Sohn, zu verlieren. Ungefähr um dieselbe Zeit begann ich, und zwar auf Wunsch meines Mannes, ernstlich auf historischem Gebiet zu arbeiten, obwohl ich erst viel später das erste Buch veröffentlichte. In London stand uns das Britische Museum zu Gebot; in München brauchten wir nur über die Straße zu gehen, um in der Staatsbibliothek einen stillen Platz und die meisten, wenn nicht alle Bücher zu finden, deren wir bedurften, wozu noch diejenigen kamen, die uns die nie versagende Güte des Stiftspropstes von Döllinger, zur Verfügung stellte. Auf die Wahl des Stoffes, den ich ausgesucht hatte, übte er keinen Einfluß. Er zog es vor, das der eigenen Eingebung zu überlassen.

Mit einigen, durch die Verhältnisse gebotenen Ausnahmen verbrachten wir von da an, gewöhnlich nach Schluß des Parlaments, einen Teil des Sommers und den Herbst mit der teuren Mutter in Kirchberg bei Reichenhall. Uns lockte nicht nur die Schönheit der Gegend und die damals noch vorhandene ländliche Ruhe. Was unsere Mutter und uns beide zu diesem Aufenthalt bestimmte, war die Nähe von Menschen, die zu unseren liebsten Freunden zählten. Sie sind bereits genannt worden. Gräfin Waldkirch und ihr vortrefflicher Schwiegersohn, Freiherr Ludwig von Malsen, Oberst-Hofmeister des Königs, hatten sich in der Nähe Reichenhalls, am Fuß der Berge, niedergelassen. Gräfin Waldkirch hatte, ohne ihm den Charakter zu nehmen, einen Bauernhof wohnlich umgebaut, den einstigen Stall in einen eleganten, gemütlichen Salon verwandelt und um den auf einem Hügel mit prachtvoller Aussicht gelegenen Besitz einen parkähnlichen Garten, der ihre Freude war, angelegt. Gegenüber baute Baron Malsen seiner Familie ein einfaches, komfortables Haus. Das Ehepaar war auch in München unzertrennlich von der Mutter, einer selten klugen, willensstarken, geistesfrischen Frau, die Mann und acht Kinder verloren hatte. Es blieben ihr zwei Töchter und Kraft und Lebensmut, um sich und zahlreichen, stets gastlich willkommen geheißenen Freunden das Dasein angenehm und immer tätig zu gestalten. Von ihrer Energie gab sie, bereits über siebzig Jahre alt, zu unserer Beschämung eine Probe. Wir Jüngeren hatten die Besteigung des direkt hinter ihrem Besitz aufsteigenden Berges, des „Zwiesel“, beschlossen. Es wurde Proviant mitgenommen und in fröhlicher Gesellschaft die Nacht in der Hütte verbracht. Erst mittags stiegen wir wieder zu Tal. Ein paar Tage nachher, um die Mittagstunde, rief Gräfin Waldkirch ihren alten Gärtner, eine typische Figur, steckte ein Stück Brot in die Tasche, ging mit ihm bis zum Gipfel des Zwiesel und war abends wieder zurück!

Von ihrer älteren Tochter, Wilhelmine von Malsen, zu sprechen, ist

mir ein schmerzlicher Trost. Wir waren zusammen aufgewachsen, fanden uns nach langer Trennung wieder, und es bildete sich zwischen uns ein schweesterliches Verhältnis. Unsere Gatten wurden Freunde, unsere Eltern sind es immer gewesen, unsere Kinder waren gleichaltrig; wir teilten die gleichen Überzeugungen, lasen dieselben Bücher, pflegten in Stadt und Land denselben geselligen Kreis, liebten die Natur und wanderten unermüdet zusammen, am liebsten durch die Bergwelt. Nichts widerfuhr einer von uns beiden, ohne im Herzen der anderen Widerhall zu erwecken. Sie interessierte sich für meine Arbeit. Die ihrige, von mütterlicher Liebe zur Kinderwelt eingegeben, lag auf praktischem Gebiete. In einer der Kinderbewahranstalten Münchens ist ihr Andenken in Segen. Sie opferte ihr Zeit und Mühe und gab, was sie zu geben hatte, vor allem sich selbst. Immer heiter, von mit sarkastischem Humor und scharfem Verstand gepaarter inniger Güte, war ihr Umgang ein sich nie erschöpfender Genuß. Keine Wolke hat jemals das Glück unseres Zusammenseins getrübt.

Unter den Freunden, die kamen und gingen, war der Komponist und Intendant der Hoftheater, Baron Perfall, eine liebenswürdige Künstlernatur, beliebt bei allen, die ihn kannten. Der Freiherr Schenk von Stauffenberg kam mit den Seinen wiederholt nach Reichenhall. Der Anteil dieses großen Patrioten an Deutschlands Wiedergeburt lebt in dankbarer Erinnerung auch bei solchen, die seiner nationalliberalen Richtung fernstanden. Als einstmals sein Freund, der im Umgang sehr angenehme Lascker, zu Besuch kam, begleitete ihn mein Mann auf einer Bergpartie. Lascker mußte über alles Bescheid und setzte einen Plan zur Aufholzung öde gewordener Felspartien auseinander. Dann kamen die Herren auf einen Kreuzweg. Sir Rowland entschied für den einen, Lascker bestand auf dem anderen Pfad, der logisch der einzig richtige sei, und die beiden verirrten sich gründlich. „Sie sind wie die Lilien, sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht, aber gekleidet sind sie doch, — fragt nur nicht wie.“ An dieses Scherzwort Bismarcks über Lascker erinnerte Sir Rowland; mit diesem selbst kam er nichtsdestoweniger recht gut aus, und für Stauffenberg empfanden wir die innigste, verehrende Zuneigung. Die Mannigfaltigkeit seiner Interessen war erstaunlich, seine Herzensgüte gewinnend. Er trieb zu seiner Erholung unter anderem romanische Philologie, sammelte eine reiche Bibliothek auf seinem Schloß Ristissen und regte mich dort und in München zuerst zur Beschäftigung mit spanischer Literatur an. Unseren Freunden Malfen war er treu ergeben. Mit Wilhelmine von Malfen hoffte ich den Lebensweg gemeinsam zurückzulegen. Es war anders bestimmt und uns nur eine Frist gegönnt.

Inzwischen hielt sie ihr Versprechen, besuchte uns 1883, nach der Geburt unseres jüngsten Sohnes in London, genoß den Aufenthalt dort und gefiel allen, die ihr begegneten, durch ihre einfach herzliche Art und die Aneignungsfähigkeit, die sie entwickelte. Wir gingen nach Cambridge, nach Canterbury, wir versäumten keine uns erreichbare Sehenswürdigkeit und schieden mit der Zuversicht baldigen Wiedersehens. Betäuscht wurde sie nicht, aber bald

darauf beunruhigten uns die ersten Anzeichen ihrer Erkrankung, und auch in unseren kleinen Schicksalen war eine Wendung zum Schlimmen eingetreten. In Irland tobte der Aufruhr.

III.

Die Wahlen von 1880 entschieden, nach sechsjähriger Dauer des Ministeriums Disraeli, nunmehr Lord Beaconsfield, zugunsten der Liberalen. Während Beaconsfields Administration ruhte die irische Frage. Der Schwerpunkt seiner Politik und ihre Erfolge lagen auf dem Gebiet der auswärtigen Angelegenheiten. Der Berliner Kongreß von 1878 bezeichnete deren Höhepunkt. Beständig, wenn auch vergebens von Gladstone angegriffen, der Österreich aufs schmächtigste verlästert hatte, mußte dieser, seit April 1880 wieder Premier, als Minister feierlich zurücknehmen, was er als Abgeordneter, „in a position of greater freedom and less responsibility“ geäußert: „Es ist keine Stelle auf der Karte, wo man den Finger hinlegen und sagen könnte: Hier hat Österreich Gutes getan.“ Die Worte wurden im März 1880 gesprochen. Im Mai leugnete Gladstone in einem Brief an den Minister Grafen Károly jede feindselige Absicht gegen Österreich und seinen Kaiser, „für den er aufrichtige Ehrfurcht hege“. Ihn hatte er „den unverföhnlichen Feind der Freiheit“ genannt. Ein paar Tage vor dieser demütigenden Episode hatte Lord Granville wieder das auswärtige Amt übernommen.

Günstigen Zufällen verdankten Sir Rowland und ein gleichnamiger Vetter ihre Wahl für Kerry. Es sollte das letzte Mal sein, daß, außerhalb Ulsters, von dem später die Rede sein wird, gebildete Männer, die Landlords waren, durchdrangen.

Parnell wurde dreimal gewählt, mit ihm achtundsechzig Homeruler, aus denen er seine Partei zusammenschloß. Viele derselben wurden besoldet und die irische Presse aufgekauft. Den persönlichen Umgang mit seinen Parteigenossen vermied er gänzlich. Ihr Geschäft bestand darin, ihm blind zu gehorchen. Im September verkündete er sein „ungeschriebenes Gesetz“: Alle diejenigen, die Farmen ausgewiesener Pächter übernahmen, sollten behandelt werden, wie in alter Zeit die Ausfägigen. Damit begann der nach seinem ersten Opfer genannte „Boycott“. 1881 zählte man 4439 agrarische Verbrechen. Gleichviel, ob Vornehme, wie Lord Mountmorris, oder kleine Leute meuchlings gemordet wurden, die Schuldigen wurden von den Geschworenen nicht verurteilt, die Zeugen fürchteten sich, auszusagen, was sie wußten.

Mr. Forster, ein tapferer, rechtlich gesinnter Liberaler, war Staatssekretär für Irland. Er forderte Zwangsgesetze zum Schutz von Personen und Eigentum, das Parlament bewilligte sie, und seine Geschäftsordnung mußte verändert werden, um die Obstruktion zu lähmen. Fast gleichzeitig, Februar 1881, brachte Gladstone seine zweite Landbill ein. Die erste Landbill von 1870 anerkannte bereits ein Mitbesitzrecht des Pächters. Jetzt wurde, durch besonderen Gerichtshof für Landlords und Pächter, der Pachtzins auf die nächsten fünfzehn Jahre festgesetzt. So lange die Pächter zahlten, durften sie nicht ausgewiesen werden, konnten aber ihr Besitzrecht verkaufen. Parnell

war in kritischer Lage. Zufrieden gestellte Pächter gingen der Agitation verloren und doch konnte das ihnen so günstige Gesetz nicht rundweg abgewiesen werden. Er sorgte zunächst dafür, daß dem Gerichtshof solche Fälle vorgelegt wurden, in denen dieser gegen Pächter entscheiden mußte. Dann erklärte er, nur von der Landliga, nicht vom britischen Parlament, könne Abhilfe gegen die Landlords erhofft werden. Gladstone warnte Parnell, noch seien die Hilfsmittel der Regierung nicht erschöpft. Am 13. Oktober wurden Parnell und die schlimmsten seiner Genossen verhaftet, er selbst nach Kilmainham gebracht, die Landliga anscheinend unterdrückt. „Der ungekrönte König von Irland“ dekretierte, so lange ihre Führer gefangen seien, dürfe kein Pachtzins gezahlt werden. Die agrarischen Verbrechen nahmen zu. Vor mir liegt eine merkwürdige Korrespondenz Timothy Healys, des Sekretärs von Parnell, mit meinem Mann. Er schrieb, im Unterhaus werde er, wenn der Tatbestand richtig sei, darüber interpellieren, daß Sir Rowland vierzig seiner Pächter fortgeschickt habe. Dieser verweigerte die gewünschte Aufklärung nicht. Mehr als hundert Pächter schuldeten ihm seit zwei und drei Jahren den seit einem halben Jahrhundert nicht erhöhten Zins, obwohl sie die Mittel dazu hatten und er ihnen Ermäßigungen bot. Da es sich um eine Verschwörung handle, sei sechzehn erwiesenen wohlhabenden Pächtern gekündigt worden. Timothy Healy ließ es sich gesagt sein und schwieg. Es ist das ein Beispiel unter vielen. Gladstone bekam den Briefwechsel zu lesen: der Landlord handle recht, er beklage „nur die Ursache“. Darüber herrschte Übereinstimmung. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß, nach sechs Jahren eines solchen Zustandes, die kleinen Landlords und alle diejenigen unter ihnen, deren Besitz verschuldet oder sonst belastet war, völlig ruiniert wurden. Die auch anderswo begüterten großen Besitzer konnten dem Sturm trotzen, die anderen warf er zu Boden.

Wir waren selbst zu Gast bei Lord Wolseley an einem Abend, wo eine vornehme irische Dame das Diner gekocht und dann mit uns Kaffee getrunken hatte. Nicht alle ihrer Standesgenossinnen befanden sich in der glücklichen Lage, einer Küche vorstehen zu können, nicht alle konnten Hüte und Kleider anfertigen, und ihre nicht mehr jungen Männer suchten, meist vergebens, Erwerb. In Kerry wurde ein Herr, Mr. A. Herbert, niedergeschossen, weil er gegen die Liga gestimmt hatte. Noch 1886 fühlte sich ein junger Landlord sehr geschmeichelt, weil vierzig Schillinge für seinen Kopf geboten wurden. Der Durchschnittspreis war zehn Schillinge. Eine schöne junge schottische Dame, Gattin des Veters meines Mannes, befand sich allein auf ihrem Landsitz unweit von Killarney. Eines Nachts hörte sie verdächtiges Geräusch, ahnte, was kommen werde, und steckte, mit Ausnahme von ein paar Goldstücken, das vorrätige Papiergeld in ihr Korsett. Gleich darauf erschienen vermummte Gestalten, die Mondscheinler, wie sie sich nannten, und verlangten ihr Geld. Sie öffnete ruhig die Schublade ihres Schreibtisches und reichte ihnen die paar Goldstücke, die nicht genügten: Nun, dann wolle sie ihnen einen Scheck auf ihre Bank ausstellen. Damit konnten die nächtlichen Besucher nichts anfangen; unter Drohungen suchten sie das Weite. Mr. Suffey, unser alter Freund, erhielt den Spitznamen „Schneepfen-Suffey“, weil er so oft ange-

schossen und nie getroffen wurde. Auch nachdem er und die Seinen mit knapper Not einer Dynamitexplosion entgangen waren, wich er nicht von der Stelle, um für seine Auftraggeber zu retten, was zu retten war. Pächter, die ihr Gewissen drückte, brachten nächtllicherweile ihren Zins. Die Mordgesellen der Liga behandelte Mr. Sufsey wie Feiglinge. Die Irländer seien geborene Soldaten: Wellington, Napier, Roberts, Wolseley, Ritchener usw. lauter Irländer. Er teilte die Ansicht Froudes, man müsse regieren. Statt dessen versuchte Mr. Chamberlain, damals radikales Mitglied des Kabinetts Gladstone, mit Parnell durch dritte zu verhandeln. Parnell verlangte Löschung aller vor der neuen Landakte vorhandenen Rückstände, zum Teil auf Kosten des Kirchenfonds, und Freigebung zweier seiner schlimmsten Spießgesellen. Dann wolle er Ausschreitungen abzustellen und mit der liberalen Regierung zusammenzuarbeiten suchen. Es sei, meinte Gladstone, ein authentischer Ausdruck von Parnells gutem Willen. Nach diesem sogenannten, nie ausgeführten Kilmainham Treaty wurde er am 6. Mai frei. Mr. Forster war empört und nahm seine Entlassung. In zwei Monaten waren zweiundzwanzig Anschläge gegen sein Leben gemacht worden; durch einen Zufall nur entging er bei Abreise von Dublin ein letztes Mal seinen Mördern. Das geschah Ende April 1882. Acht Tage später traf sein Nachfolger ein. Es war Lord Frederik Cavendish, Sohn des Herzogs von Devonshire und Gemahl einer Nichte Mrs. Gladstones. Er kam mit neuen Reformplänen, ein optimistischer Bote des Friedens. Am 6. Mai, abends, demselben Tag, an dem Parnell freigegeben worden war, lagen Lord Frederik Cavendish und der irische permanente Sekretär, Mr. Burke, ebenfalls ein Ehrenmann und Freund Irlands, auf dem Weg zur vizeköniglichen Residenz ermordet im Phönix-park¹⁾.

Wir waren, Sir Rowland und ich, auf einige Tage in Paris, um Freunde zu sehen. Einer derselben, der Botschafter und Nationalökonom Léon Say, gab uns noch am selben Abend das Telegramm, das die die ganze Welt erschütternde Schreckenskunde enthielt. Mein Mann kehrte unverzüglich nach Irland zurück.

Parnell machte „die Feinde seiner Sache für die feigen, unprovokierten Morde“ verantwortlich und mußte deswegen in London polizeilich gegen die Drohungen des Clan-na-gael geschützt werden. Sein Entsetzen war aufrichtig, nicht dauernd. Nach Erneuerung der Zwangsgeetze auf drei Jahre und Abschaffung der Geschworenengerichte verdiente seine heftig feindselige Haltung wieder das volle Vertrauen des „Clans“. Unter dem Namen „Irish National League“ rief er die alte Landliga ins Leben, aber dank der Energie der Regierung in Dublin trat bis 1885 wenigstens verhältnismäßig Ruhe in Irland ein, nachdem ein Verräter die Entdeckung und Bestrafung der Mörder vom Phönixpark ermöglicht hatte.

Sir Rowland gehörte zu denjenigen, die in dem seit 1870 zwischen Land-

¹⁾ Sir Rowland Blennerhassett, „Irland unter Lord Spencer“, Deutsche Rundschau, 1884, Bd. XLII, S. 191 ff., gibt eine erschöpfende Schilderung dieser Greuelthaten.

lord und Pächter getheilten Besitz einen unhaltbaren Zustand erkannten¹⁾; 1884 reichte er der Regierung ein Memorandum über bäuerlichen Besitz ein. Er brachte die Einsetzung einer Kommission in Vorschlag, zum Zweck des Ankaufs aller verfügbaren Ländereien und aller Farmen, die Landlords veräußern wollten. Der Preis sollte der gerichtlich festgesetzten zweiundzwanzigjährigen Rente entsprechen, der Staat mit einer in bestimmter Frist rückzahlbaren Anleihe eintreten.

Dieses Projekt ist 1903 mit unwesentlichen Änderungen Gesetz, die sogenannte Wyndham-Akte geworden. Zur Zeit, da es zuerst in Vorschlag gebracht wurde, war es eines unter vielen und blieb unbeachtet. Englische Gleichgültigkeit und Unkenntnis der Verhältnisse in Irland waren auf eine so durchgreifende Maßregel nicht vorbereitet. Gladstone traf eine andere. Durch Erweiterung des Wahlrechts verstärkten 400 000 irische Wähler, alle aus den niederen Volksschichten, die Reihen der Revolution!

Über Gladstones auswärtige Politik habe ich hier nichts zu sagen, auch nicht die Geschichte Englands zu erzählen. Es genügt, an zwei Fragen zu erinnern, wo sie vor allem verhängnisvoll gewesen ist. Zunächst in Südafrika. Ein Staatsmann von überlegener Größe, Sir Bartle Frere, Vertreter des Gedankens der Konföderation von Südafrika, wurde 1880 der öffentlichen Meinung geopfert²⁾, die Annexion des Transvaal „ein Irrtum“ genannt, worauf die Buren die Republik proklamierten, zu den Waffen griffen und den englischen General Colley am Majuba schlugen. Inzwischen hatten Unterhandlungen zwischen den Führern der Buren und der englischen Regierung begonnen. Nach Colleys Niederlage fortgesetzt, führten sie zur Anerkennung der südafrikanischen Republik des Transvaal durch England, und zwar ohne Aufrechterhaltung der Suzeränität der Krone³⁾. Der Burenkrieg von 1899 war die Folge dieser Politik, die Blutvergießen vermeiden sollte. In und außer dem Parlament brandmarkte die öffentliche Meinung die schimpfliche Übergabe — den „cowardly surrender“. Keine diplomatische Tätigkeit Lord Beaconsfields, der 1880 starb, war heftiger verurteilt worden, als sein Verhalten Agypten gegenüber. 1881 brach Arabis Rebellion gegen den Khedive Tewfik aus und führte zur Anarchie. Gambetta wollte die vereinigte Aktion der beiden Mächte Frankreich und England, die die Kontrolle über die ägyptischen Finanzen übernommen hatten. Sein Nachfolger Freycinet entzog sich der Verantwortung, die auf England fiel. Im Juni 1882 gab Gladstone zu, der Suezkanal müsse geschützt werden⁴⁾. Am 11. Juli bombardierte die englische Flotte das aufständische Alexandria; die Marinesoldaten, die Brand und Plünderung hätten verhindern können, wurden jedoch zu spät gelandet, weil Gladstone keine Truppen bewilligt hatte, um auch jetzt noch „Ausübung der

1) John Morley, a. a. O., II, p. 284: „The principle that Irish land is not the subject of an undivided ownership, but a partnership“.

2) John Morley, a. a. O., III, p. 23: Gladstone an die Königin.

3) John Morley, a. a. O., III, p. 45.

4) Bernard Holland, „Life of the eighth Duke of Devonshire“, I, p. 365.

Autorität in Ägypten zu vermeiden“¹⁾. Von der öffentlichen Meinung gedrängt, schickte er hierauf Sir Garnet Wolseley mit 20 000 Mann. Wolseley besiegte Urabi bei Tel-el-Kebir und rettete dadurch Kairo vom Schicksal Alexandriens. Im September 1883 wurde Sir Evelyn Baring, später Lord Cromer, britischer Generalkonsul, tatsächlich Regent Ägyptens. Gegen der Königin Willen sollte die englische Armee zurückgezogen werden, obwohl seit 1881 in dem von Ägypten in Besitz genommenen Sudan der Aufruhr unter dem Mahdi tobte. Für die Sudanesen, „einem nach berechtigter Freiheit ringenden Volk“²⁾, wie er sagte, übernahm Gladstone keine Verantwortung. Ende 1883 wurden die von Hicks, einem englischen Offizier, angeführten Truppen des Khedive vernichtet.

Für wenigstens teilweise Preisgebung des von den Ägyptern geplünderten und mißregierten Sudan entschieden fast alle, die die Verhältnisse kannten. Aber im Sudan standen ägyptische Garnisonen. Im Januar 1884 erhielt Sir Evelyn Baring den Befehl, die Räumung, auch von Khartoum, von der ägyptischen Regierung zu verlangen. Die Garnisonen sollten jedoch gerettet werden. Lord Granville fand einen Ausweg aus dem Dilemma: General Gordon sollte der Retter sein. Gladstone stimmte bei³⁾. Er nannte Gordon „den Helden der Helden“. Die am 18. Januar 1884 eingeleitete Tragödie darf als bekannt vorausgesetzt werden. Seit Mai war Gordon in Khartoum eingeschlossen. Baring und Wolseley verlangten eine Expedition zu seiner Befreiung, die Minister stritten sich darüber in London, „Zeit sei alles,“ drängte Wolseley. Man verlor sie. Als endlich Khartoum im Januar 1885 erreicht wurde, war es in Händen des Mahdi und Gordon seit zwei Tagen ermordet.

Die Königin sprach aus, was die Welt dachte. Sie machte ihre Minister für die Katastrophe verantwortlich. An Gordons Schwester schrieb sie: „Es gereicht mir zu nichtauszusprechendem Kummer, daß die Versprechungen, ihm zu helfen, von denjenigen nicht gehalten wurden, die von ihm verlangten, er möge gehen.“

Gordons Tagebücher sind eine furchtbare Anklage gegen Lord Granvilles frivole Gleichgültigkeit. Gladstone verfuhr anders. Er wälzte vor dem Unterhaus die Schuld auf Gordon! Dieser würde sich haben retten können, wenn er die ihm zu Gebot stehenden Mittel ergriffen hätte⁴⁾. Mit anderen Worten, wenn er der Mann gewesen wäre, die Seinen im Stich zu lassen. Der Eindruck dieser Rede wirkte so peinlich, auch auf die Liberalen, daß Ablehnungen folgten. Mr. Morley, der davon nichts berichtet, bewundert Gladstones ungetrübte Laune und wie er scherzend erzählt habe, neun Mitglieder seines Kabinetts wollten ihre Entlassung nehmen⁵⁾.

Seine Regierung ging zu Ende. Durch Koalition zwischen den von Lord Randolph Churchill ins Leben gerufenen jungen „demokratischen Tories“

¹⁾ Lord Cromer, „Modern Egypt“, II, p. 298.

²⁾ John Morley, a. a. O., III, p. 144–146.

³⁾ John Morley, a. a. O., III, p. 151.

⁴⁾ Gladstone, Rede vom 19. Februar 1885.

⁵⁾ John Morley, a. a. O., III, p. 185.

und den irischen Nationalisten gelang es, gegen Gladstones Budget eine ihm unerwartete Majorität im Unterhaus zu erzielen, worauf das liberale Ministerium im Juni demissionierte.

Die Königin berief Lord Salisbury, der sehr ungern die Geschäfte übernahm. Parnell, mit den Stimmen von 84 irischen Nationalisten, war nach den Wahlen Meister der Situation! Er spielte seine Karten mit virtuosom Geschick. Gladstone hatte die Ausnahmegefese aufrecht erhalten, die Tories hoben sie auf, brachten eine neue Landbill ein, zeigten sich einer Lokalregierung in Dublin geneigt und protestierten auch nicht, nachdem Parnell zum erstenmal erklärte, unter Homerule verstehe er ein irisches Parlament und eine irische Exekutive in Dublin, mit einem Wort, Irlands legislative Unabhängigkeit. Er rechnete auf Gladstone, um die Tories zu überbieten. Diese mußten angesichts neuer Unruhen in Irland wieder zu Repressivmaßregeln greifen, wurden in der Adressdebatte von den vereinigten Iren und Liberalen geschlagen, und Gladstone war wieder Premier. Was werde er tun? Ihn an frühere Äußerungen zu binden, erwies sich völlig vergeblich; 1871 hatte er gesagt, „Homerule könne doch nicht Irland allein gegeben werden, und England sei nicht bereit, sich durch Zerstörung seiner Institutionen lächerlich zu machen“. 1882 beschuldigte er die Landliga, „durch Raub zur Auflösung des Reichs zu schreiten“, aber 1870 wollte er schonende Behandlung der Fenier, 1881 der Parnelliten, „weil unsere Mißregierung schuld an ihren Ausschreitungen trägt“¹⁾. Was hat er nicht alles geredet! Bei seiner ersten Wahlkampagne in Midlothian berechnete man, er habe über 85 000 Worte gebraucht. „Einen Rhetoriker“ nannte ihn Carlyle; daß er ein Sophist gewesen, gesteht, wie schon erwähnt, selbst Mr. Morley²⁾. Daß er anderen — vor allem sich selbst — glauben machen konnte, was er wollte, unterlag keinem Zweifel; aber es gab auch Dinge, an die er immer geglaubt hat, und dazu gehörte das Recht der Nationalitäten. Die Aufrichtigkeit seines Christenglaubens in Frage zu stellen, wäre gegen das Gewissen. Er bekannte ihn im öffentlichen, er übte ihn aufs strengste im Privatleben, er identifizierte seine politische mit seiner religiösen Überzeugung, und so kam er dazu, sich als Gottes Werkzeug zu betrachten. Äußerungen, wie nach dem Wahlsieg von 1880: „Wunderbar und nichts weniger denn Gottes führende, leitende Hand,“ wiederholen sich beständig³⁾. Sein Haß gegen Israel, seine ungeheure Macht über die Massen, sein Bedürfnis nach Popularität, sein Herrscherville wurden unter anderen Namen in Gottes Dienst gestellt. Nichts ist auffallender als die Rücksichtslosigkeit, mit der er seine Kollegen behandelte. Sie hegten längst begründeten Verdacht, er sei zu Homerule übergegangen, verlangten bestimmte Erklärungen und erhielten statt dessen Dementis oder Ausflüchte⁴⁾.

¹⁾ John Morley, a. a. O., III, p. 297.

²⁾ Siehe „Das Viktorianische England“, Deutsche Rundschau, Dez. 1913, S. 393.

³⁾ John Morley, a. a. O., II, p. 612; III, p. 311, 343 etc.

⁴⁾ John Morley, a. a. O., II, p. 264—266. Bernard Holland, „Life of the eighth Duke of Devonshire“, II, p. 79 ff. Briefwechsel mit Gladstone, 1885—1886. Arthur Elliot, „Life of Lord Goschen“, I, p. 299—303.

Der 8. April brachte die Lösung und Gladstones „Homerule-Bill“. Sie gab Irland, was Parnell wollte, die Selbstregierung. Dem imperialen Parlament mit Ausschluß der Irländer blieben die Reichsangelegenheiten.

Parnell triumphierte, gab aber zu verstehen, daß die Finanzvorschläge der Bill sie noch im letzten Moment gefährden könnten. „Das protestantische loyale Ulster sei eine Fiktion,“ entgegnete er Lord Salisbury, der daran erinnerte, daß es „zwei Irland“ gebe. Ulsters Antwort war der „Covenant“ zur Aufrechterhaltung der Reichseinheit. Im Lager Gladstones brach die Empörung aus. Der Herzog von Argyll, Lord Northbrook, John Bright waren längst abgefallen. Nun folgten frühere Minister, Goschen, Lord Derby, Lord Carlingsford, der Lordkanzler Selborne, vor allem Lord Hartington, der bedeutendste Mann der Partei, endlich auch der radikale Flügel unter Chamberlain, im ganzen neunzig Liberale. Unter dem Namen „liberale Unionisten“ traten sie ein für die Integrität des Reichs.

Unionisten und Tories verwarfen die Bill, und Gladstone bestand auf Neuwahlen. Obwohl er in Midlothian und auf Plattformen jetzt die Brandfackel des Klassenhasses — Masses against Classes — entzündete, wurden die Liberalen geschlagen, und er mußte Ende Juli zurücktreten. Lord Salisbury bildete die konservative Regierung, die sechs Jahre lang, bis 1892, am Ruder blieb.

IV.

Nach der letzten Ausdehnung des Wahlrechts, unter der Herrschaft Parnells, war es in Irland außerhalb Ulsters seit 1880 aussichtslos, sich um ein Mandat zu bewerben, und Sir Rowlands parlamentarische Laufbahn zu Ende. „Kennen Sie mich nicht mehr?“ stellte ihn ein Unbekannter auf dem Weg zum Klub, „ich bin ja der ‚boots‘ in Morrisons Hotel, Dublin, gewesen.“ — „Nun, und was sind Sie jetzt?“ fragte der Angeredete seinen ehemaligen Stiefelpuzer. „Parlamentsmitglied.“ — Sir Rowland fand sich reichlich durch Zusammenwirken mit den Unionisten entschädigt und hatte Arbeit in Fülle¹⁾. Die Verszeilen aus einem seiner Lieblingsgedichte:

„Was schert mich Weib, was schert mich Kind,
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!“

sind ihm, der ein zärtlicher Vater war, oft scherzend in jenen Tagen vorgehalten worden. Man fand sie typisch für seinen Patriotismus. Trennung von Freunden blieb ihm erspart. Mit Ausnahme Lord Granvilles, „der, wie Perithous in der Athenischen Legende, sich mit seinem König in den Abgrund stürzte,“ und uns nicht nahe stand, wurden sie sämtlich Unionisten. Unser Freund, Mr. Lecky, gehörte zu denjenigen, die bereits nach Gordons Heldentod ein anderes Regime wünschten. Ich kann nicht umhin, die darauf bezügliche Stelle aus einem seiner Briefe zu zitieren: „Es ist merkwürdig zu beobachten, welche Faszination er (Gordon) auf Leute ausübte, die in bezug auf Meinungen geradezu seine Antipoden waren. Huxley zum Beispiel, der

¹⁾ Arthur Elliot, „Life of Lord Goschen“, II, Appendix I, „Liberal Unionist Association“, und II, p. 72.

zu einer Zeit viel mit ihm verkehrte, zollt ihm schrankenlose Bewunderung; er sagte mir: ‚Das ist der konsequenteste Mensch, dem ich jemals begegnet bin. Er glaubt an seine Religion, wie ich an Evolution glaube, und ist der einzige mir bekannte Mensch, der so handelt wie er glaubt.‘ Er sagte auch, es sei etwas eigentümlich Absonderliches in der völlig unaffektierten, trockenen Art gelegen, mit der Gordon von seinem Wunsch, zu sterben, sprach, weil sich damit ‚eine weitere Sphäre der Tätigkeit für ihn eröffnen werde‘. Ich selbst bin der Meinung, seine Persönlichkeit habe die eines anderen erheblich verdunkelt. Die Leute hier verändern den G. O. M. (Grand Old Man) in M. O. G. (murderer of Gordon)“¹⁾. So dachten Gemäßigte wie Lecky. Gemütsmenschen, wie Lord Arthur Russell²⁾, litten schwer unter der Notwendigkeit, sich von ihrem langjährigen, bewunderten Führer zu trennen. Ich lasse ihn sprechen: „Ich fürchte, die Zeit ist vorüber, da er (Gladstone), wie früher, auf andere hört. Im allgemeinen erzeugt jetzt Widerspruch Kummer darüber, daß Menschen so blind sein können, die Wahrheit nicht zu sehen. Dann erhitzt er sich, ist chokiert über den Mangel an jedwedem moralischen Gefühl und überwältigt einen mit einer Rede, die verstummen macht. . . Ich las soeben seine ‚Apologie‘. Er behandelt zwei interessante Probleme von Kasuismus: ‚Bis zu welchem Grad darf ein politischer Führer Zweideutigkeit anwenden, um seine ihm vertrauenden Anhänger irrezuführen?‘ Und zweitens: ‚Entbindet eine aus vorhergehendem Appell an die Wählerschaften hervorgegangene feindliche Majorität im Parlament einen Politiker von einer moralischen Verpflichtung?‘ Gladstone antwortet: Ja! wenn die Majorität unwiderstehlich ist. John Morley antwortet: Nein! In beiden Fällen sind Gladstones Antworten unbefriedigend. Über sein Ende bin ich unglücklich, weil ich ihn so sehr bewundert habe. Sie haben seine Mängel stets klarer erkannt als ich. In seiner Flugschrift ist nicht ein Wort über die große Schwierigkeit der loyalen Bevölkerung (in Irland). Es versteht sich, wären alle irischen Landlords Marquis oder Barons, so würden sie keine Sympathie verdienen und anstandslos den Wölfen vorgeworfen werden. Ein wahrer Liberaler wie Sie wird darüber gewiß mit mir übereinstimmen. Aber viele dieser armen Teufel haben gar keine Titel! Sie haben ihr Geld in Geschäften gemacht und im Vertrauen auf die Sicherheit englischer Gesetze Land in Irland gekauft. Ich fühle, daß ich meine Freunde nicht verlassen, nicht aufzehren lassen darf, ohne mich der niedrigsten Handlungsweise schuldig zu machen. . . Aber die allerunglaublichste Stelle in Gladstones Flugschrift steht S. 6, wo er sagt, vom Moment an, da Parnell, in der ersten Nacht der Session (1884), das Wort „Autonomie“ ausgesprochen habe, sei alles verändert und eine neue Ära, die kein Mensch vorausah, angebrochen. Wahrhaftig, wenn man diese Stelle liest, weiß man nicht mehr, was über die geistige Unschuld des großen Mannes zu sagen wäre! England ist einer sehr großen Gefahr entgangen. . . ‚La force des choses, c'est la faiblesse des

¹⁾ W. S. Lecky, Brief vom 19. Februar 1885.

²⁾ Siehe „Das Viktorianische England, I“, Deutsche Rundschau, Dezember 1913, S. 404—405.

hommes'; wie oft fühle ich die Wahrheit dieses Ausspruches (von Lanfrey), wenn meine Gladstonianischen Freunde mir sagen: „Da Homerule unvermeidlich, ist es weise, zu widerstehen, oder wäre es nicht besser, sich zu unterwerfen?“¹⁾

Unser alter Freund, Sir Mountstuart Grant Duff, kam 1887 aus Indien zurück²⁾, wo seine letzten Eindrücke sehr pessimistischer Art waren, nachdem er Hindu-Politiker-Versammlungen zugunsten von „Homerule in Indien“ hatte veranstalten sehen! Die Lage, da es gestattet war, Parteiunterschiede zu machen, dünkten auch ihm vorüber; weder Kraft noch Stimmittel empfahlen die Fortsetzung parlamentarischer Tätigkeit; er wandte sich gelehrten Gesellschaften, den Geographical und Historical Societies zu, deren Präsident er wurde, entsagte jedoch der Politik nicht und schuf seinem geselligen Kreis von Unionisten den Mittelpunkt in York House. Dieser historisch merkwürdige, prachtvolle Besitz ging durch Kauf vom Herzog von Orléans an ihn über. York House gehörte einst dem berühmten Lord Clarendon, Geschichtschreiber der Rebellion; Königin Anna war dort geboren, zweihundert Jahre später auch der Sohn des Grafen von Paris. Man verbrachte häufig unter diesem Dach die Feierzeit von Samstag bis Montag unter den angenehmsten Bedingungen, im Umgang mit interessanten Fremden und Diplomaten. Zu den letzteren gehörte der spätere Botschafter in Washington, J. S. Jufferand, ein elektrischer Kopf und einer der unterhaltendsten Menschen, die uns jemals begegneten, dazu hervorragender Schriftsteller und Kenner der altenglischen Literatur. In Frankreich rief er die Sammlung „Les grands écrivains français“ ins Leben; in England geistig eingebürgert, war er entsprechend populär.

Spät abends, wenn in York House schon alles schlief, saßen wir noch beim Schein der letzten Lampe auf der Treppe und amüsierten uns, right royally, unter anderen mit Madeleine de Peyronnet, bis tief in die Nacht.

Einen anderen Freund und Gesinnungsgenossen, Mr. Goschen, später Lord Goschen, habe ich bisher nicht genannt, obgleich auch er zu unseren ältesten Bekannten gehörte und wir in London sowohl wie auf seinem Landsitz Seacox oft seine Gäste waren. Goschen, der Enkel von Schillers Verleger, besaß deutsche Bildungselemente, wie auch sein Freund und Kollege Lord Milner, ein ernster Staatsmann besten Schlages, den wir durch Goschen kennen lernten. Dieser war mit siebenundzwanzig Jahren Direktor der englischen Bank und Autorität ersten Ranges in Finanzfragen. Im Privatleben einfach, heiter und ebenso glücklich wie im öffentlichen Leben, besaß er die Gaben, die den Redner verkünden, logische Klarheit, unübertroffene Sachkenntnis, Mut der Überzeugung, Verachtung der Popularität. Goschens politische Karriere begann 1863, wo er einen liberalen Wahlbezirk Londons eroberte und, zuerst von Lord Palmerston, ins Kabinett berufen wurde, dem er auch unter Gladstone angehörte. Seine glänzend bewährte Teilnahme an auswärtiger Politik begann mit der Mission nach Kairo, 1876, zur Regelung der ägyptischen Finanzen.

¹⁾ Lord Arthur Russell, Briefe vom 30. August 1886, 21. September 1889.

²⁾ Siehe „Das Viktorianische England, II“, Deutsche Rundschau, Februar 1914, S. 275—279.

Meinungsverschiedenheiten mit Gladstone in bezug auf Erweiterung des Wahlrechts, „wegen Monopolisierung der politischen Macht zugunsten einer Klasse des Gemeinwesens“, veranlaßten Goschen zur Ablehnung der Würde eines Vizekönigs von Indien. Mit der gleichen Selbstlosigkeit verzichtete er auf Gehalt, als er mit Botschafterrang nach Konstantinopel ging und von der Türkei die Ausföhrung des Berliner Vertrags erzwang. Noch hoffte er nach seiner Rückkehr, 1881, Gladstones Stellung gegen radikale Einflüsse zu stärken, gehörte aber zu denjenigen, die nach Gordons Tod sich von Gladstone trennten. Nach dessen Übergang zu Home-rule und Parnell wurde Goschen einer der führenden Unionisten und, mit Lord Hartingtons Zustimmung, Schatzkanzler im konservativen Ministerium Salisbury.

Mit Hartington ist der Staatsmann genannt, der die unionistischen Patrioten für Gladstones Abfall entschädigte.

Der Wahrheit sei die Ehre gegeben: oft bin ich Lord Hartington begegnet, mit mir gesprochen hat er nie, und das war ganz natürlich. Die Frauen, die ihn interessierten, lebten in einer anderen Welt. Zugleich aber ist es erlaubt, hier von ihm wie von einem Bekannten zu reden, denn zwei Jahrzehnte hindurch stand Sir Rowland ihm politisch nahe und hat zusammen gearbeitet mit ihm, dem typischen Repräsentanten des liberalen, klugen, überzeugungstreuen englischen Aristokraten.

Dieser älteste Sohn des rührend bescheidenen, gelehrten Mathematikers, den der Zufall der Geburt Herzog von Devonshire hatte werden lassen, besaß, von der Wiege an, alles, wonach die Menschen geizen. Er war sehr reich, einer der Vornehmsten im Lande, geistig und physisch glücklich veranlagt, ein leidenschaftlicher Pfleger des Sports in jeder Form. Die Politik haßte er. Nur aus Pflichtgefühl ergab er sich in das Schicksal der Wahl ins Unterhaus. Nach einer gut beglaubigten Überlieferung gähnte er während seiner Jungfernrede, weil er sie so langweilig fand. Eitelkeit gehörte zu den Dingen, für die Lord Hartington, der überdies häßlich war, keine Verwendung hatte. Dagegen besaß er die praktischen Eigenschaften, die nüchterne Klarheit des Urteils und die Erkenntnis dessen, was das Staatswohl erheischt. Wenn er sprach, blieb er sachlich, ruhig und bestimmt; jedermann wußte, wie unbedingt seinem Wort zu trauen war. Vom Augenblick an, da er 1857 ins öffentliche Leben eintrat, belasteten ihn seine Sorgen und Ehren in jeder Gestalt. Wiederholt Minister, mußte er, nach Gladstones Rücktritt von der Führerschaft des Unterhauses, auch diese übernehmen. Weswegen nach dem Sieg der Liberalen, 1880, Lord Hartington, und nicht Gladstone, das nächste Recht auf den Vorsitz im Ministerium hatte. Erst nachdem Gladstone ihn beanspruchte, trat Lord Hartington zurück¹⁾, begnügte sich mit dem India Office, hierauf mit dem Kriegsministerium, und diente mit bekannter Loyalität, wohl etwas zu lange, unter dem Führer, dessen gutem Genius er noch vertraute.

Durch musterhaft verwalteten Großgrundbesitz mit Irland verknüpft, wankte er weder nach Ermordung seines Bruders, Lord Frederick Cavendish, noch nach den Enttäuschungen der Politik Gladstones und Granvilles in Ägypten

¹⁾ Bernard Holland, „Life of the eighth Duke of Devonshire, I, p. 263, 277.

in der Treue seiner Gefolgschaft. Liberale gesetzgeberische Maßregeln, vornehmlich in der Landfrage, hat Lord Hartington stets befürwortet. Keine Sophismen verwirrten ihm mehr den Blick, nachdem es galt, die Überantwortung der Regierung Irlands an Englands geschworene Feinde, die Preisgebung eingegangener Verpflichtungen und die Sprengung der Reichseinheit zu verhindern. Von da an widerstand er wie ein Fels. Die Aufforderung Lord Salisburys, an seiner Stelle das Ministerium zu übernehmen, lehnte er abermals ab und blieb Führer der Unionisten. Gladstone fiel auf andere Mitarbeiter zurück, auf Sir William Harcourt, seinen Schatzkanzler, einen sehr begabten Mann, der zu ihm übertrat. Zugleich empfindlich und aggressiv, dazu ein streitbarer Erastianer, müssen die Beziehungen zu ihm nicht immer sehr angenehm gewesen sein. Aber seine sarkastische Beredsamkeit und seine Fähigkeiten machten ihn unentbehrlich. Unter den neu Geworbenen befand sich Mr. Morley, seit 1908 Viscount Morley, ein ganz konsequenter Radikaler. Dieser formgewandte Schriftsteller und Parteihistoriker zweiten Ranges vertauschte 1883 die Literatur mit der Politik, trat ins Parlament und war bereits 1886 Mitglied des Kabinetts Gladstone, und zwar Staatssekretär für Irland und Vermittler zwischen seinem Chef und Parnell. Mit diesem hatte Gladstone im April und Mai 1886 zwei Besprechungen, spät abends in der Amtswohnung Mr. Morleys¹⁾, nachdem er bereits 1882, nach den Morden im Phönixpark, eine Begegnung mit Mrs. O'Shea, Parnells Freundin, gehabt hatte, „die von da an fortfuhr, ihren Takt bei Verhandlungen zu bewahren²⁾“, die nach Mr. Morleys Ernennung an diesen übergingen. Es erleichtert die Aufgabe, über letzteren den Mann sprechen zu lassen, der nicht oder kaum öffentlich, sondern durch direkte Einwirkung auf Mr. Gladstone und aus den edelsten Motiven für ein Ideal des abstrakt Guten einzutreten glaubte, indem er Homeruler wurde und Mr. Morley zum Werkzeug dieser Politik machte. Damit ist Lord Acton genannt, der sagt: „Mr. Morley hat so viele Punkte des Antagonismus zu Mr. Gladstone, daß ich erschrecke. Er ist ein Skeptiker . . . er hat den Eigenwillen eines sehr ehrlichen Geistes, . . . einen geheimen Jakobinismus“. Mr. Morley, man weiß es, hatte die Biographien von französischen Jakobinern, auch die von J. J. Rousseau, verfaßt und in letzterer den Namen Gottes stets mit einem kleinen g geschrieben, um zu betonen, daß er Atheist sei. Er spricht darin u. a. von „the grotesque luxury of religious unction“³⁾. Lord Acton fährt fort: Mr. Morley „sieht in der Politik nur höhere praktische Auskunftsmitel, keine Grundsätze. Da es für ihn keine Rechte Gottes gibt, gibt es keine Menschenrechte, keine Folgerungen auf Erden aus Verpflichtungen im Himmel. Infolgedessen versucht er niemals, seine Anschauung mit gegebenen Umständen, mit Zeiten und Verhältnissen in Einklang zu bringen, sondern beurteilt sie mit einem von Doktrinen und Analogien unbehinderten Geist . . . Das Ergebnis dieser intellektuellen Veranlagung besteht darin, daß er seine Folgerungen aus zu engen Prämissen

1) John Morley, a. a. O., III, p. 305—306, 334.

2) O'Donnell, „History of the Irish Parliamentary Party“, 1910, II, p. 160.

3) John Morley, „Rousseau“, I, pp. 124—125.

zieht und daß seine sehr weite Kultur — weit für einen Mann, dem alle Probleme, Ideen und Kenntnisse über Religion gleichgültig und unbekannt sind —, daß diese Kultur seiner Politik nichts zu sagen hat. Das sind ernste Bedenken; immerhin bleibt ein Geist von seltener Geschmeidigkeit, Wahrhaftigkeit und Spannkraft, aller Dinge, mit Ausnahme der höchsten, fähig.“ Und endlich, nachdem Lord Acton den Verlust einiger der von Gladstone Abgefallenen erwogen, kommt er zum Schluß, Morleys Bedeutung (im Kabinett) sei übermäßig¹⁾. Es war eben niemand mehr an Gladstones Seite, um diese sonderbare Allianz zu überbieten. Mr. Morleys Amtsführung in Irland währte zu kurz, um erheblich zu schaden. Mit der Einschränkung, daß Gladstones auswärtige Politik ihm noch zu imperialistisch dünkte²⁾, weichte er dem Redner „größer als Demosthenes“, dem Anwalt der radikalen Demokratie, bewundernden Kultus.

Nach diesem ereignissschweren Jahr 1886 habe ich Gladstone nicht mehr gesehen und die letzte Gelegenheit dazu nicht benutzen zu sollen geglaubt. Das kam so. Im Frühsommer kehrte ich, vorläufig ohne meinen Mann, nach Bayern zurück und brachte später unsere drei Kinder aufs Land, zunächst in das Innental bei Ruffstein. In erreichbarer Nähe einer Fustour durch die Berge liegt Tegernsee, wo die in einem früheren Abschnitt dieser Erinnerungen erwähnte Villa Arco-Valley uns allen eine teure Heimstätte gewesen ist. Dahin hatte der Schwiegersohn des Hauses, Lord Acton, seinen Freund Mr. Gladstone gebeten, um ihm, in Gesellschaft des Stiftspropstes von Döllinger, eine Zeit der Ruhe und Erholung zu bereiten. Die nach dem Tode der Mutter dort waltende Hausherrin, unsere Freundin Gräfin Leopoldine Arco, forderte mich aufs liebenswürdigste wie immer, auf, mich dem Kreis anzuschließen. Es kostete schwere Überwindung, einer solchen Aufforderung zu widerstehen.

Von Politik, das wußte ich wohl, wäre kaum die Rede gewesen. Döllinger, dessen konservative Gesinnung ihn vor Gladstones nunmehr eingeschlagener Richtung trennte und der kein Hehl daraus machte, würde dennoch Kontroversen vermieden haben, an denen ein John Bright — nebenbei gesagt der einzige Mensch, dessen Absage ein Schmerz für Gladstone gewesen ist — gescheitert war. Lord Acton selbst, dessen Namen ich nicht ohne verehrende, dankbare Gefühle nennen kann, sprach mit mir nie von Politik; meine Ansichten darüber mögen ihm wohl völlig gleichgültig gewesen sein. Dennoch ging ich nicht nach Tegernsee. Alle dort Anwesenden waren Gladstones Bewunderer oder seine Anhänger. Wer das nicht sein konnte, dem gebot das eigene Empfinden:

„Mein Weg muß grad sein,
Ich kann nicht wahr sein mit der Zunge,
Mit dem Herzen falsch.“

1) „Letters of Lord Acton to Mary, daughter of the Right Hon. W. E. Gladstone 1913, pp. 16, 99, 176, 179.

2) John Morley, a. a. O., III, p. 148, 184—185. Bernard Holland, „Life of the eighth Duke of Devonshire“, II, 19. Morleys Beiträge in „Fortnightly Review“ und „Pall Mall Gazette“ 1882.

Auf der altjapanischen Heerstraße.

Wanderung von Tokio nach Kioto.

Von

Marie von Bunsen.

(Fortsetzung.)

Meine abendliche Unterhaltung¹⁾ hatte diesmal viel Zeit in Anspruch genommen. Er wollte vielerlei mitteilen, und es ist noch schwieriger, Japanisch zu verstehen, als es notdürftig zu sprechen. In knappen Worten wiederholte ich ein Mal über das andere Mal meine Wünsche: „Morgen siebeneinhalb Uhr Kuruma (Ritscha) und Gepäck. Bahn nach Numadsu; du und ich Straßenbahn nach Odawara und Sumoto. Du kleinen Sack auf Rücken nehmen, du und ich zu Fuß nach Hakone. In Hata essen, in Hakone übernachten.“ Schließlich nach vielen „Jaroshi“ und „Hai“ (schön, gut) hat er es wohl begriffen; denn heute früh ist alles programmäßig verlaufen. Die Kuruma mußte vorausgeschickt werden, denn über den Hakonepaß kann man nur zu Fuß, zu Pferde oder in Sänften gelangen. Hart neben dem Tokaido führte die Kleinbahn durch ein Tal; ich benutzte sie, um vor Abend die Paßhöhe zu erreichen.

Eine blaßdunstige, verschleierte Luft; jenseits vom breiten Flußbett des Sakawagawa schimmerte in unwahrscheinlicher Höhe Schnee durch den Nebel. Fudshi San ließ sich ahnen. In Odawara stieg ich aus, um die Reste der Feudalburg zu sehen. Sie gehört der Krone, ist abgesperrt, doch konnte ich von einer Anhöhe aus ein Bild der einstigen Festung gewinnen. Ihre Belagerung spielte eine wichtige Rolle im Leben zweier der interessantesten Gestalten japanischer Geschichte.

Hidejoshi, der allmächtige Reichsverweser, herrschte tatsächlich statt des im Kiotopalast in hieratischer Würde hindämmernden Schattenkaisers. Um 1590 hatte er das ganze Land unterjocht, die rebellischen Großen unterworfen. Es widerstanden ihm nur noch die Hodscho von Odawara. Die Hodschos entstammten einer Osaka-Kaufmannsfamilie; durch Adoption durften sie sich den Namen der ehemaligen stolzen Regentendynastie der Hodscho aneignen; durch eigene Kraft hatten sie sich Stellung und Macht erworben. Im östlichen Japan war ihr Odawara die mächtigste Stadt. Hidejoshi, der geniale Emporkömmling, der seltsam-bizarre Kraftmensch, ist nicht der sym-

¹⁾ mit Kondo.

pathischste, nicht der edelste, aber der größte Herrscher Japans. Er war schlau und klug, aber auch weitschauend und weise. Er war ausschweifend-sinnlich, aber doch rastlos tätig, arbeitsam, energisch; von Hause aus ein brutaler Plebejer, lernte er doch die verfeinertsten Künste verstehen und lieben, hat Gewaltiges erbaut und die mystisch-religiöse Ästhetik der Teeceremonie gefördert. In einem Kiototempel zeigt man noch die Stelle, an der er sich in versenkter Innigkeit am Mondschein erfreute. Er war zwergartig klein, aber vierschrötig und kräftig. Er hatte vorstehende Backenknochen, dicke Lippen und plattkurze Nase, aber eine mächtige Stirn, energische Mundwinkel, leuchtend-durchdringende Augen.

Jetzt zog er mit einem gewaltigen Heere heran; die Pferde sollten auf dem Seeweg nachgeschickt werden. Da weigerten sich die Schiffskapitäne, denn bekannterweise duldet der Meeresgott Niugu auf der Enshubucht keine Pferde. Wenn man dort auf hoher See nur das Wort ausspräche, ginge das Schiff rettungslos verloren. Hidejoschi antwortete ihnen: da es sich darum handle, aufrührerische Untertanen der geheiligten Majestät zu strafen, würde der Gott sich dieser Einschiffung zweifellos nicht widersetzen. Er, Hidejoschi, wolle dem Gott schon die nötige Mitteilung machen. Darauf schrieb er einen Brief, erklärte die Sachlage und warf das Schreiben mit der Aufschrift „Niugu San“ (Herr Niugu) in das Meer. Hidejoschi war weder gläubig noch ungläubig; aber er hatte Humor und wußte seine Leute zu nehmen. Hier lag er dann vor der Burg Odawara. Mit ihren riesenhaften Mauern und Wällen und Gräben war sie uneinnehmbar. Hidejoschi hatte Zeit, ließ Schauspieler kommen, gab orgienhafte Feste. Ein Samurai, der vorübergehend einem der Generale diente, konnte seine Entrüstung nicht verbergen, tadelte öffentlich den während des Kriegesernstes sich ergötzenden Heerführer. Es wurde dem Hidejoschi hinterbracht. In seinem Zorn befahl er dem General, seinen frechen Untergebenen ans Kreuz zu schlagen. Dann ließ er ihn zurückrufen; da die Schmähung nicht in seiner, Hidejoschis, Gegenwart ausgesprochen wäre, würde bloße Enthauptung genügen. Noch einmal wurde der General zurückgerufen; da der Samurai nur vorübergehend in seinen Diensten sei, wäre die Strafe doch wohl zu hart, er solle zum ehrenvoll-freiwilligen Tod, zum „Seppuko“ — von Europäern „Harakiri“ genannt — begnadigt werden. Aber noch ein drittes Mal wurde der General zurückgerufen; Hidejoschis Grimm war verraucht, sein gesundes Gerechtigkeitsgefühl kam zum Vorschein. Der Samurai habe vollkommen recht; gewiß wären Spiel und Tanz im Kriegslager ungebührlich. Nur hätte er Hidejoschis Beweggründe nicht gekannt; dieser hätte den Hodscho die Hoffnungslosigkeit des Widerstandes auf diese Art eindringlich beweisen wollen. Der Samurai sei des Kriegergrundsatzes eingedenk gewesen — „nie einen Feind fürchten, nie einen verachten,“ er habe vorbildlich tapfer seiner Überzeugung Worte verliehen, er müsse ihn loben.

Auf dieser oder einer ähnlichen Anhöhe hatte er einen Beobachtungsturm. Dort stand Hidejoschi mit seinem bedeutendsten Anführer Tejasu, dem späteren Begründer der Tokugawa-Schogun-Dynastie. „Balb,“ sagte

Hidejoshi, „wird die Odawaraburg fallen. Dann übergebe ich dir die acht Provinzen; wirst du dann in Odawara wohnen?“ — „Gewiß.“ — „Nein,“ antwortete Hidejoshi, „zwanzig Ri von hier ist ein Ort Jeddo, der hat eine wie zur Hauptstadt geschaffene Lage. Dort sollst du dir deine Burg erbauen.“ So geschah es. Dort errichtete Iejasu die noch heute in Jeddo-Tokio herrlich inmitten von Gräben und kiefernbestandenen Gigantenwällen thronende Burg. Auf dem Rückweg kam Hidejoshi nach seinem Heimatdorfe, besah sich die Stätte seiner Kinderspiele, seiner unwilligen Novizenübungen im Tempel. Als zwölfjähriger Knabe kam er zu der Überzeugung, daß Buddha-Amida nichts taue, und zertrümmerte die Statue. Die entsetzte Priesterchar verjagte den vaterlosen Jungen, worauf er sich als Bettler, als Straßenräuber herumtrieb. Jetzt umringten staunend die Dorfleute den großen Mann. Er besuchte auch seine in einem anderen Dorfe lebende geschiedene Frau. Sie hatte den „affenartig-häßlichen“ Jüngling verachtet. (Er wurde „affenartig“ genannt; dort in Japan! Wie muß er ausgesehen haben!) Auf ihr Drängen hatte er damals in die Scheidung eingewilligt, ihr aber vorhergesagt, er, Hidejoshi, würde noch einmal berühmt werden, dann würde sie den Schritt bereuen. Als er, der Mächtigste im Reich, sie jetzt kommen ließ, schlug sie schweigend die Augen nieder.

Heute ist Odawara ein still-freundliches Städtchen; so war es auch zu Kämpfers Zeit. „An der netten Kleidung und dem anständigen Wesen der Bürger, sonderlich der galanten Aufführung des Frauenzimmers, ließ es sich genügsam erkennen, daß nur vornehme und reiche Leute hier wohnten, die keineswegs von der Handlung oder von ihren Renten zu leben brauchten.“

Nun weiter: am rauschenden Bergstrom im Tal entlang. Ein üppiger Wald, alte steinerne Brücken . . . Zumoto ist ein richtiges „Wildbad“; im bewaldeten Bergkessel gelegen, dahinter mächtige Gebirgsstöcke, überall rauschendes Wasser, Gasthöfe, Badehäuser, Läden, ähnlich, aber etwas hübscher als bei uns.

Nun stieg der Tokaido steil hinauf. Ein Bergweg; Rädergeleise sind in den verwitterten, runden, unregelmäßigen Steinen nicht zu sehen, denn kein Wagen konnte damals wie heute die Höhe erklimmen. Doch erkennt man wohl hier und da im harten Stein Spuren der hunderttausend, nein, der Millionen Füße, die des Weges zogen. Trotz ihrer weichen Sandalen haben sie sich in den Granit eingegraben. Der Pfad ist meistens schmal; so ist die Behörde vielleicht tatsächlich gezwungen, öfters die alten Kiefern und Zypressen zu fällen, denn die gewaltigen Wurzeln zersprengen die Steine, durchwachsen den Weg. Immerhin sind manche geblieben, wirken herrlich in ihrer einsamen Größe.

Die Berge sind hoch, aber bis oben bewachsen; das erinnert an den Epomeo in Ischia, dessen Gipfel noch im saftigsten Grün schimmert, aber durch einen grünen Schleier zeigen sie ihre Knochenstruktur. Ich ging in leichter Seidenbluse, wurde aber beim unausgesetzten Steigen warm; freudig erkannte ich, trotz einer Gruppe herrlicher Laubbäume, eine kleine Teehütte mit einladenden Bänken. Die Frau bereitete einen erfrischenden Tee; Holz-

arbeiter im blauen, mit weißem Wappenzeichen geschmückten Kittel und nackten Beinen hatten ihn sich ebenfalls geben lassen und verzehrten dazu ihren Reis — dies war ihr Mittagsmahl. Aus den Abhängen rieselte und strömte frisches Quellwasser herunter, und ich trank es mit Entzücken. Es gibt mit Grundsätzen belastete Menschen, die in Ostasien auch bei solcher Gelegenheit Seuchen wittern. Glücklicherweise denke ich darin nicht so kleinlich.

Die Blaubefittelten waren dabei, gewaltige Sugi-Zypressen zu fällen. An diesen traurig-stolz Daliegenden kam ich jetzt vorbei. Wie aromatisch dieses frischgesägte Zypressenholz in der Sonne duftete, läßt sich nicht sagen. Dabei hat es auch noch die schönsten graurötlichen Töne, die interessanteste Musterung. Ein königlicher Baum, diese japanische Zypresse! (Botanisch: *Cryptomeria*.) Bald kam ein Bergdorf. In den verschiedensten Gegenden der Welt hatte ich ähnliche gesehen. Hier wie anderswo mußte alles auf dem Rücken der Menschen oder Lasttiere (diese letzteren sind hier selten) hergebracht werden. Eine sauberere und nettere hochgelegene Ansiedlung läßt sich nicht denken. In der Mitte der langen Gasse lief ein gefaßter Bach. In diesem spülten und wuschen hochgeschürzte Frauen. Ich sah in die offenen Häuser hinein: überall saubere Matten, spärliches, aber gutes Mobiliar. Kleine Gärtchen, ein Tempel mit Tor und steinernem Stufenanfgang; alles nicht anders als in der Ebene.

Es wurde immer steiler. Durch tiefe Baummassen, durch Azaleengestrüpp und Kiefernstämmе zog sich der schmale alte Tokaido hinauf. Kleine lilagelbe Irisblüten wuchsen zwischen dem niedrigen Bambusgras, Vögel sangen, sowohl der Uguiso wie andere mir unbekannt. Es war ein etwas mühsames Gehen auf den unregelmäßigen rohen Steinen, doch eine leichte, schöne Luft. Dann kam, sehr willkommen, das zweite Dorf, Hata; hier wollte ich Mittagspause machen. Ein so begeisterndes Wirtshaus war mir noch nicht begegnet. Nach vorn zu ein Laden; das Ende des langen, dunklen Raumes ging jedoch auf den Garten am Felsenabhang. Die grau-verwitterte Bergwand war umgrünt, umsponnen, da wucherten Azaleen, da schoß schlankes Bambusrohr empor, in den hohen Gräsern blühten rote Irisblumen, ansehnlicher als sie je in Europa vorkamen. Kleine, fettblättrige Blattpflanzen: Steinbrecher, Farren, wuchsen zwischen chinesischen Primeln, große Lattichblätter beschatteten den von oben herunterrauschenden Wasserstrahl. Zu den Seiten der umschatteten Galerie erhoben sich japanische Nispeln und ein unheimlich alter Lebensbaum. Den Abhang herauf zog sich ein Kieferngrund; dahinter, tiefblau sich von der durchstrahlten Luft abhebend, lag das Gebirge.

Reis, Fischsuppe und Eier, Mandarinen und komische Kuchen; dann ließ ich mir Schlaffsteppdecken bringen, legte mich angesichts des Berggartens, des rieselnden Silberstreifens hin und ruhte mich aus.

Als wir wieder unterwegs waren, kam eine steile Strecke. Hinter mir hörte ich rhythmische Rufe: eine ganze Anzahl Rangosänften kam in Sicht, jede wurde von vier Trägern getragen, in ihnen lagen japanische Herren oder Damen. Ich beneidete sie nicht, sie mich wahrscheinlich noch weniger; die

jungen Herren besah ich mir mit einem vielleicht etwas lieblos-höhnischen Blick. Früher dachte natürlich niemand, der es vermeiden konnte, daran, zu Fuß diesen Paß zu erklimmen. Auch Kämpfer und seine Begleiter legten den Weg immer im Rango zurück. Jetzt gibt es aber doch Fußwanderer, Europäer, auch Japaner. Einer von diesen war europäisch angezogen, trug Sportwadenstrümpfe, behielt aber trotz der heißen Sonne seinen städtischen Überzieher an. In einer Hand hielt er seine Camera — es wird hierzulande viel und bemerkenswert gut photographiert — mit der anderen fächelte er sich heftig.

Dann hörten die herrlichen Riefen und Sugi-Zypressen auf. Im Bambusdickicht sangen die Uguiso, jubelten in dieser Höhengleichheit. Ringsumher erhoben sich grüne, strauchlose Ruppen. Dies war der Paß (etwa 800 m). Plötzlich kam eine Senkung; da lag unten der von blauen Bergketten umfäumte mattblaue See. Nach einigen Schritten begann eine lange, königliche Zypressenallee, führte hinunter nach dem üppig bewaldete Vorsprünge widerspiegelnden See.

Es war entzückend schön.

Rondo freut sich immer an meiner Freude. Auch die übrigen Kulis; wahrscheinlich sind sie angenehm überrascht, selbst bei Europäern Sinn für Blumen und Landschaft zu finden. Wie viele haben schon diese Linien von dieser Stelle aus genossen: der junge Daimiosohn, der zum ersten Male mitgenommen wurde, der Künstler, dessen Kollegen und Lehrer ihm von diesem Punkte vorgeschwärmt hatten. Was ihm die „japanische“ Note gibt, ist die „stilistische Vereinfachung“. Das Bild stellt sich aus der hellen, mattblau durchzogenen Luft, aus der sanftblauen Bergmasse, aus dem Zypressendunkel zusammen.

Am See zogen sich die herrlichen Baumreihen entlang; ein großes steinernes Torii-Tor und große steinerne Laternen führten nach dem am Wasser gelegenen Tempelhain. In wahren Entzücken ging ich unter den uralten Zypressen dahin. Zwischen zwei der verwitterten, graugrünlich-rötlichen Stämmen saß ein steinerner Buddha, schlug die Augen nieder. Hinter ihm lag der sanftglänzende See. Am Ufer dicht daneben, von den Zypressen beschattet, fand ich einen halb europäischen, halb japanischen Gasthof und kehrte dort ein.

Sakone-See. Mazusaka-Tadaja. Es gefällt mir hier überaus gut. Ein nettes einfaches Haus, von Japanern geführt, die Einrichtung teilweise an Ort und Stelle gearbeitet, mit Berücksichtigung der europäischen Bedürfnisse. So hat der kleine Baderaum eine Wanne aus atlasweiß gehobeltem, schön gemasertem Holz, mit dem primitiv-praktischen japanischen Ausgußstößel. Der helle Waschstoffvorhang meines Zimmers ruht auf schlichten, aus Brettern geschnitzten Stützen; es sind allerliebste Entenköpfe, hellblau angestrichen. Es ist doch ganz angenehm, wieder ein abschließbares Zimmer zu bewohnen, und eine vollständige europäische Mahlzeit hat auch viel für sich. Dabei die zauberhafte Lage am See, unmittelbar an den uralten Zypressen. Mindestens zwei Tage will ich hier verleben.

Abends gleich nach unserer Ankunft steigt Kondo natürlich ins gewohnte heiße Bad. (Will man auffässige japanische Gefangene mürbe machen, entzieht man ihnen dieses. Ihre europäischen Standesgenossen würden sich gegen tägliche Waschungen entrüstet sträuben.) Bald sehe ich ihn im braunen Kimono würdevoll und sauber umherwandeln und den Feierabend in Frieden genießen. Lange stand er heute abend am kleinen Landungssteg und besah sich die Landschaft. Indessen näherte sich ein Boot. Ein junger Engländer ruderte, am Steuer sicherte eine kleine Japanerin; sie neckten sich und waren vergnügt. Ihr Zimmer grenzte an meines; die Wand war dünn, und ich überhörte viel, so ziemlich alles! Abends bei Tisch war er allein, sein kleines Verhältnis aß mit den japanischen Wirtsleuten. Beschah das, um meine Gefühle (ich war die einzige Europäerin) zu schonen? Es wäre unnötig gewesen; ich „habe mich“ nicht.

Frisch und kräftig ist diese Bergluft. Sakone liegt ja auch höher als etwa Partentkirchen. In der einen Dorfbude hatte ich ein kleines Büchelchen gefunden. Diesen Führer für Sakone hatte ein Japaner auf Englisch verfaßt, wenigstens hielt er die Sprache für Englisch. Von der Sakoneluft sagt er: „Draught of pure air suspends no poisonous mixture and always cleanses the defilement of our spirit.“ Nachts wachte ich auf und trat ans Fenster. Der Regen hatte sich verzogen, und da, blaßklar und gewaltig, aber körperlos zart, erhob sich der Fudshi San und spiegelte sich im See! Es war aufregend schön. Dieser Blick auf den Fudshi störte den Schlaf. Gegen Morgen fuhr ich wieder auf; ringsumher wogten weißfrosa angehauchte Dünste, und während ich zusah, zerrissen die Schleier, verschwebten, verflogen über das Nebelmeer, und „Er“ erschien. Ein traumhafter, fliederfarbener Hauch mit blaßblauem Schatten, erhob er sich in der hellgrünen Luft. Als ich morgens das Zimmer verließ, hatte ich das Gefühl, bereits ein Erlebnis hinter mir zu haben.

So oft ich hinausah — und das war häufig — zogen Gestalten nach dem Tempelwaldbvorsprung. Ihre hellen Kleider spiegelten sich im dunkeln, baumbeschatteten Wasser. Dorthin ging ich nun, dem steinernen Torii folgend. Erst kam ein freundliches Dorf; es hatte Sommerfrischencharakter mit seinen vielen Teehäusern, großen Baumgruppen, Bootschuppen und blumengefüllten Gärten am See. Dann folgte ein schmaler Waldweg; mächtige Laubbäume dehnten ihre Zweige über den Wasserspiegel, versenkten ihre tiefdunkeln Wurzeln zwischen Felsblöcken in den durchsichtigen See. Gelbgrün verschimmelte Steinstufen führten im Walddunkel hinauf; dort lagen Terrassen mit steinernen Balustraden. (Solche ostasiatische Steinbalustraden sind beglückend, oft ganz einfach konstruktiv zusammengesügt, auch wohl mit Lotus und anderem Ornamentenschmuck. Man atmet auf; endlich ist man den sattfam bekannten architektonischen Phrasen der Säulenrisaliten und Profilierungen entgangen!) Dies hier war der übliche Tempelbezirk, gefällig in den Wald hineinkomponiert, mit großen und kleinen Steinlaternen, Steinbrunnen, mit flatternden Votivtüchern, steinernen Heiligengestalten. Herrlich war der Baumwuchs; nach dem See führte eine Steintreppe schnurstracks hinunter;

dort landen wohl die Prozessionen, ziehen durch das Baumgewirr zum Tempel empor.

Nachmittags wanderte ich zum kleinen Schwefelbad Ushinojo. Die Straße, die ich benutzte, war anscheinend sehr alt; denn sehr alte Denkmäler lagen am Weg. Kleine Nichtwege führten durch dichtes Baumgestrüpp; dieses, mit gelegentlichem Knieholz, mit einigen Baumgruppen bedeckte die Bergkuppe, die sich ruhig nach dem See hinabsenkte. In den anarchischen Zeiten der Vulkane wurden dunkle Basaltblöcke hier wild umhergeschleudert; jetzt füllten kleine Seen die Krater. Sie erinnern an Eifel-Maare. Zwischen den Gräsern und Büschen erhoben sich steinerne Denkmäler mit Inschriften; drei zusammenstehende Grabsteine sind weit und breit berühmt. Die beiden größeren tragen die Namen der Brüder Soja. Hier auf den Jagdgründen des Shoguns hatten sie den Mörder ihres Vaters gestellt, ihn erschlagen. Der älteste fiel im Kampfe, der jüngere wurde verurteilt und hingerichtet. Das dritte kleinere Denkmal ist der Geliebten des jüngeren Bruders gewidmet. Sie stammte aus Oiso, einem Strandort, in dem ich vor zwei Tagen Mittagsrast gehalten hatte, half ihrem Freund bei seinem Nachwerk, schnitt sich nach seinem Tode die Haare ab und wurde Nonne. Sie erinnert an einen besonders ansprechenden japanischen Typus, an den der Shirabioshi, der „heroischen Tänzerin“ der Kamakura-Periode (12. bis 15. Jahrhundert).

Im Tempel des Kriegsgottes Hatshiman erlernte so ein Mädchen die heiligen Tänze und Riten. Auch die Heldengesänge, die alte Geschichte ihres Volkes. Sie glich nicht der gleichenden Tänzerin am Kiotoer Hofe, welche Kaiser beglückte, nicht diesen gefährlichen Schönheiten, welche Männer ihren Pflichten abwendig machten. Die Erinnerung an diese Shirabioshi-Mädchen hatte einen anderen Klang. Als Troubadourin, als liebreizende Abenteurerin zog sie von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg. Sobald der Pförtner ihren Namen verkündete, wurde auch am wildesten Raubritterhofe das Fallgitter gehoben, die Zugbrücke gesenkt. Es drängten sich die mit Tierhäuten bekleideten Krieger heran, um die Shirabioshi zu sehen. Selbst im Kriegslager ließen die Posten sie durch, grüßten achtungsvoll, und beim Fackelschein versammelten sie sich vor den Zelten, lauschten ihren Gesängen. Räuber taten ihr nichts zu leid, brachten ihr Geschenke. Auf den Marktplätzen der Städte, in den Dorfstraßen folgten ihr wohlwollende Blicke der Bürger, Handwerker und Tagelöhner. Geruhete sie ihnen vorzutanzten, vorzusingen, war das ihnen eine Freude, an der sie noch lange zehrten.

Denn in ihrem Tanz, ihrem Gesange entfaltete sich die Blüte jener feudalen Zeit. Während die dunkel gekleideten Begleiterinnen auf der Koto-Laute, dem Tambourin, der Flöte spielten, begann die Shirabioshi in der adeligen Eboshi-Kopfbedeckung, im weißen Daimio-Gewande gekleidet ihren Tanz. Sie sang lyrische Episoden, psalmodierte langatmige Stellen aus Ritterromanen, und kamen die Schlachtszenen, zog sie ihr Schwert, mimte sie die Taten des heißgeliebten jungen Helden Joshizune, die berühmten Kämpfe der Taira und Minamoto.

Spaziergänger aus Sakone, Eheleute mit zwei Kindern besahen sich diese

Denkmäler. Der Vater las die Inschriften vor, erklärte dem Sohn die Bedeutung dieses Ortes; denn zu den Soja-Brüdern betet man um die Erhaltung brüderlicher Eintracht.

Nabe dabei waren an einer Felswand Buddhastatuen herausgehauen; eine gute alte Arbeit, wohl auch aus jener Kamakuraperiode, in der die japanische Plastik ihre Höhe erreichte. Auch auf der anderen Seite des Weges, dem Maar gegenüber, fand ich eine Statue, ein überlebensgroßes Bergwandrelief. Dort saß der Gott Dshisu, sanft segnend, mit mildem Lächeln. Vor ihm standen grünende Lebenszweige, und Kinderspielzeug war hingelegt. Anscheinend hatte vor kurzem eine traurige Mutter die Sabeligkeiten eines toten Knaben nach diesem Bergheiligtum gebracht: Kleider, Porzellannäpfchen, ein weißwollenes Kaninchen, ein seidener Obigürtel, eine bemalte Klapper. Im Himmel ist Dshisu der Kinderfreund, so empfahl die Mutter ihm ihr totes Kind; er sollte diesem im ach! so fernen Jenseits besondere Güte erweisen.

Dann schritt ich die grüne Vulkanhöhe weiter hinauf. Hier in dieser Gegend erstreckten sich ehemals die Jagdgründe der Shogune, und um die Mitte des 15. Jahrhunderts kam der überaus sympathische Shogun Joshinori hierher, um den Fudshi-San zu genießen. Es war ein prachtliebender, glänzender Herrscher, Dichter zarter melancholischer Lieder. Er und sein Gefolge verherrlichten in Utas (35 silbigen Strophen) diese klassische Gegend. Sie besangen die Mondesstrahlen auf dem Gebirge, den Tau der Gräser, den rauschenden Bach. Groß war die Freude der Kammerherren, konnten sie morgens dem Shogun den über Nacht gefallenen frischen Schnee des Fudshi-Gipfels zeigen.

Bald sah ich auf das unter großen Baumgruppen liegende sauberfreundliche Bad. Die Gasthöfe waren bereits in vollem Betrieb, waren japanisch, aber mit dem okzidentalen Beiwerk von Leseräumen und Billardzimmern versehen. Ebenfalls etwas europäisiert, da abgeschlossen, dem Blick entzogen, hatte man die hübsch aus Holz gebauten Badehäuser hergerichtet. Heißes, milchgrünes Schwefelwasser dampfte und quoll in den Kanälen; ein Mitbringsel- und Andenkenladen diente auch als Teehaus. Unter einer Reihe rotrosa Laternen saß ich auf dem Absatz und erhielt Süßigkeiten und Tee. Die Okamishang-Wirtin brachte mir zum Zeitvertreib drei in bunten Papierumschlag geheftete Bücher. Das eine war ein Kalender, modern, aber doch mit erstaunlich geschmackvollen, sicher gezeichneten Blumen illustriert. Das andere war derbe Ukiyo-Schule: volkstümliche Holzschnitte, Jahrmarttszenen, anscheinend von Hoksai Nachfolgern, mit Anilinfarben roh gedruckt. Im anderen Heft hatte man hingegen neben neuen Nachdrucken bekannter Holzschnitte einige echte alte Blätter sorgfältig hineingeklebt. Sie waren recht mitgenommen; anscheinend war kein einziger berühmter Meister vertreten, wenigstens konnte ich keinen mit Sicherheit nachweisen. Aber es war gutes 18. Jahrhundert, und mit Entzücken besah ich mir die Blätter, schwelgte im gebrochenen Rosalila, im kühlen Grau, im vornehm tiefen Grün, in jenem satten Schwarz, das so meisterhaft die herrlichen Töne gliedert. Wie einheitlich ging die Linienkomposition mit der Farbenverteilung über, wie sicher

war der Schwung dieser Schauspielergewänder, wie fein abgelauscht dieser knieende, sich leicht wendende, an Harunobu erinnernde Mädchenkörper!

Lose Blätter fürs Volk; japanisches Neuruppin. Aber sie verursachen herzklopfende Freude.

Besonders sympathisch wirkten sie auch hier auf dem dachbeschatteten Hausumgang. Über mir die Reihe roter Laternen, um mich her der geschmackvolle Hausrat, der sich auch in den frühesten Holzschnitten unverändert findet. Die Teevorrichtung auf den niedrigen roten Lacktischen, das Kohlenbecken, der Toilettenkasten mit Spiegel, der Faltenschirm, der Kleiderständer aus schwarzem Lack. Im hohen Gras dicht am Gartenzaun spielten zwei kleine Mädchen in gelbgrünen und aprikosengelben Obis. Auf rohe Halme befestigten sie mit ihren geschickten Fingerchen winzige Schüsseln und Körbchen, zwitscherten und lachten . . .

Heute nahm ich mir einen der hellhölzernen Sampangs und ließ mich nach der äußersten Seespitze rudern. Noch immer hatte ich schönes Wetter; dabei mußte es der Statistik gemäß mindestens an jedem dritten Tag regnen. Frühmorgens hatte der Fudshi sich wieder gezeigt; jetzt verhüllte ihn blaßblauer Dunst. Senseits vom Tempelvorsprung fingen wir Wind ab, wurde das Segel gehißt; im blaugrünen, durchsichtigen Wasser warf es tiefviolette Schatten. Am Ende des Sees lag ein Fischerhäuschen mit aufgehängten Netzen; dort landete ich, ließ mir den Fußpfad nach dem „Höllenschlund“ Odshigoku zeigen und kletterte zwischen Bambusgestrüpp empor. Es kam schattiges Gehölz, es kamen auch heiße, sonnige Strecken. Oben angelangt, lag der See mannigfach gegliedert vor mir, und weiter gehend erreichte ich eine Mulde mit Häusern und großen Bäumen. Es war ein kleines Bauernbad, wie man sie auch in Tirol vorfinden kann. Neben dem Gasthof, in dem ich auf dem Rückweg Mittagspause halten wollte, lag das Badehaus. Einfach aus Brettern gefügt, Latten trennten die Männerabteilung von jener der Frauen. Dies war die einzige moderne Note; aber die Latten machten wenig aus, heiter und unschuldig ging man umher. Das Häuschen war an die Bergwand gebaut, da gab es keine Röhre, da gab es keine Leitung, unmittelbar aus dem Urfelsen strömte der heiße Katarakt. Und in diesem durchsichtigen heißen Quellwasser bewegten sich Frauen, wie der liebe Gott sie geschaffen hatte; ihre hellen Glieder schienen im flutenden Wasser sich verschwimmend zu verteilen.

Dies war erst die halbe Höhe. Ich pilgerte weiter auf dem kleinen Pfad zwischen dem Bambusgestrüpp und den gelegentlichen Bäumen. Dann wurde es kahl und trocken und steil. Endlich hatte ich den zerklüfteten, eingefallenen Krater erklommen. Es ist eine Solfatara, etwas über 1200 m hoch gelegen. Offen gestanden, hatte ich sie mir nach beredt-phantastischen Reiseschilderungen sensationeller gedacht. Tote heiße Schlacken, merkwürdige Farben, hier taubengrauer Ton, hier branstig-gelbrotes Geröll. Zu beiden Seiten des kleinen Pfades entquollen ab und zu Schwefeldämpfe, lag schwefelgelber Staub. Dem Boden entströmte Hitze; es war eine angreifende Luft auf dieser erstorbenen Höhe.

Abends erbat ich mir eine Laterne. Von einem Rüchenbord wurde eine heruntergenommen und angesteckt. Auf dem deftigen, pergamentähnlichen Papier standen die Schriftzüge des Hauses, sie war mit handlichen Griffen versehen. Ich trat in die große Sugi-Zypressenallee. Es war tiefdunkle Nacht; nur vom Dorfe ertönten Samisen-Klänge herüber. Die Laterne beschien mir den Weg, ihr Licht fiel gelegentlich auf eine der Steinlaternen oder Denkmäler am Wege, auf die Azaleensträucher zwischen den gewaltigen Stämmen. Vor dem einen Teehaus am See befestigte man Laternen an einem großen Sampang. Ein ganz einfaches Schema: auf Bambusmasten wurden zwei Querstangen gelegt, von ihnen hingen die bunten Laternen herunter, und größere leuchteten am Bug und Heck. Hellgekleidete Menschen setzten sich hinein; zum Klang von Flöten, Pfeifen und Trommeln stieß das Boot vom Land. Es war eine rhythmisch packende, sich immer wiederholende Weise. Im langen Lichtschein schwebte das Feuerschiff in der Dunkelheit dahin.

Mishima Matshi. Ungern verließ ich heute früh den Sakone-See. Aber Reisen und Abschiednehmen sind ja eins. Als Kondo und ich aus dem Gasthof traten, flatterten vor dem Tor die hübschen nationalen Fahnen, weiß mit der roten Morgensonne. Der Jadoja-Besitzer lächelte und murmelte etwas von einer Prinzessin. Nesangs und Gäste standen erwartungsvoll umher. Wir gingen den herrlichen Zypressenuferweg entlang; mit uns einige Träger in knappen weißen Kitteln, in den ganz kurzen weißen Hosen und dem weißbezogenen Kulihut. Kräftige Gestalten; das Querholz mit bepacten Körben auf den Schultern, gaben sie einen wundervollen Umriß im Schatten der Bäume. Vor uns zeigte sich der waldbedeckte Vorsprung mit dem königlichen Schloß; vom Wasser hatte ich es gesehen; ungern, es erinnert an ein mäßiges Engadin-Hotel, nur die Rückseite ist erträglich, hat japanische Dächer und Galerien. Es kamen zwei Schutzleute auf Rädern uns entgegen. Sie kannten mich schon und riefen mir zu: „Prinzeß Suneno Mija, Mikado-daughter“, und bald darauf erschien die erste Kuruma in Sicht. Hofbeamte im schwarzen Gehrock, dann die „Mikadotochter“. Sie hatte unbewegliche, nichts sagende Züge, trug eine diskrete, graublaue Kimonotracht. Ihr folgten zwei distinguierte ältere Damen im dunkeln Kimono, darauf die Dienerinnen; meinem Auge gemäß wirkten sie genau wie durchschnittliche Nesangs der Gasthöfe, hatten dieselben gutmütig-plumpen Züge. Den Abschluß bildeten Beamte im Gehrock und Zylinder. Die Kurumas und Kurumajas unterschieden sich kaum von den üblich herrschaftlichen, waren ordentlich und gut gehalten. Natürlich fand ich diesen Aufzug einer orientalischen Fürstin recht flau, hatte jedoch nach meinen Tokioer Hofersfahrten nichts Harmonischeres erwartet.

Jetzt kam ich jedoch auf einen überaus interessanten Punkt: auf die Sakone-Grenzwache. In allen alten Reisebeschreibungen, so in denen der Holländer, wurde immer diese Sperre besonders erwähnt. Eine Engländerin, die schon lange in Tokio lebt, bat mich, auf die einsame Kiefer mit abgebrochener Krone und einem gekrümmten „Fragezeichen-Stamm“ zu achten. Ein alter Europäer, wenn ich mich nicht irre, war es ein Deutscher, hatte ihr von diesem weithin sichtbaren Wahrzeichen der ehemaligen Grenzwache erzählt. Als

Knabe hatte er oft die Reise gemacht. Sowie sein Vater dieser Kiefer gewahr wurde, prüfte er seine Revolver, sah besorgt umher. Die wachthabende Truppe galt für gefährlich, Reibereien zwischen den Grenzorten kamen oft vor, und auch der harmlose Reisende konnte in diese verwickelt werden. Manchmal versuchten Frauen als Männer verkleidet durchzugelangten; mußten doch während der jahrhundertelangen Herrschaft der Tokugawa-Shogune alle Daimio-Gattinnen mit ihren Kindern als Bürgen in Tokio leben. Wie Kämpfer sagt: „In dem Falle eines Urgwohns, daß etwa eine Frauensperson sich etwa in einen Mann verkleidet hätte, mußten dazu bestellte Weibsleut eine handgreifliche Erkundigung vornehmen.“ Ein altes Bild zeigt die damaligen Wachthäuser, hinter denen jene „Fragezeichenkiefer“ ragte. Die Tore und Mauern sind verschwunden, doch lassen sich die Wälle noch verfolgen. Jetzt steht eine hübsche Teebude mit flatternden blauen Tüchern unter der Kiefer. Der Blick fällt auf den See, auf das eigentliche Hakone-Dorf mit seinen braungrauen Strohdächern, seinen Bäumen und Gärten.

Bald kam ein sehr anziehendes Landschaftsbild; vielleicht stand hier damals jenes Teehaus „an der lieblichsten Stelle, zur Aufnahme reisender Daimios bestimmt“. Tee und Süßigkeiten wurden hier von schönen Mädchen gereicht; so erzählen alte Berichte. Dann durchschritt ich die lange Dorfstraße mit ihren kleinen Läden, die gefällige eingelegte Kästchen und Holzwaren (Hakone-Ware) führen. Ich ließ mir Waradshi-Strohsandalen unter die Stiefel binden und nahm mir einige als Vorrat mit. Sie sind recht angenehm zu tragen, man geht sicher und weich auf den rohen Steinen, und nur hier, wo Fremde gelegentlich verkehren, werden sie in genügender Länge verfertigt. Demütigenderweise hatte ich bisher nie Passendes gefunden, und war ich auch beträchtlich größer als die japanischen Männer, kränkte es doch.

Wie würde sich das Wetter halten? Die Sonne stach! Der Weg führte durch grüne, schattenlose Ruppen; einfache Feldblumen faßten ihn freundlich ein. So Habichtskraut, eine Art Salomonsstiegel, Augentrost, der braune Wiesenknopf, die Vibernelle, Hahnenfuß, Stiefmütterchen, wie der auch hier heilig erachtete Odermennig blühten umher.

Träger mit herrschaftlichem Gepäck, mit den vorzüglichen japanischen Reisekörben sowohl als europäischen Ledertaschen kamen vorbei. Dann folgten die dazu gehörigen Touristen, ein Vater und zwei etwa siebzehn- und achtzehnjährige Töchter. Vermutlich eine Geheimratsfamilie, gebiegen und korrekt. Die jungen Mädchen wirkten allerliebste, wohlherzogen und niedlich, in hellem Kimono mit Blumen im Haar. Hierzulande schürzten alle ihre Kimonos beim Bergsteigen, beim Besuch der hochgelegenen Tempelheiligtümer; dann sieht man bei den Frauen ihr farbiges, rosa oder hellgrünblaues, bis zu den Knien reichendes Hüftentuch, darunter kommen ihre bloßen Beine. Anscheinend hielten die höheren Töchter diese Landesitte nicht für passend; so trugen sie europäische Wäsche, und unter dem hochaufgesteckten Kimono kamen weiße durchbrochene Strümpfe, rotseidene Strumpfbänder und weiße bestickte Höschchen zur vollen Geltung. Seelenruhig gingen die guten Kinder vorüber; nie hätte man ihnen klarmachen können, daß selbst diese die Haut vollständig verhüllende

Kleidung europäischen Vorurteilen noch immer nicht entspräche, ja als geradezu provozierend angesehen werden würde.

Der Weg stieg andauernd. Nur vereinzelt hatten die alten Tokaido-Kiefern dem Sturm hier standhalten können. Dann kam eine Senkung, und die bewaldeten Berge fielen langsam zu dem fern aufleuchtenden Meeresufer hinab. Eine herrliche Küste; die blasse Bergkette war so edel geschnitten, daß ich an Sizilien dachte, etwa an den Blick vom Segesta-Theater. Es wird eine hier unhäufige Formation sein; die in Japan übliche bringt andere Linien, abrupte Berge von Inselfelsen, stark geschwungene Vorsprünge; man kennt sie ja aus Holzschnitten und Bildern.

Immer schöner wurde die Landschaft. Es kamen Hohlwege, alte Stämme waren noch mit Glycinien berankt, hellblau hingen die Trauben herunter, weiße Heckenrosen blühten um das Gestein. Vorn auf einer Erhöhung maßen sich gewaltige Bäume, hatten leuchtend grüne Lichter, warfen tiefgrüne Schatten. Strohdächer lagen in sie hineingeschmiegt, dahinter Berge, die Ebene, das Meer, und dort, heute zum erstenmal sichtbar, schwang sich von der Ebene empor Fudshi, der Herr. Wie Kämpfer sagt: „Er ist von unglaublicher Höhe, und es scheinen gegen ihn die herumliegenden Gebirge nur niedrige Hügel zu sein.“

Wanderer zogen vorüber; zu meiner Freude hatte ich auf der alten Heerstraße einen noch immer nicht unbeträchtlichen Verkehr gefunden. Es nahte sich ein abenteuerlicher Menschenhaufen, eine Schauspielertruppe, fahrendes Volk. Sie kamen wohl von einem Mazuri-Fest, wollten ein anderes besuchen. Alle waren dick geschminkt, aufgepuzt, viele angeheitert, mit etwas schwankendem Gang; einige trugen Fahnen, einige musizierten.

Aber es fehlten die fahrenden Ritter vergangener Zeit. In der Ashitaga-Periode, in der Blüte des Bushido-Besens wanderten junge Samurai auf der Heerstraße, besuchten in den Hauptstädten die berühmtesten Fechtlehrer. Diese hüteten ihre Geheimlehre, lehrten sie nur Auserwählten, und der Samurai-Jüngling brannte darauf, in diesen Kreis aufgenommen zu werden. Es wurde ihnen nahegelegt, Abenteuer aufzusuchen, sich mit Räubern zu schlagen, Reisenden beizustehen. Fahrende Ritter — nur kam im Bushido der Frauendienst nicht vor.

Die Sonne brannte. Ich legte mich auf den Rasen unter einer Riesenkiefer. Über mir zogen weißgeballte Wolken; kraftvoll hob sich davor das Edelgestirn mit warmen Reflexen, als dunkler Umriss die aufgelösten Massen der Nadeln, als Akzente, Zapfen und hier und da hell Silberne Lichter. Das Schleifen und Zirpen der Zitaden durchdrang die sommerliche Luft.

Immer üppiger wurde die Gegend. Diese langabfallenden Abhänge waren gartenähnlich bestellt, hatten Teepflanzungen mit ihren runden, frischgrünen Büschen, Gemüsefelder und Orangenhaine.

Nach vierundeinhalbstündigem Marsch kam ich in Mishima Matshi an. Noch trocken, aber die Wolken waren tintenblau, hatten fahle Lichter. Vor der Mittagspause besah ich mir lieber gleich den dicht am Wirtshaus gelegenen Tempel.

Eine großartige Anlage; steinerne Mauern, Terrassen mit sechs gewaltigen Reihen abornartiger Laubbäume. In der Mitte steingefasste Lotussteiche, an den grauverwitterten Balustraden lehnten sich Besucher, fütterten die Goldfische und Karpfen. Die vielen „zahmgemachten Uale“, die Kämpfer hier im Tempelteich erwähnt, habe ich nicht entdeckt. Dann ging ich durch das Torhaus; zu jeder Seite ragten, wie üblich, die zwei riesengroßen, finster drohenden Tempelwächter. Es sind die zwei indischen Dewa-Könige Indra und Brahma, welche die bösen Geister vom Heiligtum fernhalten. Die Könige werden geachtet, aber doch formlos behandelt; man spuckt kleine, im Mund zerkaute Papierbällchen auf sie. Bleiben diese am göttlichen Wächter hängen, wird der Wunsch erfüllt. Dieses Torhaus hatte alte und neue Bilder, sowohl auf Holz gemalt wie eingerahmte Rakemonos. Meistenteils Heiligendarstellungen, die als Opfergabe gestiftet wurden, dazwischen auch Bilder der sensationellen Fushima-Schlacht. Rings umher pläzen Granaten, Torpedoboote explodieren, das Meer ist aufgewühlt, hohe Strahlen schießen empor, während die großen grauen Schiffsungeheuer aufeinandergehen. Draußen vor den Gebäuden standen auch die von den Russen eroberten Granaten, wirkten auf ihren Steinuntersätzen eigentlich ganz selbstverständlich und gut mitten zwischen altchinesischen Tempelglocken und Sonnenuhren, zwischen erzenen Reihern und steinernen Stelen.

Im Tempel befanden sich die üblichen Götterstatuen, Laternen, Motivschriften, Erinnerungen, die großen bronzenen Weihrauchgefäße, auf dem Opfertisch goldene Lotusblumen, zu beiden Seiten kleine Teller mit aufgehäuften Kuchen und Früchten. Es kamen und gingen die Menschen; heiter, wohl-erzogen verrichteten sie an den verschiedenen Altären ihr Gebet, klatschten in ihre Hände, um den Gott aufmerksam zu machen, warfen dann erst, da er's jetzt nicht mehr übersehen würde, eine Kupfermünze in den Opferkasten. Sie freuten sich an den Blumen, kauften sich Gebäck, um die Karpfen und Schildkröten zu füttern, schlürften, auf den Matten der netten, baumbeschatteten Wirtschaften gelagert, ihren Tee. Gern setzte ich mich zu ihnen und beobachtete in nächster Nähe die Menschen.

Zierlich machten sich die Umrisse der Frauengestalten, gern sah man ihnen nach. Ja, trotzdem sie nicht gut gehen, nicht gut gehen können, denn ein gewisser einwärtiger Gang ist nötig, um das Aufplattern des Kimonos zu verhindern. Manche typische Unterscheidungen der Tracht sind mir bereits bekannt. Dieser Oberkimono kommt Damen zu, wird nicht von einer Nefang getragen. Dies ist die Haarfrisur eines jungen Mädchens, jene die der verheirateten Frau. Der unscheinbare Knoten kommt der Großmutter zu. Augenblicklich wird der Eingeborene die Geisha erkennen, nicht nur an geringfügigen Auffälligkeiten der Tracht, vor allem, so sagte mir ein japanischer Herr, an ihrem aufgeweckten, frühreifen Gesicht. Hier, wie an allen öffentlichen Vergnügungsorten — zu diesen gehören ja die großen Tempel — waren viele alte Frauen zu sehen. Sie sind ja „Inkio“; die Last und Bürde des Haushalts tragen ihre Schwiegertöchter; ihnen fallen nur die leichten Beschäftigungen zu, die Pflege der Goldfische und Blumen; so besuchen sie jetzt Theater und

Tempel. Hagere, zahnlose Frauen beteiligen sich vergnügt an Pilgerfahrten, Ausflügen, wie sie es in der Jugend nicht kannten, wie es ihnen damals verdacht worden wäre. Es ist das humane Bestreben, die Ungerechtigkeiten des Lebens auszugleichen. Von der Natur wird die Jugend mit Glücksgütern überschüttet; da versucht man den beraubten, beeinträchtigten Jahrgängen möglichst viel Ungeheures zu gewähren. In einem großen japanischen Gasthaus, in dem ich später einige Wochen verlebte, war der Vater des Besitzers „Inio“. Den ganzen Tag über arbeitete der Sohn im Büro; so führte der freundliche alte Vater seine Enkelsöhne spazieren, pflegte die Blumen und die zahmen Tiere, beschäftigte sich wahrscheinlich außerdem noch mit Schönschrift, Literatur und der Teezeremonie. So versteht man einen würdigen und heiteren Lebensabend.

Kinder liefen um mich herum, Schmetterlingsgestalten. Sie griffen sich, sammelten Blüten unter einem Baume, steckten sie geschickt zusammen, verfertigten sich ihr Spielzeug. Immer wieder staunte ich über ihre Bravheit und die entzückende Art, mit der sie behandelt werden. Die Erwachsenen lassen sie gewähren; Streit, Zank und Geschrei kommen sozusagen nicht vor. Schreit ein Kindchen, hat es Zahn- oder Magenbeschwerden, so tröstet es die Mutter, die ältere Schwester, ja auch der ältere Bruder mit einigen Worten, trägt es geduldig umher. Nicht einmal in den fünf Monaten, die ich im Lande verbrachte, habe ich einen „Klaps“ bemerkt, ja nicht einmal wurde ein Kind „angefahren“. Es ist sehr wohlfeil zu sagen: diese Menschen haben ja keine Nerven; der Grund liegt doch tiefer, hängt mit der wundervollen, auf konfuzianischer Lehre fußenden Selbstzucht zusammen. Jene junge Mutter hat ihre eigenen Eltern niemals heftig gesehen; sie waren zu ihr gütig, aber jede Unart und Rücksichtslosigkeit wurde streng unterdrückt. Diese Kinderstube wird sie auch bei ihren Nachkommen als kostbares Gut weiterpflanzen. Gewiß ist dieselbe in vielen europäischen Familien genau ebensogut anzutreffen und wird überall erstrebt. Aber in keinem europäischen Land, buchstäblich in keinem, ist die Zahl der heiter und doch wohlherzogenen Kinder auch nur annähernd so groß. Oft hat man Japan das Kinderparadies genannt; wie Chamberlain bemerkt, könnte man richtiger vom Elternparadies sprechen. Genau wie wir germanischen Väter in selbstgefälliger Unwissenheit uns einbilden, nur wir hätten wahrhaft intimes Verhältnis zur Natur, so fest sind wir von unserem einzigartigen Familienleben überzeugt. Diese Asiaten haben lange vor uns feinfühligste Liebe zu Kindern empfunden und in schöne Worte gefaßt. Am das Jahr 1000 nannte die geistvolle Sei Shonagon unter den „Eindrücken, die einen durchfahren . . . an spielenden Kindern vorüberzugehen“. Zu den traurigsten Eindrücken zählt sie „die Kinderstube eines verstorbenen Kindes“. Der Weise Kentoboshi schildert im 14. Jahrhundert einen halb-wilden Landmann, der einen anderen fragt, ob er Kinder besitze. Dieser verneint es. „Dann“, sagt der Landmann, „kannst du nicht den Ursinn der Dinge verstehen, und deine Taten vollbringst du ohne Herz.“ „Dies“, fährt Kentoboshi fort, „ist ein furchtbarer Ausspruch. Allerdings können wir Menschen zweifellos nur durch Kinder den Ursinn der Dinge erkennen.“ Eine

andere Eigentümlichkeit fiel mir auch heute wieder auf: der überaus ungezwungene Verkehr zwischen Knaben und Jünglingen, wie zwischen diesen und reifen und älteren Männern. Bei jeder Gelegenheit sind diese behaglich plaudernden Gruppen zu sehen. Auch jetzt kam ein älterer Mann in lebhaftem Gespräch mit einem vierzehnjährigen Knaben vorbei, und dort auf jener Steinbank am Teich saß ein halbwüchsiger Jüngling, lachte und schwatzte mit zwei acht- bis zehnjährigen Knaben. Wie schwer es Europäern wird, die Altersgruppen zu überbrücken, haben nur zu viele unserer Väter, Onkel, Lehrer, Hausfreunde erfahren. Wenn dies bei uns gelingt, hält man es für eine beneidenswerte Gabe; hier scheint es das Selbstverständliche zu sein. Auch im Drama kommt dieser schlicht-harmlose Verkehr zum Ausdruck; fast in jeder anderen Szene der von mir gesehenen klassischen und modernen japanischen Dramen trat ein Mann mit einem Knaben auf. Nicht einmal in hundert Szenen würde dies bei uns im Theater anzutreffen sein. Eine schlimme Nebenbedeutung ist meines Wissens hier nicht vor auszusetzen. Gleichgeschlechtlicher Umgang kommt in Ostasien wie überall vor, gilt für verwerflich, wenn auch, wie in romanischen und anderen europäischen Ländern, die Verirrung nicht gesehlich verfolgt wird.

Es begann zu gießen, binnen kurzem schwamm die Straße. Rondo teilte mir bedeutungsvoll mit, daß eine „Densha“ (Straßenbahn) nach Numadsu, dem heutigen Endziel, führt. So bediente ich mich ihrer gern.

Numadsu. Bei strömendem Regen holten wir die Kuruma und das Gepäck von der Bahn, fanden Unterkunft in einer Jadoja. Bald hatte ich mich am Kohlenbecken gewärmt; so ein Guß kühlt die Temperatur beträchtlich ab. Schon um halb vier war ich angekommen. Die Zeit wurde mir bis zum Schlafengehen in dem stuhl- und sofalosen Raum etwas lang, trotzdem ich, auf den Matten hockend, endlose Briefe und Karten schrieb, mir alle Bücher herausholte. Da die elektrische Lampe in der Mitte des Raumes hing, hörte bald die Möglichkeit, sich mit dem Rücken an die Pfosten zu lehnen, auf; die Glieder wurden steif. Ich trat an die Außengalerie und sah im Nebenzimmer zwei Herren. Sie waren zeremoniell angezogen, trugen ihre dunkeln Überkimonos mit eingewirktem weißen Wappen. Anscheinend machte der eine dem anderen, der von Papier und Schreibzeug umgeben war, einen Besuch. Als ich sie erblickte, waren sie platt nach vornüber geneigt. Mit der Stirn die Matten berührend, murmelten sie höfliche Phrasen. Dann richteten sie sich, immer auf den Fersen sitzend, auf, um sofort wieder längere Zeit sich bis zum Boden zu verneigen. Und noch ein drittes Mal fand dies statt, ehe sie ihre Dokumente herausnahmen und besprachen. Überaus fremdartig wirkte der Umriß dieser kotauenden Gestalten.

Die Schiebetürwand hatte oben eine durchbrochene Kamma; natürlich hörte ich alles, was vorging. Nach einiger Zeit empfahl sich der Besuch. Der zurückbleibende Herr war anscheinend „schwierig“, klatschte in einem fort in die Hände nach der Nesang, hatte immer neue Wünsche.

Merkwürdig das Gefühl der absoluten Sicherheit in so einem japanischen Gasthof. In Tokio hatte ich Erfahrene gefragt, ob ich meinen Revolver

mitnehmen solle. Sie antworteten: „Wenn es Ihnen Freude macht, warum nicht. Wir reisen hierzulande ohne irgendeine Waffe.“ So hatte ich natürlich mein Mordgewehr im Koffer vorausgeschickt. Zwischen den unverschließbaren Schiebewänden führte ich meine Sachen in den schloßlosen japanischen Körben umher, und das Gleiche taten die japanischen Mitreisenden (anderen war ich nicht begegnet). Durch die Flure der Gasthöfe gehend, sah ich immer in den offenen Räumen die auf den Matten aufgestapelten Sabseligkeiten der Gäste, die sich auch nicht einmal die Mühe gaben, die Türen zuzuschieben. Diebstahl ist dem Volk ein empörendes Vergehen; wird einer bei der Tat ertappt, muß der Polizist ihn vor der Mißhandlung der Umstehenden schützen.

Juwibutshi. Morgens hatte der Regen aufgehört. Ich bestieg eine Kurama und rollte dahin. Weich und regelmäßig fielen vor mir die federnden Tritte des Kurumajas. Anfänglich ist es uns Europäern gräßlich, einen Mitmenschen als Lasttier zu benutzen. Diese Scheu habe ich natürlich schon überwunden; es ist doch schon eine Zeitlang her, seitdem ich das erste Mal, in Colombo war es, mich, innerlich errötend, vom Kuli ziehen ließ, ihn grenzenlos bemitleidete und fürsüßlich lohnte. Aber noch immer bringe ich es nicht zustande, mich einen Berg, eine steile Brücke von keuchenden Menschen hinaufziehen zu lassen. Ich lasse ihn immer halten und gehe die Strecke zu Fuß. Ratlos, verstört sieht der Kuli dann Kondo an; der beruhigt ihn, sagt ihm vermutlich, ich wäre nun mal exzentrisch, man müsse mich gewähren lassen. Niemals nimmt ein Einheimischer diese Rücksicht; so geht es einem rechtschaffenen Kurumaja etwas gegen die Berufslehre. Ich bezweifle, daß sie es mögen; nur selten, nur wenn sie schon öfters mit Europäern zu tun hatten, danken sie einem. Heute kann man sich den Orient ohne Riickschas nicht denken; wurden sie auch erst in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts eingeführt. Hier und in den Nachbarländern ist es für kräftige Männer des Volkes ein gesuchter Beruf. Nach einem offiziellen Bericht soll es in Japan allein eine Million geben. Sie haben verhältnismäßig guten Lohn, viel Abwechslung, viel Unterhaltung. Oft hört und liest man, daß die Männer ausnahmslos frühzeitig sterben oder wenigstens erkranken. Mehrere Landeskundige versicherten mir, wenn die Kurumajas sich zeitig mit ihrem Verdienst zurückzögen, wäre der Beruf einwandfrei. Ich will es von Herzen hoffen!

Sie halten unerhört viel aus; bei großen, anstrengenden Fahrten nimmt man zwei Männer; dann laufen sie aber, ohne jemals anzuhalten, ohne jemals auch nur in Schrittempo zu verfallen. Prächtig entwickelt ist ihre Muskulatur; die ruhig-leichte Laufbewegung gibt gute Linien; es ist ein Vergnügen, ihnen zuzusehen.

Es kamen ausgedehnte Dörfer. Kaum war ich aus einem heraus, so erschien unversehens bereits das erste Häuschen des nächsten. Die einsamen Tokaido-Strecken mit den alten Bäumen und den blühenden Azaleen, mit dem Blick auf die bewaldeten Anhöhen, Fluren und Felder waren mir heute zu kurz bemessen.

Mittagspause hielt ich in Suzukawa und wanderte gleich durch einen Tempelhain nach dem nahen Meer. Denn seit über tausend Jahren besingt man die Kiefern am Strand von Tagono Ura. Eine bläpferbe Dünenlandschaft. Fahle Gräser, dunkelgrau-violette Stämme, wuchtig und streng gezeichnet. Der Wind fuhr in ihr stöhnendes Geäst; die dunkeln Nadelmassen wehten wirr durcheinander. Im farblosen Sand wuchs eine nachtkerzenartige Staude mit zitronengelber Blüte, und in den uralten gequälten Wipfeln sangen Vögel. Dahinter lag tieftaubengrau das Meer. Über den dunstigen Vorbergen mußte der Fudshi emporragen und sich im Wasser spiegeln, mußte sich hier in nächster Nähe zeigen. Heute tat er es nicht. Aber auch so hatte dieser einsame Kiefernwald am Meer einen wehmütigen lyrischen Reiz.

Nach der Mahlzeit gingen Kondo und ich zu Fuß weiter. Die Dorfkinde begleiteten uns noch lange, liefen eine Strecke vor, stellten sich auf, um ergiebig und genau den Anblick der Ausländerin zu genießen. War Kondo nicht in ihrer Nähe, sangen sie das Lied vom „Idshin San“, denn der Fremde ist hier eine „Idshin“, englische Herrschaft. Es ist ein ziemlich despektierliches Lied.

Oft kamen die lang sich hinziehenden Strandkiefern in Sicht. Wasserläufe rauschten vorbei, trieben Mühlen; in ihrer schlichten Intimität erinnerten sie oft an solche unserer deutschen Mittelgebirge. Nur waren diese von Bambushalmen umgeben, und über den Mühlbach neigten sich Azaleen. Zu meiner Freude fand ich hier den süßduftenden, bis in den Spätherbst blühenden japanischen Jekängerjeliieber. Er rankte üppig an unserem Heimathaus; mein Vater und ich hatten ihn in Newport vom amerikanischen Gesandten, dem Geschichtschreiber George Bancroft, erhalten. Jetzt pflückte ich mir einen Strauß unter den Kiefern des Tokaido.

Ich rastete in einem mit Fahnen und Laternen geschmückten Teehaus. Dasselbe tat eine vergnügliche Gesellschaft von Männern und Frauen; anscheinend kehrten sie von einem Tempelausflug zurück. Es waren kleine Leute; den Mittelpunkt bildete eine Frau von etwa fünfunddreißig Jahren. Sie war gar nicht hübsch, aber sehr lebhaft, sehr unterhaltend. Es herrschte ein gemüthlich-lustiger Ton, wie etwa bei Ausflüglern der europäischen gebildeten Kreise. Oft habe ich in Japan bei einfachen Menschen während ihrer Reisen, Besorgungen und Pilgerfahrten diese harmlose Kameradschaftlichkeit gesehen, sehr selten dagegen in den mittleren und oberen Schichten. Bei diesen herrscht noch die Samurai-Überlieferung, der gewollte Gegensatz zum verfeinernden, verweichlichenden Einfluß der damaligen Höfe. Die japanische Dame ist benachteiligt; den Frauen des Volkes geht es ebenso gut als in den gleichen Schichten Europas. Jetzt begann die Frau ein Bewegungsspiel mit ihren fixen Händen; die anderen versuchten es ihr nachzutun. Alles lachte durcheinander.

Bald kam der Fudshi-Fluß, der Fudshikawa, in Sicht; seine achtstündige Stromschnellenfahrt ist altberühmt. Als ich einen großen Sampang vorbeisaußen sah, fürchtete ich schon, es sei ein Motorboot. Aber nein, es war alles echt; selbst hier in der Ebene, dicht an der Mündung, rauscht das

helle Bergwasser im leidenschaftlichen Drange vorbei. Im Flußbett sah ich zuerst den eigenartigen „Schlangen“-Deichschutz: lange, schmalrunde Korbgeflechte werden mit großen, runden Flußbettsteinen angefüllt und längs des Ufers gehäuft. Auf der anderen Seite des breiten, überbrückten Stromes erhoben sich gefällig die aufsteigenden grauhölzernen Häuserreihen von Swabutshi.

Von meinen Jadoja-Fenstern sah ich auf Waldhügel, auf sauber bepflanzen Felder und laubenartig gezogene Pfirsiche und Orangen. Dazwischen standen ganz schmale grüne Weizenstreifen; der zu Ruchen und Nudeln gebrauchte Weizen wird in fleißigster Kleinkultur gezogen.

Zwischen den Abendwolken erschien mächtig und ernst der Fudshi, und als ich frühmorgens aufwachte und hinausah, erhob er sich wesenlos im hellen Blau mit seinem zartbesonnenen herunterrieselnden Schnee. Nur zu gut glaubt man ihn zu kennen; hat ihn abgebildet bis zum Überdruß gesehen. Und doch ahnt man ihn nicht in seiner Verklärung, in seiner unnahbaren Hoheit. In der berühmten Gedichtsammlung Manjoshin aus der goldenen Zeit des siebenten bis neunten Jahrhunderts sagt ein Gedicht auf den Fudshi:

„ . . . Die Himmelswolken scheuen sich vor ihm,
Selbst die Vögel schwärmen nicht so hoch.
Sein Feuer dämpft den Schnee,
Aber den fallenden Schnee zerschmilzt sein Brand.
Keine Worte können ihn verkünden, kein Name deutet ihn an,
Wahrlich, eine wunderherrliche Gottheit.“

Über 12000 Fuß, etwa so hoch wie die Jungfrau, aber in einem einzigen übermächtigen Schwunge, ragt er aus der Ebene empor. Er gibt der lieblichen Landschaft des Inselreiches die gewaltige Steigerung, den mystischen Ernst.

Shidzuoka. Noch immer führte mein Weg hart an der großartigen Suruga-Bucht; sie liegt im Fudshi-Gebiet, wird zu beiden Seiten von Bergvorsprüngen begrenzt, und in der Ferne dämmern hauchferne Inseln. Eine wundervolle Gegend, und noch dazu war der Sonnenmorgen strahlend und frisch. Oft wurde ich an die Riviera Corniche erinnert; die Straße führte dicht am Felsenufer, es blühte und prangte eine üppige Natur. Schwere Gruppen merkwürdig gelbgrüner Bäume, auch weichgrüne Eschen, dazwischen tiefgrüner Lorbeer, Kamelien und Zypressenbäume, haushoch wuchs der Bambus. Unten an den Klippen zerschäumte das grünblaue, durchsichtige Meer, zwischen den Strandsteinen blühten rosa Winden und weiße Heckenrosen; heller duftender Jelangjerlieber durchzog das Azaleengebüsch. Es kam ein Bergstrom, üppig grün bestanden; überall sprossen Blumen zwischen dem langen Gras.

In kleinen Dörfern am Bergabhang wurde in Bütten das herrliche weiße japanische Papier angefertigt, auf Rahmen geklebt, in der Sonne getrocknet. In Deutschland werde ich es vielleicht einmal in einer Luxusausgabe in den Händen halten. Auch lagen Teeblätter auf Matten gehäuft vor den Häusern. Die herben, pomeranzenartigen Apfelsinen (Grape fruits) hingen in unwahrscheinlicher Größe von den Bäumen, waren überall zu haben.

In Otizu, einem Badeort, rastete ich in einem ausgesucht eleganten Gasthof. Mit Ausnahme des in ganz Japan verbreiteten elektrischen Lichtes war alles einheimisch, echt, und alles war vorzüglich gehalten. In meinem Zimmer war ein niedriges geschnitztes chinesisches Tischchen aus dunklem Holz; ähnlich waren die Ständerchen. Die Kissen waren mit der schönsten Seide bezogen, die Schnüre hatten große Blumen auf goldenem Grund. Im Garten lagen einzelne Häuschen, die an Familien abgegeben werden; einige Monate später habe ich oben im Norden eine unvergeßliche Woche in so einem Gartenhäuschen verlebt. Über ihren grauen, geschweiften Ziegeldächern wehten Pinien und Kiefern; bis zum Strand reichte der Garten.

Die Beschreibung des Leibmedikus Kämpfer trifft noch heute auf die Gasthöfe zu. Die Gärten „zur Gemütsveränderung . . . mit einem gepfropften alten Pflaumen-, Kirsch- oder Aprikosenbaum, der desto edler, rarer und werter gehalten wird, je älter, krummer und ungestalter er ist“. (Das ist noch heute die europäische Beurteilung interessant gewachsener Stämme.) Immer wieder staunt er über die Sauberkeit, besonders der „heimlichen Gemächer“. Allerdings konnte der damalige Europäer staunen, ja auch der heutige. Kanalisation hat man hier nicht; aber noch heute ist fast niemals in europäischen ländlichen Gasthöfen, selten in denen kleiner Städte, ähnliche Sauberkeit, ähnliche Kulturhygiene anzutreffen. Wort für Wort stimmt noch Kämpfers Beschreibung der Zimmer. In den Nischen hängt noch immer „ein nachdenklicher Spruch eines berühmten Weltweisen oder Poeten“, und die meisten Europäer ersehen noch heute in den Rakemonos, welche wöchentlich je nach Jahreszeit, nach den Vorkommnissen, nach der Stimmung aus dem aufgespeicherten Schatz erwählt werden, keine ernst zu nehmende bedeutende Kunst, sondern „künstlich affektierte und nachlässige, doch von weitem sehr natürlich scheinende Abbildungen von chinesischen alten Männern, Vögeln, Bäumen oder einer Landschaft“. Hübsch schildert er die hölzernen Seltsamkeiten, die Japanern so viel Freude bereiten: „wegen sonderbar Unförmigkeit rares Stück Holz oder Knorre von einer alten verweseten Baumwurzel oder Stamm . . . ein gesammeltes Stückchen Holz, in dem die Faser wunderbar spielten.“

Damals wurde es als höflich und fein angesehen, wenn ein weiter ziehender Gast vorher durch seinen Diener den eben verlassenen Raum noch „aus Dankbarkeit“ auffegen ließ. Ich glaube, auf so etwas sind wir Europäer niemals gekommen; so nennt Kämpfer auch Nippon „die hohe Schule aller Höflichkeit und guten Sitten“.

Das Essen entsprach hier in Otizu der Einrichtung; eine geradezu ideale Fischsuppe mit aromatischen Kräutern, Reis, gebratener Tai, dem Lachs der japanischen Küste, eine Macédoine von Erdbeeren und Apfelsinenscheiben, dazu der, wie Kämpfer sagt, „seelerfreuende Tee“. Hierfür zahlte ich etwa 2½ Mk. und erhielt geschmackvolle Ansichtskarten zum Geschenk. Das ganze Hauswesen versammelte sich beim Abschied, berührte mit der Stirn den Boden, rief „Sajonava“.

Nabe daran liegt der altberühmte Tempel Seikenji. Steinerner Treppen

führten hinauf. Vom leuchtenden Hintergrund des Waldes erhob sich das Grau der Tore der verschiedenen Gebäude. Der Tempel gehört den Zen-Buddhisten, welche eine vergeistigende, verinnerlichende Strömung verkörpern. Wie dies dem reinen Buddhismus entspricht, wird wenig Wert auf Dogmen gelegt, hingegen das Seelenleben betont. Uns Ausländer interessiert diese Sekte vor allen anderen, denn zu ihnen bekannnten sich die meisten Gelehrten und Künstler; die Zen-Jünger sind mit der ästhetischen Kultur, so mit den Teezeremonien eng verknüpft. Der architektonische Schmuck war hier wie bei allen Zen-Tempeln diskret; farblose Schnitzereien in schönen grauen Holzönen stimmten harmonisch mit dem Milchweiß der Scheibenwände überein. Die große Terrassenmauer war weiß beworfen, hatte eine kleine Dachbedeckung, darüber ragten die mächtigen Sugi-Zypressen. In ihrem Schatten ruhte eine Schar stummer steinerner Gestalten. Es sind dreihundert Rahans, die zur Heiligkeit durchgedrungenen Schüler des Gautama. Altverwitterte Statuen, alle verschieden, hier hagere Asketen, hier gottselig Dumme. Viele sind grotesk, viele fanatisch aufgeregte mit rollenden Augen. Andere haben einen innerlichen Ausdruck, eine schlichte Würde. So sitzen sie seit Jahrhunderten im Schatten der Bäume. Ringsumher zirpen die Grillen, von einem Baum wehten Blütenblätter herunter.

Besonders schön wirkte die Suraga-Bucht von dieser Tempelterrasse. Im großen Schwung zog sie sich entlang. Linkerhand die blaßblauen Berge vom Isu-Vorsprung, rechterhand die halbmondartigen Ausläufer einer in das Meer ragenden Halbinsel. Sie heißt Mio No Dzubara. Jeder Japaner kennt sie, kennt das hier spielende No-Schauspiel vom Federgewand. Dort an jener Landzunge fand ein Fischerknabe an einer Strandkiefer ein Federkleid und nahm dieses an sich. Da erschien eine liebreizende Fee und flehte ihn an, ihr das Kleid wiederzugeben, sonst könne sie nicht nach ihrer Mondheimat fliegen. Erst wollte er nicht; da versprach sie ihm, als Lohn den Mondscheintanz zu tanzen, und er gab nach. Dort am Strand unter den Kiefern tanzte sie im Federgewand, während ein Duft den Sommertag erfüllte und überirdische Musik ertönte. Während sie noch tanzte, schwebte sie leise empor, schwebte über die Kiefernwipfel, über den Fudshi-Berg und verschwand in der tiefblauen Luft. Ein Tempel bezeichnet unten am Kiefernstrand die Stelle; dort werden noch einige Federn ihres Gewandes bewahrt.

Als ich den Tempelbezirk verließ, strömten die Knaben aus der nahen Schule. Es war genau wie bei uns: sie schrien und lachten und tobten, wippten auf den herumliegenden Brettern, balgten sich oder besprachen untergefaßt, die Köpfe zusammengesteckt, Abenteuer und Streiche. Anscheinend genau wie bei uns, und doch wird die Erziehung der Schule, des Berufes, des Lebens sich einschneidend anders vollziehen. Als Kinder werden sie von Eltern und Lehrern sanfter, geduldiger, rücksichtsvoller als in Europa behandelt. Aber schon in der Schule beginnt die eiserne Disziplin der Genossenschaft, der öffentlichen Meinung. Die Schuljungen erwählen einen Anführer, der sie beim Lehrer vertritt, mit dem dieser verhandelt. Streng halten sie zusammen. Sollte der einzelne für sich bei Seite stehen, ist er ausgestoßen,

verlassen; so auch die Studenten. Lehrlinge werden Mitglied einer Gilde, einer Zunft, eines Verbandes. Sie sind eine Macht, fühlen sich als solche. Die Genossenschaft verhandelt mit den Kunden, ja bei Meutereien mit der Obrigkeit, mit dem Staat. Seit langen Jahrhunderten ist es so gewesen, wird noch lange so währen. Niemals war der einzelne Japaner frei; jede Kleinigkeit des täglichen Lebens war geregelt. Aber es handelte sich immer um eine selbstauferlegte, von allen Standesgenossen gleichmäßig getragene, gutgeheißene Bürde, und daher hat sie nicht gedrückt.

Schreiend und lärmend hat sich der Schwarm verzogen. Diese Jungens müssen tüchtig lernen, nicht nur so einigermaßen das entsprechende europäische Pensum, auch noch unendlich viele uralte chinesisch-japanische Überlieferungen, auch noch unendlich viele Alltagsregeln und Umgangsformen. Kann es ganz leicht sein, diesen ausgelassenen, mit unserem Klassiker Thoma zu reden, „Lausbuben“ die sanfte Würde, das vorgeschriebene verbindliche Lächeln anzuerziehen? Gewisse Feinheiten der Sprache werden selbst im Mittelstand, selbst unter der Arbeiterbevölkerung beobachtet; acht Formen für „Du“ oder „Sie“ werden Untergebenen oder Kindern gegenüber benutzt; ebensoviele kommen Erwachsenen zu. Etwa zehn verschiedener Worte bedient man sich, um je nach der Gelegenheit „Vater“, „Mutter“, „Gatte“, „Gattin“, „Sohn“ und „Tochter“ zu sagen, und bei den Zeitwörtern muß auf die subtilsten Biegungen geachtet werden, will man höflich sein, ohne sich dabei etwas zu vergeben. Nichts überrascht den Ostasiaten mehr als unser Mangel an Höflichkeit, sowohl in Gesten wie in Worten.

Jetzt verließen die Lehrer die Schule, gingen an der stillgewordenen Straße entlang. Mißfällt ein Lehrer den Schulknaben oder Studenten, so beklagen sich diese, setzen schließlich die Abberufung durch. Im allgemeinen ist das Verhältnis jedoch so ideal, daß es nie und nimmer einem ausländischen Lehrer gelingt, sich, ganz abgesehen von dem Rassenunterschied, seinen Schülern wirklich zu nähern. Notgedrungen muß der Vergleich mit den einheimischen Lehrern zu deren Gunsten ausfallen. Die Beziehungen zwischen Lehrern und Schülern bestanden in Japan seit unvordenklichen Zeiten aus Dankesverpflichtung und Aufopferung. An Innigkeit und Verehrung lassen sich diese Bande nur denen zwischen Eltern und Kindern vergleichen. Trotz der überaus strengen Rangunterscheidung, trotz des Kultus, der mit den Hochgeborenen getrieben wurde, bewies auch der Sohn des Mikado, der Thronfolger, seinem Lehrer alle dem Höherstehenden zukommenden Ehren. Der Lehrer hat ehemals kostenlos unterrichtet; Gehalt, Bezahlung wurde nie erwähnt, wird es auch jetzt nicht in guten Familien. Das bleibt dem Schickslichkeitsgefühl des einzelnen überlassen. Gewiß besoldet heute der Staat die Lehrer; aber noch heute beruht fast der gesamte Unterricht auf opferwilliger Hingabe. Jeder Wohlhabende, vom Kaiser an, läßt auf seine Kosten Knaben und junge Leute erziehen. Kam es ehemals dem Daimio zu, seiner tausendköpfigen Samurai-Schar den Lebensunterhalt zu geben, gibt er heute den Enkeln und Urenkeln der ehemaligen Anhänger seiner Familie die Mittel, sich selber eine Zukunft zu gestalten. Offiziere, Rechtsanwälte, Ärzte, Ladenbesitzer tun das

Gleiche. Können sie kein bares Geld geben, gewähren sie den Studenten freien Unterhalt gegen leichte Dienste. Aber noch viel mehr tun die Lehrer. Den bedürftigen Schülern freien Nebenunterricht zu erteilen, erscheint ihnen selbstverständlich. Es gibt Universitätsprofessoren, die fast ihr ganzes herzlich geringes Gehalt ausgeben, um arme Studenten auf ihre Kosten zu unterhalten, wenn sie auch selber insofgedessen auf das kümmerlichste sich durchschlagen müssen. Es ist das ein Idealismus, gegenüber dem wir Europäer uns unruhig entschuldigen möchten, ein Idealismus, von dem Weltenbummler, junge Kaufleute aus Yokohama, die in den Japanern „ein Paß“ sehen, recht wenig wissen. Die Schüler wissen es, und der gutgestellte europäische Lehrer erscheint ihnen ein Söldling, dem man nur Höflichkeit, keine Hingabe, kein Vertrauen schuldet.

Nun ging ich zu Fuß weiter, an Orangenhainen und Teepflanzungen vorbei. Zwischen den runden, grünen Teebüschen hockten Frauen, hatten blau und weiße Handtücher um den Kopf geschlungen. Eine wohlhabende Gegend, in den Dörfern blühten die schönsten Blumen. Dicht am Strom bei einer Wassermühle standen reihenweise herrliche weiße Kallaskilien. Am anderen Haus blühten Karthäusernelken; hier leuchtete die vornehme Pracht von Amarylliden, auch Rakteen mit ihrem durchsichtigen, blendenden Rot. Kleine Töpfe mit Mesembryanthemum-Pflanzungen wurden von einem Gärtner in der Dorfstraße feilgeboten.

Noch immer ging ich zwischen den Bergzügen und der Meeresküste mit ihren kühngeschnittenen Vorsprüngen. Dann erschien, von weitem schon traurig, durch einen Wald der hohen dünnen Eisenschornsteine erkenntlich, die qualmende gedeihliche Stadt Shidzuoka, und die gedeihlichen Städte Neu-Japans sind noch weit, weit häßlicher als die europäischen.

Ganz unterhaltend war jedoch die Hauptstraße. Ein großer Laden folgte dem anderen. Da gab es zehn Fuß lange, hoch angebrachte Aushängeschilder, flott und breit hingemalte Fische, Tintenpolypen und Meerungeheuer. Andere Läden hatten Fahnen, Bilder und andere Zeichen. Im übrigen, als hervorstechendste Einzelheiten, die elektrische Straßenbahn und die unvermeidlichen Telegraphenstangen. In diesen ersieht man hier das herzstärkende Symbol des Fortschritts, der Kultur, und mit Vorliebe schmückt man mit ihnen die Straßen. Erzählte man vom europäischen Bestreben, diese häßlichen Stangen möglichst zu verbergen, würden die Japaner das einfach nicht glauben.

Bald gelangte ich jedoch in ein sympathisches Shidzuoka. Steinernen Balustraden, steinerne Brücken führen über fließendes Wasser in einen Hain, und in seiner Mitte erhebt sich der große Sengen-Tempel. Er ist der Fudshi-Göttin, der „Prinzessin der Baumbüte“ (eine wie reizvolle Mythologie) geweiht. Erbaut hat ihn der mächtige Minister des dritten Shogun Temizu um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Tokugawa-Periode, also etwas spät, etwas überladen. Jetzt überaus malerisch mit dem verblaßten, entartet milchigen Rot, dem verwaschenen Veroneser Grün der reichen Frieße unter den Dächern. Es zieht sich der große, baumbestandene Bezirk den Bergabhang hinauf. Lange kann man in ihm wandern, kommt an verschiedenen Tempelgebäuden

vorbei. Da gibt es reizvolle Relieffrieschnitzereien, Blumen, Tiere, Vögel im Gewirr der Ranken und Wolken, schöne alte Bronzen, steinerne Laternen. Ein mächtiges Dach beschützt die von allen Seiten offene Tanzbühne, in Galerien hängen alte und neue Bilder; dies ist das Bibliothekshaus. Priesterwohnungen sind von Gärten umgeben, dazwischen liegen Teiche, blühende Bäume, Teehäuser und Buden. Eine grandiose Prozessionsstraße steigt auf Steinstufen durch den Hain zum hochgelegenen Allerheiligsten empor, und vor diesen obersten Terrassen erhebt sich in ferner, schwindelnder Höhe der Fudshi-San.

Dann gingen Kondo und ich am Waldbahang weiter. Dort erhob sich die Shogun-Burg. Was sich vernichten ließ, hat die Meidschi-Neuzeit vernichtet. Regierungsgebäude im wohlfeilsten europäischen Kasernenstil erheben sich im Burgbezirk; aber Cycloppenmauern, Ringgraben, malerische Kiefern sind noch geblieben.

Die Gegend wurde ländlich reizvoll. Es kam der Rinzadschi-Tempel, auf das engste mit dem großen Shogun Sejasu, dem Hidejoshi in Odawara die Macht gab, verknüpft. Hier beschloß er als „Inkio“ sein ruhmreiches Leben. Geziemt es doch der asiatischen Ethik zufolge dem hochdenkenden Menschen, sich zeitig der Last der Macht des Tages zu entledigen, die letzten Jahrzehnte in edler verinnerlichender Stille zu verbringen. Auch dieser Tempel gehört zur Zen-Sekte, zur „Sekte der schönen Seelen.“ Auch dieser zeigt den vornehm zurückhaltenden Geschmack, hat einen poetisch-intimen Hauch. Als Einführung ein steingefasteter Lotusteich, als Hintergrund hochaufsteigender Wald; der Blick fällt auf die Ebene, auf das Meer, auf das ferne Gebirge.

Überaus anmutig gehen die Gartenanlagen mit ihren blühenden Büschen und einzelnen Blumen in die Baumeinsamkeit über. Hier empfindet man so recht die liebevolle Verfeinerung der altasiatischen Gärten. Natürlich stammt diese Kunst, wie mit Ausnahme der Reinlichkeit und Ritterlichkeit alles Gute Japans, aus China. Jetzt ist es eine unbeschreiblich verwickelte, verknöcherte Kunst. Wie der Felsen an jener Stelle zur Kiefer steht, wie jene Steingruppe am Teich liegt, hat alles nicht nur Benennung, sondern literarisch-symbolische, fast rituelle Bedeutung. Doch ist der Eindruck fast immer selbstverständlich durchsichtig, harmonisch. Immer blühen einige Blumen, kommen zur schönsten Geltung. Ein jeder dieser bedeutsam verteilten Farbflecke wird durch neutrale Büsche oder Bäume oder Steine gehoben. Jetzt leuchten die Azaleen, und am kleinen Teich spiegeln sich die hochgewachsenen Irisblüten.

Etwas vor mir spazierte langsam ein älterer, in dunkelgrau-seidenen Kimono gekleideter Herr, rezitierte mit halblauter Stimme Gedichte. Eigentlich war er affenartig häßlich; aber sein Ausdruck war so durchgeistigt, so harmonisch-glücklich, daß er sympathisch wirkte. Hat er sich vielleicht hierher, wie das auch heute noch geschieht, als Pensionär in dieses Kloster zurückgezogen, genießt hier den Lebensabend? Auf die liebliche Abgeschlossenheit dieser Parkgartenwelt münden die Wohnungen der Priester wie wohl auch der Gäste.

Hierher hatte sich der große Sejasu zurückgezogen, hier verlebte er stillglückliche Jahre. Er war vornehm, stammte von einem jüngeren Zweig der

Minamoto; so wurde ihm jener Shogun-Titel, den der allgewaltige Plebejer Hidejoschi sich nicht anmaßen wollte. Weder seine Formen noch sein Äußeres ließen jedoch diese Abkunft vermuten. Er war klein und schwerfällig, auf seinen dicken Lippen lag ein schlaues Lächeln, seine Augen beobachteten genau, im Kampfgewühl blitzten sie auf. Er war ruhig, bedächtig, bescheiden, hatte staatsmännischen Weitblick, und nicht sein Ruhm, sondern die Wohlfahrt seines Volkes kam ihm an erster Stelle. Hidejoschi war der genialste Lenker des Landes; Jezasu ist der weiseste, der edelste gewesen. Zufälligerweise war er von Hause aus so wenig gebildet, daß in diesem Tempel der kleine Raum noch immer gezeigt wird, in dem er sich von Priestern im Schreiben unterweisen ließ. Aber er hatte Liebe und Verständnis zum Geistigen, umgab sich hier mit den namhaftesten Gelehrten und Künstlern, lauschte ihren Worten, freute sich an ihren Werken, an der Musik und bereicherte seinerseits diese Umgebung aus dem Schatz seiner Lebenserfahrung, seiner Menschenkenntnis.

Die von ihm gegründete Tokugawa-Dynastie wird schon ihre gute Stellung in der Geschichte behaupten. Vergleicht man ihre Regierung mit jener der übrigen gleichzeitigen asiatischen Reiche, ja mit der vieler europäischer Autokratien des 17. und 18. Jahrhunderts, steht sie sogar glänzend da. Trotzdem ist es erklärlich, daß viele moderne ehrgeizige Japaner bitter den Tokugawas die Abschließung des Landes, die daraus hervorgegangene Beeinträchtigung vorwerfen. Vor kurzem hat ein japanischer Professor sich hierüber ausgelassen: „Die Tokugawa-Zeit bedeutet verhängnisvollen Stillstand; damals hätten wir Spanien seinen Besitz streitig machen können, hätten uns ausgebreitet, wie andere kräftige Völker es taten.“ Kunst- und kulturliebende Europäer ersehen dagegen in dem Abschließen Japans, in der Bewahrung so vieler künstlerischen und kulturellen Werte, die in Europa indessen verloren gingen, ein unverhofftes Glück. Den Tokugawa-Shogunen haben wir die Erhaltung einer uralten Kultur, einer einzig dastehenden Schönheit des Alltagslebens zu verdanken.

Nach Shidzuoka, dem Aufenthaltort des ersten Tokugawa, kam in den sechziger Jahren Keiki, der letzte der Dynastie. Ruhmlos war er erlegen. Einer seiner Minister flehte ihn an, Seppuko (Harakiri) zu begehen. Der Herrscher tat es nicht. Darauf tötete sich der Minister, denn das mußte japanischer Tradition entsprechend der Diener, der sich angemaßt hatte, seinem Herrn einen solchen Rat zu erteilen. Keiki-Tokugawa lebte lange Zeit hier; Ende der neunziger Jahre war er so vergessen, so gefahrlos, daß der Mikado ihn nach Tokio berief, ihm eine hohe Hofstellung verlieh. Am Tage, ehe ich in Tokio eintraf, wurde die neue (schauderhafte) Brücke, welche die altberühmte herrliche Nihanbashi-Brücke ersetzt hat, eingeweiht. Als Ehrengast der Stadt schritt der greise Keiki-Tokugawa als erster hinüber. Er, der tatsächlich als unbeschränkter Monarch hier geherrscht hatte, jetzt ein harmloser dekorativer Schatten der vergangenen Zeit.

Schon lange ist er Inki; sein jüngerer Sohn ist Familienoberhaupt, ist einer der elegantesten kosmopolitischen jungen Herren der Tokioer Gesellschaft. Ich hatte jedoch das Glück, ihn als Haupt der Tokugawa zu sehen.

Sie besitzen einen Familientempel im Ueno-Park von Tokio. Als ich einmal am Tempel vorbeikam, ging eine Festlichkeit vor sich. Priester und Novizen in herrlichen weißen und hellgrünen, seidenen Gewändern brachten schön-geschichtete Opfergaben, welche dann der oberste Priester knieend im Dämmerhintergrunde niederlegte. Dann schritt der Oberpriester die Stufen herunter, begab sich nach einem Nebengebäude und kehrte mit einer Prozession feierlich in der alten Hoftracht gekleideter Herren zurück. Mit mir war ein japanischer Herr, der sagte plötzlich: „Das ist ja der junge Tokugawa.“ Er kannte ihn, hatte mir von ihm erzählt. Heute war die Totenfeier der Ahnen, und alle männlichen Mitglieder der Familie vollzogen das Opfer. Sie trugen die strenge alte Tracht: weiße Sandalen, den steifschwarzen Kopshaar-Zeboshi-Kopfsuß, Gewänder von unbeschreiblich schönem Brokat in mannigfachen, vorwiegend grünlichen Tönen. Der Prinz ging mit vollendetem Anstand, aber ich kann es nicht leugnen, es war mir, als zuckte ein kleines gelangweiltes Lächeln um seine Lippen. Sie schritten dicht an mir vorüber, die Stufen des Tempels hinauf. Es erklang die Musik, es verqualmte Weihrauch in bläulich-weißem Dunst. Da saßen sie in der Dämmerung in zwei Reihen, verneigten sich tief vor der Ahnentafel der Tokugawa-Dynastie.

Samamazu. Heute kam wieder eine erstaunlich hübsche Wegstrecke. Die Abhänge waren von herrlichen Waldgruppen bedeckt, ein baumbeschatteter Fluß wand sich entlang, eine üppigfruchtbare Gegend wurde von Bergen umrahmt. Überall stattliche Gehöfte, mit Hecken, mit Bäumen umgeben. An die gesegnetsten Strecken Südwestdeutschlands oder Englands erinnerten diese Fluren.

In den alten Wanderzeiten hätte ich heute den dramatischen Höhepunkt erlebt, den Übergang des von prächtigen Kiefern gezielten Digawa. Keine Brücke, keine Fähre ging über den breiten, reißenden Strom. Einige Träger trugen auf ihren Schultern kleine Flöße, auf denen die Reisenden und ihre Habseligkeiten hockten. „Jedem von uns“, so schreibt Kämpfer, „wurden drei der besonders verordneten Träger beigegeben. Wir erhielten ein jeder ein in Öl getränktes und am Ende unterzeichnetes Papierchen, das die dasigen Schreiber austeilen, wir aber nach glücklicher Durchbringung den Trägern zurückeinhandigten, damit diese, weil sie für die Verwahrlosung für irgendeine Person mit dem Leben haften müssen, sich bei erwähnten Schreibern damit wiederum auslösen können.“ Es war eine etwas gefährliche Sache, und herrschte auch diese strenge Zucht, versuchte die Trägergilde den Übergang noch gefährlicher darzustellen, suchte regelmäßig die tiefsten Flußstellen aus. Den Furchtsamen war es eine qualvolle Stunde; die Jungen, die Abenteuerfreudigen genossen die Episode. Jetzt führt eine langweilige, immerhin doch recht zweckmäßige Brücke hinüber.

Der Strom blieb in Sicht, es krümmten sich die felsigen Ufer, dann folgten friedlich-fleißige Täler mit nassen Reisfeldern und leuchtend grünem Getreide.

(Fortsetzung folgt.)

Vor hundert Jahren.

Briefe eines in Deutschland reisenden Engländers.

Mitgeteilt von

Oscar Freiherrn Parish von Senftenberg.

Der Autor der hier von mir aus dem englischen Original übersehten Briefe ist mein Großonkel George Parish, der in jungen Jahren in indische Dienste trat und es dort zu einer hohen Stellung brachte. Unvermählt, fröhnte er einer nie ruhenden Reiselust, die ihn, abgesehen von einer 1814 und 1815 unternommenen Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien, in späteren Jahren durch Amerika, ja durch das damals ganz ungekannnte Südrussland bis an den Kaukasus führte. Bei Antritt einer neuen Reise ereilte ihn 1839 ein plötzlicher Tod in Paris. — Über all diese Reisen berichtete er in frischer und anschaulicher Weise an Verwandte.

Ich wählte die Briefe, welche, die Reise 1814 durch Deutschland betreffend, auch als Zentenar-Erinnerung gelten mögen. Die großen Umwälzungen, die sich damals vollzogen hatten, das Ende der Fremdherrschaft in Deutschland und damit der Beginn einer neuen Periode macht diese Zeit zu einer besonders interessanten, und zur Beurteilung der Verhältnisse, die sie vorfand, wird auch dem heutigen deutschen Leser die Auffassung eines Ausländers nicht wertlos erscheinen.

Die in englischer Sprache geschriebenen Briefe sind an den Vater des Autors gerichtet, den damals in Bath lebenden John Parish, der den Lesern dieser Zeitschrift nicht unbekannt ist. Ich brauche nur an die Arbeit Professor Ehrenbergs „Das Haus Parish in Hamburg“¹⁾ zu erinnern, die vor mehreren Jahren in der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht worden ist.

Alle die Stellen, die rein Persönliches betreffen oder sonst kein allgemeines Interesse besitzen, habe ich fortgelassen, im übrigen aber den Sinn des englischen Originals soweit möglich getreu wiederzugeben mich bemüht. —

Hamburg, 1. Juni 1814.

Mein lieber Vater!

. . . Wir verließen Cuxhaven gestern früh bei günstigem Wind. So, den Fluß hinauffegelnd, erkannte ich alle jene Plätze wieder, welche ehemals meine Jugend und meine Vergnügungen gesehen haben. Einen großen Eindruck machte mir die schöne Lage Blankenese, aber Nienstedten²⁾ erregte

¹⁾ Deutsche Rundschau, 1903, Bd. CXV, S. 51 ff.: „Entstehung und Bedeutung großer Vermögen“, von Professor Richard Ehrenberg.

²⁾ Parish's Besitz an der Elbe.

meine größte Aufmerksamkeit. Jeder Schritt dieses schönen Ortes ist meinem Auge altbekannt, wenn auch schon fast eine Generation verging, seit ich ihn das letzte Mal sah. So stark sind die frühen Eindrücke. So weit ich vom Wasser aus es beurteilen konnte, sind die Bäume stark herangewachsen, doch sonst ist nicht viel verändert. Hier landeten Susette¹⁾ und die Kinder am Mühlenberg, während Richard und ich unsere Fahrt nach Hamburg fortsetzten. — Im Hafen der Stadt gab alles Zeugnis von dem Freudenfest, das in den Straßen vor sich ging. Die Schiffe waren beslaggt, und ringsum ertönten Böllerschüsse. Am Morgen hatten 10000 Russen die Stadt besetzt. Wie bedauerte ich, daß wir zu spät kamen, um den Einzug zu sehen. Dreihundert Jungfrauen, weißgekleidet, lorbeerbekränzt, hatten das Heer am Tore erwartet und die Straßen für Bannigsen und seine braven Truppen mit Blumen bestreut.

Wir landeten bei den Vorsezen, wo ich meinen Onkel und Bella fand, und ich freute mich sehr, sie so wohl zu sehen. — Wir richteten unsere Schritte nun nach dem Jungfernstieg, dem großen Rendez-vous der Soldateska. — Um Dir diese Szene vorzustellen, mußt Du Dir einen Engländer denken, plötzlich aus seinem friedlichen Lande, wo der Anblick eines Soldaten Aufmerksamkeit erregt, hineinversetzt ins russische Heer, in die Mitte von kaiserlichen Garden, Reitern, Fußsoldaten und Kosaken. Ich habe nie ein gleich imposantes Schauspiel erlebt, und nie war ich so von dem militärischen Charakter Rußlands impressioniert. Jetzt, wo ich die kriegerische Haltung dieser Truppen gesehen habe, ihre physische Stärke, ihre Disziplin, wundern mich ihre Erfolge im Felde nicht mehr. Am Abend war die Stadt beleuchtet, und es wurde ein Stück gegeben, das „Der Erlösungstag“ heißt. Es stellt einen Bürgergardisten dar, der aus dem Krieg in die Heimat zurückkehrt. Die einzelnen Aktionen, in denen die Bürgergarde sich ausgezeichnet hat, wurden in Erinnerung gebracht, und warmer Dank wird dem Alliierten gesagt für die erfolgte Befreiung. Am Schlusse wurde die Marine aller Länder dargestellt, eine jede repräsentiert durch einen Matrosen mit der Flagge seines Landes. Bei dieser Szene wurde England in einer Weise, die es so reichlich verdient hat, unter donnerndem Zuruf und dem Schwenken von Hüten und Tüchern geehrt. Es war mir eine Genugthuung, dies zu sehen. Das Haus war mit hervorragenden Persönlichkeiten gefüllt und schön mit Girlanden geschmückt. —

Wir besahen das Haus in der Deichstraße²⁾, das nur wenig gelitten hat, wenn man bedenkt, welchen Gefahren es ausgesetzt war. Es ist gelungen, einen Teil der Möbel zurückzubekommen, und bald wird es wieder sein, was es früher war. Ich wohne mit Charles³⁾ am Jungfernstieg. Wir aßen bei Wiedemann, wo eine große Zahl russischer Kosakenoffiziere speisten. Aus großen Gläsern tranken sie Champagner, die leeren Flaschen und Gläser warfen sie an die Wand. Sie zahlten aber den angerichteten Schaden in harten

¹⁾ Susette Parish geb. Godeffroy.

²⁾ Parish's Stadthaus.

³⁾ Charles Parish, jüngster Bruder des Brieffschreibers.

Dukaten, anständig wie Engländer. Wir sind im Begriff, zum Diner nach Nienstedten zu fahren; hiervon sollst Du im nächsten Briefe hören.

2. Juni 1814.

Ich komme von Nienstedten, liebster Vater, das ich, abgesehen von einiger durch das plötzliche Eintreffen der Bewohner hervorgerufenen Unruhe fand, als ob ich es nicht bald vor zwanzig Jahren, sondern gestern erst verlassen hätte. Die Naturschönheit des Plazes entzückte mich von neuem, und ich behauptete ohne Übertreibung, daß ich selten eine Gegend sah, die schöner genannt werden kann. — John, Richard, Charles und ich fuhren in einem Stuhlwagen hinaus. Von Altona angefangen hielten wir oft, alte Bekannte zu begrüßen . . . In Nienstedten besuchte ich ein jedes Bauernhaus, und „Müschy Gorgy“ fand überall herzliches Willkommen . . .

Bisher habe ich nur die Teile der Gegend gesehen, die vom Feinde nicht gelitten haben; doch sagt man mir, daß das Bild der zurückgelassenen Zerstörung ein grauenhaftes sei. Der Hamburger Berg ist bis zu den Toren Altonas vollständig zerstört, und seine Ruinen bleiben als dauerndes Denkmal des vernichtenden Krieges. Die Franzosen hatten 31000 Mann in der Stadt, die, verbunden mit der natürlichen Stärke des Ortes, jeden Versuch, sich seiner durch Sturm zu bemächtigen, vereitelt haben würden.

Von dem sonderbaren Leben am Jungfernstieg kann ich Dir keine genügende Beschreibung geben. Während ich dies schreibe, sprengen an meinem Fenster Kosaken, Husaren und Dragoner im scharfen Tempo vorüber, als wären wir mitten im Kriege. Russische Fuhrwerke von eigentümlicher Form, bespannt mit sechs oder acht Pferden rasseln im Galopp vorbei, als ob das Heil ihres Staates von ihnen abhinge. Soeben reitet Graf Bennigsen, begleitet von einem Stabe von 20—30 Offizieren und einer Eskorte von 100 Kosaken, vorüber . . .

10. Juni 1814.

Seit ich schrieb, bin ich wieder in Nienstedten gewesen und habe mich damit unterhalten, überall Besuche abzustatten. Nun bin ich in die Stadt gekommen, um in der Börsenhalle einen Subskriptionsball mitzumachen, der auf ein schriftliches Ersuchen des Senates von Charles mit Gräfin Bennigsen eröffnet wird. Ich vermute, die ehrwürdige Körperschaft wollte der Gräfin zeigen, was für Männer Hamburg aufzuweisen vermag. Wir hören, es sei am 1. Juni ein allgemeiner Friede unterfertigt worden, aber die Bedingungen sind hier noch nicht bekannt. So entgegengesetzte Interessen zu befriedigen, wird wohl nicht gelungen sein. Ich nehme demnach an, daß er nicht allgemeine Genugthuung hervorrufen wird. —

16. Juni 1814.

Die Anspielung in Deinem letzten Briefe an die Episode, wie König Karl¹⁾ in einer hohlen Eiche Zuflucht suchen mußte, erreichte mich am 15. Juni, und durch sie wurde ich daran erinnert, daß sich gerade der Tag zum zehnten

¹⁾ Karl von England.

Male jährte, da ich in ähnlicher Lage in Indien mich in ein verfallenes und verlassenes Lehmfort flüchten mußte. Am 15. Juni 1804 war meine Truppe vom Gegner im freien Felde geschlagen worden, und ich mußte sie mit einem Verluste von 16 Toten und etwa 40 Verwundeten vor dem übermächtigen Gegner in dieses Fort zurückführen. Ich selbst entkam nur knapp, doch da man glücklich überstandene Gefahren zu leicht vergißt, hätte ich mich, ohne Deinen Brief, wohl kaum dieses Jahrestages erinnert.

Natürlich hast Du über den Friedensvertrag schon alles gehört. Es scheinen aber nur die Grenzen Frankreichs und einige Deutschland betreffende Fragen erledigt zu sein, alles übrige (ich fürchte sine die) einem Kongresse in Wien vorbehalten zu bleiben. Während dieser Tage fanden Durchmärsche starker russischer Truppentkörper statt, die Holstein zu besetzen haben. Sonderbarer Weise gibt die dänische Regierung dennoch dem Grafen Bennigsen in Altona ein großes Fest, zu dem mehr als 500 Einladungen ergangen sind. Als Grund der Besetzung wird angegeben, daß der König von Dänemark nicht seine Souveränität über Holstein, die er Verträgen mit Frankreich verdankt, aufgeben will, während die Alliierten ihn nur als Herzog von Holstein anerkennen.

Nach den letzten Nachrichten aus Frankreich scheint es, daß Hamburg nicht für das der Bank entnommene Geld entschädigt werden soll. — Indes sammelt sich schon wieder ein neuer Fond, der bereits auf 2 1/2 Millionen Mark Banko angewachsen ist. Richard ist als einer der Direktoren berufen worden, der erste Fall, daß jemand anglikanischer Religion eine solche Stellung erhält. —

Gestern dinierte die ganze Familie in Nienstedten, und wir nahmen den Kaffee am „quarter deck“. Unsere Gemüthlichkeit wurde leider bald gestört durch die Nachricht, daß es in Blankenese brenne. Bei dem starken Wind und den eng gedrängten Häusern war wenig Hoffnung, den Ort zu retten. Es sind auch mehr als 100 Gebäude eingeeäschert worden. . . .

Hamburg, 23. Juni 1814.

Bevor Dich diese Zeilen erreichen, wird John¹⁾ sich auf Deiner Seite des Wassers befinden, um als Abgesandter Hamburgs zu intervenieren. Der Zweck seiner Mission ist Dir ja schon bekannt, aber ich glaube nicht, daß ein Erfolg erzielt werden kann. Mit Bezug auf meine Reise kann ich nur bemerken, daß sie mir sehr großes Vergnügen bereitet. In Indien habe ich mir oft das Glück ausgemalt, den Ort meiner glücklichen Jugend wiederzusehen. Viele sagten mir, dies sei nur in meiner Einbildung; wenn mein Wunsch sich verwirklichen werde, so würde ich enttäuscht sein. Aber nun kann ich sagen, daß meine weitestgehenden Erwartungen übertroffen wurden. Wohl mischt sich in die Freude der bittere Tropfen meiner nahen Abreise, vielleicht um nie mehr zurückzukehren. —

¹⁾ John, später Freiherr Parish von Senftenberg, ältester Bruder des Briefschreibers.

Hamburgs Befestigungen sind von den Franzosen sehr verstärkt worden, und in Berücksichtigung der Jahreszeit (Winter) und der kurzen Zeit, in der alle die Bauten beendet wurden, bilden sie ein rühmenswertes Zeugnis für das militärische Talent dieser Nation. Ich erachte es für mehr als zweifelhaft, ob Bennigsens 40 000 Russen die Stadt hätten erobern können. Die neue Brücke über die Elbe ist ebenfalls ein Meisterstück der Architektur und erregt die Bewunderung aller in dem Fache Gebildeten. — Über diese Brücke versahen sich die Franzosen mit Lebensmitteln vom hannoverschen Ufer und kehrten dann vor Tagesanbruch in die Stadt zurück. Einmal sind sie 10 000 Mann stark ausgerückt und haben auf Meilen hinaus in Hannover alles irgendwie Eßbare mitgenommen. In der Richtung von Ham und Horn sind alle Häuser, alle Avenuen, ein jeder Baum, wie jedes Gebüsch vom Boden rasiert. Am Hamburger Berg herrscht dieselbe Verwüstung. Jahre müssen vergehen, lange Jahre, ehe diese reizende Gegend die Folgen der Unglückszeit überwunden haben wird. In der Stadt sind nur die Häuser beschädigt worden, die als Kasernen oder Hospitäler benutzt wurden. Immerhin haben die Einwohner während der Belagerung sehr gelitten durch Hunger und Kälte. Holz und Torf waren unerschwinglich teuer, und nur Sybariten leisteten sich ein Feuer. Mein alter italienischer Lehrer hat den ganzen Winter im Bette zugebracht, das einzige Mittel, wie er behauptet, dem Erfrieren zu entgehen.

Die Geselligkeit in Hamburg erinnerte mich nicht selten an die unsere in Indien, wo die Menschen ebenso sehr Freunde angenehmen Lebens sind und über reichliche Mittel verfügen, diesen Neigungen nachzukommen. Öffentliche Unterhaltungen sind infolge der herrschenden zerrütteten Verhältnisse selten. Das französische Theater ist geschlossen, und es wird nicht leicht sein, die Bevölkerung an seine Wiedereröffnung zu gewöhnen, nach allem, was die Leute hier von jener Nation erduldeten. Nach den Berichten, die mir von allen Seiten zuzingen, hat Davousts Benehmen auch die erstaunlichsten Nachrichten, die wir kopfschüttelnd in unseren Zeitungen davon lasen, an Brutalität weit übertroffen. Würden mir die Berichte nicht von verlässlichen Persönlichkeiten zugehen, Persönlichkeiten, die zumeist Augenzeugen dieser Vorgänge gewesen sind, so würde ich noch immer bezweifeln, daß irgend jemand, möge er noch so grausam veranlagt, noch so sehr zur Rache gereizt sein, seine Befriedigung in einem so kühl konzipierten System von Tyrannei und Unterdrückung finden könne. Infolge hiervon ist der Haß der Bevölkerung gegen die Franzosen so groß, daß zum Beispiel der Pöbel erst gestern eine Anzahl französischer Rekonvaleszenten (es sind nämlich noch 6000 französische Kranke und Verwundete hier) überfiel und sie auf das unmenschlichste mißhandelte. Unter diesen Verwundeten habe ich bisher noch keinen wirklich erwachsenen Mann gesehen; die meisten sind Burschen unter sechzehn Jahren. Jammer, Elend und Krankheit lugt ihnen aus den Augen. Von Juni 1813 bis April 1814 haben die Franzosen hier 9840 ihrer Leute begraben, und unter den zurückgelassenen Kranken sind etwa noch 1000 in dem Zustande, daß sie ihre Heimat nicht wiedersehen werden. Eine Abteilung, die vor zwei Tagen den Rückmarsch nach Frankreich antrat, wurde von der Bevölkerung verfolgt.

Nur dadurch, daß sie, ihre Nationalität verleugnend, sich für Italiener ausgaben, wurden sie vor Schlimmem behütet. — Für all diese Grausamkeiten, mit denen ein wütendes Volk seinen Haß an den Franzosen ausläßt, mögen diese den Schandtaten Davousts ihren Dank abstaten. —

Im Munde der Hamburger ist das Verhalten Dänemarks das allgemeine Thema, dem das Motto „gerechte Vergeltung“ vorangestellt wird. Vielleicht haben die eigenen Leiden die Leute hier unfähig gemacht, die Politik jenes Hofes zu verstehen. So viel ist sicher, hätten die Dänen den Ort nicht zu der Zeit, wie sie es taten, übergeben, wäre Hamburg in die allgemeine Amnestie eingeschlossen worden, und all die Leiden von 1814 wären ihm erspart geblieben. Die Folge dieser Erkenntnis ist, daß der Verlust Norwegens als „gerechte Vergeltung“ angesehen wird.

Um Dir aber eine Skizze dänischer Disziplin und Tapferkeit zu geben, will ich Dir folgendes Vorkommnis, das zur Zeit der Besetzung Dänemarks durch die Russen spielt, erzählen. Ein dänischer Offizier befehligt eine Batterie von 26 Geschützen (24-Pfünder) und 250 Mann. Er war mit Munition und sonstigem Bedarf reich versehen. Nun geht ein Kosaken-Leutnant mit 50 Reitern, aber ohne ein Geschütz, gegen diese Abtheilung in fester Stellung vor. Der Leutnant will mit dem dänischen Befehlshaber verhandeln, doch stellt sich heraus, daß die Kosaken keinen Trompeter mithaben. Um einen solchen aufzutreiben, reitet eine Patrouille nach Tönningen, doch können sie nur einen Kirchenbläser finden, der nicht reiten kann. So wird der Arme hinter einen Reiter auf ein Pferd gesetzt, an diesem festgebunden, und fort geht es im Galopp zur Batterie, wo er seinen musikalischen Fertigkeiten freien Lauf zu lassen hat. Der Leutnant verlangt sofortige Übergabe der Batterie, dem dänischen Offizier mit 10000 Russen drohend, die ihm folgen sollen und die Batterie erobern werden. Der Däne sieht nur die kleine Anzahl Reiter, antwortet, für seinen militärischen Ruf besorgt, daß, wenn die Russen ihn mit Kanonen angreifen würden, er kapitulieren werde. Sofort sprengen die Russen wieder nach Tönningen, um eine Kanone zu suchen. Nun befindet sich dort das Rohr eines Dreipfünders, der bei einem Durchmarsch vor Jahren als unbrauchbar zurückgeblieben war. — Dieses Rohr wird auf einen Karren verladen, und aufs neue geht es gegen den Feind. Da man aber, nachdem man Pulver aufgetrieben hat, niemanden hat, der das gefährliche Geschütz zu laden und abzuschießen versteht, so wird in der Stadt nach einem ehemaligen Artilleristen gefahndet. Doch die würdigen Bürger erklären, die nötigen Kenntnisse nicht zu besitzen, vielleicht aber könne der Nachtwächter dienen, der dreißig Jahre früher auf einem Kriegsschiffe Schiffsjunge gewesen sei. Der Unglückliche wurde sofort ergriffen und trotz seines jammervollen Protestes gegen die Batterie geführt, wo er die eigenartige Kanone laden und abschießen mußte. Im nächsten Augenblick zittert die Erde bis in ihre Grundfesten, gewaltige Rauchmassen heben sich von der Schanze, und das Donnern der dänischen Batterie ertönt. Die Geschütze waren aber, der Verabredung gemäß — man sagt, nachdem der dänische Kommandant 1000 Louis zugesichert erhalten habe — in die Luft gerichtet gewesen. Nach diesem heißen

Kampf erschien eine weiße Fahne am Wall, die Dänen streckten die Waffen und wurden von einigen Kosaken abgeführt. In der offiziellen Darstellung wird natürlich berichtet, die Kosaken hätten die Schanze im Sturm genommen. Aber Herr Legow aus Tönningen, der mir diese Geschichte erzählte, hat der ganzen Komödie als Augenzeuge beigewohnt! —

Hamburg, 5. Juli 1814.

. . . Die Gräfin Bennigsen ist von Hamburg abgereist, so blieb es mir erspart, Charles Vernunft zu predigen. Wir drei aßen mit dem Grafen am Freitag, es waren 50 Personen bei Tisch. Dies war das erste deutsche Festessen, an dem ich teilnahm; möge es das letzte bleiben. Es dauerte 3¹/₂ Stunden! Meine Cousine Friederike¹⁾ heiratete Sonntag General von Poncet. Nach der Zeremonie reisten sie à la mode anglaise in einer vierspännigen Porte Chaise ab. Diese plötzliche Abreise erscheint mir wenig überlegt. Stelle Dir vor, die Nacht in einem deutschen Wirtshause unter einem Federbett! — . . .

Hamburg, 12. Juli 1814.

. . . Mein Aufenthalt hier zieht sich in die Länge, da ich Poncets Rückkehr abwarten und an einem Ball teilnehmen wollte, den Peter Godeffroy zu dieser Gelegenheit vorbereitet. Nun aber kann ich nicht länger warten und reise Donnerstag nach Hannover — Pyrmont — Cassel — Frankfurt. Die Reise über Berlin — Leipzig — Dresden habe ich als zu lange dauernd aufgegeben. Wenn ich sage, daß ich Hamburg nur mit Bedauern verlasse, so drückt dies meine Gefühle nur schwach aus. —

Für Sonntag war eine Revue angesetzt, zu der wir von General Schepelow eingeladen waren. Der weiten Entfernung halber standen wir bei Tagesanbruch auf, fuhren in einem Stuhlwagen in die Stadt und frühstückten am Jungfernstieg. Ich hatte eine gewöhnliche Revue vermutet, hatte mich aber geirrt. Graf Bennigsen hatte einige Tage vorher den höchsten russischen Orden, den St. Georgs-Orden, erhalten (den nur Kutusow und ein anderer Marschall des Reiches besitzen und den der Kaiser abgelehnt hat zu tragen, da er ihn noch nicht verdient habe). Die Russen legen dieser Dekoration das größte Gewicht bei und achten die Persönlichkeiten, die ihn erhalten, hoch. Dies führte zu einem Feste, das General Schepelow bei dieser Gelegenheit gab. Eine Gefechtsübung von Infanterie und Kavallerie, wie das Sprengen von zwei Minen war die Unterhaltung des Tages. —

Der Angriff begann auf einige Entfernung, und nach und nach wurde die eine Partei gegen uns zurück und zuletzt in ihre eigene Artillerie hineingedrängt, etwa hundert Schritte auf unserer Seite. Nun sprengten diese, um ihren Rückzug zu sichern, zwei Minen. Die Explosion war stark und hatte eine bedeutende Wirkung; die eine Mine enthielt 2000 Pfund Pulver. Nachdem diese Übung beendet war, begaben wir uns zu einem Zelt, in welchem

¹⁾ Friederike Godeffroy. Aus ihrer Ehe mit General von Poncet stammen, abgesehen von der russischen Familie von Poncet, auch der ehemalige bekannte Minister Graf Miljutin und der jetzt viel genannte russische General Börschelmann.

die Damen Platz nahmen. Bennigsen mit seinem ganzen Stabe zu Pferd nahm ihnen gegenüber Aufstellung, und nun defilirten vor dieser Versammlung die Truppen, jedes Regiment mit seiner Musik. Ein Regiment Miliz fiel mir auf. Lauter Leute mit langen, weißen, lockeren Röcken und langen Bärten. Wenn man bedenkt, daß dies plötzlich ausgehobene Bauern sind, die so weit hinausgeführt wurden, dann bewundert man den militärischen Geist des Volkes, aber bedauert die Notwendigkeit. Der Raum reichte nicht, daß wir alle uns hätten zum Essen setzen können; dennoch war das Fest glänzend, und Bordeaux und Champagner flossen in Strömen. Die Szene, die nun folgte, war wirklich charakteristisch für die Russen, denn nur sie allein verstehen, glaube ich, „tumultuarische Freude“ darzustellen. Denke Dich von 2000 Soldaten umgeben, vier Musikbanden in voller Arbeit und in jeder Ecke des Zeltes Gruppen von acht bis zehn Sängern. Dann denke Dir die Gefühle, die die Leute bei dieser Gelegenheit erfüllen. Als die Gesundheit des Grafen Bennigsen getrunken wurde, da fielen die vier Orchester mit verschiedenen Stücken ein, Infanterie und Artillerie feuerten, und als gar die zuschauende Bevölkerung in das im Zelte ausgebrachte allgemeine Hurra einstimmt, gab es einen Lärm, der die Toten hätte erwecken können, jedenfalls aber genügte, die Lebenden zu überwältigen. —

P. S.

Hannover, 16. Juli.

Ich wurde in meinem Schreiben unterbrochen und konnte dann nicht mehr Zeit finden, diesen Brief zu beenden. So nehme ich denn hier die Feder wieder auf, um Dir zu erzählen, daß ich meinen Aufenthalt in Hamburg beendete. Ich reiste Donnerstag abend von dort ab, schlief in Harburg, und heute früh kam ich hier an. Doch ich werde Dir bald von der Reise umständlich erzählen. . . .

Hannover, 16. Juli 1814.

Mein heute früh beendeter Brief sollte Dir die Nachricht bringen, daß ich meinem Entschluß, Hamburg am festgesetzten Tage zu verlassen, treugeblieben. Eine Stunde genügte, mich mit ein paar Pferden nach Harburg zu bringen. Davousts Brücke ist für den Reisenden wirklich eine große Unnehmlichkeit. Dieses Verbindungsmittel wird durch zwei Fahren vervollständigt; die Boote sind gut und die Leute aufmerksam. Man muß es anerkennen, daß die Franzosen es verstanden haben, diesen öffentlichen Dienst bei der hiesigen Bevölkerung einzuführen; leider ist zu befürchten, daß mit dem Verschwinden der energischen Verwaltung die Leute bald in ihre alten Gewohnheiten zurückfallen werden. Ich legte mich früh nieder, weil ich die Pferde schon für 3 Uhr früh bestellt hatte, und war wirklich zu dieser grausamen Stunde in meinem Wagen. Die Straße nach Celle und Hannover ist zu bekannt, um nochmals beschrieben zu werden. Es ist wohl die schlechteste Straße Deutschlands, wenn man knietiefen Sand, von Pfützen unterbrochen, inmitten öder Heide überhaupt Straße nennen darf. Beim Aufbruch gab ich, um Freundschaft mit meinem Postillion anzuknüpfen, demselben eine Flasche Wein, die ich am Abend vorher fast unberührt gelassen hatte.

Ich hoffte, dies würde sein Tempo etwas beschleunigen, aber es hatte nur wenig Erfolg, und ich konnte den Mann nicht einmal tadeln. Für die Benutzung einer Chaussee wird ein Zoll erhoben; sie wurde von den Franzosen begonnen, wird jetzt nicht weiter geführt, aber der Zoll ist geblieben. Meinem ersten Postillion gab ich etwa doppelt soviel Trinkgeld, als üblich ist. Dennoch wandte sich der Mann empört ab, als ob ihm eine schwere Beleidigung angetan sei. Man sagt mir, daß jeder Postillion, mag das Trinkgeld noch so hoch sein, stets um mehr bittet. Deshalb tut man gut, ihm anfänglich nur die Hälfte dessen, was man geben will, anzubieten und auf seine Bitte ihm dann die andere Hälfte zuzulegen. Du siehst, ich reise mit Nutzen und habe diese Kenntniß nicht übermäßig teuer erworben. — Beim Pferdewechsel verliert man jedesmal eine Stunde. Außerdem wird noch etwa jede Meile gehalten, um die Pferde zu tränken. Die Postillions hierzulande scheinen aber den eigenen Durst nach der Aufnahmefähigkeit ihrer Tiere zu schätzen, denn noch ehe der Wagen hält, pfeift der Postillion, worauf meist drei bis vier dienstbare Geister erscheinen, die nun alles herbeibringen, um Mann und Roß zu befriedigen. Da ich Celle nicht vor 10 Uhr erreichen konnte, so entschloß ich mich, hier zu speisen, und fuhr dann die ganze Nacht durch nach Hannover, wo ich um 6¹/₂ Uhr früh ankam, nachdem ich 27 Stunden gebraucht hatte, um 17¹/₂ deutsche Meilen zurückzulegen. Übermüdet fiel ich auf mein Bett und schlief bis 11, worauf ich mich mit einem warmen Bade erfrischte, ein Lugeß, auf den ich hier nicht gerechnet hatte. — Noch vormittags besuchte ich Leibnizens Denkmal am Paradeplatz, wo Marschall Mortier, solange er hier kommandierte, allabendlich die Soldaten tanzen ließ. Als er abmarschierte, liefen an 200 Mädchen den Truppen nach, und die weibliche Bevölkerung war in Tränen gebadet. „Pour les petits soins“ ist der Franzose eben nicht zu übertreffen. Ich finde, der Unterschied zwischen ihm und dem Engländer besteht darin, daß ersterer sich bemüht „faire l'amour“, letzterer aber es vorzieht „l'acheter tout fait“. — Ich fuhr dann nach Herrenhausen, den Palast Georgs II. zu sehen, der so altertümlich und einfachen Stiles ist, daß er mit der Behausung seines Nachfolgers in St. James rivalisirt.

Am nächsten Vormittag besuchte mich Oberst Keate, Generaladjutant des Herzogs von Cambridge. Mit ihm ging ich zum jüngst ernannten Oberstallmeister Grafen Kielmansegge, an den ich einen Empfehlungsbrief hatte, und sodann zu den Hoffstallungen, die nun wieder mit englischen Pferden besetzt werden. —

Die englischen Offiziere, die in einer Messe leben, durchwegs angenehme Leute, beklagen sich über die hier herrschende Langeweile, den Stolz des Adels, die blöde Förmlichkeit der Bürgerlichen. Hannoverscher Hochmut ist ja bei uns sprichwörtlich. Eigentlich wollte ich Montag abreisen, hatte aber dann zwei Gründe, länger zu bleiben. Erstens wollte Graf Kielmansegge durchaus, daß ich einem zu meinen Ehren veranstalteten Diner beiwohnen sollte; zweitens versprach Oberst Keate, mich bis Pyrmont zu begleiten, wenn ich einen Tag später abreisen würde. Am Abend nach dem erwähnten Diner gab es noch eine Teegesellschaft im Garten des Grafen, und hier lernte ich nun ein echt deutsches Fest kennen. Die Damen und Herren, alle in großer Toilette, kamen eine

Meile weit aus der Stadt heraus, um eine Tasse Tee zu trinken und in dem Park, zwischen den Orangenbäumen (die Bäume stehen in Kästen und werden Winters in Glashäusern verwahrt) und Gruppen liebender Gottheiten zu wandeln, deren Haltung und Nacktheit die Augen englischer Frauen erschreckt haben würden. . . .

(Fortgesetzt in Cassel.)

Pyrmont ist 7 Meilen von Hannover entfernt, die Straße ist gut, besonders zwischen Springe und Hameln. Dieser Ort hatte früher auf einem Hügel starke Befestigungen, die von den Franzosen zerstört sind. Von Hameln ritten wir auf Oberst Keates Pferde nach Pyrmont, das in einem Tale liegt und ganz hübsch aussieht, obwohl die Hügel, welche es umschließen, weder so hoch noch genügend bewaldet sind, um ein besonders schönes Bild zu machen. Das Ganze erinnerte mich an Cheltenham und seine Gegend. Im ersten Hotel verlangten wir vom Besitzer, einem „Kommissionsrat“, Wohnung, doch schien ihm unsere Art des Reisens (zu Pferde, Diener und Gepäck waren noch nicht angekommen) nicht Vertrauen erweckend, jedenfalls wies er uns ab. Endlich fanden wir zwei kleine Zimmer, und während unsere Diener, nach Ankunft meines Reisewagens, auspackten, besahen wir uns den Ort. — Straßen und Alleen waren von einem eleganten Publikum dicht gefüllt, dessen Blicke auf die Landstraße, also augenscheinlich in Erwartung der Ankunft eines großen Mannes, gerichtet waren. Natürlich wurde unsere Neugierde rege, und wir erfuhren, daß kein Geringerer als Blücher ankommen solle. — Bald sprengten zwei Offiziere mit verhängten Zügeln heran, um den Wartenden das Nahen des Marschalls zu verkünden, und wenige Minuten später langte der allgemeine Liebling an. Blücher saß in einer offenen, von sechs Pferden gezogenen Barouche, er wurde mit stürmischen Zurufen empfangen. Die Damen schwenkten ihre Tücher, die Herren ihre Hüte. Abends folgte eine festliche Illumination. Pyrmont ist augenblicklich sehr voll; mehr als 1500 Gäste, meist den ersten Gesellschaftschichten angehörend, hielten sich hier ihrer Gesundheit oder ihres Vergnügens halber auf. Der Wechsel in den Verhältnissen des Kontinents hat dieses ehemals sehr beliebte Bad wieder in Mode gebracht. Lange Jahre war es ganz vernachlässigt und nur von solchen, die der hiesigen Bäder und Quellen nicht entbehren konnten, besucht. Die Anlagen sind für einen Fremden wirklich angenehm. Die Promenade ist 400 Schritte lang und wird von vier Alleen gebildet, deren schöne Bäume seit 200 Jahren Wind und Wetter trozen. An der Seite wird sie von den verschiedensten Büschen und Baumgruppen begrenzt. Hier trifft sich die Gesellschaft schon früh morgens, um das Wasser zu trinken, und hier verbringt sie eigentlich den ganzen Tag. Restaurants, Table d'hôte, Caféhäuser, Billards, Theater und die Spielbank befinden sich hier. Auch ich speiste hier an einem für 60 Gäste gedeckten Tisch. Musik wie Sänger sind hier, um die Szene zu beleben. Vormittags hält man sich viel im Ballsaale auf, wo man mit Walzer oder anderen Tänzen dem Hunger nachhilft. — Die Bank ist an einen Franzosen für 20 000 Taler jährlich verpachtet. Ich besuchte sie ebenfalls und sah bald einige Tausende den Besitzer wechseln. Die

Spielenden waren meist Offiziere der Armee und deutsche Edelleute, doch leider sah ich unter ihnen auch einige Bauern, die ihr Silber in das Gold der anderen bei Rouge et noir oder Faro mischten, wie hier wohl auch der einzige Ort ist, wo sich der Adel mit anderen Gesellschaftsklassen mischt, denn was tut man nicht, wenn Geld in Frage ist. Am Haupttisch ist nur Gold zugelassen; hier verbringt Blücher seinen Tag. Er setzt nie weniger als eine Rolle, oft mehr. Die Menge von Herren und Damen, die, um den alten Krieger spielen zu sehen, seinen Tisch umstehen, spottet jeder Beschreibung; man sieht in ihren Gesichtern, welchen Anteil sie an seinem Glück und Unglück nehmen. Wie mir erzählt wird, spielt er ohne jeden Verstand, aber mit guter Haltung, und in der That, die Verluste bringen in seinen Zügen, die ich zu den anziehendsten und schönsten rechne, keine Veränderung hervor. Dennoch mißfiel mir diese ganze Szene; in meinen Augen ist Blücher zu verehrungswürdig, als daß aller Welt gerade die schwächste Seite seines Charakters gezeigt werde. — Es ist nie gut, wenn die niederen Klassen einen großen Mann in so unbewachten Augenblicken beobachten. Welche Vergleiche fordert es heraus, wenn sich zeigt, daß auch er, wie sie, heftige Leidenschaften und Fehler besitzt! — Um 5 Uhr sollte das Theater, wo Blücher erwartet wurde, beginnen, doch da er sich bis $\frac{1}{2}$ 7 von seiner Lieblingsbeschäftigung nicht zu trennen vermochte, so mußte das Auditorium auf seine Ankunft lange warten. Das Stück war zu dieser besonderen Gelegenheit verfaßt und wurde infolgedessen gut aufgenommen. Doch müssen die Deutschen noch lernen, ihre Freude auszudrücken, wenn ihr Held sich in ihrer Mitte befindet. Es ist wahr, sie applaudierten, doch mangelt ihrem Beifall die Wärme, die wir bei uns bei solchen Gelegenheiten gewohnt sind. — Abends war ich vom Fürsten von Waldeck zu einem Ball geladen, wo die ganze Gesellschaft sich traf. Der Fürst ist erst 24 Jahre alt; sein Vater starb kürzlich an den Folgen eines Sturzes vom Pferde. Sein Land gehört der Konföderation an, zu deren Heer es 400 Mann zu stellen hat. Es ist merkwürdig, wie niedrig die Vorteile der wiederhergestellten Unabhängigkeit eingeschätzt werden; man hört allgemein klagen, daß man diese wenigen Hundert Mann den Alliierten habe zur Verfügung stellen müssen. An der Table d'hôte war die Maitresse eines ebenfalls anwesenden Barons aus der Umgebung Cassels meine Nachbarin. Sie erzählte mir, daß auf einem Vergnügungsausflug der Exkönig Jérôme sich in ihrem Hause ein warmes Bad aus Bouillon bestellt habe. Es sei etwas Alltägliches gewesen, daß seine Kavaliere in Milch oder Wein gebadet hätten. *Tel maître tel valet*. Nach allem scheint Jérôme alle Ausschweifungen unseres Königs Karl an seinem Hofe nachgeahmt zu haben, ohne aber die Liebenswürdigekeit zu besitzen, die diesen Monarchen auszeichnete. —

Am 21. früh trank ich noch von der Quelle; das Wasser schmeckt nach Eisen und Schwefel. Ich frühstückte in den Anlagen; mein Nachbar war Blücher, eine Pfeife rauchend und Kaffee trinkend; en deshabillé, recht ähnlich dem, das Du zu tragen pflegst. Welch ein Unterschied zwischen Blüchers Beschäftigung heute und vor zwölf Monaten! —

Um 5 Uhr nachmittags setzte ich mich in meinen Wagen und verließ Pyrmont. Ich schlief in Hörter, das mir ein alter Herr als ein „unfreundliches, schmutziges Nest“ beschrieben hatte. Es ist $2\frac{1}{2}$ Meilen von Pyrmont entfernt, die Straße aber so fürchterlich, daß ich überzeugt bin, eine ähnliche, auch wenn ich bis zum jüngsten Tage reise, nicht wieder zu finden. — Ich kam um 11 Uhr abends an, wurde in ein unsauberes Zimmer geführt, in dem ein unbequemes Bett stand. Es war schon dunkel, so daß mir der Anblick des Ortes erspart blieb, der, wenn er der mir gewordenen Beschreibung entspricht, die Ungemütlichkeit des Hauses noch erhöht hätte. Schon sehr früh entfloh ich diesem Aufenthalt und frühstückte um 8 Uhr in Carlshafen. Hier besichtigte ich die interessante Salzbereitung, aus der König Jérôme eine Revenue von 18000 Talern bezog. Heute gehört sie wieder dem Kurfürsten von Hessen-Kassel. Mittags fuhr ich nach Hofgeismar weiter. Dies ist ein reizender Ort, inmitten einer wohl bebauten Ebene gelegen, umgeben von schönen Gärten. Das kurfürstliche Schloß mit den umliegenden Gebäuden, der Park und die Allee gegen Kassel haben mir von allem, was ich bisher in Deutschland sah, am besten gefallen. Ich ließ den Wagen halten und erging mich mehr als eine Stunde, den anmutigen Ort zu betrachten. Als ich zurückkehrte, fühlte ich mich für meinen Aufenthalt reichlich belohnt. Die Straße nach Kassel ist so gut wie nur irgend eine englische, und die Pferde liefen in einem Tempo, das ich hier zu Lande nicht erwartet hätte, so daß ich schon am Nachmittag an Ort und Stelle war . . .

Frankfurt, 26. Juli 1814.

. . . Nun aber muß ich den Faden meines Reiseberichtes wieder aufnehmen, nachdem ich schon 18 Meilen weiter bin, als er Dich geführt hat. Kassel ist ein freundlicher Ort, die neue Stadt ist mit vielem Geschmack angelegt, die rechtwinkligen Straßen zeigen durchweg hübsche Häuser. Die Schlösser des Kurfürsten und Kurprinzen (Vater und Sohn), die, in Nachahmung höherer Beispiele auf Deiner Seite des Wassers, getrennt leben, sind sehr weitläufige Gebäude. Die Orangerie ist ein imposantes Bauwerk vor einem ausgedehnten Rasenplatz, auf dem 2000 Soldaten besichtigt wurden. Über diesen Platz hin ist eine perspektivische Aussicht auf künstliche Wasserfälle. Zu beiden Seiten sind Anlagen mit Gebüsch und Wegen. Das Marmorbad, in einem am Schloß angebauten Pavillon, ist einzig in seiner Eleganz. Es hat 560000 Taler gekostet und wurde von einem römischen Künstler errichtet. Von Bellevue ist eine himmlische Aussicht über den geschmackvollen Flugarten hinweg auf die sich weit ausbreitende Landschaft. Kirchen, Hospitäler, Wohltätigkeitsanstalten und militärische Gebäude sind hier im Überfluß, alle wohl eingerichtet und trefflich geführt. In der Hauptkirche befindet sich eine Tafel, auf der die Namen aller Freiwilligen im Kriege gegen Frankreich mit goldenen Lettern eingetragen sind. —

Ich sah im Theater Rozebues „Zigeunerinnen“, ein Stück, in dem unter dem Vorwande der Religion alle Verbrechen verübt werden. — Die deutsche Bühne ist oft wegen ihrer unmoralischen Aufführungen verurteilt worden;

aber dieses Stück spottet jeder Kritik. — Das Theater ist gut gebaut, und die Schauspieler stehen weit über dem Mittelmaß, unendlich höher als die in Hamburg. —

Am Sonntag, um 8 Uhr früh, wohnte ich einer Besichtigung der Garnison, bestehend aus Husaren, Gardereitern, Gardeinfanterie und Jägern, bei. Der Kurfürst, der etwa 74 Jahre alt ist, kommandierte die Truppen selber. Es ist wohl eine natürliche Folge des Alters, alten Gewohnheiten und Formen zäh anzuhängen. Jedenfalls wurde mir hier ein auffallendes Beispiel hiervon vorgeführt. Als Kurhessen dem Königreiche Westphalen einverleibt wurde, entließ Napoleon alle die Soldaten, die alters- oder krankheits halber nicht mehr zum Dienst geeignet waren. Viele von ihnen hatten während des amerikanischen Krieges noch in unserem Solde gestanden. Er ersetzte sie durch geeignete jüngere Leute und veränderte auch die Uniform nach der Richtung, wie sie jetzt allgemein als die einzig praktische anerkannt ist. — Nach siebenjähriger Abwesenheit kommt der Kurfürst zurück, reißt durch eine Ordre du jour die alten Soldaten aus ihrem gemüthlichen Heim, führt die alten Uniformen, die aufgeschlagenen Hüte, die gepuderten Haare, den Zopf, die hohen Stiefel bis übers Knie wieder ein, und in diesem Aufzug hatte ich die Ehre, die Armee zu sehen. Das tout ensemble war lächerlich, und natürlich ist es der Gegenstand des Spottes in der ganzen Stadt. Als der Kurfürst zur Parade erschien, begann er am rechten Flügel; dem einen Mann richtete er die Schultern, dem anderen gab er einen Stoß unter das Kinn, damit er seinen Kopf mehr hebe, dem dritten zog er die Füße mehr nach auswärts und so fort. Der Fürst war zu Fuß, von keinem Adjutanten begleitet. Als die Regimenter defilierten, schlug er mit Stock und Fuß den Takt des Parade-marsches; die, welche ihm mißfielen, korrigierte er in ziemlich ungewählten Ausdrücken. Im ganzen machte er den Eindruck eines seine Leute ein-ergerzierenden Unteroffiziers. Es schien mir, als wolle der Kurfürst Friedrich den Großen nachahmen; der Vergleich dürfte aber nur da stimmen, wo es sich um kleinliche Einmischung in die Pflichten anderer handelt. Er ist ein dicker Mann, mit einer Geschwulst auf der linken Wange, die fast die Größe seines schon so wie so unförmlichen Kopfes erreicht. — Nach dem Frühstücke besuchte ich Wilhelmshöhe, das außerhalb der Stadt gelegene Schloß des Kurfürsten. Soll ich sagen, daß dies Wilhelmshöhe den Neid und die Bewunderung Europas hervorruft? Daß Napoleon so dachte, ist nur zu augenscheinlich, da er, ihm den eigenen Namen gebend, Wilhelmshöhe in Napoleons-höhe umänderte, sobald er Kassel und dessen köstliche Umgebung in seiner Macht hatte. Nachdem ich dies geschrieben, wirst Du begreifen, daß meine bescheidene Feder es nicht wagt, die Schönheit dieses Ortes zu beschreiben. — Nur eines möchte ich Dir berichten. Auf der Spitze einer modernen Ruine, welche ich bestieg, erhebt sich die Statue des Herkules. Es gebe Dir einen Begriff der Dimensionen, die hier herrschen, daß diese Statue vom Schloß kleiner als ein lebender Mensch erscheint, während in Wirklichkeit ich und noch vier andere Besucher Platz in seinem ehernen Leibe fanden. — Die Figur mißt 32 Fuß. Das Schloß ist im reichsten Stile des Kaiserreiches

von Jérôme eingerichtet, den übrigens zu meinem Ärger die Leute noch immer „den König“ nennen. — Seine Verschwendung war so groß, wie seine Ausschweifungen waren, doch viele hatten Vorteil von ihr, denn sie lebten von seinen Bauten, Änderungen und Verbesserungen, und es ist ganz zweifellos, daß sein Verschwinden noch jetzt mannigfach bedauert wird. Wohl litt das Land unter seiner Verschwendung, doch Kassel blühte auf. Und in dieser Welt lebt schließlich doch jeder für sich selbst; den Städter kümmerte also der Jammer des Bauern wenig . . .

Am Nachmittag des 25. verließ ich Kassel und fuhr die ganze Nacht durch nach Frankfurt, eine Reise von 18 deutschen Meilen. Die Straßen waren sehr gut, wenn Du es mir erlaubst, so möchte ich behaupten, besser als englische. Auch die Pferde sind gut, und man fährt sehr schnell. Dennoch war ich 24 Stunden unterwegs. Der Grund sind die Postmeister, die man sehr schwer aus dem Bett ziehen kann, und da die Posthäuser voneinander nicht weit entfernt sind, so verlor ich fast ein Viertel der Zeit beim Pferdewechsel. Die Gegend ist sehr gepflegt, und die romantische Lage der Dörfer erhöht ihren Reiz.

Ich wohne im Schwan, einem großen, eleganten Hotel. Heute abend soll ich bei Bethmann essen, für den ich meinen Empfehlungsbrief abgab . . .

Darmstadt, 12. August 1814.

Schon recht lange ist es, daß ich meinen letzten Brief aus Frankfurt an Dich absenden konnte, und wenn der, den ich heute beginne, alles enthalten soll, was ich inzwischen sah und erlebte, so wirst Du Dich über seinen Umfang nicht beschweren dürfen. . . . Bethmann zeigte mir die größte Höflichkeit und bat mich, so wie Du es ihm immer gestattet habest, sein Haus als das meine anzusehen, und nur mit Mühe konnte ich meine Bekannten überreden, mich am 30. abreisen zu lassen. Von Frankfurt nach Mainz ist eine Fahrt von 3 $\frac{1}{2}$ Stunden. — Welche Gefühle bewegten mich, als ich mich dem Rhein näherte! Höchste Erwartung und Furcht vor Enttäuschung stritten in meiner Brust, wenn auch erstere überwog. Ich hatte die Wahl, die Flußfahrt nach Koblenz auf zwei Arten zu machen. Entweder konnte ich einen Nachen mieten, oder ich mußte das Paketboot benutzen. Der Gesellschaft halber wählte ich dieses. Wir waren 38 Passagiere, die theils nach Koblenz, theils nach Köln wollten. Viele stiegen auch in kleinen Orten am Ufer aus, wo sie den Tag (einen Sonntag) verbrachten, um dann zu Land nach Mainz zurückzukehren. — Einige hatten Violinen und Gitarren mit, und unter den Liedern war es besonders das „Am Rhein, am Rhein“, welches mit so viel Wärme und Nationalstolz gesungen wurde, daß es mich tief bewegte und an die Szenen erinnerte, wenn bei uns zu Haus in Theatern das ganze Auditorium in das „God save“ einstimmt. Vielleicht ist es Dir neu, daß dies Lied von Claudius stammt, der den „Wandsbecker Boten“ herausgab.

Das Boot erinnerte an eine venetianische Gondel oder unsere indischen Budgeon. Der Tag war herrlich, und kein Lüftchen regte sich. Leise und

leicht trieb uns die Strömung über den spiegelglatten Strom; leider war die Sonnenhitze sehr stark.

So eingeschifft, fuhr ich den Strom hinunter. Aber hier stockte ich wieder — wahrlich, Reisebeschreibungen sind nicht mein Talent, denn wo eine schöne Gegend der Erwähnung bedarf, suche ich nach Entschuldigungen, sie zu umgehen. Ich kann nur eine treffende finden, nämlich, daß Worte dem Auge eine Gegend nicht darstellen können, und mich tröstet das Bewußtsein, daß nichts, was ich sagen könnte, die Freude, mit der Du die Dir bekannten Bilder der Rheinlandschaften betrachtest, vermehren würde. Ich beschränke mich demnach darauf, die ganze Gegend zwischen Mainz und Koblenz in eins zusammenzufassen, und lasse jede Beschreibung eines besonderen Theiles beiseite. Ich muß jedem Reisenden raten, seiner Phantasie auf der Rheinfahrt weiten Spielraum zu gewähren, denn die einzelnen Dinge sieht er nicht nahe genug, um einen festen Eindruck davon zu haben. Die Uferhügel sind mit Weinbergen bedeckt, in denen jenes wundervolle Getränk wächst, den Göttern Nektar, von uns einfacher genannt, nicht weniger geliebt.

In den Dörfern wohnt ein stilles Volk, dessen Beschäftigung ist, für unsere luxuriösen Gelage den Wein zu bauen, der die Freuden des Lebens so sehr erhöht. Der Rhein ist ein Paradies. Die Geschichte von Jahrtausenden spiegelt sich in seinen Fluten. Hier schaut ein Römerturm herab, in dem Angehörige dieses gewaltigen Volkes lebten und kämpften, denen wir noch heute die Grundlage unserer Literatur danken. Hier war der Mittelpunkt der Thätigkeit Karls des Großen. Die Burgen und Schlösser mahnen uns an die glorreiche Ritterzeit, an ehrenhafte Thaten. Von hier zog die Buchdruckerei in die Welt, ihr eine neue Zivilisation bereitend. Die Namen der einzelnen Orte sind wie Erinnerungsblätter einer Geschichte des Kampfes um edle Unabhängigkeit. Diese Gedanken, verbunden mit dem Zeichen blühenden Wohlstandes und stiller Zufriedenheit, die die Landschaft bietet, erregen dem Besucher Gefühle, die ein einfaches Beschauen nicht hervorbringen vermöchte. Der Rhein windet sich zwischen seinen Ufern, so daß Du wohl zwanzigmal zwischen Koblenz und Mainz glaubst, auf einem von Bergen umschlossenen See zu fahren. Der ständige Wechsel der Szenerie, immer reizvoll, ist prächtig und schafft einen Gesamteindruck, der von nichts übertroffen werden kann. — Hier ist ein Meisterstück der Schöpfung, und ich genoß es als solches, trotz der schier unerträglichen Sonnenglut. Am Mittag landeten wir und aßen in Bingen, wozu uns eine Stunde erlaubt war. Am neun Uhr legten wir in Ehrenbreitstein an, wo ich übernachtete. Am nächsten Tage war es wieder so unmenschlich heiß, daß niemand, der nicht indischem Klima jahrzehntelang getrost hat, es unternommen hätte, den Felsen, auf dem die Festung liegt, zu erklimmen. — Die Franzosen haben die Befestigungen zerstört, da sie das gerade gegenüber vom linken Rheinufer liegende Koblenz beherrschen. — Die Aussicht vom Felsen ist weit und groß. — Die Mosel mündet hier nördlich von Koblenz in den Rhein, und eine Brücke vermittelt die Kommunikation. Im Laufe des Tages sah ich diese Stadt an, alt und mit wenig besseren Baulichkeiten; doch enthält sie einige Plätze mit schattigen

Allein. Am Abend blieb ich mit einem intelligenten Führer am Rheinufer; ich lauschte seinen Erzählungen und freute mich am aufgehenden Monde. Am nächsten Tag besuchte ich nochmals die Stadt, um mich von etwas, was man mir beim Essen erzählt hatte, zu überzeugen: Während der französischen Verwaltung hat man in der Stadt ein Denkmal errichtet mit der Inschrift: „An 1812. Mémorable par la campagne contre les Russes. Sous le Préfecturat de Jules Doazan.“ Als die Russen die Stadt besetzten, ließen sie unter diese Inschrift eingraben: „Vu et approuvé par nous, Commandant russe de la ville de Coblenz, Le 1. Jan. 1814.“ Der hier in Stein gemeißelte Hohn muß für jeden Franzosen eine bittere Pille sein. — Am zweiten kehrte ich in einem öffentlichen Postwagen nach Mainz zurück. Es war das erste-mal, daß ich dieses Beförderungsmittel benutzte, und aus freier Wahl werde ich es nicht wieder tun. Es war heiß, ohne Wind, und der Wagen in Staub gehüllt. Die Straße läuft am linken Ufer und ist mit viel Arbeit und Kosten durch die Felsen geführt. An manchen Stellen ist sie so eng, daß es gefährlich ist. Bei dem kleinsten Unfall muß der Wagen in den tief unten rauschenden Strom stürzen. — Am Mainzer Stadttor wurde ich wegen Mangels eines Passes angehalten und von drei österreichischen Grenadieren zur Polizei geführt. Ich war bisher ohne Paß gereist, aber um Anstände zu vermeiden, habe ich mir in Frankfurt seitdem einen solchen ausstellen lassen. — Der Polizeidirektor war sehr höflich und entließ mich, als er erfuhr, wer ich sei. Er war erstaunt, daß ich es unternommen habe, so weit ohne Paß zu reisen, und fragte: „Ja, reisen die Leute in England denn ohne Paß?“ Am 4. fuhr ich in Begleitung eines amerikanischen Herrn nach Wiesbaden, einem Ort für Kranke, die die Bäder brauchen, aber auch ein Vergnügungsort und der Sommeraufenthalt der beau monde.

Zur Annehmlichkeit der Gäste hat der Herzog von Nassau ein Kurhaus gebaut, bei weitem größer als die Upper rooms in Bath, und mit einer Pracht ausgestattet, wie ich sie ähnlich selten gesehen habe. An das Hauptgebäude schließen sich Flügel mit verschiedenen Sälen, und am Ganzen entlang geht eine von 46 mächtigen Säulen getragene Galerie. In einem Saale findet die Table d'hôte statt; in den anderen sind Vorrichtungen für alle Art von Vergnügungen vorhanden. Für das Spiel ist allerdings am besten gesorgt. — Das Haus steht in einem Park, wo man morgens und abends zusammenkommt. Sonntags findet ein Ball statt; an diesen Tagen pflegen 200 Menschen hier zu speisen, und viele Hunderte bevölkern den Park, um abends an den Belustigungen teilzunehmen. Das Wasser der heißen Quelle kocht ein Ei in sieben Minuten und muß zwanzig Minuten abkühlen, ehe es zum Baden gebraucht werden kann. Mir sind Persönlichkeiten, die durch Rheumatismus den Gebrauch ihrer Glieder verloren hatten, gezeigt worden, deren Zustand jetzt ganz außerordentliche Kurserfolge aufweist. Die Gesellschaft ist hier sehr entgegenkommend und freundlich für Fremde. Überhaupt sind die Menschen in diesem Teile Deutschlands sehr angenehm; ich weiß nicht, ob dies in ihrem Charakter begründet liegt oder im regen Verkehr mit dem Nachbarvolke, das man das höflichste der Erde nennt. Bethmann hat mir

an verschiedene Familien Empfehlungsbriefe mitgegeben, und von allen habe ich die größten Höflichkeiten erfahren. — Unter anderem hatte ich ein Schreiben an einen Herrn Magger, der den besten Markobrunner baut und in dessen Haus ich wie ein Mitglied der Familie aufgenommen wurde.

Die Befestigungen von Mainz mit ihren Forts können wohl die stärksten Europas genannt werden. Wenn gut verteidigt, sind sie uneinnehmbar. — Die Sterblichkeit der Franzosen während der viermonatlichen Belagerung war enorm. Von einer Garnison von 31 000 Mann betrug sie 16 000. Von den Bürgern starben 3000. Die hohe Sterblichkeit unter den Truppen hatte ihren Grund in der völligen Erschöpfung, in der sie aus Rußland zurückkehrten. Sie erschienen an den Stadttoren wie Flüchtlinge. Raun 3000 Mann marschierten mit ihren Offizieren. Die übrigen kamen einzeln oder in kleinen Banden, auf ihrem Marsche sengend und brennend.

Am Sonntag den 7. machte ich wieder von Mainz aus einen Ausflug, um die Mineralbäder von Schlangenbad und Schwalbach zu besuchen. — Schlangenbad ist etwa 12 Meilen entfernt und reizend in einem tiefen Tale gelegen. Das zweistöckige Badehaus ist ein nüchternes Gebäude, das unangenehm an ein Spital erinnert. Gegenwärtig weilen der Landgraf von Hessen-Homburg mit seiner Gemahlin und zwölf Kindern und der Fürst von Dessau hier zum Kurgebrauch. Unterhaltend war es, beim Speisen den Landgraf mit seiner Anzahl Nachkommen zu sehen. Da ich seinen Namen erwähne, muß ich Dir ein Erlebnis erzählen. Am die Speisestunde abzuwarten, ging ich in ein öffentliches Billardzimmer, und um die Zeit totzuschlagen, spielte ich mit dem Marqueur eine Partie. Plötzlich tritt der Landgraf herein, und wie ihn mein Partner sieht, läßt er, wie bei einem Verbrechen ertappt, sein Queue fallen und zeigt auch andere Zeichen der Furcht, wie ich sie kaum je bei einem Eingeborenen in Indien bemerkt habe. Um dem Landgrafen gerecht zu werden, muß ich bemerken, daß er mich sofort aufforderte, mein Spiel fortzusetzen und mich durch ihn nicht stören zu lassen. Es war dies aber unmöglich, da mein Partner sein seelisches Gleichgewicht nicht wiederfinden konnte. An der Table d'hôte saß mir gegenüber ein Geistlicher, der, sobald er hörte, daß ich ein Fremder sei und zu meinem Vergnügen reise, sich sofort aufs freundlichste erbot, mir die schönsten Ausichten über den Rheingau zu zeigen. Ich nahm dies mit Dank an und durchstreifte in seiner Gesellschaft an vier Stunden die Gegend. Er vereinigt mit seinem geistlichen Stande den eines Weinbauers, so daß ich mich über die Zucht und Behandlung des Weines genau informieren konnte. . . . Am Schluß lud er mich ein, ihn in sein Pfarrhaus zu begleiten, um auch durch die eigene Zunge guten Rheinwein kennen zu lernen. Ich muß gestehen, daß ich Grund hatte, dieser Lehrmethode meines geistlichen Freundes vollen Beifall zu zollen.

Wiewohl ich meine Zeit um Stunden, aber angenehme Stunden, überschritten hatte, kam ich doch noch rechtzeitig genug in Schwalbach an, um dort an der Brunnenpromenade teilzunehmen. Hier wie in Pyrmont atmet alles Freude und Lust; die Gesellschaft ist zahlreich, will erfreuen und erfreut werden. Abends findet ein Ball statt, wozu jeder Zutritt hat; wer aber

tanzen will, muß einen Gulden zahlen. Hierdurch wie durch das Büfett werden die Kosten des Hauses gedeckt, wozu wohl auch vier Spieltische beitragen. Ich glaube wirklich, daß die Spielmut der Deutschen die aller anderen Nationen übertrifft, abgesehen vielleicht von den östlichen Stämmen der Malayen, die Haus und Hof, Weib und Kind setzen und, wenn sie alles verspielt haben, einen muck-hammuck laufen, d. h. jeden, der ihnen begegnet, töten, bis sie ihrerseits niedergemacht werden. — Da ich genug gesehen hatte, bestellte ich meinen Wagen und fuhr nach Wiesbaden, wo ich zwei Tage früher gewesen war. Das Kurhaus war glänzend erleuchtet und eine Gesellschaft von 500 bis 600 Menschen darin versammelt. Die Bewohner dieses Landes müssen sehr lebenslustig veranlagt sein, um alle diese Besucher an zwei Orten stellen zu können. Doch muß man bedenken, daß Frankfurt und Mainz nahe sind und daß, neben den ständigen Gästen, aus diesen Städten zahlreiche Menschen dort ihre Unterhaltung suchen. Da in Mainz und Frankfurt nachts die Tore geschlossen werden, finden diese Ausflügler eine billige Entschuldigung, die Nacht hindurch zu schwärmen. Ich würde übrigens dasselbe haben tun müssen, hätte ich nicht den Kommandanten von Mainz gefunden, in dessen Wagen ich den Ort ohne Schwierigkeit erreichte.

Stuttgart, 26. August 1814.

. . . Darmstadt, die Residenz des Großherzogs, ist eine anmutige Stadt. Die Häuser einer neugebauten Straße haben Vorgärten, in die man durch Gittertüren geht. Das Ganze macht den Eindruck eines Landaufenthaltes in der Stadt. Diese Häuser sind meist von „Kanzley-Herren“ bewohnt, deren Rechtsgeschäfte, wie man aus dem Prunk ihrer Wohnungen wohl schließen darf, einträglich sein müssen. Der Landgraf hatte 7000 Mann mit den Franzosen in Rußland, von denen nur 1200 Mann zurückkehrten, um Bericht von ihrer Niederlage geben zu können. Um 4 Uhr früh verließ ich Darmstadt und kam um 10 Uhr in Heidelberg an. Was ich sah, übertraf alle meine Erwartungen. Das ganze Land ist ein Garten, und die Bäume beugen sich tatsächlich unter der Last der Früchte. Die Natur ist wahrlich freigebig gegen die Bewohner, aber die Regierung — (hier erscheint meiner Phantasie ein Polizeibeamter, und ich bedenke, daß Schweigen Gold bedeutet). Ich bin nämlich in einer Stadt (Stuttgart), wo es niemandem erlaubt ist, nach 9 Uhr abends die Straße zu betreten, und wo selbst in die vier Wände die Polizei eindringt, um Benehmen und Unterhaltung der Bevölkerung zu überwachen.

Sobald ich mich in Heidelberg umgezogen hatte, ging ich mit meinem Führer, um das auf steiler Höhe liegende Schloß, das leider eine Ruine ist, wie auch seinen bekannten Bewohner, das Heidelberger Faß, zu besuchen. Dieses ist 33 Fuß lang, 24 Fuß hoch und hat Raum für 182 „Stück“ oder 254800 Flaschen Wein! Aber es ist jetzt schon seit 40 Jahren leer. Der Garten auf dem Hügel ist im Vergleich mit den Ruinen sehr gut gehalten. Doch würde er wohl deren Zustand teilen, wenn der Großherzog ihn nicht der Universität übergeben hätte, die ihn als botanischen Garten unterhält. Die Universität selber ist eine alte Gründung. Im letzten Kriege sind die

meisten Studenten mit ins Feld gezogen; jetzt sind aber wiederum etwa 300 hier versammelt, die gegen geringe Bezahlung Vorträge in allen Wissenschaften erhalten. Die Stadt selber liegt zwischen hohen Hügeln ganz versteckt. Man sieht sie erst bei einer scharfen Wendung im letzten Augenblick, ebenso wie den an ihr vorbeifließenden Neckar. Die Aussicht von den Hügeln ist unvergleichlich. Der nahegelegene herrschaftliche Park in Schwetzingen ist womöglich noch großartiger als Wilhelmshöhe. Es muß Fremden, die England besuchen, auffallen, daß wir gar nichts Ähnliches aufzuweisen haben, und ich schäme mich beinahe, mit diesen wundervollen Parks unseren Hydepark in einem Atem zu nennen, wo die Besucher in dem von Pferden und Wagen aufgewirbelten Staube fast ersticken.

Abends fuhr ich von Heidelberg nach Karlsruhe, der Residenz des Großherzogs von Baden. Die Stadt ist sehr regelmäßig gebaut und zählt wohl zu den elegantesten Deutschlands. Am nächsten Morgen reiste ich nach Baden-Baden, derzeit der modernste Badeort. Ich will mich nun nicht bei den Mineralquellen oder der — sehr großen — Naturschönheit des Ortes aufhalten, sondern nur einige Bemerkungen über die hiesige, sonderbar zusammengewürfelte Gesellschaft machen. Derzeit weilen hier die Kaiserin von Rußland, der König, die Königin und sechs Prinzen von Bayern, der Großherzog von Baden und Stefanie, das Adoptivkind Napoleons, der Erzkönig von Italien, die Erzkönigin von Holland, die Frau Louis Bonapartes, die vom entthronten König geschiedene Erzkönigin von Schweden, Feldmarschall Fürst Breda und General Tettenborn. Dies sind die Interessantesten. Ihr Gefolge schließt noch manche berühmte Persönlichkeit des letzten Krieges ein. Ihr Auftreten ist ein durchaus einfaches. Das ansprechendste Äußere hat Eugène Beauharnais. Sie alle sind sehr liebenswürdig und höflich und allgemein beliebt. Ich blieb hier vier Tage, doch hat mir der Ort nicht so gefallen wie Pyrmont. Vor allem monopolisieren die Hoheiten zu viel Aufmerksamkeit; dann ist das Publikum hier nicht, wie in Pyrmont, zum Kurzgebrauch zusammengelassen. Die Hauptunterhaltung scheinen Ausflüge in die Umgebung zu bilden, wenn man sich nicht am Spieltisch trifft. Hier sah ich zum ersten Male Damen, deren Ausdruck verriet, daß ihnen Gewinn und Verlust nicht gleichgültig war . . .

Von Baden reiste ich am 17. denselben Weg nach Karlsruhe zurück und am nächsten Tage nach Stuttgart. Die Straßen sind ausgezeichnet und die Landschaft sehr ansprechend. Ich sage nicht zu viel, wenn ich die Gegend, die ich von Kassel an durchfuhr, einen Garten nenne. Wie anders wären meine Erfahrungen gewesen, wenn ich Norddeutschland bereist hätte!

Schaffhausen, 29. August 1814.

Mein letzter Brief stammt aus Stuttgart. Ein Empfehlungsbrief Bethmanns brachte mich mit Professor Dannecker zusammen, dem berühmten Stuttgarter Bildhauer, in dessen Gesellschaft ich einige angenehme Stunden verbrachte. Er hat eine Sammlung eigener Arbeiten, die fein künstlerisches Schaffen darstellen. Vor allem ist da eine auf einem Tiger reitende Ariadne,

die für Bethmann bestimmt ist. — . . . Professor Dannecker ist ein Anhänger des Systems Gall, und da ich bei Dir ebenfalls eine Neigung hierfür bemerkt zu haben glaube, so will ich Dir Danneckers Ansicht über meinen Schädel geben. Ich bin Freund von Musik, habe Talent fürs Theater, besonders für das komische Fach. Ich bin fromm, bin kinderlieb und freundlich.

Ich machte auch die Bekanntschaft des Generals von Neifers, der, drei Jahre Kriegsgefangener in Madras, viele meiner Freunde kennt, und die des Fürsten Hohenlohe. Selten sah ich einen Mann, dessen Äußeres wie das Hohenlohes (ohne schön zu sein) einen sofort fesselte. Sein Wesen verstärkt diesen Eindruck. Er war in österreichischen Diensten und kommandierte ein ungarisches Reiterregiment. Zwei seiner Brüder fielen in demselben Regimente 1806.

Das Theater ist das schönste, das ich in Deutschland sah; dazu ist es, hiezulande eine Seltenheit, gut beleuchtet und hat ein ausgezeichnetes Orchester. Dir würde die Sitte auffallen, daß hier niemand applaudieren darf, wenn nicht der König das Zeichen dazu gibt. Es war ein komischer Unblick, denn in Ungewißheit des königlichen Willens war die ängstliche Aufmerksamkeit des Publikums viel mehr auf diesen als auf das Stück gerichtet. Es fügte sich, daß er einer bestimmten Schauspielerin seinen Beifall bezeugte, und das ganze Haus folgte sofort seinem Beispiel. Er saß allein in seiner Loge; der König von Württemberg hat keinen Freund, dessen Gesellschaft ihm den Zwischenakt kürzt. Sein Adjutant saß in der Nachbarloge. — Die Freimütigkeit, mit der die Bevölkerung über seine in alle Verhältnisse eingreifende Regierung spricht, steht in unbegreiflichem Widerspruch mit der Ruhe, mit der man sich so regieren läßt. Man erhofft vom Wiener Kongreß eine neue Verfassung. Jetzt hat man keine; des Königs Wille ist Gesetz. Die bedeutende Gebietsvergrößerung, die man aus dem Bündnis mit Frankreich gewonnen hat, ist als königliche Domäne in Besitz genommen und trägt nichts zu den Lasten des Staates bei. Der königliche Palast ist so prachtvoll wie nur irgend ein ähnliches Gebäude Europas. Die Gemahlin Jérômes, eine geborene Prinzessin von Württemberg, behauptete, ihres Mannes Schloß sei nicht so gut, wie der Stall ihres Vaters, und wer beide sah, versteht diese Behauptung. Mich bedrückte all diese Pracht, die für ein großes Reich passen mag, aber nicht für ein kleines Fürstentum, das durch die Macht eines Mannes in die Reihe der Königreiche versetzt wurde. Dem König muß man allerdings lassen, daß er zum Bau seines Palastes nur heimische Erzeugnisse verwendete. Möbel, Tapeten, Teppiche, Bilder, Uhren, Leuchter — kurz alles entstammt seinem Lande. — Aber wozu dieser Versuch, die „grandeur“ des vergangenen französischen Kaiserreiches nachzuahmen, während ich weiß, daß das Volk verarmt? — Sehr interessant sind die zahlreichen Stickereien und Zeichnungen der Königin (unserer Princess Royal), die Zeugnis von ihrem Fleiß und Talent geben. Sie lebt still und zurückgezogen in Ludwigsburg. Der König soll über die Berichte unserer Zeitungen sehr aufgebracht gewesen sein. Sir Thomas Eyrewilt, der in dieser Angelegenheit mit einem geheimen Auftrag hierher kam, wurde eine öffentliche Audienz verweigert.

Das königliche Paar, das allerdings nicht glücklich lebt, hält die Form dadurch aufrecht, daß es zusammen speist.

In Begleitung des Generals von Reifers besuchte ich den Marstall, wo 264 Pferde stehen. Die hier herrschende Sauberkeit und Ordnung sind bewundernswert. Anschließend ist eine Reitschule und eine eigene Wagenfabrik. Einige Staatskarossen wären Long Acre's¹⁾ würdig gewesen. . . . Ich sah den König einmal in einem von acht Schimmeln gezogenen Wagen und konnte da seinen enormen Leibumfang genau wahrnehmen, und trotzdem ist er ein Freund von Bewegung, besonders von Schweine- und Hirschjagden. Seine großen Jagden sind der Schaden des Landes, denn die Bauern müssen das Wild wochenlang zusammentreiben. Auch ich habe in Indien einmal Ähnliches getan, aber was ich hier von der Ungerechtigkeit und Härte hörte, die darin liegt, so viele für die Unterhaltung Eines zu verwenden, wird mir eine Lehre sein, und in jenes Land zurückgekehrt, werde ich nicht wieder solche Aufträge geben. —

Acht Meilen entfernt sind die königlichen Schlösser Ludwigsburg, des Königs Sommeraufenthalt, und Monrepos, sein „bijoux“. — In Ludwigsburg herrscht dieselbe Pracht, wie in Stuttgart, während Monrepos verhältnismäßig einfacher gehalten ist. — Auf einem Teiche sind viele Boote, einige geschmückt wie die Lord Mayors-Barke. Auf einer Insel im Teich ist die auffallende Figur eines Eremiten, der am Tische sitzt und seine Gebete liest. Neben ihm befindet sich ein Strohlager und ein Gefäß mit Wasser. Der Mechanismus ist derart, daß, wenn man die Thür der Zelle öffnet, der Eremit das Haupt wendet, die Brille mit der linken Hand auf die Stirne schiebt und dem Besucher voll ins Gesicht sieht. Er scheint zu fragen: „Wer stört meine Betrachtungen?“ Ich glaube, niemand öffnet die Thür, ohne für den frommen Mann und seine Beschäftigung Achtung zu empfinden.

Während meines Aufenthalts in Stuttgart besuchte ich alle öffentlichen Institutionen, Bibliothek, Museum, Waisenhaus, Schulen und das Haus der Invaliden. Träte einem nicht überall dieselbe verschwenderische Pracht entgegen, so würden sie einen sehr guten Eindruck hinterlassen. Die Bibliothek besteht aus 29 Zimmern und enthält 116 000 Bände. Sie besitzt eine Bibel-sammlung in 52 Sprachen, nebenher alle Gesetzbücher von Moses angefangen bis zum Code Napoléon. Manuskripte von Bedeutung hat sie jedoch nicht. Das Museum ist ein öffentlicher Lesesaal, wo Zeitungen aller Länder auf-liegen. Nur englische fehlen, unter dem Vorwande, daß sie zu teuer seien.

Nun dürftest Du genug von Stuttgart gehört haben; so will ich zum Schluß nur berichten, daß ich am 26. die Stadt verließ und nach 28 Stunden ermüdender Reise hier ankam. Das Wetter legt mir seit meiner Ankunft Hausarrest auf, so daß ich den nahen Rheinfall nicht sah; aber morgen werde ich dorthin gehen und dann nach Konstanz fahren. . . .

¹⁾ Eine Londoner Straße, die damals hauptsächlich von Wagenfabrikanten be-wohnt war.

Der zweite Marwitz-Band.

Von

Herman v. Petersdorff.

Friedrich August Ludwig von der Marwitz, ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege. Herausgegeben von Friedrich Meusel. Zweiter Band: Tagebücher, Politische Schriften und Briefe. Mit vier Abbildungen. Berlin 1913, E. S. Mittler & Sohn¹⁾.

Als vor sechs Jahren der erste Band der Meuselschen Publikation über den Erzjunker Marwitz das Bild dieses vielverkannten Mannes zurechtzurücken begann, da verdroß die günstige Aufnahme, die das Werk fand, manche Kreise. So klagte Richard M. Meyer unter ausdrücklicher Bezugnahme auf Marwitz vorwurfsvoll in der „Historischen Zeitschrift“ (103, 374) über allzu große Nachsicht, die den konservativen Prinzipienreitern in der Geschichtsschreibung zuteil werde. Wir möchten annehmen, daß selbst die Schichten, in deren Namen der genannte Literaturhistoriker zu sprechen glaubte, keine Freude empfinden an dem Streit zwischen Verlagsbuchhändler und Schriftsteller, der sich, wie eine Erklärung Meusels in der „Deutschen Literaturzeitung“ vom 4. Oktober 1913 der überraschten Öffentlichkeit offenbart hat, bei Herausgabe des jetzt in zwei Halbbänden vorliegenden zweiten Marwitz-Bandes entspann und der das Gelingen der ganzen Publikation in Frage gestellt hat. Dadurch, daß zwischen den beiden streitenden Teilen über den Umfang des zweiten Bandes keine Einigung erzielt werden konnte, hat sich der Verlag schließlich zu dem nach dem Bekanntgewordenen gerade von seinem Standpunkt schwer verständlichen Gewaltakt veranlaßt gesehen, daß er den Band (ohne Wissen Meusels) ohne die ganz unentbehrliche Einleitung erscheinen ließ, durch die es dem Leser erst möglich sein würde, ein einheitliches Bild von dem zu erhalten, was in den in buntem Durcheinander folgenden Aktenstücken geboten wird. Es ist nicht jedermanns Sache, sich in diesem Chaos ohne Anleitung zurechtzufinden; und doch ist es das erschlossene Material in hohem Grade wert, daß man sich mit ihm näher abgibt.

Eine ganze Reihe dieser Aktenstücke sind geradezu Prachtdokumente, so das Tagebuch Marwitzens über seine Festungszeit in Spandau, der Immediatbericht Hardenbergs, der jene Festungshaft erwirkte, die „letzte Vorstellung“ der Stände des Lebuser Kreises mit Hardenbergs und des Königs Bemerkungen, die den Staatskanzler zu seinem Immediatbericht bewog, der Entwurf aus

¹⁾ Vgl. Deutsche Rundschau, August 1908: Aus den Archiven märkischer Edelfrse.

Marwizens Feder zu einer Vorstellung beim König aus dem August 1806, in der zum Kriege gedrängt wurde, die Kritik des Steinschen Testaments, der große Aufsatz über die Ursachen des Verfalles des preussischen Staates, ebenso der über den Zustand Preußens im Dezember 1812 und manches andere Einzelstück.

Vielleicht das merkwürdigste Dokument ist jene „letzte Vorstellung“, die den zweiten Halbband eröffnet. Mit den Randbemerkungen Hardenbergs, hinter denen mehrmals auch die Gestalt des schüchternen Königs hervortritt, stellt sie eine ungewöhnlich fesselnde Auseinandersetzung zwischen den geistig hochbedeutenden Vertretern zweier verschiedener Staatsanschauungen dar. Man sieht, wie Hardenberg aus dem Gleichgewicht gebracht wurde durch die trohige Art dieses Junkers. Er hat gar nicht gewußt, daß Marwiz der Verfasser der großangelegten Ausarbeitung war; sein Mitarbeiter Raumer und er selbst wohl auch hielten eher den großen Dialektiker Adam Müller dafür. Indem der Staatskanzler aber Marwiz und Finckenstein dafür verantwortlich machte, traf er auch gerade die Richtigen. Freilich stempelte er sie durch sein völlig rechtswidriges Vorgehen zu Märtyrern und erregte um so mehr Mitleid für sie, als das Schicksal gerade in jener Zeit mit Keulenschlägen auf Marwiz eindrang. Andererseits brach der damalige leitende preussische Staatsmann durch jenes Vorgehen auch den Troß der übrigen Stände. Weil der Staatskanzler mit Energie an der Aufräumung mit durch und durch veralteten Zuständen festhielt, ist er, trotz dieses Mißgriffes in der Behandlung seiner Hauptgegner, historisch gerechtfertigt aus dieser Aktion hervorgegangen.

Bei einigen Stellen der „Vorstellung“ sind Marwiz seine Mitstände mäßigend in die Zügel gefallen. So hat er auf Rat eines solchen Mitstandes, um nicht bitter zu erscheinen, einen Passus gestrichen, wo er im Hinblick auf die Judenemanzipation von Preußen sagt: es würde „das wahre neue Jerusalem“ werden. Immerhin steht noch da: „Unser altes ehrwürdiges Brandenburg-Preußen wird ein neumodischer Judenstaat.“ Er hatte mehr Bundesgenossen in diesem Kampfe, als man wohl gemeinhin annimmt. Meusel bringt eine Anzahl Aktenstücke bei, die beweisen, daß kein Geringerer als Gneisenau gerade in jener Zeit auf seiner Seite stand. Gneisenau hat Marwiz sogar in seiner Festungshaft besucht. Noch sieben Jahre später, am 17. Juli 1818, konnte Gneisenau aus Erdmannsdorf einen Brief schreiben, in dem es heißt: „Es ist die Krankheit, ja eine Wut des Zeitalters, alles Alte umzuwerfen und eine neue Gesetzgebung einzuführen. Dadurch und durch die Zeitläufte wird der Adel zu Grunde gerichtet, und an seine Stelle werden Juden und Lieferanten treten und künftighin unsere Pairs des Reiches werden. Dieser Judenunfug empört mein Innerstes.“ Diese Brieffstelle hat Ludmilla Uffing bereits im Jahre 1867 abgedruckt. In die Perz-Velbrücksche Biographie Gneisenaus ist sie allerdings nicht aufgenommen.

In dem Immediatbericht, den Hardenberg am 23. Juni 1811 über die „letzte Vorstellung“ erstattete, traf er ins Schwarze, indem er erklärte: „Siernach würde fast alles ungültig sein, was die glorreichen Regenten Preußens seit dem großen Kurfürsten taten.“ Das ist ja die eigentümliche

Erscheinung bei der politischen Richtung der Marwitz und seiner engeren Parteigenossen, daß sie gar keine Empfindung für die sich im Laufe der Zeiten ergebende Notwendigkeit zeigten, das staatliche Leben auf andere Grundlagen zu stellen. Die Wahrheit des Goetheschen Wortes: „Vernunft wird Unfinn, Wohlthat Plage“, war ihnen, soweit ihre eigene Stellung in Frage kam, nur sehr wenig ins Bewußtsein gedrungen. Meusel setzt, doch wohl, um den heißen Patriotismus von Marwitz zu veranschaulichen, an die Spitze des zweiten Halbbandes das Motto: „Ich für mein Teil will lieber alles opfern und von einer Regierung, die meine Mitbürger, unter einem angeborenen König, verwalten, jegliche Gewalt erdulden, als nur zu einem tausendsten Teil schuld sein, daß der Fremdling in diesem Lande herrsche.“ Gewiß ist das aus dem Jahre 1810 stammende Wort durchaus aufrichtig gemeint. Bei den Opfern hat Marwitz aber mehr die Opfer an Gut und Blut im Sinn. Blutsauer hat er es Hardenberg gemacht, ihn zu Opfern an seinen Rechten zu bringen.

Das stärkste Seelendokument, das die beiden Halbbände für den stolzen Charakter von Marwitz bringen, ist doch wohl das Spandauer Tagebuch. Wie fern lag es dem Eingesperrten, sich durch die ihm widerfahrene Behandlung gedemütigt zu fühlen! „Das einzige Verdrießliche in unserer Lage ist, daß ein jeder Schubbiack (deren hier eine Anzahl eingesperrt ist) uns wie Unglücks-Gefährten betrachtet und sich unterstehet, uns sein Beileid zu bezeigen.“ Ergreifend liest sich in diesem Zusammenhange das Zitat aus der 8. nemäischen Hymne Pindars nach Finkensteins Übersetzung. Angebrochen schrieb Marwitz am Schluß seiner Gefangenschaft: „Mit welchem Triumph hätten wir hier gefessen und Jahre lang gern gefessen, wenn die gesamte Ritterschaft sich erhoben hätte. Aber es ist ein Kadaver, dem recht geschieht, daß man es so behandelt, wie man tut. Diese ganze Geschichte unserer Gefangenschaft ist eigentlich für uns ein wahres Lustspiel, aber ein fürchterliches, wenn man bedenkt, daß diejenigen, für die es ein Trauerspiel ist, es gar nicht einmal merken und steif und fest glauben, uns geschehe etwas, ihnen aber nichts!! Sie opfern sich selbst und ihre Existenz im Staate durch ihre Trägheit und bilden sich dabei ein, daß wir Opfer sind.“

Hinreißend ist die Sprache des Entwurfs zur Vorstellung an den König vom Sommer 1806, eines Seitenstückes zu der berühmten Vorstellung der Prinzen und Staatsmänner aus derselben Zeit: „Wir erkennen mit Dank, daß Ew. Kgl. Majestät uns die Segnungen des Friedens so lange zu erhalten gewußt haben — aber wir erkennen auch, daß der bloße Friede nicht das höchste Gut für Nationen ist.“ „Wir sind bereit, auf Ew. Kgl. Majestät Wink, der in matten Stumpfsinn hingefunkenen Welt das lang entbehrte Beispiel zu geben, was ein Volk vermag, das für König, Vaterland und die reinste Sache streitet.“ An diese Vorstellung knüpft gleichsam an das Marwitzsche Manifest vom 12. März 1813, ein Vorläufer zum „Ausruf an mein Volk“. Auf welcher hohen Stufe der im November 1813 entstandene Ausruf: „Von dem Wesen des jetzigen Krieges“ steht, kann man schon aus der Tatsache entnehmen, daß Reinhold Steig ihn mit größter Bestimmtheit

für keinen geringeren als Niebuhr in Anspruch genommen hat, während der Aufsatz Meusel im Konzept von Marwitzens eigener Hand vorgelegen hat. Die Abhandlung zeigt sich stark von Urndts Flugschrift: „Der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“ beeinflusst. Noch merkwürdiger als die darin enthaltenen Ausführungen Marwitzens ist sein Schreiben an Hardenberg vom September 1814, das schon vor einer Reihe von Jahren von Friedrich Meinecke in der „Historischen Zeitschrift“ veröffentlicht wurde. Schon damals fühlte sich Meinecke bei diesen Gedanken, die sich mit der Vorherrschaft Preußens in Deutschland beschäftigten, lebhaft an den jungen Bismarck erinnert.

Zu den lehrreichsten Ergebnissen der Publikation gehört der nähere Nachweis des Einflusses von Adam Müller auf Marwitz, über den sich Meusel vermutlich in seiner Einleitung eingehender ausgelassen haben würde. Die Gestalt dieses eigenartigen Denkers, die neuerdings Meinecke so hell beleuchtet hat, die auch in der Wittichenschen Publikation über Geng so hervortritt, wird so immer interessanter.

Ein anderes lehrreiches Kapitel ist die Stellung, die der Heißsporn Marwitz zu König Friedrich Wilhelm III. einnimmt. Auch in diesem Bande tritt die bei ihm recht begreifliche Abneigung gegen den Monarchen stark hervor. Zwar spricht er gelegentlich von der Leutseligkeit und der väterlichen Milde, mit der der König bei Erlass eines Edikts zu seinen Untertanen redet, mit großer Anerkennung und meint, sie wären schon um deswegen nicht genug zu verehren und zu preisen, weil gewiß unter allen Fürsten Europas kein einziger so zu seinen Untertanen rede. Aber als der unentschlossene Herrscher sich nicht klar und bestimmt in Sachen der Entlassung Marwitz aus der Festung äußert, da bricht der märkische Edelmann in höchstem Unmut heraus: „Mein Gott! — Auch hierin keine eigne Ansicht!“ Noch bitterer äußert er in diesen Tagen: „Der Beiname des Gerechten! Ein wahres Pasquill! Weit eher konnte man ihn noch den Helden nennen!“ In einem Briefe an seine Schwägerin Clausewitz schildert er kaum minder bitter Friedrich Wilhelm III. den „ewig Unempfindlichen“. In derselben Zeit, als Borck seinen großen Schritt in Tauroggen tat, schrieb der Gutsherr von Friedersdorf in seinem stillen Landsitz, nachdem er auf seine Weise dem Gedanken Ausdruck gegeben hatte: „Jetzt oder nie!“, in einer Nachschrift nieder: „Es ist gewiß und wird hier mit Trauer zum Schlusse bemerkt, daß des Königs Persönlichkeit dem, was hier von ihm gefordert wird, so entgegen ist, daß durchaus gar keine Hoffnung für die Möglichkeit eines solchen Unternehmens in ihm liegt. — Er wird also fallen.“

Um so lauter erklingt sein Lob auf Friedrich den Großen, für den er die meiste Verehrung hat. In seiner Kritik des Steinschen Testaments nennt er ihn schlechtweg „den größten Monarchen“. Bei Besprechung der wirtschaftlichen Not der Grundbesitzer nach dem Siebenjährigen Kriege sagt er von ihm: „Es wäre das erstemal gewesen, wenn Friedrich der Große seine Untertanen hier im Stich gelassen hätte. Seine Weisheit verlieh, nebst königlichem Vorschuß, die ritterschaftlichen Tagen und das Pfandbriefsinstitut.“

Als er die Urbarmachungen Friedrichs im Oderbruch kennen lernte, schrieb er (1804) begeistert seiner Schwägerin Clausewitz: „Ich habe Friedrichs II. herrliche Schöpfung ganz genau kennen lernen, ein Werk, das seinen Namen allein unsterblich machen würde, und das ihn auch in meinen Augen weit höher erhebt als alle seine Schlachten.“ Auch den Vater des großen Königs nennt er (1812) Friedrich Wilhelm „den Großen“. Weniger freundlich klingt das Urteil, das er über den jüngsten Bruder Friedrichs des Großen im Jahre 1837 fällt: „der beinahe imbezille Prinz Ferdinand“. Dabei hat Marwitz kaum den Brief des Prinzen gekannt, den dieser über „die letzte Vorstellung“ der Lebusischen Stände im Jahre 1811 schrieb. Darin stellte sich Ferdinand sehr auf die Seite Hardenbergs.

Besondere Aufmerksamkeit wird man dem Verkehr des Erzreaktionärs Marwitz mit dem Thronerben zuwenden. Merkwürdig, daß dieser Basall es sich in seinem ersten Briefe an den künftigen vierten Friedrich Wilhelm (im Jahre 1816) angelegen sein läßt, dem Kronprinzen das militärische Gewissen zu schärfen. „Wie sehr wünsche ich,“ so schrieb er, „daß Ew. Kgl. Hoheit dem Kriegswesen Ihre ganze Aufmerksamkeit schenken möchten! Es ist kein Spielwerk, welches man ungestraft ignorieren könnte! Es ist eine ernste und oft unerfreuliche Arbeit, die uns allen aufgelegt ist und Ew. Kgl. Hoheit mehr wie irgendeinem von uns.“ Im Verlaufe des Briefwechsels mit dem Kronprinzen bezeichnet er die Boyensche Landwehrordnung als ein Produkt der Stubenweisheit, „auf Abstraktionen gegründet und ohne alle wirkliche Kenntniss des Landes“. So sehr Marwitz das Unmilitärische und Krankhafte im Wesen Friedrich Wilhelms IV. durchschaut haben wird, so schlug sein Herz ihm doch entgegen. Das lehrt sein letztes Schreiben an ihn (vom November 1835), das er schrieb, als sich der Kronprinz bei ihm angefangt und Besorgnisse geäußert hatte, ob er auch gelegen käme, da Marwitz kränkelte. Marwitz schrieb: „Allergnädigster Herr, mein Haus ist das Ihrige, mein Leben und meine Gesundheit sind jederzeit zu Ihrem Dienst bereit, — und wenn ich auf den Tod läge, so ließe ich mich herbeitragen, wenn Ew. Kgl. Hoheit gesegneter Fuß mein Haus beträte.“

Für die Geschichte der konservativen Parteiideen wertvoll ist eine große Anzahl von Aufsätzen Marwitzs. Dazu rechne ich, außer der bitteren Kritik des Steinschen Testaments mit der wuchtigen Iteratio: „Ist er frei?“ (gemeint ist der Staatsangehörige nach der Steinschen Reform), die langen Ausführungen von Marwitz über das Wöllnersche Religionsedikt, das er, wie sich gezeigt hat, nicht überall mit Unrecht, verteidigt, und die über das Allgemeine Landrecht, das er sehr scharf kritisiert, während sich später z. B. ein Pietist, wie Senfft-Pilsach, darauf stützte und neuerdings ein konservativer Parteiführer, wie Graf Westarp, sich lebhaft dafür erwärmte, ferner die grimmige Parodie auf das später fallengelassene Gendarmerieedikt aus Scharnwebers Feder, den von Marwitz ausgearbeiteten Plan einer Bauernbefreiung, den Entwurf zu einer Reform des Adels, der sich mit Ideen Friedrich Wilhelms IV. berührte und sich an englische Muster anlehnte, die Entwürfe zu Dienstaufhebungscontracten usw., desgleichen die umfangreichen,

im Jahre 1812 niedergeschriebenen Betrachtungen über die Ursachen des Verfalls des preussischen Staates. In diesen fällt das Bekenntnis, das Marwitz an anderer Stelle fast wörtlich wiederholt: Schuld seien „die niedrigen Gesinnungen unserer Fürsten, die Verworfenheit des Adels, die Aufgeblasenheit und der politische Unglaube des Bürgers, die Faulheit und Zuchtlosigkeit der Bauern und, zur Krone des Unheils, die beschränkte Weltlichkeit unserer Geistlichen“. Ungemein charakteristisch sind ferner die eingehenden Ausführungen über Benzenbergs unglückliche Verteidigung der Hardenbergschen Verwaltung und die Gegenschrift aus der Feder des Hauptführers des Agrariertums jener Zeit, Bülow-Cummerow, „Ein Punkt aufs I“, in denen es bemerkenswert ist, daß sich Marwitz mehr auf die Seite des rheinischen Publizisten als auf die seines Standesgenossen stellt, für den er sonst viel übrig hat und dessen Egoismus er gelegentlich entschieden bestreitet. In diesen im Jahre 1821 entstandenen Betrachtungen fallen sehr feine Bemerkungen. So scheint es Marwitz, daß gerade die tüchtigsten und praktischsten Staatsmänner (er bezieht sich dabei unter anderen auf den genialen Oberpräsidenten von Schlesien Schlabrendorff) das Staatsexamen in der Hardenbergschen Zeit wegen der Unmenge theoretischen Wissens, das verlangt wurde, nicht bestehen würden. Ein andermal stellt er einen Satz auf, dessen Richtigkeit erst die Gegenwart wieder mehr erkennt, indem er es als höchst schädlich für den Bauernstand bezeichnet, daß dessen Höfen die Fideikommißeneigenschaft genommen sei. Auch der für den Kronprinzen bestimmte Aufsatz aus dem Jahre 1823 über die Neuorganisation der Verwaltung in Preußen gehört in diese Aufsatzgruppe. Sehr eigentümlich berührt darin die Suche nach einem preussischen Sully, den Friedrich Wilhelm III. bald darauf in Friedrich von Moß fand. Ungemein fesselnd ist der aus dem Jahre 1831 stammende Vergleich der preussischen Verfassung mit der französischen. Wir sind gewohnt, bei Marwitz eine schonungslose Bekämpfung der Einführung eines Parlaments voranzusetzen. Gewöhnlich bezeichnet er auch die Nationalrepräsentation als eitel Blendwerk. Indes 1823 erklärte er doch dem Kronprinzen mit bedeutungsvoller Einschränkung, er wolle, „wenigstens für jetzt“, nicht zur Einführung von Reichsständen raten, und fährt dann fort: „Es ist möglich, daß, wenn erst die Angelegenheiten eines Landes so geordnet sind, daß sie ihren ruhigen und festen Gang gehen, daß die Angeseffenen gewöhnt sind, die und die Dinge selbst zu besorgen, . . . daß alsdann eine Versammlung von Reichsständen von Nutzen sein kann.“ Er verwarf Reichsstände also doch nicht schlechthin, sondern nur einstweilen.

Einige Ausarbeitungen des schreibfrohen Junkers bilden wertvolle Quellen für die Kenntnis der Zustände in der Zeit Friedrich Wilhelms III., so der Aufsatz über den Vermögenszustand der Grundbesitzer und ihrer Gläubiger vom Jahre 1811 und der von dem Zustande des Vermögens der Grundbesitzer in der Mark vom Jahre 1823.

Quellen mehr persönlichen Charakters, die aber zu den anziehendsten gerechnet werden müssen, sind die Instruktionen, die Marwitz 1813 seinen Wirtschaftsbeamten erteilte, und deren praktisches Resultat, die Rede aus dem

Jahre 1818 an seine Gutsgemeinde und die beiden Adressen seiner Gemeinde. Es ist eine weithin zu beobachtende Erscheinung, daß das patriarchalische Verhältnis zwischen den Gutsherrn und ihren Leuten in den altpreussischen Gebieten so wenig bekannt ist. Hier blicken wir einmal hinein. Ähnlich können wir es ein Menschenalter später im Leben Kleist-Regows beobachten.

Auch ein persönliches Dokument sind die ablehnenden Auslassungen von Marwitz über de Maistre, die für Finckenstein bestimmt waren (1823). Sie zeigen zugleich die naive Frömmigkeit Marwitzens, die auch sonst häufig hervortritt: „Im Himmel herrscht die Freiheit und kann herrschen, weil einer da ist, der Herz und Nieren prüft und dessen Allmacht die Geister in ihrem Innern ergreift und leitet.“ Persönliche Dokumente sind auch die reizenden Briefe an seine Schwägerin Marie Clausewitz.

Kann man schon bei den Marwitz betreffenden Stücken, die uns Meusel erschlossen hat, zuweilen zweifeln, ob sie die schöne Publikation nicht zu sehr belasten — ich möchte z. B. die Frage stellen, ob es wirklich nötig war, das fast 60 Seiten füllende, gewiß recht anschauliche und manche gute Beobachtung wiedergebende, dann und wann auch einen neuen Zug mitteilende Tagebuch über die Reise nach England völlig abzudrucken — so wird dieser Zweifel noch mehr geweckt bei zahlreichen Aktenstücken, die sich auf andere Persönlichkeiten beziehen. Darunter ist sicherlich mancherlei, was ganz gut überhaupt ungedruckt bleiben konnte oder an anderer Stelle und in anderem Zusammenhang veröffentlicht werden durfte. Natürlich sind die Aktenstücke über und von Adam Müller ungemein beachtenswert. Aber gerade sie konnten hier, soweit sie nicht mit Marwitz in Zusammenhang stehen, ausgeschaltet und an anderer Stelle abgedruckt werden. Jede historische Zeitschrift hätte sie mit Freuden genommen. Manche Schreiben von Standesgenossen Marwitzs, so von Finckenstein, Prittvis, Pannvis, Voß, Burgsdorff und anderen, gehören meines Erachtens lediglich in eine Aktenpublikation, die sich allgemein den Kampf der Stände gegen Hardenberg zum Thema stellt, nicht in eine Publikation, die nur Marwitz zum Gegenstande hat. Gutheißen wird man allerdings den Abdruck einzelner Schriftstücke, die sich innig mit Marwitzs Erlebnissen und Handlungen berühren und ganz besonders dazu beitragen, sie zu beleuchten, so die Aktenstücke, die die klägliche Haltung des Hofmarschalls Valentin von Nassow bei der Inhaftierung von Marwitz zeigen, oder der fehlgeschlagene Versuch des wackeren Alvensleben, seine Standesgenossen zu bewegen, daß sie sich mit Marwitz solidarisch erklärten. Zu dem Schönsten, was wir neu kennen lernen, gehört ein Brief Blüchers an Marwitz aus dem Jahre 1809. Ähnlich wie auch Leopold Gerlach war Marwitz geneigt, einigermassen blasfert über Blücher zu urteilen. Alle diese Überweisen (die Beispiele Marwitz und Gerlach ließen sich ja reichlich vermehren) haben aber doch nicht das rechte Verhältnis zu dieser deutschen Urkraft gefunden, die sich ihre Welt so richtig zusammensammerte und die Dinge nach ihrem Ermessen gestaltete. Weiß man aus jener Zeit Worte, die so elementar wirken als gerade Äußerungen und Stellen aus Briefen Blüchers? Was liegt alles in jenen kraftvollen und zugleich poetischen Worten:

„Übrigens verzweifle ich noch nicht, mein lieber Freund, daß unser deutsches Vaterland gerettet werden kan; es wird aber und muß mit Feuer angegriffen werden, ich tuhe Rehdlich das meinige, und der König erheld nicht ruhe von meine seitten, bis er sich entschlift, oder mich entlest . . . es ahndet mich, wihr singen noch einmahl daß altte Lid zusammen.“

Marwitzens Zeitgenossen wußten alle, daß in dem Erzjunker etwas Außerordentliches steckte; und auch seine schärfsten Gegner konnten sich nicht des Gefühls hoher Achtung vor ihm entschlagen. Das sehen wir unter anderem auch aus einem Schreiben, das Scharnweber, jener merkwürdige Mitarbeiter von Hardenberg, der als einer der schlimmsten Feinde des Adels galt, den Meusel allerdings gegen diese Behauptung verteidigt, an Marwitz im Juni 1814 richtete. Er nennt sich darin einen Mann, „den Sie vielleicht verkennen, der aber Sie nie verkannt hat,“ und fühlt sich getrieben, ihm seine Achtung „für Ihren Charakter und Ihre konsequente edle Haltung in Krieg und Frieden“ auszudrücken. Gneisenau urteilte schon 1807 über Marwitz: „Außerordentliche Zeiten bedürfen solcher Männer wie Sie, und denen steht das Geschmeiß, welches sich so gern im Sonnenschein des Glückes wärmt, auch weniger im Wege.“ Der geistvolle Kronprinz aber faßte bei der Nachricht vom Tode des charaktervollen Junkers seine Meinung von ihm in die Worte zusammen: „Seine Individualität mahnete an die Zeit des Sickingen und Hutten“.

Unter den beigegebenen Abbildungen fesselt neben dem Jugendbildnis von Marwitz, das den eigenwilligen Mann in seiner gesunden Kraft zeigt, am meisten das Bild seiner höchst lebendig, schelmisch-klug dreinblickenden, aber zugleich etwas altjüngferlich anmutenden zweiten Frau, der geborenen Gräfin Moltke.

Außer der Einleitung zu dem vorliegenden Bande steht nun noch der dritte Band aus, der die militärischen Schriften von Marwitz enthalten soll. Geben wir der Hoffnung Ausdruck, daß auf die eine oder die andere Weise das Fehlende der Öffentlichkeit doch noch zugänglich gemacht wird.

Ruth.

Eine weltliche Legende

von

Ernst Heilborn.

I.

Es war eine Wohnung in einem zweistöckigen Hause inmitten der Hauptstadt. Aber das Haus war stadtfremd geworden, seit die Tritte der Fremden die Stufen der schmalen hölzernen Stiege gehöhlt, die Wohnung zeitfern, seit man vor nahezu zwanzig Jahren eine Tote hinausgetragen.

Der Chanukkaleuchter stand auf dem Tisch, und das eine Licht brannte. Die beiden begingen miteinander den ersten Tag des Festes, das der Erinnerung an die Wiedereinweihung des Tempels durch Juda Makkabäus gilt.

„Gepriesen seiest du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der uns hat leben lassen und erhalten hat und hat erreichen lassen diese Zeit.“

Sie war unvermittelt aufgestanden, und es hatte beinahe wie Lachen aus ihrer Stimme geklungen, als sie sagte: „Vater, es ist nun so weit.“

Er sah alt aus neben der Jugendlichen und Aufrechten und schien in diesem Augenblick älter zu werden. „Mein Kind hängt nicht am Glauben der Väter! Das ist der neue Geist. Ich weiß, es gibt einen neuen Geist da draußen. Ich sag’ dir, es hat noch nie einen neuen Geist gegeben bei uns.“

Nun erzwang sie wirklich das Lachen: „Ich hab’ meinen Vater, was brauch’ ich die Väter? Sie sind tot und begraben.“

„Mögen sie für die ganze Welt tot sein, magst du sie täglich in Nichtachtung begraben — in deinem eigenen Blut leben sie fort.“

„Aber die Mütter? Vergißt du die Mütter ganz? Stell dir nur einmal vor, es hieße von heute ab nicht mehr der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs — es hieße der Gott Sarahs, Rebekkas, Rahels: die Welt sähe sehr viel freundlicher aus. Denkst du nicht an die Mutter?“

„Wie soll ich nicht an sie denken, da sie mir doch aus deinem Munde spricht?“

„Und legt sie nicht ein gutes Wort für mich ein?“

„Es war ein böses — sie ruht im Herrn —, als sie mir’s abdrang, dich unter Fremden erziehen zu lassen.“

„Das hab’ ich oft genug selber gedacht. Auch gefühlt — ach ja, auch gefühlt, Vater! Nun aber bleibt man nicht auf halbem Wege stehen.“

„Besser als die unrechte Straße mit neuem Unrecht pflastern.“

„Deiner Ruth schlägst du ab, was du Mutter gewährt hast? Wieviel lieber mußt du sie gehabt haben, als mich!“ Ein Übermut spielte um ihren Mund, und sie strich ihm mit schmeichelnder Hand über den Arm. „Ich könnte mir's freilich auch anders vorstellen, Vater. Etwa so, daß du ihr aus Liebe dein Ja gegeben, und mir dein Nein — aus größerer Liebe —?“

„Ich will nicht, daß du das Weib dieses Christen wirst! Ich verbiete dir's! Ich —“

Sie war vor diesen harten Worten zurückgewichen und hockte nun wieder auf der Seitenlehne des Sophas. Das Licht des Chanukkaleuchters zwischen ihnen hatte aufgeflickert. Der alte Mann war tief in sich zusammengesunken.

Es war still geworden, und lautlos flüchtete die Stunde in die Vergangenheit, der doch der Hausrat dieses kleinen und niedrigen und fremdartig gepußten Zimmers angehörte, seit man die schöne Frau Silberstein hinausgetragen hatte und ein Witwer und ein unmündiges Kind darin zurückgelieben waren.

Dann war der Alte mit lastenden Schritten, denn er war ein schwerer Mann und ging auf flachen Sohlen, aufgestanden, war neben seine Tochter getreten und war ihr mit dieser zärtlichen Bewegung des Schwachsichtigen mit der Hand über das dicke schwarze Haar und über die Stirn und die Schläfen gefahren. „Liebst ihn so sehr?“

„Was ist Liebe? Aber doch, ich weiß, daß ich dich lieb habe, Vater.“

„Bleib bei mir, Ruth. Du bist mein Einziges.“

Sie sah ihn an, und Leid — auch das derer, die vor ihr waren — stand in ihren Augen. „Als ich ihn das erstemal sah, wußte ich, daß ich seine Frau würde. Und er hat es wie ich empfunden. Das ist nun sieben Jahre her, und damals war er noch Student. Es war wie eine Gnadenfrist. Die ist nun um.“

Er hatte das Rappchen aufs Haar gedrückt, und die beiden ersten Lichter auf dem achtarmigen Leuchter brannten. „Gepriesen seiest du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der uns geheiligt hat durch seine Gebote und uns befohlen hat, zu entzünden das Licht der Chanukka.“

Wie Bettler waren die Worte gewesen, die flüchtig nahen und flüchtiger enteilen, wissend, daß sie an verschlossene Türen klopfen.

Dann sprach der Vater wieder: „Es wird Kummer auf deinem Wege sein und Enttäuschung mit dir gehen. Es wird alles so sein, wie dein Vater es dir vorhergesagt hat.“

„Es gibt gute Leute, ich weiß wohl, auch unter den Christen. Und es sollen gute Leute gewesen sein, und du sollst manch schönes Geschäft mit ihnen abgeschlossen haben, bei dem auch sie ihren Vorteil gefunden haben. Und du bist gestern freundlich mit ihnen gewesen und kommst heut' wieder und wirst von der Magd ins Zimmer eingelassen. Und hörst, wie sie hinter der Tür miteinander reden: ‚Der Jud' ist da. — Was will der Jude?‘

„Und gehst auf der Landstraße, die du immer gegangen bist, durchs Dorf. Und weil du den Weg immer machst, hast du den Kindern, die da vor den Türen sind, etwas zugesteckt, ein billiges Spielzeug oder ein Naschwerk. Und sie kennen dich und freuen sich, wenn du kommst. Und eines Tages kennen sie dich nicht mehr und sind mit Schimpf hinter dir her, und wenn du nicht acht gibst, trifft dich ein Stein.“

„Gewiß gibt es auch gute Leute unter den Christen. Und sprichst mit ihnen wie mit deinesgleichen und fragst sie gelegentlich nach deiner Bekanntschaft. Und kommst auf den Meier zu reden und sie werden dir sagen: ‚Der Meier ist ein guter Mann‘. Und der Cohn? ‚Der Cohn hat mir einmal aus der Not geholfen.‘ Aber der Freudenberg? ‚Der Freudenberg hat sich noch immer redlich erwiesen.‘ Und so der Reihe nach mit allen, die sie kennen. Und glauben dir nachher ein besonderes Vertrauen zu erweisen und klopfen dir auf die Schulter und sagen: ‚Man muß auf der Hut sein vor den Juden.‘“

„Was hast du hier und was hab' ich dir zu bieten? Es ist noch alles so, wie deine Mutter es gelassen hat. Und ich weiß, wenn ich abends vom Geschäft heimkomme, bin ich müde. Aber was mir gehört, gehört dir doppelt. Und wenn du vor die Tür trittst, bist du geachtet als meine Tochter und als Kind eines angesehenen Mannes. Es ist nicht gut, unter Fremden zu wohnen.“

Es war an dem Eßtisch, der inmitten der bunten und verblichenen Pracht des Zimmers stand. Neben den drei brennenden Kerzen des Chanukkaleuchters fanden sich die hellen Sabbathlichter, denn der dritte Tag des Festes fiel auf den Tag des Herrn. Ruth kam und ging und diente ihrem Vater.

Sie reichte ihm das Rappchen, sein Haupt zu bedecken; sie brachte das Wasser, seine Hände zu spülen.

„Gepriesen seiest du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der Wunder getan hat an unseren Vätern in jenen Tagen um diese Zeit.“

Sie trug die leckeren Schüsseln auf, deren Zubereitung sie selbst besorgt hatte: den Karpfen mit der Rosinensauce, den Gansbraten (es war keine geringere, als die ansehnliche Frau Lewin, die sie in der Kunst, die Gans zuzubereiten, unterwiesen hatte) und zum Schluß die Mehlspeise. Auf dem siebenarmigen Sabbathleuchter brannten die Kerzen, aber es war ein schweigames Mahl.

Und schweigend saßen sie nachher beieinander am gewohnten Plaze am Sofatisch. Es war ihr nicht entgangen, daß ihn ein Zittern überkam — sie wollte hinzuspringen — aber er faßte sich und sagte: „Tu's nicht, Ruth, tu's nicht. Denk' an Ihn. Er ist treu mit denen, die Ihm treu sind, und sucht die Abtrünnigen heim.“

Sie stand inmitten des Zimmers, die Hände auf dem Rücken verschränkt: „Ich muß wohl, Vater.“

„Um meinetwillen, Ruth, tu's nicht!“ Seine Stimme war leiser geworden: „Ich hab' dich da draußen erziehen lassen — Gott rechne mir die Sünde nicht an — aber ich hab' dich doch auch selbst erzogen als mein Kind.“

Und du bist mir eine gute Tochter gewesen. Nicht als dein Vater, der Gehorsam fordern kann, als ein alter Mann bitt' ich dich: tu's nicht! Einem alten Mann bangt vor der Einsamkeit. Ein alter Mann mag nicht allein sein in den Stunden, in denen es von drüben herüberweht. Laß mich nicht allein, Ruth, bleib bei mir. Ich bitte dich, Ruth, dein Vater bittet dich: bleib bei mir."

Sie stand noch immer unbeweglich: „Ich darf nicht."

„Was red' ich von mir? Wer nicht mehr gehen kann, wird hinausgetragen, und es hat ein Ende. Deinetwillen bitt' ich dich, Ruth, geh nicht zu den Fremden: du sprichst mit ihnen und sie verstehen dich nicht, du leidest und sie sehen es dir nicht an. Was liegt an mir? Für dich hab' ich gelebt, für dich gearbeitet, für dich gespart. Sei du glücklich, wie Gott es für dich vorgesehen hat — verlaß mich, wenn es sein muß, aber geh nicht zu Fremden. Ich bitte dich, Ruth."

„Ich gab mein Versprechen. Ich werde es halten."

Dann war sie mit schneller Bewegung neben ihm niedergekniet, und als suchte die Listige nach ihrer eigenen Fröhlichkeit: „Man denkt über einen Abgrund hinüber zu müssen, und es liegt nur ein Schatten auf dem Wege. Sag ruhig, der Schatten eines Kreuzes! Es ist ja keine Trennung. Wer sagt, daß wir fortziehen werden? Am die Stunde, wenn du dein Geschäft schließt, komm' ich zu dir. Täglich stell' ich mich pünktlich ein. Manchmal zu kurzem Gruß . . ."

„Bist du gegangen, sollst du mir nicht zurückkehren."

„Das meinst du zu wollen? Ich kenne dich besser!"

„Ist es mein Wollen? Ich werde wollen, was das Gesetz will. Ein Mann kann im Finstern leben, wofern er stirbt im Licht." Und er fuhr sich mit der Hand über die schwachen Augen.

„Du wirst nicht einen Begriff, einen leeren, zwischen dich und deine Tochter stellen! Du wirst das nicht tun, Vater. Ja, um Gotteswillen, siehst du denn nicht, daß es Jahrtausende hindurch der Jammer der Menschheit gewesen, im Namen irgend eines Gottes unmenschlich zu sein? Ich bleibe doch, die ich bin, deine Ruth. Mein Herz wird kein anderes, und ich habe dich lieb. Mein Verstand wird kein anderer, mein Gesicht, meine Hände — so gib mir doch deine Hand in meine — deine liebe Hand, leg sie mir wieder auf mein Haar — es soll ein gut jüdischer Segen sein für die Frau des Christen."

„Du hast es immer gewußt und weißt es auch heute: ich gehe den Weg nicht mit. Was hat Bestand in der Welt? Tausendmal ist die Welt eine andere geworden, immer waren Kinder klüger als ihre Eltern: sein Gesetz ist geblieben. Auch du wirst eine andere werden, wenn du mit anderen lebst: sein Gesetz bleibt, das es gewesen ist. Daran werd' ich mich halten für den Rest meiner Tage." Und er stand schwerfällig auf und küßte die silberne Kapsel mit den zehn Geboten, die an der Tür befestigt hing.

Sie verstanden einander nicht mehr, und zwischen ihnen floß der gefährliche Strom des Schweigens.

Er hatte seinen Platz längst wieder eingenommen; sie hoçkte, wie sie gewohnt war, in der Sofaecke ihm gegenüber. Stoßweise kam es schließlich über seine Lippen:

„Wir werden uns schreiben, wie Freunde, die sich lieb haben und getrennt sein müssen.“

„Meine Tochter soll nicht wie eine Bettlerin vor fremdem Hause stehen. Ich werde dir geben, und du wirst genug haben für dich selber einzustehen dein Leben lang.“

„Du sollst zu mir zurückkehren, wenn du zum Befehl des Herrn zurückkehren willst.“

II.

Ruth stand auf der Veranda ihres Hauses. Auf dem wilden Wein, der das Holzwerk umklammert hatte, lag das erste Farbenspiel des Herbstes.

Ihr Blick glitt die Hügellinie entlang, die die kleine Universitätsstadt jenseits des Flusses eingeschlossen hielt. Darüber hinwegzusehen vermochte sie nicht.

Sie betrachtete einen Augenblick den Brief, den sie in der Hand hatte, aber sie öffnete ihn nicht. Sie wußte ohnedies, daß nichts darin stand, als etwa die Hoffnung, daß es ihr gut gehe, und ein leises Wort der Klage darüber, daß das Alter seine Beschwerden mit sich bringe und die Augen mit den vorrückenden Jahren müder würden.

Sie wurde es selbst nicht gewahr, daß sie sich mit der Linken über das Haar, dann über Stirn und Schläfen fuhr. Wie er es oft getan hatte. Und wenn sie die Bewegung bewußt ausgeführt hätte — man durfte sich wirklich von Zeit zu Zeit überzeugen, daß man noch derselbe Mensch wie früher war.

Was auch hätte er ihr schreiben sollen? Ihre eigenen Briefe waren immer arm gewesen. Zuerst aus Scheu, dann war die Kluft breiter und unüberbrückbar geworden. Und immer seltener hatte sie sich dazu aufgerafft, ihm ein Lebenszeichen zu geben. Nun nur doch dies eine Mal im Jahr, zum jüdischen Neujahr.

Ihr Blick war wieder bei diesen kahlen Höhenzügen. Vielleicht hatte der geschmackvolle Architekt, der ihnen das Landhaus auf halber Höhe über der Stadt erbaut hatte, unrecht daran getan, nicht eine höher gelegene Stelle zu wählen? Vielleicht war es notwendiger, sich frei zu fühlen, als gesichert zu wohnen?

Aber es traf ja nicht zu, daß sie für immer in dieser kleinen und lieblichen Stadt gefangen wären. In dem Maße, in dem sich der Ruf ihres Mannes verbreitete, seine Forschungen Anerkennung fanden, er selbst sich von der ärztlichen Tätigkeit ab- und einer wissenschaftlichen zuwandte, waren zahlreiche und lohnende Anerbietungen an ihn ergangen. Er hatte sie abgeschlagen. Weil er hier das wünschenswerte Arbeitsmaterial fand; oder des neuerbauten Hauses wegen; vielleicht auch um ihretwillen, die sich hier ihren Tätigkeits- und Geselligkeitskreis geschaffen?

Sie hätte es nicht zu sagen vermocht, was ihn in letzter Hinsicht bestimmt hatte. Man sprach doch selten über das, was wirklich wichtig war im Leben.

Im Grunde war es wohlthuend, den Blick an dieser wohlgeformten und in Nacktheit üppigen Hügelkette entlang gleiten zu lassen . . .

Es war auch nicht wahr, daß das Leben zu Enttäuschung führte. Es brachte Gewöhnung.

Von der Decke hing an gelbseidenen Schnüren die Mlabasterschale, der das Licht entströmte. Das Zimmer war mit einem Mahagonipaneel umzogen, auf dem Raminims standen ein achtarmiger und ein siebenarmiger Messingleuchter, seltene Stücke kunstreicher Arbeit des 16. Jahrhunderts, die einer holländischen Synagoge entstammten. Ruth sammelte diese Dinge.

Unter dem silbernen Teekessel spielte die Flamme. Ruth war an den Tisch vor dem eingebauten Eckssofa getreten und hatte das Blatt, das da lag, in die Hand genommen. Es sprach von der Beschuldigung des Ritualmordes, die sich wieder gegen die Juden in Rußland erhoben und die zu einem aufsehenerregenden Prozeß geführt hatte: dagegen sollten ihre namhaften Freunde Stellung nehmen.

Sie legte das Blatt nieder und lächelte. Es war einem zeitweise gegeben, in recht weite Fernen zu blicken. Das tat dann meist so weh, daß man schon lächeln durfte.

Der Salon hatte sich rasch gefüllt. Abgesehen aber von der sehr ernsthaften und hart arbeitenden Malerin waren es nur Männer, die gekommen waren, und sie trugen alle, schien es, in Haltung und Ansehen einen brüderlichen Zug: der Frondienst geistiger Arbeit hatte sie geadelt. Es hieß denn auch, diese regelmäßigen Zusammenkünfte im Hause des jungen Professors fänden statt, sich über die Einzelgebiete hinaus zu verständigen. Es war aber Ruths Persönlichkeit, die diesem Beisammensein Art und Inhalt gab.

Man saß in die Mahagonisessel gelehnt, die Teetassen in der Hand, und plauderte. Ruth war aufgestanden und hatte dem Konsistorialrat das Blatt und die Feder gereicht. Sie sagte mit ihrem harten Lächeln: „Juda leidet Not, und Ruben bettelt am Wege.“

Der Schall spielte um seine feinen und klugen Züge, während er seinen Namen hinsetzte. Er meinte: „Eine gute und heilsame Unregung und geht von unserem Medizinmann aus! Ich sag' es ja immer, die Naturforschung führt über den Menschen zu Gott, nur die Naturforscher merken es nicht.“

Das Blatt machte die Runde. Der junge Privatdozent der Philosophie bemerkte: „Ach ja, Erkenntnis der Wahrheit ist der kostspieligste Luxus, den sich die Menschheit leistet. Zu denken, was allein das arme Wissen, daß es einen Teufel nicht gibt, an Hegenblut gekostet hat.“

Der Konsistorialrat erhob drohend den Finger gegen Frau Ruth: „Ich habe Ihnen das böse Wort nicht vergessen: Gott ist den Menschen nur ein Vorwand zur Unmenschlichkeit. In Anbetracht solcher Vorgänge könnte man beinahe glauben, Sie hätten recht.“

Einer der Schweigsamsten des Kreises hatte bei diesen Worten aufgehört. Es war die Art des schwächtigen, blonden Mannes, um dessentwillen sich Ruth von ihrem Vater und von ihrem Glauben losgesagt hatte, jedweder Anerkennung, die ihm hätte gelten können, scheu aus dem Wege zu gehen; ihr Lob suchte er auf allen Lippen.

Der berühmte Naturforscher hatte umständlich unterzeichnet. Er richtete sich alsbald auf und ließ die Blicke prüfend umherschweifen, sich der allgemeinen Aufmerksamkeit zu versichern. Dann sprach er mit seinem klangvollen Organ: „Ich habe in meinen Studien nebenbei so etwas entdeckt, was ich den Geist der Erde nennen möchte. Ich sehe in ihm — wenn Sie, lieber Kollege (dem Konsistorialrat zugewandt), gestatten, sogar etwas wie einen Mittler zwischen uns Erdenbürgern und dem Weltganzen. Dieser Erdgeist betrachtet uns als die ihm nützlichste Tierart und protegirt uns insolgedessen in seiner Weise. Das heißt, er stellt uns an, seine Arbeit zu leisten. Es lag ihm ob, den Fleck auf seinem Rücken, der Deutschland heißt, aus Sumpfboden in Kulturland zu wandeln, — er erfand — ich muß abermals um Verzeihung bitten — das Christentum und die Mönche. Eine seiner gewöhnlichsten Maßnahmen war es, Länder zu überbevölkern, um anderen Ländern aufzuhelfen; Kriege zu entzünden, um Blutdünger zu gewinnen; Hungersnöte zu senden, um zu gesteigerter Bodenkultur zu zwingen. Sein allerklügster Schachzug aber war es vielleicht“ — der berühmte Mann erhob seine Stimme — „einen Mann mit Namen Sitas hervorzubringen, Jerusalem zerstören zu lassen und die Juden über sein weites Reich zu verbreiten. Denn damit —“

Der junge Schriftsteller war verspätet eingetreten, doch früh genug, die Worte des berühmten Mannes mitanzuhören. Er näherte sich der Hausfrau nicht ohne Verlegenheit und führte ihre Hand an seine Lippen.

„Ist er berühmt genug, mitunterschreiben zu dürfen?“ fragte die Malerin, indem sie ihm das Blatt einhändigte.

„Er wird nicht unterschreiben,“ sagte der also Aufgerufene, und eine helle Röte überzog sein Gesicht, bis hinauf zu den blonden, trozigen Haaren.

„Keine Umstände, junger Freund, es kommt hier nicht darauf an, berühmt zu sein, sondern Zeugnis abzulegen.“

„Nein, er wird nicht unterschreiben.“

„Und warum nicht?“

„Weil er von der Existenz dessen, was Sie, Herr Geheimrat, den Geist der Erde nannten, überzeugt ist. Und weil“ — seine Stimme zitterte in verhaltenem Trotz — „wenn dieser Geist der Erde klug genug war, die Juden über den Erdboden zu zerstreuen, er auch gerecht genug war, den Nationen den Trieb einzupflanzen, den Fremdkörper aus dem Volksorganismus auszustoßen.“

„Und von diesem niederen Triebe sprechen Sie als von etwas Berechtigtem?“

„Sogar als von etwas Schönerem und Heiligem.“

„Also ein Prophet der Rassenreinheit?“ fragte der Philosoph lachend.

„Wenn Sie es so nennen wollen: ja.“

Gegen seine Gewohnheit mischte sich der Hausherr ins Gespräch: dieser blonde Schwärmer war ihm seit langem ärgerlich. „Man muß sehr jung oder sehr unerfahren sein, um in dieser Welt von Rassenreinheit zu sprechen.“

„Sagen Sie ruhig Halbwelt,“ meinte der Konsistorialrat lachend, um sich alsbald selbst den Finger auf den Mund zu legen.

Und der Jüngling: „Rasse ist etwas so Starkes, daß es sich durch alle Irrungen durchsetzt.“

Es war Ruths Stimme, die plötzlich ertönte: „Aber man sieht Sie doch beständig mit Professor Liebmann zusammen?“

„Er ist in der That mein einziger Freund.“

„Und unser neuer Privatdozent, der Botaniker Dr. Cohn — Sie sprachen von ihm mit Bewunderung.“

„Er hat den denkbar besten Eindruck auf mich gemacht.“

„Aber die Juden als Ganzes, die verdammen Sie?“

„Ich sehe in ihnen eine Gefahr für das deutsche Volk.“

Ruth erwiderte darauf nichts. Nur fuhr sie sich leise mit der Hand über das Haar, über Stirn und Schläfen, als gälte es eine Erinnerung.

Der Konsistorialrat aber sagte: „Ich glaube, junger Mann, Sie legen es darauf an, uns zu verblüffen. Man erzählt mir, es sei das jetzt die neueste literarische Mode. In meiner Jugend gab's das übrigens auch; damals hieß es: *épater le bourgeois*.“

Der Jüngling schüttelte den Kopf. „Ich bin in diesem Kreise nur der Einzige, der das Recht und die Pflicht hat, die Wahrheit zu sagen, denn“ — er war stark errötet — „ich stamme selbst von Juden ab.“

„Ich bin Jüdin,“ sagte Ruth.

„Also darum — darum fühlte ich mich von Anfang an so zu Ihnen hingezogen?“ Es war seiner Verlegenheit kein Ende, als ihn das allgemeine Lachen wohl oder übel darüber aufklären mußte, in welchem Netz von Unbesonnenheiten er sich verfangen hatte. Aber man nahm es ihm nicht übel. Er war ein Schwärmer und ein Kind.

Es dämmerte, und der Frühlingsabend stieg mit ihr zu Berge. Rüstig setzte sie in ihrem schreitenden Gange Fuß vor Fuß.

Flüchtig dachte sie, daß das Versprechen, das sie ihm gegeben hatte, sie band; daß sie, die Kinderlose, nun in ihm ihr großes Kind gefunden, daß sie der befehlenden Stunde ihres Lebens entgegenging. All das aber huschte nur an ihrer Seele vorüber, wie die vielen Glühwürmchen im feuchten Moose rings an ihren Augen.

Es war, als Schritte die That, die sie zu tun gewillt war, vor ihr, und als hätte sie deren Spuren zu folgen.

Der junge Schriftsteller empfing sie an der Schwelle des Bauernhauses, das er allein, hoch oben auf dem Berge bewohnte. Es war nur ein Stammeln, und dann sank er vor ihr auf die Knie. Sie stand ruhig und sah sich um. „Von hier endlich“, sagte sie, „hat man den Blick über die Berge.“

Er hatte sie in das Zimmer hineingeführt, und sie nickte mit dem Kopf, als wollte sie sagen, daß sie sich den Raum, den er bewohnen mußte, ganz so vorgestellt hatte, wie er nun wirklich war. Bücher und ein paar Stücke altmodischen Hausrats. Ein treues Zylinderbureau, an dem sich ein blondes Kind die Welt recht nach Gefallen zurechtdenken mochte.

Sie saß auf dem niedrigen Sofa, er hatte sie von Hut und Umhang befreit. Wieder lag er zu ihren Füßen. Spielend und unter Küssen hatte er ihr die Schuhe abgestreift und, nun ganz am Boden liegend, ihren Fuß auf sein blondes Kraushaar gesetzt.

„Du allein weißt“, flüsterte er, „von der Sehnsucht, die durch die Welt geht. Sie greift nach den klingenden Atomen des Äthers und heißt sie leuchten. Sie ruft aus jedem Winter den Frühling. Sie war in zwei halbverwaisten Kindern; die mußten so lange Verstecken spielen, bis sie einander gefunden hatten.“

Sie hatte regungslos dageessen und hatte ihm zugehört, oder hatte auch nichts von seinen Worten vernommen, immer mit diesem fremden Lächeln um ihren Mund.

Sie sagte plötzlich: „Und die zwanzig Mark?“

Er blickte verständnislos auf. Es währte eine Weile, bis er sich aus seiner Welt herausfand und sie fragen konnte: „Welche zwanzig Mark?“

„Die du mir nachher in den Strumpf stecken wirst?“

Er war aufgesprungen. Er stand und sah sie an. Er zog sich langsam Schritt für Schritt von ihr zurück. Alles Blut war aus seinem Gesicht gewichen. Wieder stand er und sah sie an.

Sie bückte sich ruhig nach ihren Schuhen, nahm Hut und Umhang, nickte ihm zu wie die Mutter dem Kinde und ging aus der Tür. Er sagte nichts, er folgte ihr nicht; ihm war, als wäre er von seinem eigenen Selbst durch Beilieb losgelöst.

Allein, wie sie den Berg erklimmen hatte, stieg sie ihn hinab. Sie blieb stehen, sich zu besinnen, aber das half zu nichts. Sie wußte nicht, wie das geschehen war und was aus ihr gesprochen hatte. Sie wußte nur, daß nun alles zu Ende war, und daß sie kein Leid darum trug.

Aber auch gewiß keine Freude, einer Gefahr entronnen zu sein. Nur Neugierde, auszumachen, was das war, was aus dem Menschen handelte?

Aber er, gerade er hatte ihr oft genug gesagt, daß er diese Selbstironie in ihr liebe . . .

Ruth stand auf der Veranda ihres Hauses. Der wilde Wein, der das Holzwerk umklammert hatte, war vom Frost seiner Blätter beraubt.

Sie trug ein schwarzes Kleid und blickte einem Herrn und einer Dame nach, die, in dunklem Besuchsanzug, den Weg zur Stadt hinuntergingen. Gleichgültige, die ihr gesagt hatten, welch unermesslicher Verlust die Wissenschaft betroffen habe, und wie sehr jeder einzelne, die ganze Stadt, an ihrem Schmerz Anteil nehme.

Dasſelbe hatte übrigens auch in all den Zeitungsblättern geſtanden, die man ihr ins Haus geſchickt und die ſie ausnahmslos geſehen hatte, als könnte ſie eine ſehr wichtige Neuigkeit daraus erfahren.

Daß alles war ſich ſo ſchnell gefolgt: die erſten Anzeichen der Blutvergiftung, das ſchmerzhaftſte Krankenlager, das friedliche Ende, die Beerdigung unter Teilnahme des Lehrkörpers der Univerſität und der geſamten Studentſchaft, daß es wirklich war, als wäre nur ein Bericht davon an ihr Ohr gedrungen.

Vielleicht ließ einem das Leben nicht immer Zeit zum Erleben, und vielleicht war dem gut ſo? Hatte es nicht Märtyrer gegeben, die ſich gerühmt hatten, alle Flammenqualen hätten nur ihren Körper verſengt, ohne doch bis zu ihrer Seele zu dringen?

Wieder glitt ihr Blick dieſe ſanfte und kahle Hügelreihe entlang. Was machte es aus, daß man nicht darüber hinwegzublicken vermochte, da man doch in den Himmel über ſich aufſehen konnte? Wofern man das konnte.

Sie wußte, mehr als die ſeltenen Erfolge ſeiner kurzen Gelehrtenlaufbahn hatte ſie ſelbſt das Lebensglück des ſtilen und klugen Freundes ausgemacht. Aber auch indem ſie Glück gab, war ſie ſich ſelber fremd geblieben.

Es war auch nicht wahr, daß das Leben Gewöhnung brachte. Wahrscheinlich ſpann es die Fäden nur, um ſie jäher zu zerreißen. Aber müde, recht müde machte das Leben.

III.

Ruth war mit dieſer ſeltſamen Empfindung, daß irgend etwas ihrer harre, frühmorgens aufgeſtanden. Sie hatte an ihrem Kaffeetiſch die Briefe durchmuſtert, die Zeitung durchblättert und hingelegt. Sie hatte die Zeitung von neuem aufgenommen und war im Begriff, ſie abermals beiseite zu ſchieben, als ihr im Annoncentheil der Name ihres Vaters auffiel. Er ſuchte zu ſeiner perſönlichen Pflege eine Geſellſchafterin.

Ihr Entſchluß war gefaßt, ohne daß es einer Überlegung bedurft hätte. Sie packte ihren Koffer und beſtellte ihr Haus.

Es erſchien ihr ſeltſam, während ſie in ihrem Eiſenbahnabteil ſaß und die eilenden Telegraphenſtangen an ihr vorüberglitten, daß ſie den kurzen Weg nicht oft zurückgelegt hatte. Es erſchien ihr ſeltſamer, als ſie die ausgetretene Holztreppe zur Wohnung ihres Vaters hinanſtieg, daß ſie den Mut zu dieſem Wege gefunden hatte.

Sie hatte den Klingelbraht die lange Wand entlang raſcheln hören, als unterziehe er ſich unbotmäßig ſeines Dienſtes. Dann hatte die Magd — dasſelbe grobe und bäueriſche Ding, das ſie vor zweimal ſieben Jahren zu Haus zurückgelassen — die Thür geöffnet und ſie nach ihrem Begehre gefragt.

Sie war ſtatt jeder Antwort in den Lichtſchein der flackernden, offenen Gasflamme getreten.

Aber jene erkannte ſie nicht. Was ſie wollte, wiederholte ſie ihre Frage. „Ich bin“ — die übermütige Eingebung des Augenblicks ließ ſie den

Saß anders beenden, als er gedacht war; sie fuhr mit ihrem harten Lächeln fort: „gekommen, mich um die Stellung als Gesellschafterin zu bewerben.“

Darauf schloß sich die Thür wieder vor ihr, und sie hatte zu warten.

Und dann stand Ruth vor ihrem Vater und sah sein Greisenthum. Er aber sah sie nicht.

Sie war gewillt, sich in seine Arme zu stürzen —, sie vermochte es nicht. Fremd stand sie vor dem Fremden. Es waren nicht nur die zweimal sieben Jahre, die sie trennten, — alles, was sie nichts geachtet, belächelt, vergessen hatte, erhob sich in diesem bunten und altmodischen Zimmer hochaufgerichtet zwischen ihr und ihm. Auch wußte Ruth in diesem Augenblick, daß von ihrer Liebe zum Vater nichts als ein Mitleid übriggeblieben war.

Sie lehnte an der Thür und vermochte sich nicht zu regen und fühlte nur das Pochen ihres eigenen Herzens.

So war er es, der schließlich sagte, daß er wirklich jemanden um sich zu haben wünschte, weil seine Augen schwächer würden. Und er lud sie ein, sich neben ihn zu setzen.

Dann endlich hatte sie Gleichgültiges gesagt, und er hatte den angenehmen Klang ihrer Stimme gelobt.

Er fragte sie nach ihren Zeugnissen; sie suchte, als verstände es sich wirklich so von selbst, in ihrem Handtäschchen und reichte ihm ein Adressenbuch, das sie bei sich führte. Er tat, als blättere er prüfend darin. Sie gewahrte, daß er blind war.

Es blieb ihr keine Zeit, dem nachzusinnen; nur fuhr es ihr durch den Kopf, daß vielleicht nur deshalb seine Briefe seit langen Jahren ausgeblieben waren? Er fragte sie, ob sie Empfehlungen nachweisen könne, und sie nannte aufs Geratewohl den Namen eines Rabbiners, der ihr irgendwie im Ohr geblieben war.

„Er ist ein frommer Mann,“ sagte der Blinde, „und ich wünschte nicht mit jemandem zu leben, der nicht zum Gesetz hielte.“

Er war auf die Lohnfrage zu sprechen gekommen und beteuerte, daß er arm sei. „Was ich Ihnen geben kann, wären dreißig Mark im Monat —“ und da sie sich damit einverstanden erklärte: „Ich werde Ihnen zwanzig Mark geben, und wenn ich mit Ihnen zufrieden bin, werde ich es erhöhen auf dreißig.“ So trennten sie sich, ohne daß sie vorerst gewagt hätte, ihm die Hand zu reichen.

Und Ruth wohnte in der Kammer, in der sie als Mädchen geschlafen hatte, und war um ihren Vater und pflegte ihn.

Es war ein schwerer Dienst um den blinden Mann. Mühsam trug er sich, von ihr gestützt, von Zimmer zu Zimmer. Kleidung und Wäsche waren ihm verwahrlost; seinem Körper die notwendigste Pflege angebeihen zu lassen, war er selbst nicht mehr imstande. Mißtrauisch und in sich gekehrt saß er in seinem Sessel, freundlichen Zuspruch erwartend und nicht erwidern.

Ihre Tage waren voll Mühe, und die Nacht kam früh und eilend zu der Ermüdeten. Dennoch saß sie mehr als einmal auf ihrem Bettrand und

sagte sich, daß es ein frebles Spiel sei, das sie treibe. Aber wie dem nun ein Ende setzen, ohne das Leben des Greises zu gefährden?

Was dem Heute unwahrscheinlich erschien, nannte das Morgen bereits alltäglich. Als vollends der erste Freitagabend herangekommen war und sie dem Blinden das Wasser reichte, seine Hände zu spülen, und er den Segen über das Brot sprach, war es ihr, als hätte sie nicht anders handeln dürfen, als es ihr die Laune eingegeben hatte.

Am einem Sabbathabend war es auch, daß er ihr von seiner Tochter redete, wofern er überhaupt von ihrer Anwesenheit wußte und nicht nach Greisenart zu sich selber sprach. „Meine Tochter war groß und hoch gewachsen. Ihr schwarzes Haar war dicht und wellig. Sehr eingefallen waren ihre Schläfen. Wenn man mit der Hand darüber fuhr, spürte man in ihren Höhlungen das starke Leben.“

Und Ruth saß bei ihm und hörte seine Worte.

Die dunklen Tage des alten Mannes gingen der Nacht entgegen: das fühlte Ruth, das sagte auch der Arzt. Er wurde zusehends hinfälliger, aber er begann sich auch langsam an seine Pflegerin zu gewöhnen, ohne es je Wort haben zu wollen.

Er war schweigsam, wie einer, der viel zu durchdenken hat, was er doch nicht zu enträtseln vermag. Sie griff des Abends zum Psalter und las ihm daraus vor. Dann saß er vornübergebeugt und lauschte angestrengt, lobte auch wohl gelegentlich ihre Stimme, die jung sei und ihn an Stimmen erinnere, die mit ihm jung gewesen.

Eines Abends aber verwies er ihr zu lesen. Er ließ sich von ihr im Zimmer auf und ab führen. Er saß und sann. Er gab ihr einen Schlüssel, den er immer bei sich trug, deutete auf den Schrank und ließ sie die Papiere, die er barg, herausnehmen. Es waren ihre eigenen Briefe.

Und Ruth entfaltete den ersten Bogen und las, was sie vor Jahren ihrem Vater geschrieben hatte: einen nichts sagenden Gruß. Sie nahm den nächsten Brief und las und sah den alten Mann, wie er vornübergebeugt saß und ihren Worten lauschte, und es war wieder nur ein nichts sagender Gruß. Den dritten Brief las sie nicht mehr: sie erzählte, als stünde es da geschrieben, von dem Bau des Hauses auf halber Bergeshöhe und von dem Zusammenleben mit ihrem Mann.

„Ich wußte das nicht mehr,“ sagte der Blinde, als sie geendet hatte. „Es ist, weil meine Augen nun doch schon seit Jahren schwach geworden sind.“

Und Ruth fuhr fort, Abend für Abend vorzulesen aus Briefen, die nie geschrieben worden waren.

Ruth las: „Ich habe einen jungen Mann kennen gelernt, mit dem es anders ist als mit allen anderen. Ein Zufallswort verriet mir, wie sehr wir zusammengehören, aber wäre es nie gesprochen worden, ich hätt' es darum nicht weniger gefühlt.“

„Ich weiß, ich weiß,“ sagte der Blinde.

„Ich bin nun seit sieben Jahren verheiratet, aber mir ist oft, als hätte ich nichts erlebt, seit ich von dir ging. Läge ich in seinen Armen, ich hätte nicht die Empfindung, unrecht zu tun. Aber sei ruhig, Vater, ich werde nie in seinen Armen liegen.“

„Ich weiß, ich weiß,“ sagte der Blinde.

Sie sah ihren Vater an und begriff nicht, woher er zu wissen meinte, was ihm stets verschwiegen worden war. Ein Gefühl der Angst stieg in ihr auf, aber sie zwang es nieder und fuhr fort: „Es ist mit ihm, als wäre man in der Fremde und fremde Leute um einen herum und hörte plötzlich das Wort der Muttersprache —

„Er ist so etwas wie ein Künstler. Ich bin mit ihm den Fluß entlang gegangen, und es war hohes und ungestümes Wasser, wie immer in dieser Vorfrühlingszeit. Wir sprachen von unserer beiderseitigen Kindheit. Wie ich ohne Mutter, so ist er vaterlos aufgewachsen. Er sagte — und ich weiß nicht, ob es sich auf dich oder auf unsere verwaisete Kindheit bezog —, es sei gut, wenn man nicht alles, was man zum Leben brauche, auf Erden finde.

„Weißt du noch, ich hatte als Kind ein Spiel. Ich versteckte mir irgend etwas und begann nachher danach zu suchen. Und einmal kam ich jubelnd zu dir — ich war so froh darüber, daß ich das, was ich mir versteckt hatte, wirklich, nein wirklich nicht wieder zu finden vermochte.

„Ich erzählte ihm das, und statt aller Antwort schloß er mich in seine Arme. Es ist möglich, daß auch ich ihn geküßt habe. Wenn ich es tat, war es nicht anders, als küßte ich meine eigene Hand.“

Der Blinde wehrte ab. „Schließen Sie die Briefe wieder ein. Es ist das ein Geheimnis zwischen mir und meiner Tochter.“

Am folgenden Abend aber las Ruth doch weiter mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen: „Ich habe ihm versprochen, zu ihm zu kommen. Ich war bei ihm. Es war das erstemal, daß ich sein Zimmer betrat, und doch kannte ich den bescheidenen Raum, in dem er hauste, längst. Ich saß bei ihm, und er sprach zu mir, und mir war, als vergingen mir die Sinne. Aber ich wehrte mich dagegen mit letzter Kraft und sagte ihm: Wir wollen verstecken spielen, wie als Kinder. Wenn du willst, fang' ich an. Und ich habe mich versteckt, so gut, daß er mich nicht zu finden vermochte.“

„Ich verstehe das nicht,“ meinte der Blinde.

„Es ist auch wirklich nicht zu verstehen,“ sagte Ruth und schlug die Augen auf.

Wieder an einem anderen Abend, als sie ihm, scheinbar lesend, gesagt hatte, was nur ein Mensch dem, den er lieb hat, einzugestehen vermag, sagte der Blinde: „Es ist gut, daß ich Sie in meinen schwachen Tagen um mich habe. Ich würde Ihnen gern zu Ihrem Lohn zulegen, ich weiß, es ist nicht viel, was Sie haben — ich kann es nicht. Ich muß sparen.“ Und er flüsterte ihr mit harter Stimme zu: „Als meine Tochter von mir ging, hab' ich ihr alles mitgegeben, was ich hatte. Ich mußte von neuem anfangen und war nicht mehr jung. Nun hab' ich noch einmal dieselbe Summe zusammengebracht. Sie soll es wissen, daß ich für sie gearbeitet habe; nach meinem

Tode soll sie es erfahren und an ihren Vater denken. Ich darf das Kapital nicht angreifen; für niemanden; ihr gehört es." Und mit dem plötzlichen Mißtrauen des Blinden: „Ich bin kein reicher Mann. Und wenn Sie alle Schlösser aufschließen und alle Kästen umwenden, Sie werden nichts finden. Es ist gut, wenn Sie bei mir bleiben, aber eine Zulage bekommen Sie nicht.“

Ruth hatte ihm gegenüber gesessen. Sie stand auf. Sie tat die paar Schritte zu ihm hinüber. Sie fiel neben ihm auf die Knie, und ihr Mund war zu einem Schrei geöffnet —

Aber sie schwieg.

Die Stunde, die dem alten Mann am Tage seiner Geburt vorher bestimmt gewesen, war gekommen. Er hatte das Bett seit einer Woche nicht mehr verlassen. Ruth stand bei ihm, während die Sehnsucht nach Ruth an seinem Herzen riß. Aber seine Lippen blieben verschlossen.

Ruth stand bei ihm und diente ihm. Sie wischte den kalten Schweiß von seiner Stirn. Es war ihr, wie wenn es ihr als Buße auferlegt worden, in seiner bitteren Not bei ihm zu stehen und ihm nicht sagen zu dürfen, wer sie war.

Zeitweise war es wie ein Rauschen in ihren Ohren, und sie meinte das Wort laut gesprochen zu hören, das er ihr vor Jahren gesagt hatte: „Du sollst zurückkehren zu mir, wenn du zurückkehren willst zum Gesetz des Herrn.“

Sie wußte nicht, daß sie seit langem tat, was das Gesetz von ihr heischte. Es war ihr unbekannt, wie treu sie war.

Die Atemnot riß an dem Sterbenden, und Ruth flocht ihre beiden Arme um den Rücken des schweren Mannes und hob ihn auf, und sein Kopf lag an ihrer Brust. So schien er Beruhigung zu finden.

Sie hatte ihn wieder ausgestreckt in seinem Bette, und sein Atem ging ruhiger, und sie währte, daß er Schlaf finden würde.

Er schien zu schlafen. Doch bewegten sich seine Lippen von neuem, ohne daß er sich ihr verständlich zu machen vermochte. Es war nur ein Flüstern. Aus diesem Flüstern kam plötzlich ein Ruf: „Ruth!“

„Ich bin's, bin Ruth, bin deine Tochter!“

Der Körper des Sterbenden war aufgeschnellert. Einen Augenblick hatte er ihr beide Arme entgegengestreckt. Dann war er haltlos zurückgesunken.

Sie hatte sich über ihn geworfen und sein Gesicht mit Küßen bedeckt.

Es war ein Zittern in seiner rechten Hand. Sie sah es und verstand. Sie nahm die Hand des Vaters und führte sie über ihr dichtes und welliges Haar. Sie legte sie auf ihre Schläfen, in deren Vertiefungen er das starke Leben zu spüren gemeint hatte. Und sie sah, daß seine Züge wie die eines Kindes wurden.

Wieder bewegten sich seine Lippen. Seine Worte wurden vernehmlich, aber er sprach nicht mehr zu ihr. Er sagte: „Höre, Israel, der Ewige, unser Gott, der Ewige ist einzig.“ Und starb.

Und Ruth stand auf und begrub ihn an der Stätte, wo seine Väter ruhten.

Literarische Rundschau.

Ernst von Wildenbruch.

Ernst von Wildenbruch. Von Berthold Lizmann. Erster Band, 1845—1885. Mit 11 Bildnissen und einer Handschriftprobe. Berlin 1913. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Die letzten Jahre haben uns in schneller Folge einen Teil der monumentalen Wildenbruchausgabe gebracht, die jetzt in siebzehn starken Bänden im Grote'schen Verlag erscheint. Daß diese Ausgabe für absehbare Zeit maßgebend bleiben und die Grundlage aller weiteren Drucke Wildenbruchscher Schriften werden wird, verdanken wir dem unermüdlischen Herausgeber Berthold Lizmann, der einen sorgfältigen, kritisch fundierten Text mit vollem Rechenschaftsbericht über alles vorhandene Material und einem Lesartenverzeichnis der wichtigsten Abweichungen in den Vorstufen der endgültigen Fassungen darbietet. Selten ist einem kaum Verstorbenen eine solche Ausgabe geworden. Die Einleitungen zu den bisher erschienenen Bänden stellen auszeichnet auf die nachfolgenden Werke ein. Sie sind als die Vorstudien zu dem jetzt nach einigen Jahren angestrebter Arbeit von dem Herausgeber vorgelegten ersten Band der Biographie des Dichters zu werten. Berthold Lizmann ist wie schon für die Ausgabe, so vor allem auch für dieses biographische Werk berufen wie kein anderer. Denn er hat in jungen Jahren Wildenbruch sehr nahe gestanden, vielleicht, wie er selbst meint, und wie die an ihn gerichteten Briefe zeigen, „von allen am nächsten“. Und innerlich ist das nach seinem Bekenntnis auch so geblieben, wenn sich auch später äußerlich die Fäden zu lockern schienen. Berufen ist er aber auch, diese schwierige Biographie eines so vielseitig verbundenen und bedingten Geistes zu schreiben, als der anerkannte Meister biographischer Darstellung, der uns schon den Schröder und die Clara Schumann geschenkt hat. Wieder stand ihm wie bei diesem Werk ein einzigartiges Material zu unbeschränkter Verfügung, ein Nachlaß von ungemeiner Reichhaltigkeit, den er, wie eben die Nachweise der Ausgabe zeigen, mit sicherem Blick überschaut und meistert. Er fand die vollste Unterstützung der Gattin, die „jeden Tag und jede Stunde hilfsbereit mit nie ermüdenden Händen und mit verstehender und ermunternder Teilnahme dem Biographen zur Seite gestanden und dadurch das schwere und schöne Werk in einer Weise gefördert hat“, wie man es kaum zu hoffen wagte. Ihr ist dieser erste Band denn auch mit Recht gewidmet worden.

Die Familienpapiere lagen schon von Wildenbruchs Vater geordnet vor. Auf sie stützt sich vorwiegend die Darstellung der Vorgeschichte und der Familienverhältnisse. Die entscheidenden Persönlichkeiten treten in vorzüglicher Charakteristik scharf umrissen hervor; zunächst der Großvater, der Prinz Louis Ferdinand, dessen heroische und tragische Erscheinung mahnend im Hintergrund stehen bleibt. Der Charakter des Vaters, in diesem Milieu der Autorität und als der Überlebende von den Eltern von vornherein besonders bedeutsam in der Lebensgeschichte eines aristokratisch-preussischen Dichters, wird aufschlußreich erhellet. Seine aufrechte Art, sein Pflichtgefühl, z. B. in der Übernahme und Durchführung des sibirischen Generalkonsulats, wirkt bestimmend. Und wie wird der Wert der Mutter als Gattin dieses Mannes einerseits und als Mutter andererseits herausgearbeitet, besonders vor und in der Verlobungszeit und in Syrien! Weiterhin wird uns das Wunder begreiflich gemacht, das der Hauslehrer Fricke in der Seele des schwerfälligen Knaben wirkt, wie in einem späteren Kapitel die ungeheure Bedeutung dieses Mannes im Wendepunkt seines Lebens. An ihn, den Erwecker der ersten Quellen, denkt der Dichter,

der als Offizier Schiffbruch gelitten hat, sofort, da er sich sagt, es gelte jetzt, die Voraussetzungen für eine rein geistige Schriftstellerexistenz nachträglich zu schaffen, die Voraussetzungen, welche die zu realeren Zielen hinstrebende Kadettenausbildung ihm nicht hatte geben können, die aber schon angeregt waren in diesen Knabenjahren unter der Obhut Fricke's, und die nun am Horizont seiner Kaserneneigenschaft auf ihn warteten. Aber auch die ganze Zeit, die diesem entscheidenden Wendepunkt vorangeht, die Zeit der Irrgänge durch konventionelle Bedingtheiten wird uns lebendig. Und gerade die latenten Anregungen, die von hier aus weiterwirken in Motive und Erlebnisse seiner späteren Dichtungen, weiß der einführende Biograph mit überzeugender Sicherheit aufzudecken. So begleiten wir den Anerwachten durch die schlaffe Lässigkeit oder die dumpfen Leiden eines am unrechten Ort zu unrechten Zielen Geleiteten, durch das Leben mit Geschwistern und einer Umgebung, die seine Triebe und Neigungen nicht verstehen kann und ihn nicht ernst nimmt, bis die Vettern Hans und Wolf Bork auf dem geliebten Klein-Deis ihn begreifen, lieben und ermuntern. Mit Teilnahme verfolgen wir das Verhältnis zu dem letzteren, das sich auf dessen „produktiver Kritik“ aufbaut, bis zu der ergreifenden letzten und stärksten Anregung des Dichters durch seinen Heldentod auf dem Schlachtfeld von 1870. In ihm und durch ihn erlebt er den Krieg in seiner Herrlichkeit und seinen Schrecken. „Halte es nicht für Spott,“ schrieb er damals dem Verwundeten, „daß ich dir deine Schmerzen beneide; denn so fürs Vaterland darniederzuliegen ist das Höchste, was der Mensch erreichen kann. Welch eine Empfindung, Teurer, wenn du einst sprechen kannst, mit meinem Blute habe ich den Grundstein kiten geholt, auf dem sich Deutschlands Ehren erheben.“ Wildenbruch hat diese Seligkeiten seinen Helden und uns in ihnen geschenkt, wie keiner der neueren. Er hat in ihrem Preis auch immer seinen Wolf und seinesgleichen glücklich gepriesen und verherrlicht.

Wäre ihm der individuelle Weg vom Offizier zum idealistischen Dramatiker ohne die Reife und weise Einsicht des ihn erst spät erkennenden Vaters möglich gewesen? Nach der quellenmäßigen Darstellung Lizmanns darf man diese Frage wohl heute verneinen, und man darf künftig nicht vergessen, daß man diesem Vater, der so gar kein Dichter war, doch den Dichter im Sohne auch zu danken hat. Er führt ihn zu den richtigen Quellen einer Entwicklung zurück, die ihm selbst nicht verständlich ist. Er ist es, der ihn wieder dem einzigen Fricke zuführt, in dem er wenigstens das eine Grundprinzip sich verwandt fühlt, die unerbittliche Selbstzucht, die dieser nun auch in dem Schützling weiter ausbildet und ihm so zu einer klassischen Bildung verhilft, ohne die kein großer Dichter möglich ist. Die Wunder der späteren Gymnasialzeit in Burg werden in ihrer ganzen läuternden Kraft dargestellt: die wahren Quellen seiner schriftstellerischen Bildung fangen an zu fließen: Die Antike und die Geschichte. Der lateinische Schlußaufsatz ist ein Bekenntnis, das an die große nationale Konfession seiner Dramatik erinnert. Er hatte den Titel: *Et facere et pati Romanum est und schloß mit einem Appell: O magnum beatumque populum, qui sua natura institutioneque virtutis ipsius naturam aequare videatur. Nos autem agite talem virtutem imitemur, mihi que credite non nobis ipsis solum sed liberis et universo generi fructum ex ea profecturum esse, cum verum praeclarumque sit illud vatis Venusini: Fortes creantur fortibus et bonis.*

Überall zeigt sich in diesen Mitteilungen der ratende, ordnende, gestaltende Geist des Biographen, der über und hinter allen Mitteilungen die aus tausend Elementen intuitiv zur Einheit zusammengefaßte Persönlichkeit des Dichters sieht, von der her alle Dokumente bestrahlt und individuell beleuchtet werden. So werden alle Kapitel in sich abgerundet und stellen mit ungezwungener Selbstverständlichkeit die Etappen von Wildenbruchs Wesen scheinbar lückenlos dar. Ein in sich besonders harmonisch geschlossenes Kapitel ist die Darstellung der Frankfurter Zeit mit dem Wachsen der entscheidenden Werke (1871—1877), eingeleitet durch die Schilderung der stimmungsvollen Wohnung und des Stadtbildes. Wir sehen, wie sich

in seinen epischen und lyrischen Anfängen allmählich aus dilettantischen Versuchen Ansätze künstlerischer Gestaltung herauskristallisieren (Gebet des Parsen). 1871/72 entstehen als das erste Zeugnis seiner neuen Persönlichkeit „Die Söhne der Sibyllen und der Nornen“, die in ihrer interessanten Unfertigkeit und ihrem Übergangscharakter charakterisiert werden. 1873 erscheint das Heldenlied „Bionville“, das ihm auch in seinen Kreisen Anerkennung verschafft bis hinauf zum König und den Vater mit der Wendung des Sohnes verhöhnt, ehe er dahingeht. Mit den Novellen beschreiten wir die Spuren seines realeren Erlebens, um mit den Dramen in die Regionen aufzusteigen, die dann sein hohes Künstlertum sich erobert: Spartacus und Harold. Und die Bedeutung persönlicher Teilnahme ist nicht vergessen wie die Eduard Simsons und vor allem des Stammtisches Meister Balzers und Dr. Stanges.

Das historisch bedeutungsvollste Kapitel ist das vierte: Berlin (1877—1885) mit der Darstellung der literarischen Verhältnisse dieser Jahre in der preussischen Zentrale, in die der Dichter eintritt und bald eine bestimmende Rolle spielt, des akademisch-geselligen Vereins und des anregenden Lebens in ihm; weiter die Wirkung des Theaters, die Entstehung des „Menoniten“, „Väter und Söhne“, der „Karolinger“, das schließlich nach vielen herben Enttäuschungen doch siegreiche Ringen mit den Leitern der entscheidenden Bühnen um die Aufführung dieser Stücke, die Bedeutung der Meininger für seine künstlerische Entwicklung sowohl als für den äußeren Erfolg.

Der Freund hat die Biographie geschrieben; wer aber gefürchtet oder gehofft hat, daß er einen panegyrischen Ton anschlagen würde, daß der Literaturhistoriker von Beruf vor dem Propagandisten zurücktreten würde, der ist eines besseren belehrt oder vielleicht auch erfreulich enttäuscht worden. Dem Mitstrebenden stand das an, der Rückschauende, historisch Wertende und Entwicklung Darstellende hatte höhere Aufgaben zu erfüllen. Mit unbestechlichem Blick werden die tastenden Anfänge betrachtet und in ihren charakteristischen Schwächen beurteilt als Dokumente einer mühevollen und sehr allmählichen Entwicklung. So auch die dramatischen Erstlinge; immer wieder wird die seltsam ungleichmäßige Art seines Schaffens betont. Diese lebhaft zu begrüßende Objektivität wird es verhüten, daß mit diesen jugendlichen Unfertigkeiten einmal ein Entdeckungskultus getrieben wird, wie so oft in solchen Fällen. Der gestaltende Biograph setzt alles in Darstellung um, er macht es dadurch natürlich dem oberflächlichen Leser nicht so bequem, wie der lebensbeschreibende Informator, aber er regt den die Dichtungen selbst Lesenden um so stärker an. Inhaltsangaben verschmäht er mit vollem Recht. Dafür findet z. B. der selbstbiographische und Bekenntnischarakter von Wildenbruchs erzählenden Schriften, der sich seinen Freunden immer aufgedrängt hat, hier endlich und endgültig seine wissenschaftliche Bestätigung und Begründung (z. B. Kindertränen, die Waidfrau u. a. m.). Derselbe Charakter gibt nun auch so abstrus anmutenden Werken wie dem kühnen Versuch „Die Söhne der Sibyllen und Nornen“ einen eigenen Reiz. Die Bedeutung des Heldenliedes „Bionville“ tritt nach allen Seiten in Erscheinung: für die allgemeine Entwicklung, für die Zurechtfindung des Dichters in seinem Gebiet, für die Stärkung seiner Schaffenslust und Schaffenskraft und für sein Verhältnis zu Vater und Familie. Hervorgehoben sei weiter die Schilderung des hoffnungslosen Kampfes gegen die andersgearteten Interessen der Zeitgenossen, gegen „die Mauern wohlvollender Verständnislosigkeit“, die Herausarbeitung der zentralen Bedeutung des Harold in all seinen Bearbeitungen für die Entwicklung Wildenbruchs.

Dabei werden die wichtigsten Fragen seines Künstlertums aufgeworfen und beantwortet: das Verhältnis zu seinem Stoff, die tiefere Begründung der Grundzüge seiner Technik, die Stellung zu seinen Vorgängern und Antipoden, z. B. zu Schiller und Hebbel. Was er an Schiller bewunderte, war die sittliche Persönlichkeit und die Kunst des Baumeisters. „In beidem ist er ihm Vorbild gewesen, und doch war Schiller nicht der Prophet, der ihn taufte und an dessen Fackel er

seine eigene entzündete . . . Er war von Anfang an, und ist es bis an sein Lebensende geblieben, ein Naturalist in dem Sinne, daß die Intuition für ihn das A und das D aller Kunst war und blieb. Darin lag seine Kraft und Schwäche . . . Ein Grübeln und Sinnen über das Was und Wie, ein Disponieren nach einem auf dem Verstandeswege gewonnenen Bauplane widerstrebte ihm . . . Wo in der ersten Konzeption ein Konstruktionsfehler untergelaufen war, ist er nur selten instande gewesen, ihn nachträglich zu beseitigen, weil in der Regel dann die Arbeit nicht im Zentralnervensystem des Kunstwerks, sondern an der schwachen Stelle einsetzte.“ Seinen Antagonismus zu Hebbel beleuchtet sein Bekenntnis: „Man schilt die Menschen unserer Zeit materialistisch; wir glauben, daß sie nicht sowohl materialistisch als realistisch sind. Sie wollen allerdings auf der Bühne mit Händen greifen und mit Augen sehen. So war es zu Shakespeares Zeiten auch; und seine große Wirkung entstand daraus, daß er sein Publikum vor eine Fülle neuer, großer, tatsächlicher Ereignisse stellte und sie von Figuren tragen ließ, die mit warmem, natürlichem und großem Gefühle erfüllt waren. Darum, ihr deutschen Dramatiker, laßt die Stürme, die ihr entfacht, wirklich Stürme in Fleisch und Blut, nicht bloß in Gedanken sein; werft Tatsachen auf die Bühne, laßt Bedeutendes geschehen. Sind die Laten da, dann werden die poetischen Worte gleich den Blättern am gesunden Baume von selbst daraus entsprossen.“ Wildenbruch wird von Lizmann charakterisiert als der Temperamentsdramatiker gegenüber dem psychologischen, als der Beherrscher des Dramas der Tatsachen, als der priesterliche Dichter, dem Anregung und Gebot das nationale Pflichtgefühl ist. Und dazu werden auch interessante Fragmente und unveröffentlichte Dichtungen, wie „Die Töchter des Priesters“ herangezogen.

Ganz besonders hervorzuheben ist neben diesen wissenschaftlichen Resultaten die starke, oft künstlerische Darstellung, Gestaltung des Stoffes, besonders in der Komposition. Diese intuitive Begabung zur Biographie großen Stils, die schon bei der Clara Schumann so zwingend in Erscheinung trat, zeigt sich auch hier, bald schwächer, bald auch stärker noch als früher. Da wäre etwa hinzuweisen auf den Abschluß des ersten Kapitels, wo die Umstände bei der Geburt Wildenbruchs eine symbolische Bedeutsamkeit gewinnen, ferner auf die innere Rundung etwa des Frankfurter Kapitels, das von Begebenheiten zu tiefen, inneren Erlebnissen aufsteigt und in Stimmungen abschwillt. Höchst spannend werden Aufenthalt und Erlebnisse in Syrien erzählt, dann die Revolutionszeit in Berlin, das ganze Kapitel „Erfüllung“ und schließlich der Ausgang dieses ersten Bandes, aus dem der fertige Dichter als der glückliche Gatte einer wundervollen Frau hinüberschreitet zu einem Höhenleben, das in einem zweiten Bande kennen zu lernen der genießende Leser ebenso wünschen wird wie der Fachmann, dem ja hier viel mehr geboten wird, als man es wenige Jahre nach dem Tode eines Autors im allgemeinen erwarten kann. Für den Fachmann sind dem Werk auch zahlreiche Hinweise, Belege, Ergänzungen und Anmerkungen aller Art beigegeben (S. 349—390). Besonders hervorheben möchten wir auch hier die Selbstbiographie Wildenbruchs von 1882. Es ist die zweite der drei vorhandenen. Die erste ist die des Abiturienten von 1867 (1910 gedruckt); die dritte ist die in den „zehn lyrischen Selbstporträts“ 1906 erschienene. Das Buch ist würdig und prächtig ausgestattet und wundervoll gedruckt. Es bringt elf Porträts auf besonderen Tafeln und ein Facsimile. Unter den Porträts befinden sich einige sehr fesselnde.

Es ist selten, daß eine solche Verbindung zwischen Dichter und Literaturhistoriker sich erhält, wie sie zwischen Wildenbruch und Lizmann bestand. Daraus ergeben sich moralische Forderungen. Daß Lizmann sich ihnen nicht entzogen hat, trotzdem er andere Aufgaben damit beiseite schieben mußte, das sollte ihm von den Freunden Wildenbruchs unvergessen bleiben.

Carl Enders.

60. **La femme et les armées de la Révolution et de l'Empire.** (1792—1815.) Par Raoul Brice. Paris, Librairie Ambert. 1913.

Mancher charakteristische Zug zur Psychologie des französischen Soldaten und der ihm angetrauten oder nicht angetrauten Gefährtin, zur Psychologie des französischen Volkes überhaupt und des Revolutionszeitgeistes im besonderen findet sich in dieser Sammlung von Tatsachen auf Grund unveröffentlichter Dokumente. Die Gattung des Wertes, eine gewissenhaft quellentreue Zusammenstellung von tausend ähnlichen, oft an sich unwichtigen Details, bringt leicht eine gewisse Undurchsichtigkeit und Formlosigkeit der Darbietung mit sich, die auch hier nicht ganz vermieden ist, wenn auch der Stoff eine nach Kapiteln geschiedene äußerliche Gruppierung erfahren hat. Jeder der in Betracht kommenden Frauentypen ist separat aufgeführt, so die Generalinnen, die Maitresses, die Cattinnen, die Abenteurerinnen und Schauspielerinnen, die Marktfenderinnen und die Soldatinnen, die wohl das interessanteste Kapitel bilden. Da finden wir eine ganze Liste von Kriegerinnen, die ihre Uniform mit Ehren getragen haben. Eine von ihnen, die mit fünfunddreißig Jahren Soldat geworden ist, bleibt über ein Jahr kriegsgefangen in Osterreich, wird bei ihrer Rückkehr zum Unteroffizier befördert, später pensioniert und zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Sie hat 17 Jahre gedient, 12 Feldzüge mitgemacht und ist viermal verwundet worden. Zwei Schwestern, die mit Vater und Bruder in den Krieg gezogen sind, werden zur Belohnung ihrer Tapferkeit von Dumouriez dem Generalstabsadjutanten beigeordnet. Mehrere Frauen sind Flügeladjutanten ihrer Gatten, so Frau von Haintralles, die in dieser Eigenschaft Napoleon vorgestellt und von ihm zu Tisch geladen wird. Von einer anderen Heldin, der Witwe Brulon, die sieben Feldzüge mitgemacht hat und dreimal verwundet wurde, existiert ein Bildnis, das die alte Kriegerin in der Uniform der invaliden Offiziere mit dem Kreuz der Ehrenlegion zeigt. Sie macht den Eindruck eines schmutzen Greises mit lebhaftem Auge und hoher Stirn. Die meisten der weiblichen Soldaten folgen dem Gatten, dem Geliebten, einige dem Vater in das Feld; manche bleiben nur so lange wie der Gefährte im Dienst, andere sind dem Heere auch als Witwen oder Verlassene treu. Die reichhaltige Materialsammlung regt zu eigener Schlussfolgerung an. Die Möglichkeiten, die durch die geschichtliche Krisis im Menschen beiderlei Geschlechts entwickelt werden, geben gerade im Zeitalter der Frauenfrage zu Betrachtungen Anlaß, von denen die eine prominent ist: daß keine Formel über die Art des einen und des anderen Geschlechts die Mannigfaltigkeit der vom Leben selbst entwickelten Möglichkeiten zu umfassen, sondern daß jede nur

eine gewisse Norm anzudeuten vermag. Andererseits zeigen die angeführten Tatsachen sehr reizvoll den speziellen Charakter der Französin, ihre Stala von Eigenschaften, von der leichtsinnigen Verwegenheit bis zur besonnenen Tapferkeit, vom hausbäuerischen Wesen bis zur großzügigen Güte, von der Flatterhaftigkeit bis zur klassischen Haltung in großen Augenblicken.

61. **Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg.** Von Joh. Gust. Droysen. 2 Bände. Leipzig, Insel-Verlag. 1913

Sieben Auflagen dieser Biographie hat Droysen besorgt; die letzte derselben trägt die Jahreszahl 1875. Auch der Insel-Verlag hat die vorliegende erste Auflage unverändert gelassen und nur eine Anzahl von Beilagen, die nach Veröffentlichung der ersten Auflage fortgelassen worden waren, wieder abgedruckt. Das „Leben Yorcks“ ist ein Volksbuch im besten Sinn des Wortes, von einem Historiker großen Stils mit Benutzung alles vorhandenen Materials so mustergültig hergestellt, daß der Versuch, noch einmal an die Aufgabe heranzutreten, bis heute unterlassen worden ist. Das Ziel ist durch Wahrung der strengsten Objektivität, im ausschließlichen Dienst der Wahrheit erreicht worden. Man erinnere sich des Vorworts von 1875: „Hätte ich dem Zuge meiner Neigung folgen wollen, so würde ich mir unter den großen Gestalten unserer Freiheitskriege eine andere darzustellen gewählt haben . . . Weder Yorck zu ‚idealisieren‘ noch in Yorck das Ideal eines preussischen Generals darzustellen, war meine Absicht. Sein Leben bot mir die Momente, das, was mir im Sinn lag, zur Anschauung zu bringen. Es ist der alte friderizianische Geist der preussischen Armee, der in ihm und in dem er mächtig war und sich bewährt hat, derselbe Geist, der in der Armee geblieben ist, auch seit sie sich zu dem ‚Volk in Waffen‘ umgewandelt.“

7. **Kulturbilder aus der Vergangenheit des altpreussischen Heeres.** Von v. Scharfenort, Professor, Vorstand der Bibliothek der Kriegsakademie, Hauptmann a. D. Berlin, Ernst Siegfried Mittler. 1914.

Es ist ein sehr glücklicher Gedanke, den der Verfasser dieses Buches verwirklicht hat. Neben die großen Heeresgeschichten tritt hier eine Sammlung von Einzelbildern, die uns mit voller Lebendigkeit in das Werden und Wesen des altpreussischen Heeres einführen; die kulturgeschichtliche Seite, welche die erwähnten Heeresgeschichten kaum streifen oder kurz abtun, wird hier zur Hauptsache, und so erwächst dem Leser Belehrung und Unterhaltung zugleich. Man weiß wohl, daß bis 1808 das altpreussische Heer überwiegend ein Söldnerheer war. Aber wie diese Söldner angeworben wurden, wie sich das Leben in der Garnison, in den Quartieren gestaltete, wie die Disziplin gehandhabt wurde, wie Kadetten und Offiziere ausgebildet wurden,

wie es in den Familien zuging, wie im Krieg — darüber wußten wir doch recht wenig, und gerade solche Dinge werden uns nun hier von v. Scharfenort in aller Ausführlichkeit und Anschaulichkeit erzählt. Gleich im ersten Kapitel treten wir in ein Werbebatalion zu Alm, wo in der „Sonne“ in der Herdrückergasse der preußische Werber eine preußische Uniform hinausbing, die für alle, die in Lumpen gingen, doppelt anziehend war, und wo bares Geld auf Tischen ausgeschüttet lag und die Werber mit ihren Rekruten zechten, bis einer um den andern auf den Leim ging. In einem anderen Abschnitt werden wir Augenzeugen einer Befichtigung, wie da alle Soldaten ordentlich gepudert, die Ohren recht rein gewaschen, die Zöpfe nicht zu hoch und nicht zu niedrig, antreten müssen, und ein drittes Mal hören wir, daß bei aller Strenge der Sucht doch kein Prügelregiment herrschte, vielmehr den Unteroffizieren verboten war, selbst besoffene Soldaten zu schlagen.

βλ. **Der Bourgeois.** Von Werner Sombart. München und Leipzig, Duncker & Humblot. 1913.

Über den wissenschaftlichen Wert dieses Buches haben die seiner Gelehrtenarbeit Fernstehenden kein Urteil abzugeben. Sie können nur bestätigen, wie vieles sie daraus gelernt und welche anregenden Stunden sie der Lektüre verdanken. Wir fürchten nur, der Kreis dieser Leser werde ein beschränkter sein, denn mit Einschluß der wichtigen Quellenbelege enthält der Band 526 Seiten, und es bleibt der Eindruck, sie hätten doch zum Vorteil ihrer Verbreitung gekürzt werden können. Man bedenke, was dem gebildeten Publikum alles zugemutet wird, um nur annähernd über Wissensgebiete sich zu informieren, die seine Interessen berühren, und ihm dennoch fernliegen. Vielleicht war der Bourgeois alten Stils nicht immer auf der Höhe der Theorie, die der Verfasser mit so verdienter Anerkennung behandelt. Gewiß ist, daß seine Beurteilung des modernen Bourgeois — wir müssen hinzufügen: leider — oft allzu richtig erscheint. Da der Raum zu beschränkt ist, um sich hier darüber eingehend zu äußern, möchten wir nur auf den Vergleich des modernen Wirtschaftsmenschen mit dem Rinde verweisen, S. 221—226, der ebenso amüsant wie zutreffend den Finger auf eine der blutenden Wunden legt, an denen unsere Kultur krankt. Ob es jemals gelingen wird, sie an die Quellen sittlicher Werte und damit auf religiöse Geseze zurückzuführen, vermag auch Professor Sombart nicht zu sagen. Es genügt zu seinem Lob, daß er die Notwendigkeit einer solchen Umkehr betont.

αα. **Johanna Schopenhauer.** Ein Frauenleben aus der klassischen Zeit. Von Laura Frost. Leipzig, Klinckschardt & Biermann, 1914.

Die kurz zusammengefaßte Biographie von Johanna Schopenhauer begegnet einem

doppeltem Interesse, demjenigen für den Weimarer Kreis, dem die Hofrätin Schopenhauer angehörte, und demjenigen für die Mutter des Philosophen selbst und für ihr Verhältnis zu dem Sohne. Das klassische Weimar bietet sich hier ähnlich dar wie in Lily Brauns Werk „Im Schatten der Titanen“, nämlich recht unklassisch; in Ubele Schopenhauer und Ottilie von Goethe verkörpert sich neben edler Kultur schon die gefährliche Hochspannung, die genialische Zerfahrenheit, wie sie in der Umgebung und Gefolgschaft des Genies aufzutreten pflegt. Die Atmosphäre des Hauses Schopenhauer mufet schon romantisch an trotz der nüchternen Verständigkeit Johannas, die vor allem Dame von Welt war. Wie frei, natürlich und liebenswürdig sich Goethe in dieser ungewungenen Gefelligkeit gab, geht aus mancher ansprechenden Stelle des Buches hervor. Aber das Verhältnis Frau Schopenhauers zu ihrem Sohn fällt die Verfasserin kein Urteil. Sie läßt so viel als möglich die Dokumente selbst sprechen, und der Leser gewinnt den Eindruck, daß hier wie bei den meisten ähnlichen Mißverständnissen nicht von Schuld, sondern nur von einer zur Disharmonie führenden Grundverschiedenheit der Naturen die Rede sein kann. Dem Sohne mußte das weltliche Element im Wesen der Mutter und eine gewisse Neigung zur wortreichen Selbsttäuschung anstößig sein; ihr aber erschien der friedlose, um den Besitz seiner selbst und der Welt ringende junge Mann ein unleidlicher, anmaßender Störenfried, der weder die Erfahrung des Alters noch die gesellschaftlichen Sitten zu respektieren wußte. Johanna hatte während der Ehe mit einem zornmütigen Manne die Sehnsucht nach einem harmonischen Dasein tief empfunden; als ihr dieses in späteren Jahren zuteil wurde, war sie nicht gewillt, es dem sich überall mißliebig machenden Sohn zu opfern. Um dies zu tun, hätte sie eine große Persönlichkeit sein müssen: entweder eine immer und immer wieder verzehende, völlig selbstvergessene Mutter oder eine Frau von höchster geistiger Bedeutung, die in ihrem Sohn denjenigen entdeckt hätte, den damals seine besten Zeitgenossen noch nicht in ihm erkannten.

βλ. **Die Makkabäer.** Un Essai de Rénovation théâtrale. Par L'Abbé L. Falconnet. Paris, Champion. 1913.

Wäre diese Studie über Otto Ludwigs biblisches Drama in Form einer deutschen Doktor-dissertation erschienen, sie würde einer guten Note gewiß sein. Der französische Autor läßt es weder an Kenntnis der Quellen noch an allen mit seinem Stoff zusammenhängenden Erwägungen und Nebenstudien fehlen. Wollte man ihm einen Einwand machen, so wäre es nur der, des Gu. en vielleicht etwas zu viel getan und poetische Gestaltungen zum Vergleich herangezogen zu haben, die, wie etwa Schillers „Tell“, ja selbst Hebbels Dramen, doch nur durch

Gleichartigkeit der Motive mit den „Makkabäern“ Ludwigs in Zusammenhang gebracht werden können. Sein Werk wäre auch ohne sie in mächtiger Originalität entstanden. Den Zweck, den er sich setzt, in einer idealen Tragödie das Muster zu schaffen, in dem das poetische und theatralische Element sich mit dem tragischen aufs innigste verbinden sollte, diesen stolzen, nur von Shakespeare verwirklichten Anspruch, hat Ludwig nicht erfüllt. Er schuf, sagt unser Autor, ein Werk des Übergangs und der Reflexion, dem es an architektonischer Einheit des Aufbaus gebricht. Immerhin bleibt auch der Dichter der „Makkabäer“ und nicht etwa nur der Schöpfer des „Erbförster“ einer der stärksten, die das deutsche Drama der nachklassischen Zeit hervorbrachte.

7. *L'Allemagne et la France en Europe (1885—1894)*. Par Pierre Albin. Paris, Félix Alcan. 1913.

Wir haben hier ein ernstes Buch vor uns, dessen Verfasser nicht oberflächlich arbeitet, sondern gute Quellen, vor allem die Mitteilungen maßgebender französischer Staatsmänner, sich zunutze zu machen gewußt hat; an manchen Stellen deckt er Irrtümer anderer zutreffend auf. Albin behandelt zudem seinen Stoff, wenn auch vom französischen Standpunkt aus und mit den üblichen Mißverständnissen deutschen Wesens, so doch ohne Gehässigkeit gegen uns, und die Worte der Vorrede, in denen er auch von Deutschen gelesen zu werden wünscht, „so daß sie Stoff zu Erwägungen, nicht neue Beweggründe des Hasses und Mißtrauens finden“, haben sogar etwas Ergreifendes. Der Grundgedanke des Werkes ist, daß Frankreich und Rußland gleichermaßen unter dem übermäßigen Anwachsen der deutschen Macht litten und einen festen Friedensstand ersehnen, der ihr Dasein und ihre gerechtfertigte Entwicklung verbürge. Sie schlossen deshalb, nachdem Caprioi den (von Albin wohl irrtümlich auf 1884 angeetzten) Rückversicherungsvertrag mit Rußland als zu verwickelt nicht mehr erneuert hatte, 1891 zunächst nur einen Vertrag, demgemäß sie sich vereinigten, um den europäischen Frieden und das europäische Gleichgewicht zu erhalten. 1892 setzte ein Militärabkommen die technischen Bedingungen des vorausgesehenen tatsächlichen Zusammenwirkens fest, und 1894 verbündeten sie sich zu dem bestimmten Zweck gemeinsamen bewaffneten Vorgehens für den Fall, daß eine dritte Macht einen der beiden vertragsschließenden Staaten angreifen und damit das Gleichgewicht bedrohen sollte. Rußland ist zu dieser Stellungnahme auch nach Albins Auffassung nur dadurch gebracht worden, daß es seit 1890 ein Zusammengehen Deutschlands bzw. des Dreibundes mit England befürchtete und demgegenüber einer Stütze bedurfte; aber es wollte von einem förmlichen Bruch mit Berlin nichts wissen, und die

Hoffnungen der Revanchepolitiker an der Seine hat ja das Bündnis bis heute nicht erfüllt. Wir heben noch hervor, daß Albin betreffs des Verhältnisses von Deutschland zu Frankreich S. 383 ziemlich pessimistisch urteilt; beide Völker sind seiner Ansicht nach in ihrem Wesen so verschieden, daß aus ihrer Nachbarschaft eine andauernde Gefahr zu Zusammenstößen hervorgeht.

31. *Calderons Meisterdramen*. Von Wolfgang von Wurzbach. 2 Bde. Leipzig, Hesse & Becker. D. 3.

Es sind die noch immer besten Übersetzungen von A. W. von Schlegel und Gries, die der Herausgeber mit sehr guten Einleitungen und Anmerkungen dem Publikum in neuer Ausgabe bietet. Wurzbach geizt nicht mit scharfer Kritik an den Werken des großen Spaniers. Wenn aber alles gesagt ist, was jetzt an ihm zurückfößt oder befremdet, so bleibt die Schöpfung eines Genius, dem keine Übertragung völlig gerecht werden kann, weil er zu tief im Boden der heimatischen Erde und Sprache wurzelt, um nicht mehr noch als andere Dichter seine Sprache zu reden und völlig verstanden zu werden. Die Anregungen, die er der deutschen Literatur insbesondere gegeben hat und die geistige Arbeit, die sie ihm zuwandte, sind von Wurzbach mit erschöpfendem Fleiß und Sachtentnis gegeben.

32. *Descartes*. Par Denys Cochin. (Série „Les Grands Philosophes“.) Paris, Félix Alcan. 1913.

Denys Cochin, Deputierter für Paris, vertritt ein reiches altes Patriziergeschlecht, das Gelehrte und Philanthropen in seinen Reihen zählt. Diesen Überlieferungen getreu ist auch er Naturforscher, Philosoph, Schriftsteller und Mitglied der Akademie. Noch vor kurzem und in zündenden Worten hat Cochin gegen die Tendenz Protest erhoben, die aus der Literatur ein Geschäft macht und jährlich Unmassen wertlosen Plunders auf den Markt wirft, nicht etwa weil die Verfasser solcher Bücher etwas zu sagen haben, sondern weil sie auf die Anerkennung des Publikums rechnen, die, von wertloser Kritik noch absichtlich gesteigert, zwischen Gutem und Schlechtem nicht mehr unterscheidet. Nachdem Cochin laut und beredsam ausgesprochen hat, was alle Gebildeten längst beklagen, ergab es sich von selbst, daß er einen strengen Maßstab an die eigene Produktion anlegen würde. Die Abhandlung über Descartes ist denn auch ein Stück erster Gedankenarbeit, eine Bindikation des Kartesianismus einerseits und zugleich eine polemische Auseinandersetzung mit den modernen Theorien der philosophischen Schulen in England, Amerika und Frankreich selbst. Die Entwicklung der deutschen Philosophie ist unberücksichtigt geblieben. Nur Kant, Schelling und Schopenhauer haben in diesem Sammelwerk über die großen Denker bis jetzt ihre Stelle.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

- Antin.** — Vom Ghetto ins Land der Verheißung. Von Mary Antin. Autorisierte Überetzung von M. und U. Steinbock. Stuttgart, Robert Luz. D. J.
- Arnim.** — Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmale. Von Bettina von Arnim. Neu herausgegeben und eingeleitet von Heinz Afmeling. Mit den Bilderbeigaben der Originalausgabe und dem Porträt der Verfasserin in Kunstdruck. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong und Co. D. J.
- Balch.** — Der Nordpol und Bradley Land. Von Edwin Swift Balch. Autorisierte deutsche Übersetzung von Erwin Volckmann. Hamburg, Alfred Jansen. 1914.
- Balcke.** — Gedichte von Ernst Balcke. Berlin, Reuß und Pollack. 1914.
- Bardegg.** — Natur, Wissenschaft und Zweck. Von Dr. K. Bardegg. Leipzig, Otto Hillmann. 1914.
- Barthel.** — Vertikaldimension und Weltraum. Von Dr. Ernst Barthel. Leipzig, O. Hillmann. 1914.
- Benoist.** — L'organisation du travail. Tome deuxième. „L'espece“. L'ouvrier, la classe ouvrière. Par Charles Benoist. Paris, Librairie Plon. 1914.
- Bischoff.** — Volkserziehungsgedanken eines deutschen Freimaurers. Von Dieblich Bischoff. Jena, Eugen Diederichs. 1914.
- Bismarck.** — Vaterländische Bilderbücher. Herausgegeben von Wilhelm Kosde. Mit Bildern von Karl Bauer. Mainz, Jof. Scholz. D. J.
- Bonnell.** — Questions de critique militaire et d'actualité. Par Général H. Bonnell. Paris, Librairie Chapelot. 1914.
- Borel.** — Le Hasard. Par Emile Borel. Paris, Félix Alcan. 1914.
- Bredt.** — Die Meidenburgische Ständeverfassung und das Reichsrecht. Eine staatsrechtliche Studie von Joh. Viktor Bredt. München, Duncker und Humblot. 1914.
- Burger.** — Handbuch der Kunstwissenschaft. Herausgegeben von Dr. Fritz Burger. Lieferung 13: L. Curtius, Die antike Kunst, Heft 1. Berlin-Neubabelsberg, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaeon. O. J.
- Cartault.** — L'Intellectuel. Étude psychologique et morale. Par A. Cartault. Paris, Félix Alcan. 1914.
- Corinth.** — Über deutsche Materie. Ein Vortrag für die Freie Studentenschaft in Berlin von Louis Corinth. Leipzig, S. Hirzel. 1914.
- Courbaud.** — Horace. Sa vie et sa pensée à l'époque des épîtres. Par Edmond Courbaud. Paris, Hachette et Cie. 1914.
- Courthope.** — Selections from the epigrams of M. Valerius Martialis. Translated or imitated in English verse. By W. J. Courthope, C. B. London, John Murray. 1914.
- Dampierre.** — Mémoires de Barthélemy 1768—1817. Publiés par Jacques de Dampierre. Avec un portrait et un fac-similé d'autographe. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1914.
- Delahache.** — L'Exode. Par Georges Delahache. Paris, Hachette et Cie. 1914.
- Efendi.** — Moralische Erzählungen. Zur Erbauung und Fortbildung für Politiker. Von Dr. Mehemed Emin Efendi (Pseudonym). Leipzig, O. Gracklauer. 1914.
- Franz.** — Britische Kulturkraft im Dienste national-deutscher Arbeit. Von W. Franz. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1914.
- Fröbenius.** — Des Deutschen Reiches Schicksalsstunde. Von S. Fröbenius, Oberstleutnant a. D. Berlin, Karl Curtius. D. J.
- Göhrte.** — Atlantis. Gedichte von Friedrich Göhrte. Straßburg, Josef Singer. 1914.
- Graevenig.** — Geschichte des Italienisch-Türkischen Krieges. Von G. v. Graevenig. 3. Lieferung: Bis zum Friedensschluß von Lausanne vom 18. Oktober 1912 (unter Berücksichtigung der Kämpfe des Jahres 1913). Mit 14 Karten- und sonstigen Skizzen im Text und drei Anlagen in Steindruck. Berlin, R. Eifen Schmid. 1914.
- Grappe.** — La Rochefoucauld. Textes choisis et commentés par Georges Grappe. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1914.
- Groth.** — Jesuskunde und Christentum. Von Adolf Groth. Leipzig, Otto Hillmann. 1914.

- Hamel.** — Flying. Some practical experiences. By Gustav Hamel and Charles C. Turner. With Illustrations. London, Longmans, Green and Co. 1914.
- Heine.** — Heinrich Heines Briefwechsel. Herausgegeben von Friedrich Hirth. Erster Band. München, Georg Müller. 1914.
- Heine.** — Heines Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo Bieber. Mit siebenzehn Bilderbeigaben in Kunstdruck und einer Handschriftenprobe. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong und Co. D. J.
- Heine.** — Gesuchte Ziele! Ein bürgerliches Trauerspiel in drei Akten. Von Hermann Heine. Leipzig, Eysinger-Verlag. 1914.
- Hendell.** — Karl Hendell. Hundert Gedichte. Auswahl des Verfassers. Leipzig, Hoffe und Beder. D. J.
- Serre.** — Von Preußens Befreiungs- und Verfassungskampf. Aus den Papieren des Obergroßherzogs Magnus von Brünneck. Von Professor Dr. Paul Serre. Mit einem Bildnis. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1914.
- Herrmann.** — Chad Gadjah. Das Pessachbuch. Herausgegeben von Hugo Herrmann. Berlin, Jüdischer Verlag. 1914.
- Heyne.** — Geschichten und Schwänke aus dem Orient. Aus dem Persischen übersetzt von Arthur Heyne. Mit einem Vorwort von Dr. Ludwig Harald Schütz. Dresden, „Die Sonne“. 1914.
- Hirschfeld.** — Nachwelt. Roman eines Starben. Von Georg Hirschfeld. Stuttgart, J. G. Cotta. 1914.
- Hirschfeld.** — Die deutsche Prinzessin. Roman von Georg Hirschfeld. Hamburg, Gebr. Enoch. 1914.
- Jellinek.** — Kuli-Kurt. Berliner Künstler-Roman. Von Josef Jellinek. Charlottenburg, Paul Baummann. 1914.
- Jordan.** — Heinrich von Jordan. Erinnerungsblätter und Briefe eines jungen Freiheitskämpfers aus den Jahren 1813 und 1814. Zusammengefaßt und mit verbindendem Text versehen von Ludwig von Jordan. Mit vier Kartenskizzen. Berlin, Karl Siegismund. 1914.
- Knudsen.** — Angst. Der junge Martin Luther. Von Jakob Knudsen. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1914.
- Krüger.** — Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisches und bibliographisches Handbuch mit Nachüberichten und Quellenangaben von Hermann Anders Krüger. München, C. S. Beck. 1914.
- Liebeneiner.** — Aus altem Jägerhut. Nach Familienpapieren bearbeitet und herausgegeben von Ernst Ehrenfried Liebeneiner. Neubamm. J. Neumann, 1914.
- Major.** — Die Quellen des künstlerischen Schaffens. Versuch einer neuen Ästhetik von Erich Major. Leipzig, Klinkhardt und Biermann. 1913.
- Maltowsty.** — Schließen in Wort und Bild. Von Georg Maltowsty. Braunschweig, George Westermann. 1913.
- Marinetti.** — Zang Tumb Tuum. Adrianopoli Ottobre 1912. Di F. T. Marinetti, Futurista. Parole in Libertà. Milano, edizioni futuriste di „Poesia“, Corso Venezia 61. 1914.
- Maxwell.** — Le Concept social du Crime. Son évolution. Par J. Maxwell. Paris, Félix Alcan. 1914.
- Messer.** — Psychologie. Von August Messer. Das Weltbild der Gegenwart. Ein Überblick über das Schaffen und Wissen unserer Zeit in Einzeldarstellungen. Herausgegeben von Karl Lamprecht und Hans J. Helmolt, Band XIII. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.
- Müller-Popritz.** — Blütenzeige. Gedichte von Karl Müller-Popritz. Berlin, Wilhelm Sifferort. 1914.
- Murat.** — Lettres et documents pour servir à l'histoire de Joachim Murat. 1767—1815. Publiés par S. A. le prince Murat. Avec une introduction et des notes par Paul le Brethon. VIII: Royaume de Naples. 9 septembre 1806 à 6 août 1810. Avec gravures hors texte. Paris, Librairie Plon. 1914.
- Natter.** — Heinrich Natter. Leben und Schaffen eines Künstlers. Von seiner Witwe. Mit 73 Kunstdrucktafeln. Berlin, Prometheus Verlagsgesellschaft. 1914.
- Paulhan.** — La morale de l'ironie. Par Fr. Paulhan. Paris, Félix Alcan. 1914.
- Poincaré.** — Henri Poincaré. L'œuvre scientifique, l'œuvre philosophique. Par Vito Volterra, Jacques Hadamard, Paul Langevin, Pierre Boutroux. Paris, Félix Alcan. 1914.

Die Genesis der Emser Depesche.

Von
Richard Fester.

I.

Über die gewitterschwülen Emser Tage, das Vorspiel des deutsch-französischen Krieges, ist so viel geschrieben worden, daß der Historiker, der sich zu Worte meldet, nicht nur seinen Zunftgenossen zunächst beweisen muß, was ihn eigentlich berechtigt, zu tausend Erzählungen und Untersuchungen noch die Tausendundeins hinzuzufügen. Im Gegensatz zu der erst allmählich aus dem Dunkeln ins Helle gerückten Vorgeschichte der hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien sind die Emser und Pariser Vorgänge der ersten Juliwochen sofort von allen Seiten beleuchtet worden. Raum hatten die Prozeßgegner, ehe sie zu den Waffen griffen, in der Presse und in ihren Kammern vor der breitesten Öffentlichkeit ihren Standpunkt gewahrt, als schon das unparteiische England in seinem Blaubuch einen Blick hinter die diplomatischen Kulissen eröffnete, und noch im Jahre des Frankfurter Friedens folgte bereits in den Verteidigungsschriften Benedettis und Gramonts die fast lückenlose Korrespondenz des französischen Botschafters mit seiner Regierung. Als Alfred Sorel 1875 seine diplomatische Geschichte des Krieges erscheinen ließ, stand gerade für das Emser Kapitel im wesentlichen schon das von Sybel und allen späteren übernommene Tatsachengerüst fest. Was seitdem hinzugekommen ist, hat das Bild der Verhandlungen wohl nicht unerheblich ergänzt und bereichert; aber auch heute noch scheint von der Geschichte sämtlicher Emser Tage zu gelten, was Max Lenz in seinem „Bismarck“ 1902 von der des 13. Juli gesagt hat: „Sie ist in jedermanns Munde, und alle Welt glaubt sie zu kennen. Prüfen wir aber das Bild, das die Quellen widerspiegeln, so können wir an ihm kaum eine Linie mit Sicherheit nachziehen.“

Über den Grund dieser Erscheinung kann kein Zweifel bestehen. Auf Benedetti und Gramont ist der jüngst verstorbene Ministerpräsident des empire libéral, Emil Ollivier, mit seiner umfangreichen historischen Rechtfertigungsschrift gefolgt. Auch Fleury's Berichte aus Petersburg besitzen wir längst. Der großen Urkundenpublikation der französischen Regierung über den Ursprung des Krieges wird dereinst für ihren Schlußband nur eine Nachlese übrig bleiben. Was uns noch fehlt, sind kurz gesagt die Prozeßakten des Norddeutschen Bundes. Nur an einer Stelle wurde der Schleier gelüftet, als Caprivi im Reichstag 1892 das von Bismarck zusammengestrichene Originaltelegramm Abekens und einige dazu gehörige Aktenstücke zur Mitteilung brachte. Die Briefe König Wilhelms an seine Gemahlin, die zuerst in einer auf dem Niveau ihrer Illustrationen stehenden „populären“

Biographie des ersten Kaisers erscheinen durften, und die Korrespondenz zwischen Ems und Sigmaringen lassen zwar das deutsche Material heute weniger dürftig erscheinen als zu Sybels Zeiten, aber sie haben nur das Verlangen verstärkt, den Anteil der Ratgeber des Königs, vor allen Bismarcks, an dem, was sich in Ems abspielte, täglich, stündlich aus den Staatsakten des Auswärtigen Amtes kennen zu lernen. Solange diese nicht zugänglich sind, scheint das letzte Wort vertagt werden zu müssen.

Wenn ich trotzdem mit dem Anspruche, einiges Neue zu sagen, hervortrete, so sehe ich dabei ganz von jenen Werturteilen ab, die von jeder Darstellung unseres Themas unzertrennlich sind. So wenig sich Wilhelm Liebknecht durch Caprivis Veröffentlichung zu einem Widerruf seiner Schmähchrift auf den Depeschenfälscher und Herostrat Bismarck bewegen ließ, so wenig ist mit August Bebel der letzte deutsche Ankläger der Politik des Reichsbaumeisters aus der Welt geschwunden¹⁾. Von Oliviers Anklagen hat sich ein Teil gegen ihn selbst gerichtet, ein Teil ist von seinen Landsleuten zurückgenommen worden; aber in dem einen Hauptpunkte stimmen sie doch mit ihm überein, daß Bismarck durch die Redaktion der Depesche, indem er den Krieg entfesselte, ein Verbrechen an der Menschheit begangen habe. Solange die Wunde von 1870 in Frankreich schmerzt, mit anderen Worten, solange es seine alte Weltstellung nicht wiedererlangt hat, wird unseren westlichen Nachbarn Bismarck so erscheinen, wie dem deutschen Volke vor 1870 Ludwig XIV. und Napoleon I. erschienen sind, und ebensolange wird auch in unserer Nation die Bewegung nachzittern, die jene Emser Fanfare in Gang gebracht hat. Weder diesseits noch jenseits der Vogesen ist in einem Zeitalter gegenseitiger Wettrüstungen der Abstand von den handelnden Personen groß genug geworden, um mit jener Kälte, die zu Rantkescher Objektivität zu gehören scheint, ihr Tun und Lassen abzuwägen. Wir lieben oder hassen, wir fluchen oder jubeln noch heute, wenn wir uns in den Juli 1870 zurückversetzen, und noch in jede Erzählung hat sich etwas von jenen elementaren Regungen der Seele eingeschlichen.

Es hat also wenig Zweck, einen Franzosen zu einem Urteil befehlen zu wollen, zu dem er sich nie befehlen läßt. Wer es nur darauf abgesehen hätte und etwa meinte, mit dem Ableben der öffentlichen Ankläger Olivier und Bebel sei der Augenblick der Verständigung gekommen, könnte sich die Mühe sparen. Für meine Bitte um Gehör sprechen zunächst weder neue Akten, noch die Bedürfnisse des Tages, sondern lediglich der Umstand, daß ich einiges zur Aufhellung der Vorgeschichte der Kandidatur beitragen konnte und das Quellenmaterial in einer handlichen Sammlung vereinigt habe²⁾. Aus der

¹⁾ Liebknecht, Die Emser Depesche oder wie Kriege gemacht werden. Mit einem Nachtrag „Bismarck nackt“. Ich benutzte die 7. „bedeutend vermehrte Auflage“, Nürnberg 1899. Das Pamphlet sollte jeder Deutsche einmal gelesen haben, um es für möglich zu halten. Vgl. Bebel, Aus meinem Leben, 2. Bd. (1911), 167 ff.

²⁾ R. Fester, Neue Beiträge zur Geschichte der Hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien, und Briefe, Aktenstücke und Regesten zur Geschichte usw. 2 Hefte. Beide Publikationen Leipzig 1913. In den Briefen sind zu streichen die zu den Fälschungen

Vorgeschichte ergibt sich deutlicher als bisher der Ausgangspunkt, und daß jedem Historiker zugängliche Material gewinnt in der Vereinigung ein anderes Gesicht. Verbindungslinien, die man früher über sah, treten hervor, und während der Reichtum der bekannten Akten vollständiger als bisher ausgeschöpft wird, lassen sich schärfer die Fragen präzisieren, die wir an die noch unter Verschuß gehaltenen deutschen Staatsakten zu richten haben.

Diplomatische Vorpostengefechte unterscheiden sich von kriegerischen Aktionen vor allem dadurch, daß diplomatische Geschosse eine längere Flugbahn haben als Kanonen- und Flintenkugeln. Die winzige Zeitspanne zwischen Schuß und Einschlag festzustellen, hat ein technisches, aber kein historisches Interesse. Briefe und Telegramme dagegen lassen sich in ihren Wirkungen erst beurteilen, wenn Absendung und Ankunft auf Tag und Stunde genau festgestellt sind. In unserer Sammlung befriedigen nur Benedetti und Gramont diese historischen Ansprüche. Mit den Akten des englischen Blaubuches hat es freilich eine besondere Bewandnis. Wenn Schreiben der Botschafter in Wien und Petersburg vom 9. und 11. Juli in London erst am 18. Juli eintrafen, also nach der Kriegserklärung, konnten sie selbstverständlich für die Entschließungen Lord Granvilles nicht mehr in Betracht kommen. Hier sind die von vornherein für das Blaubuch und das Parlament bestimmten ausführlicheren Berichte in den meisten Fällen an die Stelle der knappen Telegramme an das Foreign office getreten, so daß sie als nachträgliche Erzählungen, aber nicht als unmittelbare Handlungen der englischen Regierung gewertet sein wollen. Bei allen anderen vom Augenblicke geborenen diplomatischen Rundgebungen mußte fast durchgängig zunächst ermittelt werden, wann sie frühestens in Händen der Empfänger sein konnten. Ohne die glückliche Erhaltung des Julifahrplanes aus Jahrgang 1870 von Hendschels Telegraph¹⁾ wäre das nicht möglich gewesen. Mit diesem Hilfsmittel aber können wir jetzt, weil die Auswahl der Züge 1870 noch eine sehr beschränkte war, nicht nur die Reisen der Kuriere genau bestimmen, sondern wir wissen auch, daß Moltke, um nur ein Beispiel zu nennen, wenn er am 12. Juli in Berlin eintraf, am 11. Juli, abends nach 7 Uhr aus Kreisau abgereist ist; woraus sich dann weiterhin sichere Rückschlüsse auf das Motiv seines Aufbruches ergeben. Mit einem Worte, wir sind schon jetzt instandgesetzt, die Fäden des chronologischen Netzes so dicht zu ziehen, daß alle Er-

Alters gehörigen Nr. 188 und 392. Vgl. Friedjung's 9. Auflage, Anhang. Übersehen war die Korrespondenz Gladstones bei J. Morley: The life of William Ewart Gladstone, II, London 1903. Neu hinzugekommen ist seitdem die wichtige Publikation Lord Newton's: Lord Lyons. A record of British diplomacy, I, London 1913. Ferner die Briefe des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an seine Gemahlin vom März bis Juli 1870 in der „Deutschen Revue“ 1914, die mich ihr Herausgeber Zingeler im Manuskript einsehen ließ; J. v. Albedyll-Akten, Lebenserinnerungen, Potsdam 1914 (die handschriftliche Mitteilung des in der 2. Auflage, Seite 85 neu hinzugekommenen Briefes Albedylls vom 13. Juli verdanke ich Frau Erzellenz v. Albedyll und Dr. Boschan). Mit Zeitungsauszügen unterstützten mich die Kollegen A. Rapp (Tübingen), L. Schiedermair (Bonn) und A. Unzer (Wiesbaden).

¹⁾ Vom Verlag mir freundlichst auf längere Zeit überlassen.

innerungen aus späterer Zeit, wenn sie in seine Maschen nicht hineinpassen, beiseite geschoben werden dürfen, und die ohne die Staatsakten nicht ausfüllbaren Lücken sich besser übersehen lassen.

II.

Bismarck hat die Emser Verhandlungen beharrlich Gespräche genannt, weil er hartnäckig daran festhielt, ihren offiziellen Charakter zu leugnen. Wir dürfen diesen Streit um Worte getrost auf sich beruhen lassen, weil es viel wichtiger ist, zu erfahren, wie es überhaupt geschehen konnte, daß der König „ohne ministerielle Bekleidungsstücke“ sich auf tagelange hochpolitische Gespräche mit dem französischen Botschafter einließ. Auf den Ausgangspunkt der Untersuchung kommt hier alles an. Die Worte Wilhelms in seinem Briefe an Augusta vom 5. Juli weisen uns darauf hin. „Die spanische Bombe“ — schreibt der König — „ist also mit einmal geplatzt, aber auf eine ganz andere Art, als gesagt ward.“ Um festzustellen, wie sich der König und seine Ratgeber in die veränderte Lage gefunden haben, müssen wir uns zuerst klar darüber sein, wie man sich in Barzin und Berlin, in Ems und in Sigmaringen das Plazen dieser Bombe eigentlich gedacht hatte.

Gerade darüber aber sind wir jetzt hinlänglich unterrichtet. Als König Wilhelm am 21. Juni 1870 in Ems „mit sehr schwerem Herzen“ dem Erbprinzen Leopold aus der katholischen schwäbischen Linie Sigmaringen die Einwilligung zur Annahme der spanischen Krone im Falle seiner Erwählung erteilte, wurde von allen Eingeweihten angenommen, daß die Wahl unmittelbar nach der auf den 26. Juni vorgesehenen Rückkehr des spanischen Unterhändlers Salazar nach Madrid angesagt und nach Vorschrift des Wahlgesezes acht Tage später, also frühestens Montag, den 4. Juli, vorgenommen werde. Auf die Erregung der öffentlichen Meinung Frankreichs war man natürlich gefaßt, aber man rechnete mit der Macht der vollendeten Tatsache. Napoleon hatte so oft erklären lassen, daß er sich in die Ordnung der inneren Verhältnisse Spaniens nicht einmischen wolle, daß er gegen den Erwählten der Cortes nicht protestieren konnte, ohne sich vor ganz Europa ins Unrecht zu setzen. Tat er es dennoch, so reizte er die spanische Empfindlichkeit und verstrickte sich in Händel, die seine europäische Aktionskraft noch empfindlicher lahmlegten, als es 1866 sein mexikanisches Abenteuer getan hatte. Ließ er Spanien aus dem Spiele und trieb die Dinge zum Bruche mit dem Norddeutschen Bunde, so war man gerüstet und befand sich in der unangreifbaren Position, daß er den Willensakt der spanischen Nation nicht zum Kriegsgrunde gegen Preußen machen konnte. Für wahrscheinlicher aber hielt man doch, daß die kaiserliche Regierung in ohnmächtiger Wut sich wohl oder übel mit der vollendeten Tatsache abfinden werde und die Folgen der nationalen Erregung allein zu tragen habe.

Wir dürfen hier von dem Kardinalfehler dieser Berechnung absehen, daß sie nur die Folgen der Wahl ins Auge faßte, ohne die Folgen der Wahlansage zu bedenken. Hinter König Leopold würde das spanische Volk gestanden haben, hinter dem Kandidaten Leopold stand eine sehr unsichere

Majorität der Cortes, die Einspruch und Intrigen auch in der kurzen Zeit von acht Tagen zweifellos in eine Minorität verwandelt hätte. Es ist möglich, ja in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Wahl Leopolds die von Bismarck erwarteten Folgen gehabt haben würde; aber wenn schon Amadeo von Aosta in einer Zeit europäischer Ermattung und Gleichgültigkeit später nur 191 Stimmen von 343 Deputierten erhielt, würde Leopold angesichts der auf die Wahlanzeige ganz unausbleiblichen europäischen Spannung nicht einmal die erforderliche absolute Majorität der Cortes auf sich vereinigt haben. Die von Bismarck empfohlene Taktik setzte also eigentlich einen Fall voraus, der auch ohne unvorhergesehene widrige Umstände überhaupt nicht eintreten konnte. Diese Taktik aber — und darauf kommt es in unserem Zusammenhange an — war, als Salazar seine Rückreise mit dem Zusagebriefe des Erbprinzen an Marschall Prim antrat, allen Beteiligten, dem König, dem Kronprinzen, den Sigmaringern und den Beamten des Auswärtigen Amtes dank den Bemühungen Bismarcks bereits in Fleisch und Blut übergegangen. Sie hatte auf französische Beschwerden über Bismarcks Intrigen die Antwort bereit: die spanische Königswahl ist eine spanische Nationalangelegenheit und eine Sigmaringer Familiensache; die preußische Regierung hat damit nichts zu schaffen. Daran schloß sich, aber nur zur Instruktion Prims und König Wilhelms, die weitere Erwägung: der König hat nicht als Staatsoberhaupt, sondern als Haupt des Gesamthauses Hohenzollern seine Einwilligung erteilt; die Berater des Königs haben nicht als Staatsdiener, sondern als die persönlichen Diener der Dynastie dabei mitgewirkt.

Die Voraussetzung dieser unangreifbaren Position war, um es noch einmal zu wiederholen, die vollzogene Tatsache der Erwählung Leopolds. Einer ihrer Grundpfeiler wurde ihr bereits am 23. Juli, dem Tage der Abreise Salazars aus Sigmaringen, durch die Vertagung der Cortes entzogen. Wie die Nachricht im Auswärtigen Amt, wo man sie wohl eher erfuhr als die Zeitungsleser¹⁾, gewirkt hat, wissen wir nicht. In Sigmaringen gab Fürst Karl Anton die Sache so gut wie verloren, weil er sich mit Recht sagte, daß die augenblickliche Majorität der Cortes für seinen Sohn, wenn sie den europäischen Intrigen preisgegeben werde, sich bis zum Herbst nicht zusammenhalten lasse²⁾. In Berlin und Barzin konnte man eigentlich nichts anderes tun, als die Aufklärung abwarten, die am 29. Juni durch Salazar erfolgte. Wenn die Kandidatur Leopolds eine längere Geheimhaltung nicht vertrug und die voreilig vertagten Cortes deshalb schleunigst wieder einberufen werden mußten, so sollte man denken, daß auch Bismarck jetzt endlich das Gelingen seines Planes zweifelhaft geworden sei. Bekannt ist aber bis jetzt aus jenen kritischen Tagen nur der Befehl an den Madrider Gesandten v. Caniz vom 30. Juni, auf seinem Posten zu bleiben, was voraussetzt, daß Caniz zwischen dem 23. und 28. sich für abkömmlich gehalten hatte.

¹⁾ Von der Kreuzzeitung und der Augsburger Allgemeinen am 26. Juni gemeldet; am 25. sprach die Allgemeine von Vertagung am 30. Juni.

²⁾ In seinem Briefe an die Fürstin vom 25. ist er noch ahnungslos. Auf seinen nicht erhaltenen (?) Brief an König Wilhelm vom 28. Juni nimmt er am 8. Juli Bezug.

War durch die Vertagung der Cortes Bismarcks Plan schon eigentlich hinfällig geworden, so schuf das vorzeitige Bekanntwerden der Kandidatur eine völlig neue Situation, deren Phasen streng auseinanderzuhalten sind, wenn wir deutlicher als bisher erkennen wollen, wie sie in den Gesichtskreis des Königs und Bismarcks getreten sind und ihre Entschliessungen beeinflusst haben.

Auf der Puerta del Sol in Madrid, wo alle Gerüchte über den Nachfolger Isabellas das Tageslicht erblickt hatten, sollte auch das sorgfältig gehütete Geheimnis der Zusage Leopolds zuerst aus dem engeren Kreise der Mitwiffer in die Öffentlichkeit hinaustreten. Am 1. Juli erscholl zum erstenmal der Ruf der Zeitungsverkäufer: „Olé! Olé! Siga Meringa!“¹⁾ Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die neue Sensationsnachricht der „Epoca“. Im April hatte dieses neuerdings ganz im Dienste der bourbonischen Restauration stehende, vielgelesene Blatt schon einmal die Alarmlöcher gezogen. Jetzt behauptete es, aus zuverlässiger Quelle zu wissen, daß die spanische Regierung mit einem katholischen, mündigen Angehörigen einer regierenden norddeutschen Familie verhandelt habe und schon im Besitze seiner bedingten oder unbedingten Annahme sei. Der früher schon oft genannte Name des Kandidaten wurde in dem Artikel durch die Wendung umschrieben, es sei überflüssig, zu sagen, daß Preußen der Sache nicht fernstehe. Der Gewährsmann der „Epoca“ schob Bismarck die Tendenz unter, die ehrgeizige Politik Karls V. zu erneuern, und sprach zum Schluß die Vermutung aus, daß die Regierung die Sache eilig betreiben werde, um wenn möglich den verschiedenen Hindernissen, vor allem den in Frankreich zu erwartenden Folgen ihrer Entscheidung, zu begegnen.

Auf brieflichem Wege konnte diese Nachricht in Paris nicht vor dem 4. Juli eintreffen. Auch ein am 2. Juli in Madrid telegraphisch aufgegebenes Dementi ist, weil der dritte ein Sonntag war, erst am vierten diesseits der Pyrenäen erschienen. Es war also kein Echo vom Manzanares her, als am Abend des 2. Juli auf den Pariser Boulevards die neueste Nummer der „Gazette de France“ mit dem Stichwort „un roi d'Espagne“ ausgerufen wurde. Aus dem Verwandtenkreise des Erbprinzen Leopold nach Bevey, dem Wohnsitz des Don Carlos, befördert, war das öffentliche Geheimnis von dort aus an die Seine gewandert, um sofort von dem karlistisch-legitimistischen Blatte weitergegeben zu werden. „Eine Deputation von Gevattern des Marschalls Prim“ — lautete die Neuigkeit in der Pariser Fassung — „ist nach Sigmaringen geschickt worden, um dem jungen Prinzen Leopold von Hohenzollern, dem Gemahl einer portugiesischen Prinzessin, die Krone Spaniens anzubieten. Prim wird sofort nach der Annahme diesen preußischen Prinzen

¹⁾ Gustave de Coutouly: Le dernier ambassadeur de Napoléon III en Espagne. Le Temps 11 janvier 1910: „Olé! Olé! Siga meringa (viennent la meringue!) disaient en s'esclaffant de rire les gavroches castillans et andalous, qui traduisaient ainsi les noms de Hohenzollern-Sigmaringen, difficiles à prononcer, et les caricaturistes, dont les inventions ne sont pas toujours spirituelles, amusaient le public en figurant, dans un paysage hérisse de cailloux tranchants, une honnête meringue, fragile et mollement crémeuse, ornée d'un casque à pointe.“ Ähnlich der Kopist der Geheimtelegramme: „el caballero Ole Ole sin narices“ bei H. Sesselbarth, Drei psychologische Fragen zur spanischen Thronkandidatur, S. 28.

durch einen Staatsstreich als König proklamieren. Zur Beschleunigung der Entscheidung hat man beschlossen, die Mitwirkung der Cortes zu umgehen." Während die alphonstische „Epoca“ das Thema Bismarck und Frankreich anschlug, wurde hier aus der Nötigung der provisorischen Regierung zur Eile Prim's Absicht eines Staatsstreiches. Man wird daher kaum fehlgehen, wenn man ein am 3. Juli in Madrid aufgegebenes Telegramm der „Agence Havas“, das außer der Umgehung der Cortes die Annahme Leopolds meldete, aus derselben Quelle fließen läßt. Die Alphonstisten alarmierten Frankreich gegen den preussischen Gegner der Bourbonen; die Karlisten erhoben in Spanien selbst ihr Haupt. Schon am Abend des 2. Juli kam es vor ihrem Madrider Kasino zu Unruhen, die in den nächsten Tagen einen bedrohlicheren Charakter annahmen. In der Pariser Presse aber gelangte die Verschärfung der Meldung der „Gazette de France“ erst am Vorabend des 5. Juli zur Veröffentlichung.

So blieb es Gramont vorbehalten, am Morgen des 4. Juli durch einen Artikel des „Constitutionnel“ auch die gegen Sensationsnachrichten vorsichtigerer Pariser Presse und damit die Welt zu alarmieren. Als der Leiter der auswärtigen Politik Frankreichs am Nachmittag und Abend des Sonntags nach Rücksprache mit dem Kaiser diesen Artikel redigierte und die ersten Weisungen nach Madrid und Berlin telegraphierte, lag ihm selbst keine andere beglaubigte Nachricht vor als ein kurzes Telegramm des Madrider Botschafters Mercier de Costende. Für Bekanntheit mit dem Artikel der „Gazette de France“ wird die Redaktion selbst gesorgt haben. Auch das Telegramm der „Agence Havas“ war sicher schon in seinen Händen. Mercier aber beschränkte sich auf die wenigen Worte: „Die Angelegenheit Hohenzollern scheint sehr vorgeschritten, wenn nicht schon entschieden. General Prim hat es mir selbst gesagt. Ich schicke Bartholdi nach Paris wegen der Einzelheiten und um Ihre Weisungen entgegenzunehmen.“

Prim hatte Mercier am Abend des 2. Juli eingeweiht, aber in so vorgeückter Stunde, daß das Telegramm des Botschafters erst Sonntag früh expediert werden konnte als Vorläufer des Berichtes, den der Botschaftssekretär Bartholdi überbringen sollte. Bartholdis Zug ging 3¹/₂ Uhr nachmittags in Madrid ab und traf fahrplanmäßig in Paris am 5. Juli vormittags 5,26 ein. Solange hätte also Gramont warten müssen, wenn er seinen Feldzugsplan auf Kenntnis der näheren Umstände bauen wollte. Die historische Gerechtigkeit verlangt jedoch, anzuerkennen, daß in Merciers Meldung eine Mahnung lag, keine Zeit zu verlieren. Auf die Kandidatur Hohenzollern waren der Kaiser und sein Minister längst gefaßt, wenn auch nach Merciers letzten Berichten Prim seinen Plan vorläufig vertagt zu haben schien. Auch fürchtete Napoleon eine Überrumpelung, nur daß er sich die Schaffung einer vollendeten Tatsache nach seinen eigenen Antezedenzen und als Kenner der spanischen Verhältnisse ganz anders dachte als Bismarck. Wie Isabella durch eine Militärrevolution gestürzt worden war, konnte Leopold durch ein Pronunciamento auf den Thron erhoben werden. In dem unvermuteten Erscheinen seines Bruders Karl in Rumänien hatte der Erb-

prinz ja ein Familienbeispiel, wie man sich fest eines Thrones bemächtigt. Selbst in die noch gärenden Gedanken seiner Dreibundverschwörung eingesponnen, traute der Kaiser seinem Antagonisten Bismarck eine aktive Mitwirkung bei einem solchen Streiche zu. Das Gerücht über die Bestimmung eines preußischen Geschwaders nach Spanien hatte ihm schon Ende Juni Unlaß gegeben, die französische Flotte in Bereitschaft zu setzen, um Leopold allenfalls schon in der Nordsee den Weg zu verlegen. Das Karlistenblatt schien daher seinen Verdacht um so mehr zu bestätigen, als in Merciers Worten nichts lag, was ihm geradezu widersprochen hätte. Am 5. Juli war es vielleicht schon zu spät. Unter allen Umständen mußte sogleich etwas geschehen. In Madrid empfahl es sich, die zur Verfügung stehende Presse und die spanische Klientel Frankreichs gegen Prim mobil zu machen. In Berlin konnte eine Refognosizierung dazu benutzt werden, zum Ausdruck zu bringen, daß die kaiserliche Regierung in einer Kandidatur Hohenzollern eine Schädigung der französischen Interessen sehen würde.

In den Weisungen Gramonts an Mercier und an den Stellvertreter des beurlaubten Benedetti Lesourd sind diese durch die Sachlage gegebenen Richtlinien noch nicht erheblich überschritten. Es widerspricht keineswegs dem „Takt, der Klugheit, der Zurückhaltung, der Geschicklichkeit und Energie“, die Mercier beweisen soll, wenn Gramont ihm empfiehlt, den Erbprinzen durch Erinnerung an seine Verwandtschaft mit den verhassten Murats verdächtigen zu lassen, weil der Botschafter bei dieser Gegenintrige ganz im Hintergrunde bleiben sollte. Auch die mittelbare Warnung an die Berliner Adresse hielt sich noch, wenn sie auch in Unbetracht des Zweckes etwas zu stark akzentuiert erscheint, in den Grenzen diplomatischer Vorbeugungsmaßregeln. Mit der Flucht in die französische Öffentlichkeit aber betrat Gramont eine abschüssige Bahn. Die leichte Erregbarkeit des Nationalcharakters versprach zwar einen Druck auf die geplante Aktion, aber ein besonnener Staatsmann hätte sich auch gesagt, daß dieser Druck von der kaiserlichen Regierung noch stärker empfunden werden mußte als in Madrid und Berlin. So standen die Dinge doch noch nicht, daß ein Netz durch das Schwert zerrissen werden mußte. Alles kam vielmehr darauf an, so lange als irgend möglich, zum mindesten bis zum Eintreffen Bartholdis, Herr der Situation zu bleiben. Die Gefahr lag allerdings nahe, daß die Pariser Kommentare zu dem Telegramm der „Agence Havas“ dem Minister schon am Abend des 4. Juli seine Kreise störten, indem sie ihre Spitze gegen die kurzfristige eigene Regierung richteten. Aus diesem Grunde mochte es vielleicht angebracht sein, der öffentlichen Meinung dadurch eine ungefährliche Richtung zu geben, daß man offiziös erklärte, die angeblichen Tatsachen des Telegramms bedürften noch der Bestätigung, doch sei die Regierung selbstverständlich auf ihrer Hut.

In der Tat scheint Gramont bei Redaktion der Note des „Constitutionnel“ etwas Ähnliches vorgeschwebt zu haben. In einem Billett an Ollivier, den er nicht zu Hause getroffen hatte, erklärte er am Sonntag abend, „wir werden morgen in der Presse einen klugen, aber wirksamen Feldzug eröffnen“. Die Ausführung seines Vorhabens aber zeigt deutlich, wie ihm die Feder durch-

ging, weil bei ihm selbst „Klugheit und Takt“ in umgekehrtem Verhältnis zu der „Energie“ seines Temperamentes standen. Es war doch etwas anderes, ob der Redakteur der „Epoca“ oder ein ministerielles Blatt aus glaubwürdiger Quelle die Deputation an Leopold und die Annahme meldete. Auf die Zusage des Erbprinzen hatte die Meldung Merciers schließen lassen, aber für die Deputation waren Gramonts Quellen vorläufig nur „Gazette de France“ und „Agence Havas“. Durch eine solche Bestätigung der Alarmnachricht der Agence raubte der Minister den nachfolgenden kritischen Betrachtungen ihre Wirkung. Denn was half es, daß er sofort die Vermutung hinzufügte, Prim habe wohl aus eigener Machtvollkommenheit und nicht im Auftrage der Cortes oder des Regenten Serrano gehandelt. Die Pariser Journalisten übersahen die Andeutung der relativen Ungefährlichkeit einer solchen Intrige über der starken Betonung des Erstaunens für den Fall, daß die spanische Nation wirklich einen preussischen Prinzen auf den Thron Karls V. setzen wolle. Das Siegel aber wurde diesem seltsamen Dokumente diplomatischer Begabung aufgedrückt durch die Erinnerung an Leopolds Abkunft von einer Murat. Was in einem spanischen Blatte als Agitationsmittel gegen den Erbprinzen ganz am Platze gewesen wäre und was auch in dem Telegramm an Mercier offenbar so gedacht war, setzte hier ein Minister Napoleons III. in einem Organe der Regierung in Umlauf!

Noch weiter in dem gefährlichen Spiel mit dem Feuer ging ein Leitartikel der Provinzialausgabe des „Constitutionnel“. Hier wurde ganz unverblümt die Frage aufgeworfen, ob nicht Bismarck, den man schon 1868 des Anteils an dem Sturze Isabellas bezichtigt hatte, die Kandidatur Hohenzollern inszeniert habe, um Frankreich in Spanien neue Verlegenheiten zu bereiten. Es liegen jedoch bis jetzt noch keine Anhaltspunkte vor, daß auch diese Ausgabe des Blattes den Parisern schon am Morgen des 4. Juli aufgetischt wurde. Soviel aber steht fest, daß der erste Spektakel, der sich am Abend des vierten aus den Redaktionsstuben auf die Boulevards verpflanzte, weniger durch das Telegramm der „Agence Havas“ als durch die Note des „Constitutionnel“ veranlaßt worden ist. Als Lesourd in Ausführung des telegraphischen Befehls vom dritten den Unterstaatssekretär von Chile in der Wilhelmstraße am Montag besuchte, konnte also von einer Erregung der französischen Nation noch nicht gesprochen werden. Ja, es erscheint kaum wahrscheinlich, daß Chile von der Note des „Constitutionnel“ bereits Kunde hatte, während das Telegramm der „Agence Havas“ ihm wohl schon zugegangen war. Die Vermutung liegt daher nahe, daß Chile von der Interpellation des französischen Geschäftsträgers in diesem Augenblicke völlig überrascht worden ist. Auch Lesourds telegraphische Antwort an Gramont spricht für diese Annahme. Denn es ist doch klar, daß Chile nur Zeit gewinnen wollte, als er Lesourd gleich nach den ersten Worten frug, ob er ihn offiziell interpellieren wolle; in diesem Falle müsse er, bevor er antworte, die Ermächtigung des Königs einholen. Auch die sichtliche Verlegenheit des Staatssekretärs, die Lesourd bemerken wollte, stimmt zu der Vermutung, daß Chile aus Varzin keine neue Instruktionen erhalten hatte. Jedenfalls gab er, als

Lefourd ihm den schlechten Eindruck der Nachricht in Paris mittheilte, keine andere als die schon seit Wochen auswendig gelernte Antwort, daß die spanische Thronkandidaturfrage für die preußische Regierung nicht existiere, mit dem aus der Anfrage sich ergebenden Zusätze, er sei nicht in der Lage, über Verhandlungen des Marschalls Prim mit dem Fürsten Karl Ancon und dem Erbprinzen Auskunft zu erteilen.

Lefourd hat seinem Telegramm einen Bericht nachfolgen lassen, der noch nicht veröffentlicht ist. Das Telegramm wurde am 8. Juli Benedetti mit anderen Aktenstücken zur Orientierung geschickt und nach dieser Abschrift später gedruckt. Es entbehrt daher der näheren Zeitangaben, so daß sich vorläufig nur sagen läßt, daß das Gespräch in der Empfangszeit des Staatssekretärs, also gegen Mittag, stattgefunden haben wird, und die Antwort nicht vor vier oder fünf Uhr nachmittags dechiffriert in Gramont's Händen sein konnte. Bis zur Ankunft des Berichtes, der mit der Post mehr als 25 Stunden, von 7,45 Uhr nachmittags bis 9,5 Uhr am Abend des 5. Juli, unterwegs war, beschränkte sich Gramont's Berliner Information also auf eine Meldung, die mehr Eindrücke als Tatsachen enthielt und daher seinen Argwohn bestärkte. Thiles aalglatte Antwort hat Abeken nach einem Berichte des Staatssekretärs am 6. Juli sicher korrekt zitiert. Lefourd war danach nicht berechtigt, zu telegraphieren: „il s'est abstenu d'affirmer catégoriquement que le cabinet de Berlin ignorât l'existence de la négociation et son résultat“. Mochte Chile seine Verlegenheit zunächst nicht ganz verbergen, so waren seine Worte doch so gewählt, daß Lefourd nichts anderes als Verweigerung der Antwort heraus hören durfte, also die Rückkehr zu dem Ausgangspunkte des Gespräches, daß Chile eine offizielle Interpellation erst seinem Vorgesetzten vorlegen müsse, ehe er sie beantworten könne.

Steht in diesem Falle die Hauptsache fest, so erscheint die Überlieferung der zweiten Rekognosizierung Gramont's am 4. Juli dafür um so lückenhafter. Wir wissen nur, daß am Abend eine Unterredung des preußischen Botschafters Karl von Werther mit Gramont und Ollivier stattgefunden hat, aber wir können nicht einmal mit Sicherheit feststellen, ob Werther, der am 5. Juli nach Ems reisen wollte, Gramont und Ollivier gleichzeitig sprach, oder, wie der alte Ollivier behauptet, von diesem nach seiner Konferenz mit Gramont aufgesucht worden ist. Auch die Stunde des Gesprächs und ob Gramont damals schon Lefourds Antwort hatte, wissen wir nicht, und ebenso wenig, was Werther zu Gramont geführt hat, das gesellschaftliche Bedürfnis, sich vor seinem Emser Besuche bei König Wilhelm von dem Minister zu verabschieden, oder das diplomatische Verlangen, sich einen Schlüssel zu der Note des „Constitutionnel“ zu holen. Zum Mitwiffer des Geheimnisses war Werther nicht gemacht worden, um ihm nach Plätzen der Bombe die Unschuldssrolle zu erleichtern; aber für den Grad seiner Überraschung wäre es nicht unwesentlich, zu wissen, ob er jene Note und vielleicht auch schon ihr Echo in den Abendblättern gekannt hat.

Über das Gespräch selbst hat Werther einen Bericht aufgesetzt, den er mit nach Ems brachte. Solange dieses Aktenstück, das am 6. Juli in Ab-

schrift auch nach Sigmaringen geschickt wurde, nicht zugänglich ist, sind wir auf den kurzen, aber sicher genauen Auszug Abekens angewiesen, der durch Mitteilungen Gramonts an Lesourd und Fleury und an die Botschafter Englands und Osterreichs, Lord Lyons und Fürst Metternich, ergänzt wird. Danach „hatten die französischen Minister gesagt, Frankreich könne einen Hohenzoller in Spanien nicht herrschen lassen und werde alle Mittel in Bewegung setzen, ihn zu stürzen, wenn er gewählt werden solle, was zugleich mit persönlichen Gefahren für den Prinzen verbunden sein könnte“. Auch hatten die Minister betont, daß der Kaiser, obwohl er „seinen gewohnten calme gewahrt“ habe, ganz ihrer Meinung sei; wie sie denn auch dem Botschafter nicht verhehlten, daß die Nachricht kein blinder Lärm sei, sondern durch eine von Mercier gemeldete „ausdrückliche Mitteilung des Marschalls Prim“ bestätigt werde.

Werther ließ sich auf keine Diskussion ein, „sondern zog sich auf seine tatsächliche völlige Unwissenheit zurück“, drückte auch seine Überraschung aus über die Anfrage in einer spanischen Angelegenheit, „übernahm es“ aber, „die ihm gemachten Mitteilungen zur Kenntnis des Königs zu bringen“. Soweit stimmen Abeken und Bismarck in seiner Erklärung im Bundesrat vom 16. Juli mit Gramont völlig überein. Wie Gramont am 5. Juli Metternich erzählte, hätte Werther jedoch schließlich versprochen, in Ems an seinem Teile alles zu tun, daß der König seinen Verwandten zum Verzicht auf die spanische Krone bestimme (*de faire tous ses efforts pour obtenir du roi, d'engager son parent à refuser la couronne d'Espagne*). In Werthers Bericht konnte dieses Versprechen natürlich keinen Platz finden. Wir sind also außerstande, Gramonts und Werthers Aussagen zu vergleichen. Man könnte daher in Anbetracht der in jenen Tagen so häufigen diplomatischen Umgehungen der Wahrheit geneigt sein, auch dieses Zeugnis des in dieser Richtung am meisten belasteten französischen Ministers zu verwerfen, wenn es in einer der späteren öffentlichen Erklärungen Gramonts stünde. Da aber Werther am 12. Juli einen ähnlichen Fehler begangen hat, spricht alles dafür, daß er in seiner Ahnungslosigkeit in der Tat jenes unglaubliche Versprechen gegeben hat. Vor allem — und das erhebt die Vermutung zur Gewißheit — spricht Gramonts Zeugnis gegen seine spätere Behauptung, die Emser Verhandlungen seien durch die Zurückweisung in Berlin notwendig geworden. Nach Lage der Dinge konnte es sich am 4. Juli in Berlin nur um eine Refognosizierung handeln. Ihr Zweck war durch die Warnung der preußischen Regierung erreicht. Eine offizielle Interpellation war nicht beabsichtigt, weil sie vor dem Eintreffen Bartholdis nicht gestellt werden konnte. Mochte Gramont Lesourds Antwort schon erhalten haben oder nicht, so genügte auch dem preußischen Botschafter gegenüber die starke Betonung der Unvereinbarkeit des spanischen Königtums eines Hohenzollern mit den französischen Interessen. Darüber hinaus sich durch Werther an die Person König Wilhelms zu wenden, widersprach allen konstitutionellen Gepflogenheiten, über die sich namentlich der Ministerpräsident des empire libéral Emil Ollivier nicht hätte hinwegsetzen dürfen. Hier kam sich offenbar die gleiche

politische Unfähigkeit von französischer und deutscher Seite brüderlich entgegen. Die gegebene Antwort auf die Vorstellungen der beiden Minister wäre die Ankündigung Werthers gewesen, daß er in Anbetracht der Umstände es vorziehe, auf seinem Posten zu bleiben und den Bescheid seiner Regierung abzuwarten. Das Festhalten an seinem Reiseplan gab ihn der Zudringlichkeit Gramonts preis; denn das Versprechen hat er schwerlich spontan, sondern erst nachdem es ihm nahegelegt worden war, gegeben. Er stellte sich jedenfalls, ehe er den preussischen Standpunkt überhaupt kannte, auf den französischen, daß die Kandidatur eine üble Sache sei, und öffnete den Franzosen den Weg nach Ems, den gerade er ihnen hätte verlegen müssen. Bismarck nahm denn auch keinen Anstand, dem französischen Geschäftsträger bei der Verabschiedung am 19. Juli zu sagen, Werther habe sich von Anfang bis zu Ende schwach gezeigt. Ja, sogar in die Erklärung im Bundesrat vom 16. Juli, ein Meisterstück vorsichtig abgewogener Darstellung, ließ er für scharfe Hörer seinen Anmut einfließen in den Worten: „Werther trat am 5. die Reise nach Ems an, welche er unter den obwaltenden Umständen unterlassen haben würde, wenn er nicht geglaubt hätte, dem ihm kundgegebenen Wunsche nach rascher Erteilung von Informationen und rascher Zurückgabe von Aufklärungen entsprechen zu sollen.“

Um dieselbe Zeit, als Werther in dieser Weise die Interessen seines Staates vertrat, raffte sich die spanische Regierung zu einem Entschlusse auf. Wie in der Vorgeschichte der Kandidatur die spanische Seite am längsten vernachlässigt war, liegt sie auch für die Julitage noch sehr im Schatten. Hier findet einmal die offizielle französische Publikation über den Ursprung des deutsch-französischen Krieges noch viel zu tun übrig durch Vervollständigung der erst fragmentarisch mitgetheilten Korrespondenz Merciers. Das Bekannte genügt jedoch für unsere Zwecke. Einzelne Rätsel werden sich allerdings wohl niemals ganz lösen lassen. Wenn das Geheimnis der Annahme Leopolds sich nach Salazars Rückkehr am 26. Juni nicht wahren ließ, hätten die spanischen Mitwisser sich doch eigentlich sagen sollen, daß es vom 9. Juli, dem fälschlich angenommenen Tage der Ankunft Salazars, bis Ende Oktober ebensowenig gehütet werden könne. Wie dem auch sei, am 28. Juni können wir bei den in Madrid zurückgebliebenen Ministern und dem Cortespräsidenten Zorilla große Ratlosigkeit feststellen, am 29. zieht man die sofortige Wiedereinberufung der soeben vertagten Cortes in Erwägung, und am 1. Juli abends trifft Prim, den sein Sekretär von der Jagd in den Bergen von Toledo zurückgeholt hatte, in Madrid ein, um schon am Bahnhof zu erfahren, daß die Kandidatur ein Stadtgespräch sei. Prim's Worte „verlorene Mühe, verlorene Kandidatur, und gebe Gott, daß es nur das ist“, sind von einem Ohrenzeugen, seinem Freunde Balaguer, glaubwürdig überliefert und lassen über seine Beurteilung der Lage keinen Zweifel. Ein Ministerrat am Nachmittag des 2. Juli hat ihn wohl dazu ermächtigt, Mercier einzuweißen. Die erste Sorge war offenbar, wie sichern wir die Regierung und Spanien gegen die Folgen der Aufdeckung unseres Planes. Solange Leopold seine Zusage nicht zurückgezogen hatte, konnten sie nicht daran denken, seine Kandidatur offiziell aufzugeben; aber von

der am 8. Juli in einem Briefe an den „Gaulois“ so pathetisch ausgesprochenen Parole Prim's: „en avant et vive l'Espagne“ war man am 2. Juli doch recht weit entfernt. Der Entschluß, Napoleon von der Loyalität der provisorischen Regierung zu überzeugen, war eher da als die Einsicht, daß es kein Zurück gebe und den Cortes schlimmstenfalls die Lösung der Schwierigkeiten durch eine Minoritätswahl überlassen bleiben müsse. Der 3. Juli verging noch unter Madrider Beratungen. Am 4. begaben sich Prim und seine Kollegen nach der Sommerfrische des Regenten Serrano La Granja, wo sie am Abend endlich schlüssig wurden, die Cortes auf den 20. Juli einzuberufen und die Wahl auf den 1. August anzusetzen.

La Granja, das Versailles des ersten Bourbonen Philipp V., liegt hoch im Gebirge bei San Ildefonso, wohin man heute in einer Stunde Wagenfahrt von der nächsten Bahnstation Segovia gelangt. 1870 aber war die Bahn von Madrid nach Segovia noch nicht gebaut. Abermals ging ein ganzer Tag, der 5. Juli, durch die Rückreise der Minister verloren. Erst am 6. wurden die Beschlüsse durch den Leiter des Auswärtigen Sagasta den spanischen Gesandtschaften telegraphisch mitgeteilt, am 7. hinkte der offiziellen Bekanntgebung ein Zirkular mit der spanischen Schneckenpost nach, und am 8. sekundierte Salazar der Regierung mit einer verbesserten Auflage einer Flugschrift, in der er schon im Oktober 1869 nach Musterung aller Kandidaturen auf Leopold hingewiesen hatte. Wenn das Foreign office in London schon am Nachmittag des 5. die Beschlüsse von La Granja erfuhr, so hatte es dies allein dem Umstande zu verdanken, daß der Botschafter Lord Layard sich zufällig vor der Madrider Zuthize ebenfalls nach San Ildefonso geflüchtet hatte. Das Telegramm Sagastas aber wurde in London und Berlin am 7. notifiziert und seinem Inhalte nach am Vorabend des 8. in der Presse veröffentlicht, während Zirkular und Flugschrift erst zu einer Zeit in Umlauf kamen, als Betrachtungen über die europäische Harmlosigkeit der Kandidatur in noch höherem Maße als am Abend des 2. Juli nur noch den Wert spanischer Unschuldsbeteuerungen haben konnten.

Ollivier hat die Verwirrung der Chronologie des 5. und 6. Juli noch gesteigert, indem er Ereignisse und Nachrichten, die noch gar nicht in den Gesichtskreis der handelnden Männer getreten waren, zur Motivierung ihrer Entschlüsse verwertet. Die Folge ist — was auch seinem einsichtigsten und schärfsten Kritiker General Palat¹⁾ entgangen ist —, daß sich die Erinnerungen des greisen Exministers häufig verschieben. Der Unterschied der Situation vor und nach den Beschlüssen von La Granja war ihm aus dem Gedächtnis geschwunden, und so hat er es ganz versäumt, das Telegramm Merciers, das sie früher als der spanische Gesandte meldete, zu veröffentlichen. Wir können daher vorläufig nur sagen, daß es frühestens in der Nacht vom 5. zum 6. Juli in Paris eingetroffen ist. Am Morgen des 5. konnte Gramont nach Bartholdis Ankunft aus Merciers Bericht lediglich die Beruhigung

¹⁾ Pierre Lehautcourt (Général Palat), Les origines de la guerre de 1870. La candidature Hohenzollern. Paris-Nancy 1912.

entnehmen, daß kein Staatsstreich vor der Thür stehe, und die Angelegenheit noch nicht einmal bis zu einem Beschluß über die Einberufung der Cortes vorgeschritten sei. Schon das aber hätte genügen müssen, die äußere Gefahr etwas zurücktreten zu lassen, wenn sich nicht infolge seiner unbesonnenen Eröffnung des Pressefeldzuges bereits die innere Gefahr gemeldet hätte. Das Stichwort „ein preußischer Prinz auf dem Throne Karls V.“ ließ die Pariser Presse aller Schattierungen, anstatt den bösen Nachbarn die Meinung zu sagen, zunächst gegen die eigene Regierung Front machen. „Das zweite Empire hat Italien und Preußen groß gemacht. Seine Schuld war Sadowa, seine Schuld ist es, wenn ein preußisches Reich, in dem die Sonne nicht untergeht, entstehen sollte. Kein Plebisit könnte gegen diese Niederlage aufkommen.“ So ertönte es schon am Abend des 4. aus den Kreisen der Orleanisten wie der Legitimisten, der Republikaner wie der liberalen Opposition, und die „Gazette de France“ war boshaft genug, über die Blindheit einer Regierung herzu ziehen, der sogar die Zugehörigkeit Murats zur Familie Bonaparte entgangen sei.

Das Lufttauchen des selbst heraufbeschworenen Anwetters im eigenen Lande war aber um so bedeutsamer, als es zeitlich mit einem Erfolge der ersten diplomatischen Schritte Gramonts zusammenfiel. Ich fürchte nicht, durch die preußischen Staatsakten einmal widerlegt zu werden, wenn ich schon jetzt die Überraschung vom 4. Juli auf deutscher Seite mit der Überraschung der Franzosen bei Beaumont vergleiche. Madrider Briefe brauchten nach Berlin zwei Tage mehr als nach Paris. Chile war erst am 5. in der Lage, Näheres über den von Salazar telegraphisch schon am 29. Juni gemeldeten Depeschennirrtum und seine Folgen nach Sigmaringen mitzuteilen. Seit dem 2. Juli aber war die Verbindung zwischen Madrid und Berlin so gut wie unterbrochen, weil sowohl Briefe wie Telegramme sicher genötigt waren, den Weg über Frankreich zu vermeiden, und infolgedessen in Berlin zu spät eintrafen, um auf die rapide Entwicklung der Krisis noch einen Einfluß gewinnen zu können. König Wilhelm war am 6., Fürst Karl Anton noch am 8. Juli im unklaren darüber, „was Prim veranlaßt habe, die ganze Sache dem französischen Botschafter als ein fait accompli mitzuteilen, ehe noch die Cortes einberufen seien“. In dem Telegramm der „Agence Havas“ lag an sich kein Grund zur Beunruhigung, weil es sich wie die früheren Zeitungsgerüchte dementieren ließ. Lesourds halboffizielle Interpellation und Gramonts Unterredung mit Werther müssen deshalb in Berlin, Varzin und Ems wie ein unvorhergesehener Überfall gewirkt haben.

Wie Truppenführer sich in solcher Lage benehmen, ob und wann es ihnen gelingt, das Gefecht herzustellen, das Feld zu behaupten oder sogar dem Gegner Vorteile abzugewinnen, ist immer ein anziehendes Schauspiel. Raum minder fesselnd dürfen wir uns die Geschichte des 5. Juli denken, wie sie sich auf Grund der zwischen Ems und Varzin gewechselten Telegramme schreiben ließe. Vorläufig stehen erst Fragmente zur Verfügung, die aber doch die Gefechtslage am Abend des 5. überschauen lassen.

Danach hat König Wilhelm unter dem Eindruck zweier Telegramme Werthers und des Chileschen Berichtes, selbstverständlich auf Rat Bismarcks,

den preussischen Gesandtschaften eine neue Instruktion zugehen lassen, deren Inhalt aus der Mitteilung Graf Bernstorffs an Lord Granville ersichtlich ist. Sie unterschied sich zunächst in keiner Weise von der Junitaktik, die Regierung des Norddeutschen Bundes als unbeteiligt hinzustellen, enthielt aber einen Zusatz, den man bisher übersehen oder nicht in seiner Tragweite erkannt hat. Chile hatte, wie verabredet war, Lesourd an die Adresse Spaniens verwiesen. Die Erklärung des Norddeutschen Bundes, er überlasse es den Franzosen, welche Stellung sie zu dieser spanischen Angelegenheit nehmen wollten (left it to the French to take what course they liked), ging in der „abstention“ noch weiter. Sie bedeutete nichts Geringeres als die entschlossene Aufopferung der Kandidatur. Die Verwahrung, die Bismarck im Herbst 1868 wiederholt gegen Eingriffe Napoleons in die spanischen Verhältnisse eingelegt hatte, war damit aufgegeben. Ganz unzweideutig wurde den Franzosen gesagt, macht was ihr wollt, die Kandidatur zu hintertreiben, gebt Millionen zur Bestechung der Cortes aus, der Norddeutsche Bund wird sich nicht darum kümmern.

Die Raschheit der Frontveränderung hat es schwerlich zu einer ausführlichen schriftlichen Formulierung der Beweggründe Bismarcks kommen lassen. Trotzdem sind sie mit Händen zu greifen. Alle Vorteile, die er sich von dem Königtume Leopolds versprochen hatte, waren mit einem Schlage in ebensoviele Gefahren verkehrt. Prim's unbegreifliches, im höchsten Maße verdächtiges Vorgehen hatte die Kandidatur in ein steuerloses Wrack verwandelt, das beseitigt werden mußte, wenn Preußen im Kriegsfalle nicht isoliert, von seinen süddeutschen Bundesgenossen verlassen dastehen wollte. Aktive Beteiligung bei diesem Werke der Beseitigung war für Preußen ebenso unmöglich wie für die provisorische spanische Regierung ein offizieller Verzicht auf die Kandidatur. Als die gegebene Rückzugslinie erschien somit die Rolle des passiven Zuschauers. Wer durfte noch von Bismarcks Intrigen reden und Kapital daraus schlagen, wenn er durch peinlichste Zurückhaltung vor Europa den Beweis der Nichtbeteiligung führte? Nicht umsonst hatte Kronprinz Friedrich Wilhelm seinen Freund, den Erbprinzen, schon im März gewarnt. Es war genau so gekommen, wie Bismarck am 6. Juni zu dem Major von Versen gesagt hatte. Leopold hätte unter normalen Verhältnissen „von Preußen gar nichts zu hoffen“ gehabt, geschweige denn in diesem kritischen Augenblicke. Ich wage nicht zu entscheiden, ob König Wilhelm am 6. Juli aus eigener Initiative oder auf Bismarcks Rat den Sigmaringern anheimgab, „auf die Stimmung in Paris und namentlich auf den Kaiser selbst einzuwirken“. In der Sache lief dieser indirekte Rettungsversuch auf dasselbe hinaus wie Prim's Bemühung vom 2. Juli, durch Mercier Napoleon zu der Kandidatur zu überreden. Weder in Madrid noch in Ems glaubte man noch an einen Erfolg.

Sollte die neue Stellung unangreifbar bleiben, so setzte sie ostensible Unbefangtheit voraus. In diesem Sinne hat Bismarck den König, „sich eine möglichst kühle Auffassung der Lage zu wahren“. Alles, was nach außen den Eindruck der Einschüchterung machen konnte, mußte ebenso vermieden werden wie eine Herausforderung Frankreichs. Wenn Werther jetzt aus Paris abreiste, so konnte auch die Erinnerung an seinen schon vor dem 4. Juli

bestehenden Reiseplan nicht verhindern, daß die Emser Reise allgemein mit der Spannung zwischen Frankreich und dem Norddeutschen Bunde in Zusammenhang gebracht würde. Noch wußte Bismarck nicht, wie weit der Botschafter am Vorabend bereits gegangen war, als er durch Abeken den König beschwor, dem erholungsbedürftigen Vertreter Preußens zu befehlen, daß er vorläufig auf seinem Posten bleiben solle. Aber es war inzwischen 7 Uhr abends geworden, als das Telegramm abging, und Werther saß bereits seit zwei Stunden in der Bahn.

Nehmen wir an, der Befehl hätte Werther noch in Paris erreicht, so darf doch bezweifelt werden, daß die neue Position, so gut sie gewählt war, sich auf die Dauer behaupten ließ. Die diplomatische Rekognoszierung vom 4. Juli hatte den Rubikon noch nicht überschritten. Nichts hätte die französische Regierung gehindert, jetzt zu sagen: „Wir nehmen von eurer Erklärung der Nichtbeteiligung dankend Kenntnis und bitten euch im Vertrauen auf eure freundnachbarliche Gesinnung um eure guten Dienste. Wenn ihr selbst in dem spanischen Königthum Leopolds keine Gefährdung der französischen Interessen zu sehen vermögt, so werdet ihr doch zugeben müssen, daß unsere Nation die Sache so ansieht. Euch ist es leicht, diese Beunruhigung aus der Welt zu schaffen. Vorstellungen von eurer Seite in Sigmaringen genügen, um den Erbprinzen zum Rücktritt zu bewegen.“ Bismarck nimmt in seiner Erklärung im Bundesrat vom 16. Juli auf diesen Fall geradezu Bezug. „Wäre es“ — sagt er — „dem französischen Kabinett lediglich darum zu tun gewesen, zum Zwecke der Beseitigung dieser Kandidatur die guten Dienste Preußens in Anspruch zu nehmen, so hätte sich demselben hierfür in einem vertraulichen Benehmen mit der preußischen Regierung der einfachste und geeignetste Weg dargeboten.“ Was er an dieser Stelle naturgemäß verschwiegen, ist die dem Eingeweihten sich aufdrängende Betrachtung, daß ein solches Vorgehen des französischen Kabinetts die preußische Regierung in große Verlegenheit versetzt haben würde. Sybel meint freilich, „bei der bekannten Gesinnung des Königs und des Prinzen wäre damit die Kandidatur sofort erledigt gewesen“; aber das ist doch eine so naive, buchstabengläubige Folgerung aus Bismarcks Worten, daß sie heute kaum noch einer Widerlegung bedarf. Sachlich war ja die Kandidatur eigentlich schon erledigt. Zu ihrer formellen Zurückziehung konnte der König, nachdem er in die Annahme gewilligt hatte, den Erbprinzen nicht auffordern. Schlug dagegen die preußische Regierung den Franzosen eine höfliche Bitte rundweg ab, so war das zwar keine Herausforderung Frankreichs, aber doch immerhin ein unfreundlicher Akt, der den kaum unterdrückten Verdacht der Beteiligung wieder erweckte und Preußen vor der Welt abermals ins Unrecht setzte.

Da war es denn für die Weiterentwicklung der Krisis von ausschlaggebender Bedeutung, daß Napoleon und Gramont sich selbst die Möglichkeit eines solchen Vorgehens in dem Augenblick verdarben, als Werther den Pariser Außenposten des örtlich und sachlich am meisten exponierten königlichen Hauptquartieres in Ems gegen Bismarcks Absicht räumte.

III.

Gramont und Ollivier waren am Vormittag des 5. Juli zu einer Beratung mit dem Kaiser nach Saint-Cloud gefahren. Das zur Vorlage gebrachte Material bestand in Merciers Bericht vom 3. mit Bartholdis mündlichen Ergänzungen, Lesourds Telegramm vom 4. Juli, dem Berichte der Minister über ihr Gespräch mit Werther und dem ersten Zeitungsheft auf die Note des „Constitutionnel“. Ollivier will hier eine Erklärung im gesetzgebenden Körper in Anregung gebracht haben. Das entspricht seiner Tendenz, die Initiative der Regierung und namentlich seinen Anteil daran über Gebühr zu betonen. Als liberaler Parteipolitiker plötzlich vor eine schwere europäische diplomatische Frage gestellt, wäre er wie seine unzünftigen Ministerkollegen von dem Fachmanne Gramont an sich schon bis zu einem Grade abhängig gewesen, wenn nicht obendrein den bourgeois die Sicherheit der Formen des Kollegen gentilhomme ganz besonders bestochen hätte. Verstand und Beredsamkeit wird man Ollivier nicht absprechen können; aber die Vorzüge seines Geistes hatten sich nicht umsonst im Advokatenberufe entfaltet, so daß sie weniger dem handelnden Ministerpräsidenten als dem Memoirenschreiber für sein Plaidoyer in eigener Sache zugute gekommen sind. Die friedliche Gesinnung und die deutschen Sympathien des Schwagers Richard Wagners haben sich 1870 jedenfalls nicht in Taten umgesetzt, und wenn er sich auch durch seinen Bericht über die Entstehung der Erklärung vom 6. Juli selbst belastet, wird man doch auch da annehmen müssen, daß er, während er zu schieben glaubte, in Wahrheit der Geschobene war. Mit anderen Worten, er hat vermutlich in Saint-Cloud nur die Frage angeschnitten, wie die Regierung sich zu verhalten habe, wenn aller Voraussicht nach die Haltung der Pariser Presse eine Interpellation in der Kammer zur Folge habe. Die chronologischen Unmöglichkeiten seiner Erinnerungen schalten sie für die Rekonstruktion der Beratungen mit dem Kaiser aus. Gesichert ist nur die Hauptsache: der Beschluß, im Falle einer Interpellation zu antworten, und für diesen Beschluß ist ganz gewiß nicht der Geist der Initiative, sondern die Angst vor den Geistern, die man selbst gerufen hatte, bestimmend gewesen.

Auch die Aussagen über die Entstehung der am Nachmittag des 5. Juli von Cochery und neun anderen Deputierten in der Kammer eingebrachten Interpellation passen nicht in den Zusammenhang. Die Absicht, die Minister dadurch von unbedachten Schritten zurückzuhalten, hat Cochery sich erst zugeschrieben, nachdem sich die Folgen der von ihm herausgeforderten Erklärung gezeigt hatten. Wer auch immer den Anstoß zu der Anfrage gegeben haben mag, ob Thiers dabei die Hand im Spiele hatte, so war doch das Bedürfnis nach Aufklärung durch die Note des „Constitutionnel“ sicherlich auch außerhalb des engeren Kreises der Interpellanten geweckt, so daß Ollivier alle Ursache hatte, auf das Bedorftende hinzuweisen. Die Interpellation mußte nach dem Vorgefallenen kommen. Soviel steht fest, und ebenso unbestreitbar erscheint die Bereitwilligkeit der Minister, die Frage nach der „eventuellen spanischen Kandidatur eines Prinzen aus dem preußischen Königs Hause“ zu

beantworten, ohne den geringsten Versuch von ihrer Seite, sich die Bestimmung des geeigneten Zeitpunktes der Erklärung vorzubehalten.

Ehe Gramont die Antwort entwarf, hatte er zwei aufschlußreiche Unterredungen mit Fürst Richard Metternich und Lord Lyons. Metternichs Bericht vom 8. Juli an den österreichischen Reichskanzler Beust ist der Nachläufer eines Telegramms vom 5. und augenscheinlich schon im Gedanken an das parlamentarische Rotbuch geschrieben. Obwohl er nur das enthält, was Beust der Öffentlichkeit mitteilen wollte, und die Frage offen läßt, weshalb sich Metternich bei Gramont angemeldet hatte, wird man es doch Olivier nicht nacherzählen, daß der Botschafter mit guten Ratschlägen kam, die Beust nachweislich erst am 9. Juli formuliert hat und nach Lage der Dinge, wenn er die Nächstbeteiligten nicht an Geschwindigkeit in jeder Beziehung übertraf, am Morgen des 5. noch gar nicht formulieren konnte. Immerhin mag der Bericht die österreichische Politik zu Beginn der Krisis nur verschleiern wiedergeben. Um so treuer spiegeln sich darin Gramonts Gedanken. Eben erst aus Saint-Cloud zurückgekehrt, sagte er sofort zu dem befreundeten Botschafter, er werde sich der Erhebung Leopolds auf den spanischen Thron mit allen Mitteln auf die Gefahr eines Krieges mit Preußen widersetzen, so daß Metternich den Eindruck gewann, die französische Regierung werde sich unter Schonung der spanischen Empfindlichkeit allein an Preußen halten. Auch machte Gramont gar kein Hehl daraus, daß man Preußen den schlagenden Beweis seiner Böswilligkeit selbst dann nicht vergessen würde, wenn es vor der beabsichtigten kategorischen Interpellation zurückweichen sollte.

Nicht ganz so offenherzig, aber sachlich ebenso entschieden, sprach sich Gramont am Nachmittag gegen Lord Lyons aus. Der englische Botschafter sah sich daher veranlaßt, auf dem Abendempfange Oliviers dem Ministerpräsidenten eine gemäßigte Antwort auf die Interpellation ans Herz zu legen, und scheint in der That damit Eindruck gemacht zu haben. Denn der Entwurf, den Gramont am Vormittag des 6. Juli in Saint-Cloud dem Kaiser und seinen Ministerkollegen vorlegte, entsprach weit mehr der Friedensliebe Oliviers als der Hitzköpfigkeit des Leiters des Auswärtigen. „Unsere Informationen bestätigen“ — ließ Gramont die Regierung sprechen —, „daß Marschall Prim dem Prinzen Leopold von Hohenzollern die Krone Spaniens angeboten und dieser sie angenommen hat. Aber das spanische Volk hat sich noch nicht ausgesprochen, und wir kennen noch nicht die genauen Einzelheiten einer Verhandlung, die uns verheimlicht worden ist. Auch würde eine Diskussion heute zu keinem praktischen Ergebnis führen. Wir bitten die Kammer, sie zu vertagen. Wir haben der spanischen Nation stets unsere Sympathien bezeugt und alles vermieden, was einer Einmischung in die inneren Angelegenheiten einer von ihrer Souveränität Gebrauch machenden edlen und großen Nation gleichsehen könnte. Wir werden auch weiter so verfahren. Wir rechnen auf die Weisheit des deutschen und die Freundschaft des spanischen Volkes bei Beseitigung eines Projektes, das auf nichts Geringeres abzielt als auf die Zerstörung des europäischen Gleichgewichtes zum Schaden unserer Interessen.“

So übereilt die Interpellation und ihre rasche Beantwortung waren, so

hätte die französische Regierung auch nach dieser Erklärung es noch in der Hand gehabt, die neue Position Bismarcks an ihrer schwachen Stelle anzugreifen. Napoleon und seine Berater besorgten daher Bismarcks Geschäfte, als sie am Vormittag des 6. Juli in Saint-Cloud den Entwurf aus einer Erklärung in eine Fanfare verwandelten. Bis zur Betonung der Nichteinmischung, die etwas stärker hervorgehoben wurde, blieb es im wesentlichen bei dem Entwurfe. Dann aber fuhr die Erklärung fort: „Wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes uns dazu zwingt, zu dulden, daß eine fremde Macht, einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setzend, zu unserem Schaden das gegenwärtige Gleichgewicht der Kräfte in Europa stören und die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährden könnte. Dieser Fall wird, wir hoffen fest darauf, nicht eintreten. Wir rechnen auf die Weisheit des deutschen und die Freundschaft des spanischen Volkes, daß sie es verhindern. Sollte es sich anders verhalten, so würden wir, stark durch die Unterstützung des Parlamentes und der Nation, ohne Zaudern und ohne Schwäche unsere Pflicht erfüllen.“

Das Manuskript des Gramontschen Entwurfes mit den von Olliviers Hand eingetragenen Änderungen ist 1902 in Paris versteigert worden. Es stützt und bestätigt Olliviers Erinnerungen an den Ministerrat vom 6. Juli und beseitigt endgültig die Aussage des Kriegsministers Le Boeuf, dem Sybel gefolgt war. Die Änderungen rühren zum Teil von Napoleon, zum Teil von Ollivier her und sind von allen Anwesenden einstimmig gutgeheißen worden. Soweit ist alles klar. Nur die allgemeine Wendung von der Mäßigung zur Drohung hat noch keine befriedigende Erklärung gefunden. Die Behauptung, Napoleons Stimmung, am Abend des 5. noch friedlich, sei durch Eugeniens Einfluß am Morgen des 6. wie verwandelt gewesen, hat Sybel veranlaßt, in seinem Schwanengesang, dem Epilog seiner Geschichte der Reichsgründung, ritterlich für die verleumdete Kaiserin eine Lanze zu brechen. Heute wird man wohl sagen müssen, daß eine übertriebene Anklage eine zu viel behauptende Verteidigung hervorgerufen hat, und die Wahrheit in der Mitte zu suchen ist. Das Motiv der Bevorzugung einer schärferen Fassung ist mit Händen zu greifen, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie sich Napoleon und seinen Beratern am Vormittag des 6. Juli die Lage darstellte. Von Werther, der eine Stunde vor Beginn der Sitzung in Ems angekommen war, konnte noch keine Nachricht da sein, ebensowenig von Lesourd, da er keinen neuen Auftrag erhalten hatte. Merciers Bericht vom 4. ließ erkennen, daß die Kandidatur in Spanien auf starken Widerstand stoßen würde, so daß die inzwischen wohl eingelaufene Meldung der Beschlüsse von La Granja zu stärkerer Beunruhigung keinen Anlaß gab. Das einzige neue bedenkliche Moment war wiederum die Haltung der Pariser Presse. Während Cochery als der Held des Tages gefeiert wurde, erfuhr die Schwäche der Regierung darin eine neue Beleuchtung. Ganz Frankreich wußte, daß der Kaiser schwer leidend war. Seit Jahren hatte man die Lähmung der Aktionskraft des Kaiserreiches mit Napoleons wiederholten Krankheitsanfällen in Zusammenhang gebracht. Und nun erhob „Le Centre gauche“ die un-

willige Frage, ob die Armee etwa warten solle, bis der kaiserliche Prinz zu Pferde steigen könne. Mochte der Krieg in der Umgebung des Kaisers seine Fürsprecher haben, so wurden doch das kaiserliche Paar und seine Berater jetzt gewiß nur von dem einen Gedanken beherrscht, Frankreich überzeugen zu müssen, daß die kaiserliche Regierung vor dem Ernstfalle keineswegs zurückschrecke.

Gramont hat denn auch keinen Anstand genommen, am folgenden Tage Lord Lyons zu gestehen, daß die innere Lage Frankreichs die Form der Erklärung geradezu diktiert habe. Wenn er hinzufügte, diplomatische Erwägungen müßten hinter der öffentlichen Sicherheit im eigenen Hause zurückstehen, so darf das freilich nicht so gedeutet werden, als ob der Ministerrat am 6. an die weiteren Folgen seines Schrittes gar nicht gedacht hätte. Die Überzeugung von der absoluten Notwendigkeit einer kräftigen Sprache war wohl allgemein, aber der Verlesung des Entwurfes war doch eine Erörterung der Kriegsbereitschaft Frankreichs vorhergegangen. Indem man sich anschickte, aus Gründen der inneren Politik mit dem Ernstfalle zu drohen, verschloß man sich keineswegs der Einsicht, daß es zum Kriege wirklich kommen könnte. Le Boeuf sprach sich daher zuerst über die militärische Verfassung Frankreichs aus. Daran schloß sich eine akademische Unterhaltung über die Frage, wo man am besten Anlehnung suche, bis Napoleon die Versammlung durch Vorlegung der Briefe Kaiser Franz Josefs und König Viktor Emanuels aus dem September 1869 überraschte. So naiv ist zwar keiner der Minister gewesen, daß er die freundschaftlichen Versicherungen der beiden Souveräne für ein festes Schutz- und Trugbündnis mit Osterreich und Italien angesehen hätte. Aber die auf Treu und Glauben entgegengenommenen Versicherungen Le Boeufs und die ebensowenig nachgeprüften Aussichten auf die österreicherische und italienische Freundschaft haben doch fraglos auch den Zaghafteren den Entschluß zu der Fanfare erleichtert.

Vergleicht man das Telegramm, das Ollivier unmittelbar nach der verhängnisvollen Kammer Sitzung des 6. Juli an den Kaiser gesandt hat, mit den Erinnerungen des Erministers, so lernt man seine auf den ersten Blick so rätselhafte unerschütterliche Genugtuung über den Beschluß des Ministeriums eher verstehen. Der nächste Zweck der Erklärung wurde über Erwarten erreicht. Die Pose der Hand am Schwertknaufe wirkte elektrisierend. Wie Cochery am 5. waren die Minister am 6. Juli die Helden des Tages. Sie hatten nicht nur den Angriff auf die Schwäche der Regierung glänzend zurückgeschlagen, sie fühlten sich auch durch den Beistand des Parlamentes und der Nation gestärkt. „Il y a du coeur dans ce peuple,“ schloß Olliviers Freudenbotschaft ebenso bezeichnend wie enthusiastisch. Und trotzdem konnte auch Ollivier sich nicht ganz des bangen Gefühls erwehren, daß sie in der Zurückstellung aller diplomatischen Rücksichten zu weit gegangen waren. Der aufgespeicherte Ingrimm über das bedrohliche Wachstum der norddeutschen Macht und die Freude über die unverhoffte Energie des Ministeriums gaben dem Beifall der Kammer zwar einen explosiven Charakter, aber sie unterstrichen auch die von dem Lärm fast verschlungene Verwahrung einiger Oppositionsredner „gegen die mehr als unkluge Politik“ der Regierung. Vergebens

hatte Ollivier gegen die Auslegung der Worte Gramonts durch Crémieux protestiert. Das Stichwort, daß man Zeuge einer Kriegserklärung gewesen sei, war im Schoße des gesetzgebenden Körpers selbst ausgesprochen und fand in der Presse und im Lande sofort ein fatales Echo. Der Krieg ist schon am Abend des 6. Juli das Thema der Pariser Presse. Die Mehrzahl der Blätter läßt von der Regierungsheze ab und erinnert sich auf einmal, daß der Becher seit langem zum Überlaufen voll gewesen sei. In der „Constitutionnel“ selbst kann sich nicht enthalten, sich am Morgen des 7. an ihre Spitze zu setzen und in die Welt hinauszutrommeln, daß Frankreich zum Marschieren bereit sei. Um den Krieg drehen sich jetzt alle Gedanken der französischen Journalisten, selbst wenn sie wie Ernst Dréolle im „Public“ den Mut haben, den Krieg gegen Preußen für ungeheuerlich, den Krieg gegen Spanien für wahnsinnig zu erklären.

Um den Krieg glaubte jetzt auch mehr oder weniger das diplomatische Corps in Paris. Der Spanier Dózaga schmeichelte sich wenigstens mit der Hoffnung, daß sein Vaterland dabei aus dem Spiele bleibe; aber der Engländer Lyons meinte, die französische Regierung habe sich durch ihre Erklärung den Rückzug abgeschnitten, so daß ihr keine Wahl mehr bleibe als der Doppelkrieg, wenn es ihr nicht gelinge, die Erhebung des Erbprinzen zu hintertreiben. Die Drohung mußte nicht nur den Zweck der Beseitigung der Kandidatur erfüllen, sie mußte ihn vor allem bald erfüllen, wenn die nationale Ungeduld dem durch den Volkswillen nur für den Augenblick gestärkten Kaiserreich nicht aufs neue gefährlich werden sollte. Indem die Erklärung für einen Augenblick Sorgen der inneren Politik beschwor, gebahr sie für Gramont neue Nötigungen und drückte seinen nachträglichen Bemühungen um die guten Dienste Preußens, ohne daß er sich selbst darüber recht klar wurde, von vornherein den Stempel der Unverschämtheit auf.

IV.

Obwohl es sich diesmal um Pariser, nicht um Madrider Ereignisse handelte, war das Tempo der Wirkung in die Ferne ein sehr verschiedenes. Das Foreign office, durch Lyons in Paris ganz vorzüglich vertreten, erhielt schon wenige Stunden nach der Sitzung ein Telegramm des Botschafters, worin er aus dem Gedächtnis vollkommen sinngetreu die Worte Gramonts wiedergab, so daß Granville bereits in den Instruktionen vom 6. darauf Bezug nehmen konnte¹⁾. König Wilhelm dagegen war am 7. Juli noch so unzureichend informiert, daß er den französischen Ministern das Lob spendete, sie hätten „sehr vernünftig gesprochen“ und die Vertagung erreicht. Chile beschwerte sich allerdings am gleichen Tage bei dem Engländer Lord Loftus über die von Gramont angeschlagene Tonart, aber Bismarck lernte erst am 8. früh, um dieselbe Zeit wie die deutschen Zeitungsleser, aus einer Depesche des Geschäftsträgers Graf Solms-Sonnenwalde den offiziellen Text der Er-

¹⁾ Zu Nr. 297 der Briefe jetzt Granville an Lyons bei Newton 1, 294 ff. Die Instruktion vom 6. (Nr. 299) ging erst am 8. oder 9. ab. Vgl. Morley 2, 326 Anm.

klärung kennen. Die preussischen Gegenmaßregeln setzten sich demgemäß aus mehreren Schachzügen zusammen. Am 7. bewahrte das Auswärtige Amt, wie Loftus es formulierte, „an attitude of perfect silence and abstention“, während Bismarck in die Schlesiſche Zeitung einen Artikel über die Annahmung Frankreichs und die Nachteile des persönlichen Regiments lancieren ließ. Am 8. erhielt die nichtoffiziöse Presse den Wink, gegen Gramonts Rede „sehr grob aufzutreten“. Der Vorteil, die zugeknöpfte Haltung durch die französische Kammerverhandlung zu rechtfertigen, wurde also sofort wahrgenommen, während die Weisungen für die Presse erst in die Redaktionsstuben gelangten, als von dort aus bereits ein ungeleitetes Gefecht gegen Gramonts Rede und ihren Pariser Chorus eröffnet worden war.

Übersehen wir nicht den Unterschied zwischen der Gefechtslage am 5. und am 7. Juli. Am 5., auf den ersten diplomatischen Vorstoß Gramonts, hatte Bismarck die Kandidatur aufgegeben und sich auf die Neutralität Preußens in den spanisch-französiſchen Händeln zurückgezogen. Am 7. verstärkte er seine Verschanzung durch die Kränkung, die in dem Doppelangriff Gramonts und des französischen Parlaments lag. Vor diese Verschanzung aber zogen sich, ohne Bismarcks Befehle abzuwarten, die Plänklerketten der nichtoffiziösen norddeutschen Presse. Die Fühlung mit den Spaniern war dagegen, obwohl sich die Drohung vom 6. Juli auch gegen sie richtete, nur eine scheinbare. Der Gesandte Rascon hatte schon am 4. Lesourd die Bedenklichkeit der Kandidatur zugestanden. Es war daher nur Heuchelei, wenn er am 7. Chile versicherte, daß durch die Angriffe der französischen Presse die Aktien des Erbprinzen in Spanien sehr gestiegen seien. Hinter den Kulissen wird er es nicht anders gemacht haben wie sein Londoner Kollege Rances y Villanueva, ein Anhänger Montpensiers, der Granville zu verstehen gab, daß die Cortes Leopold nicht wählen würden. Prim aber wies, ebenfalls am 7., Mercier geradezu an die Adresse König Wilhelms, indem er es als einzigen Ausweg aus allen Verlegenheiten bezeichnete, daß der Erbprinz ihm erkläre, er stoße bei dem Könige auf Schwierigkeiten. Die Gemeinsamkeit der Defensiv zeigte sich also in Madrid wie in Berlin-Varzin lediglich in dem Bestreben, den Angriff von sich auf den anderen abzulenken, mit dem Unterschiede, daß die Varziner Defensiv seit dem 7. Juli den Übergang zur Offensive ins Auge faßte, während in Madrid alles auf weiteren Rückzug, ja auf schimpfliche Flucht hinzudeuten schien.

Die französischen Operationen gegen beide Stellungen wurden jedoch weniger durch die Gefechtslage als durch die eigene Erklärung vom 6. Juli bestimmt. Wie militärische Vorfragen der Redaktion der Schlußdrohung vorhergegangen waren, folgen kriegerische Vorbereitungen ihr auf dem Fuße; aber die Regierung gibt deshalb die Hoffnung nicht auf, die Kandidatur auf friedlichem Wege zu beseitigen. Sie sucht Osterreich und Italien als Bundesgenossen für den Ernstfall, die anderen Großmächte wenigstens als diplomatische Helfer zu gewinnen. Zugleich setzt sie die seit den ersten Schritten des 4. Juli unterbrochenen Verhandlungen mit Preußen und Spanien jetzt in der Weise fort, daß sie König Wilhelm gegen Bismarck und den Regenten Serrano gegen Prim aus-

zuspielen sucht. Drohungen und Werbungen kreuzen und verschlingen sich, und der Rückfall ins persönliche Regiment hat obendrein zur Folge, daß der Kaiser seinen Minister bald gewähren läßt, bald beaufsichtigt oder auch wie in seinen früheren Jahren die ministerielle Instanz mit einer Nebenaktion ganz umgeht. Die Aufmerksamkeit, die sich am 5. Juli ganz auf die innere Lage gerichtet hatte, verteilt sich jetzt wieder auf Inneres und Aüßeres, aber sie ist zersplittert und gebrochen. Was auch Napoleon und Gramont tun mögen, um dem Kriege vorzubeugen oder seinen Ausbruch hinauszuschieben, über eines kommen sie nicht hinweg: die beiden Mächte, von denen sie, theils durch die guten Dienste Europas, theils in unmittelbaren Verhandlungen, noch etwas zu erreichen suchen, sind durch die Erklärung des 6. Juli, und zwar Preußen schroff, Spanien in etwas milderer Form, zu Begnern der französischen Interessen gestempelt. Die Regierung hat neben und über die Hoffnung auf erfolgreiche Verhandlungen die Drohung gesetzt. Sie beginnt also vor den Augen ganz Europas die Verhandlungen mit dem Ultimatum, das im schlimmsten Falle am Ende gescheiterter Verhandlungen stehen dürfte.

Schon der erste Schachzug Napoleons ist äußerst charakteristisch. Noch während der Vormittagsßtzung am 6. hatte er Gramont beauftragt, nach Petersburg zu telegraphieren, wenn Preußen auf der Thronbesteigung des Erbprinzen bestehe, so sei dies der Kriegsfall. Da Bismarck schon am Tage zuvor die Kandidatur aufgegeben hatte, war die Drohung, was Napoleon allerdings noch nicht wissen konnte, gegenstandslos. Dem Kaiser war es, wie er Ollivier ins Ohr raunte, auch gar nicht ernst damit. Er wollte lediglich durch den Einfluß des friedliebenden Kaisers Alexander von Rußland die Zurückziehung der Kandidatur bewirken. Gramont aber trug doch Bedenken, sich in einem Telegramme an den französischen Botschafter General Fleury so kategorisch auszudrücken. Der Originalbefehl des Kaisers fand daher seinen Platz am Schlusse der brieflichen Instruktion, die mit Kurierbeförderung nicht vor vier Tagen in Fleurys Händen sein konnte, während das Telegramm sich darauf beschränkte, die guten Dienste Rußlands zur Verhütung von „Komplikationen“ zwischen dem Kaiser und Preußen anzurufen.

Die eigentliche diplomatische Aktion der französischen Regierung begann jedoch erst am 7. Juli. Vom 6. ist außer den Weisungen an Fleury bis jetzt nur ein Telegramm an Mercier bekannt, das in Olliviers Inhaltsangabe mit einem zweiten Telegramme vom 7. Juli zusammengefaßt ist. Wir ersehen daraus, daß Metternich auf falscher Fährte war, als er voraussagte, Frankreich werde Spanien ganz aus dem Spiele lassen, um sich nur an Preußen zu halten. Gramont läßt Prim zwar an die bisherige gewissenhafte Beobachtung des Grundsatzes der Nichtintervention erinnern, aber er verhehlt auch nicht, daß die Interessen Frankreichs über den Grad der Zurückhaltung entscheiden. Die Wahl Leopolds wird Frankreich nicht anerkennen, und wenn bisher die Pyrenäengrenze den Karlisten, Alphonstisten und Republikanern gesperrt wurde, so enthält der Hinweis auf diese Gefälligkeit gegen die provisorische Regierung die Drohung, daß Frankreich den Begnern der Septemberrevolution nur die Grenze zu öffnen braucht, um den Bürgerkrieg

in Spanien zu entfesseln. Die Energie dieses Frontalangriffes entspricht also durchaus der Mittheilung Gramonts an Lord Lyons, daß er in seinem Kabinett noch rückhaltloser als in der Kammer reden müsse. Ein gleichzeitiges Umgehungsmanöver beweist jedoch, daß der Angriff weniger den Spaniern und ihrer Regierung als dem Ministerpräsidenten gegolten hat. Während der Kaiser, wenn Ollivier recht berichtet, dem Legationssekretär Bartholdi mündliche Aufträge an Serrano mitgab, die vor dem 10. Juli nicht ausgerichtet werden konnten, empfahl Gramont am 7. dem Madrider Gesandten, Serrano die Lossagung von Prim nahezu legen. Bei Serrano sollte denn auch die gleichzeitig erbetene diplomatische Hilfsaktion der Regierungen Englands, Oesterreichs und Italiens einsetzen.

Weniger versprach sich Gramont offenbar von der Dienstleistung der Mächte auf der preussischen Seite. Was die Mächte in Madrid nützen konnten, vermochten bei König Wilhelm höchstens Zar Alexander und Königin Viktoria zu bewirken. In beiden Richtungen hat Napoleon die Initiative ergriffen, in Petersburg, wie wir sahen, am 6., in London mit Hilfe der Pariser und Londoner Rothschild sogar schon am 5., so zwar, daß England von dem Kaiser und von Gramont benützt wird, den Eindruck der Kriegsgefahr in Berlin zu verstärken. Bis zum Vormittag des 6. Juli könnte man dabei noch von leeren Drohungen sprechen. Seit der Kammererklärung gewinnt das an die Wand gemalte Gespenst Gestalt und Leben. Hand in Hand mit den ersten militärischen Maßnahmen, Befehlen zu Proviantankäufen und zur Reorganisation der mobilen Nationalgarde, ergeht schon am 7. nach Wien und Florenz die Anfrage, ob im Kriegsfall auf bewaffneten Beistand Oesterreichs und Italiens zu zählen sei. Noch kennen wir nicht den Wortlaut der Telegramme an Cazaux in Wien und Malaret in Florenz, doch ergibt sich Datum und Inhalt der Anfrage aus einem Telegramme Visconti Venostas vom 8. und der von Cazaux gemeldeten Antwort Beusts vom 9. Wie die Vorlegung der Monarchenbriefe am Vormittag des 6. Juli den Entschluß zu der geharnischten Kammererklärung erleichtert hatte, fühlte Gramont sich durch diese ersten Maßregeln noch mehr gedrängt als gehoben. Bevor noch aus Wien und Florenz eine Antwort da sein konnte, geschweige denn bevor eine Wirkung der neuen Schachzüge gegen Spanien und Preußen erwartet werden durfte, hat er Lord Lyons am 8. Juli eingeweiht, daß schon einige Schritte geschehen seien und am 9. spätestens mit der Mobilmachung angefangen werden müsse.

Auch im Kabinett hatte also Gramont die Hand am Schwertgriff, als er am 7. Juli gleichzeitig mit der Madrider Aktion zu einem neuen diplomatischen Angriff gegen Preußen schritt. Seit seinem Telegramm vom 3. Juli hatte er den Geschäftsträger Lesourd in Berlin ohne Weisung gelassen. Auch das Schreiben vom 7. vermeidet es, dem Vertreter Benedettis bestimmte Befehle zu erteilen. Seine Veröffentlichung ist auch da wieder nicht nach dem Originale, sondern nach der abschriftlichen Beilage zu der Instruktion für Benedetti erfolgt. Es entbehrt daher der näheren Zeitangaben und läßt nur durch seine Länge darauf schließen, daß es nicht als Telegramm, sondern als Brief abgegangen ist, also erst am Vormittag des 9. in Le-

fourds Händen sein konnte. Sollte aber auch ein kürzeres Telegramm vom 7. existieren, so wird Gramont darin schwerlich einen Befehl formuliert haben, dem er in der ausführlicheren Fassung sichtlich ausweicht. Anstatt Lesourd den Auftrag zu erteilen, die am 4. Juli noch unterbliebene Interpellation in aller Form zu stellen, ergeht sich der Minister in Betrachtungen über Chiles ausweichende Antwort, bespricht Frankreichs gerechte Beschwerden über die preussische Kandidatur, Werthers Emscher Reise und die Unwahrscheinlichkeit, daß ein preussischer Prinz ohne die Einwilligung des Königs in diesem Falle gehandelt habe. Der Geschäftsträger erfährt aus dem Briefe, wie Gramont über die Sache denkt und was er im Interesse des Friedens von König Wilhelm erwartet, aber er wird mit keinem Worte angewiesen, diese Gedanken und Erwartungen in die Form einer Forderung oder auch nur einer höflichen Bitte an das Auswärtige Amt einzukleiden. Ob er Chile in den nächsten Tagen spricht oder nicht, ist danach ganz gleichgültig. Seine Aufgabe ist mithin die eines Seitendetachements, er soll mit dem Gegner in Fühlung bleiben, bereit, ihn, wenn er freiwillig kommen sollte, zu empfangen, aber ohne Ermächtigung zu herausfordernden Interpellationen.

Aus alledem folgt unwiderleglich, daß die Haltung des auswärtigen Amtes am 7. ebensowenig wie am 4. Juli die Ursache gewesen ist, wenn Gramont, wie am 4. durch Werther, am 7. durch Benedetti sich unmittelbar an die Person König Wilhelms gewandt hat. Mögen Bismarcks spätere Erklärungen und Erzählungen noch so viel verschleiern, so ist doch seine Behauptung, die Kriegserklärung sei die erste amtliche Mitteilung an die Regierung des Norddeutschen Bundes gewesen, so spitzfindig sie aussieht, buchstäblich wahr. Gramonts Angabe, daß die Zurückweisung in Berlin ihn zu den Emscher Verhandlungen gezwungen habe, wird schon durch die Tatsache widerlegt, daß der Mission Benedettis eine Mission Werthers vorausgegangen ist. Ob Werther am 6. Juli aus Ems an Gramont, direkt oder durch die Botschaft, geschrieben hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Aus Bismarcks Erklärung im Bundesrat vom 16. läßt sich lediglich entnehmen, daß Werther nach der Kammererklärung, also vom 7. an, „nicht mehr in der Lage war, Aufklärungen nach Paris gelangen zu lassen“. Die Antwort, die Gramont wünschen mußte, war jedenfalls am 7. noch nicht eingetroffen, und so ergab sich aus der Mission, zu deren Träger sich Werther am 4. hatte machen lassen, ganz folgerichtig der Auftrag an Benedetti, nach Ems zu reisen und die Antwort, die von selbst nicht kommen wollte, zu holen. Gramonts Angabe wäre nur dann haltbar, wenn Lesourd am 4. Juli Chile in aller Form interpelliert hätte. Da das nicht geschehen ist, wird man die Genesis der Emscher Verhandlungen in der Mission Werthers suchen müssen, und wenn auch für die Fortsetzung der Verhandlungen durch Benedetti die verschiedensten Motive mitgesprochen haben, so ist doch ihr Ursprung zweifellos ein rein zufälliger, durch Werthers Abschiedsbefuch veranlaßter, gewesen.

Weniger klar liegen Gramonts Nebenmotive am 7. Juli zutage. Die telegraphische Aufforderung an Benedetti, nach Ems zu reisen, wurde kurz vor Mitternacht aufgegeben. Sie kündigte zugleich an, daß ein Kurier, der

Paris am 8. vormittags $\frac{1}{2}$ 8 Uhr verließ, um 11 Uhr abends in Ems mit Instruktionen eintreffen werde. Ein Privatbrief an den Botschafter wurde unmittelbar nach dem Telegramm niedergeschrieben. Die offizielle Instruktion mit acht orientierenden Beilagen war wohl schon im Laufe des Nachmittags und Abends ins Reine gebracht worden. Denn eine dritte Weisung wurde um 1 Uhr in der Nacht bereits mit der neuen Chiffre telegraphisch befördert, weil der Kurier offenbar die offizielle Instruktion und den Privatbrief inzwischen schon mitgenommen hatte. Man könnte daher versucht sein, die Widersprüche der drei Weisungen mit Ollivier durch die „fluctuations des affaires“ zu erklären — und für das Telegramm von 1 Uhr nachts gibt es in der That keine andere Erklärung —, wenn nicht Gramont die offizielle Instruktion und den Privatbrief der nämlichen Mappe anvertraut hätte. Diese beiden Weisungen aber geben in der That dem Leser ein Rätsel auf, das General Palat nur durch Gramonts Leichtsinn und Kopflosigkeit zu lösen weiß. Denn die Instruktion begnügt sich mit der Bitte, König Wilhelm möge dem Erbprinzen den Rücktritt empfehlen, während der Privatbrief verlangt, daß der König durch seinen Befehl die Kandidatur beseitige, und eine ausweichende Antwort als Kriegsursache bezeichnet. Die Instruktion bittet also um die guten Dienste des Oberhauptes des Hohenzollernhauses, während der Privatbrief ein schroffes Ultimatum stellt. Jene zeigt eine friedliche Tendenz, dieser deutet auf Entschlossenheit zum Bruche. Jene setzt den Wunsch voraus, in Ems etwas zu erreichen, was sich mit Umgehung des Berliner Instanzenweges vielleicht eher erreichen ließ. Dieser scheint Gramont anzuklagen, daß er nicht nur brechen, sondern den Gegner auch beleidigen wollte. Die Instruktion könnte ein Schachzug gegen Bismarck sein. Der Privatbrief beleidigt den Monarchen selbst. Die Taktik ist also doch nicht die gleiche wie in den nach Madrid gehenden Instruktionen. Dort soll Mercier Prim bedrohen und den Regenten zu überreden suchen. Hier versucht es zwar Gramont ebenfalls mit dem Umgehungsmanöver, aber sein Angriff trifft in der Person Wilhelms die Macht, die er repräsentiert, den Staat und den Bund, dessen Oberhaupt und Kriegsherr der König ist.

Trotzdem wäre es verkehrt, hieraus zu schließen, daß Gramont es am 7. zum Bruche treiben wollte. Wie schon der Empfänger Benedetti erkannt hat, müssen wir zwischen den Absichten des Ministers und den mehr oder weniger geeigneten Mitteln zu ihrer Verwirklichung scheiden. Mit Recht sagte sich Benedetti, daß man ihn nach Ems nicht als Überbringer der Kriegserklärung geschickt habe. Gramont hofft noch mit einem diplomatischen Triumphe vor die Kammer treten zu können. Die offizielle Instruktion ist in Gedanken an ein Gelbbuch konzipiert. Hinter der parlamentarischen Kulisse, in seinem Kabinett, bedient er sich, wie er es gegen Lyons gerühmt hat, einer kräftigeren Sprache. Benedetti aber hält sich, um Verhandlungen überhaupt zu ermöglichen, an die mildere Fassung der für die parlamentarische Öffentlichkeit bestimmten Instruktion. Wenn ihm Gramont deshalb in den nächsten Tagen Mangel an Energie vorgeworfen hat, so ist das von seiner Seite gerade kein Befähigungsnachweis, aber es darf doch

auch nicht als Beweis seiner kriegerischen Absichten in Anspruch genommen werden. Dagegen spricht vor allem die dritte Weisung, jenes nächtliche Telegramm, zu dem eine soeben eingelaufene Madrider Meldung Merciers den Anlaß gegeben hat. Prim hatte am Nachmittag zu Mercier gesagt, er sehe hier nur einen Ausweg: der Erbprinz solle ihm erklären, der König sei nicht einverstanden, dann werde er ihm den Rücktritt erleichtern. Diese Meldung gibt Gramont weiter mit dem Zusatz, daß der Erbprinz die üblen Folgen seiner Kandidatur noch verhüten könne. „Sagen Sie es dem König,“ schließt das Telegramm, „und sagen Sie es nötigenfalls dem Prinzen selbst.“ Gramont ist also kurz nach Beendigung des scheinbar kriegerischen Privatbriefes so weit entfernt vom Bruche, daß er trotz seiner Nervosität mit der eventuellen Ausdehnung der Mission Benedettis nach Sigmaringen gerechnet hat.

Zu ähnlichen Beobachtungen gibt das Verhalten Napoleons Anlaß. Es scheint, daß ihm Gramont am 8. bei Einsendung der Einläufe nach Saint-Cloud anheimgegeben hat, persönlich an König Wilhelm und nach Sigmaringen zu schreiben. Das lehnt er dann am 9. früh rundweg ab, weil er es weder für nützlich noch würdig hält, aber er billigt auch nicht die dritte Weisung seines Ministers an Benedetti. Seit dem 6. ist sein Leitmotiv, ja nichts zu tun, was in der Öffentlichkeit den Anschein erwecken könnte, als ob er seines Leidens wegen den Ernstfall fürchte. In diesem Sinne hat er bereits am Morgen des 7. gegen seinen Freund, den Exminister Rouher, wegen des erwähnten ominösen Artikels des „Public“ Front gemacht, und in diesem Sinne wünscht er jetzt Widerruf jener Weisung, damit Benedetti nicht etwa glaube, die Nation sei gegen den Krieg. Das hindert ihn aber nicht, schon am Morgen des 7. mit dem spanischen Botschafter Olózaga und dem rumänischen Agenten Strat wegen einer Reise Strats nach Sigmaringen zu konferieren, und am Abend des 8., noch vor Absendung seines Billetts an Gramont, hat er sich ohne Wissen seines Ministers an König Leopold von Belgien mit der Bitte gewandt, dem Erbprinzen vorzustellen, daß von seinem Verzicht der Friede Europas abhängt. Innerlich mit dem Ausweg einverstanden, den Gramont in seiner dritten Weisung sucht, kann er es freilich nicht lassen, in dem Billett vom 9. zu betonen: „C'est à la Prusse, et à elle seule, que nous avons affaire“, so daß der Minister durch den Kaiser ebenso wie durch die Konsequenz seiner eigenen Handlungen immer wieder auf die mit seinen Absichten nicht im Einklang stehende verkehrte Taktik seines Privatbriefes an Benedetti zurückgeführt wird.

So hatte man also in Wien und Florenz die Bündnisfrage gestellt, den Beginn der eigentlichen Mobilmachung für den 9. vorgesehen und doch zugleich eine diplomatische Aktion eingeleitet, die bestenfalls an demselben 9. Juli nach der Rückkehr des Regenten aus La Granja und nach Benedettis Ankunft in Ems zu einem Ergebnis führen konnte. Auf zwei diplomatischen Kriegsschauplätzen, in Madrid und in Ems, wurde am 9. der Angriff eröffnet, an beiden Orten durch Diplomaten, die dem Kaiser und Gramont, geschweige denn dem Dilettanten Ollivier an politischem Verstande weit überlegen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Das Recht von Montafon.

Novelle
von
Helene Raff.

(Schluß.)

„Vorsteher,“ sagte Jörg Lorenzott, „Vorsteher, das ist nicht recht.“
Er hatte den Vorsteher unweit von dessen Hause getroffen. Jos Zum Keller fragte gelassen, was denn nicht recht sei?

„Wie die Leut' sich jetzt selbst helfen. Schau, vorgestern hatt' ich ein Gewerb' auf Landschau drüben, wo des Bürgli Einzelhof steht. Wie ich hinaufkomm', seh ich von weitem etwas, das mir schier die Haar' zu Berge treibt: ein Weib, halbnackt bis zum Gürtel, an einen Pflug gebunden wie ein Zugtier, und ein Mann hinter ihr, mit der Geißel, haut drauf, so oft sie zusammenbrechen will. Der Bürgli ist's, kaum hab' ich ihn erkannt — so entsetzt hat er hergesehen! ‚Mann,‘ schrei' ich und spring' hiezu, ‚bist denn du ein Christ, einem Schwächeren so die Seel' aus dem Leib zu martern?‘ — ‚Was schiert's dich?‘ schreit er, aber doch hat er abgelassen von ihr, und sie hat sich wimmernd an der Erde verkrochen. Er schimpft und schreit: eine Hexe sei's, die seit Wochen zaubrischer Weis' seinen Rühen die Milch weg-gemolken; für Hexen gehöre der Blutbann, und er sei noch mild, daß er ihr bloß den Buckel verhauen. Ein Weib aus der Nachbarschaft muß es gewesen sein; ich hab' sie nicht gekannt.“

Das hätt' man ihm schon verheben mögen! versetzte der Vorsteher — eine Klage, so schwer wie die auf Hexerei, müsse zum mindesten der Gemeinde vorgebracht werden. Indem sie noch redeten, kam hastigen Schrittes ein Dritter daher, dessen Winken schon von weitem bewies, er hab' es mit dem Vorsteher. Herangenah, zog er diesen alsbald beiseite; in seiner Erregung jedoch dämpfte er die Stimme so wenig, daß Jörg jedes Wort vernahm, das der Thomas Barball — so hieß der Neugekommene — dem Zum Keller vortrug.

„Vorgesetzter! Du mußt mir Recht schaffen! Wider den gottverfluchten Rog¹⁾, den Urban Marcke.“

„Der Marcke?“ — „Ja, der auf Bartholomäiberg!“

„Hat er dir leicht was getan?“

„Mir nicht — aber meiner Tochter, der Theres!“

Der Vorgesetzte wiegte mißmutig den Kopf. „Nachher sollst du ihn eigentlich droben verklagen, nicht bei mir.“

¹⁾ Lumpen.

„Nicht bei dir? Wo ich daheim bin hier, wo er seine Lumperei hier angestellt hat? Schaff' mir Recht, Vorsteher!“ Wild packte er den anderen beim Arm.

„So sag doch: zur Eh' geben willst du ihm 's Meiggi¹⁾ nicht?“

„Zur Eh'! Dem Kerl, vor dem kein Häs (Kleid) sicher ist, wenn ein Weib drin steckt? Lieber bring' ich sie um!“

Jos Zum Keller verhiess, mit dem Pfarrer zu reden und dem Ältesten von Bartholomäiberg. Da schlug der Barball eine höhnische Lache auf. „Meine Schand' durch so viel Mäuler ziehn! Nein, dank' dir schön, Jos, da find' ich mir selbst einen besseren Rat!“ — Fort stürmte er, daß unter seinem Fuß die Steine prasselten.

„Ein schlimmes Ding, das!“ — sagte Jörg Lorenzott, an den Vorsteher herantretend. Der vielleicht unbegründete Sühnedurst des Bürgli und der gerechte des Barball machten ihm einen tiefen Eindruck, sie gemahnten ihn an sein nächtliches Gespräch mit Eschan Zuderin. Ist irgend ein Mensch befugt, einem anderen die Bahn des Rechtes zu sperren? —

Der Zum Keller schwieg; seine Gebärde besagte: „Meine Schuld ist's nicht.“ Da wandte sich Jörg zum Gehen; aber der Ältere hielt ihn zurück!

„Ich bin kein Freund vom Ratschen (Schwazen), wie du weißt. Aber weil heut' lauter üble Händel aufkommen — sag: entsinnst du dich, wie ich dich gewarnt hab' vor dem Christa Valdanser?“ — „Wohl, ich entsinne mich.“ —

„Also hör: lezt hab' ich den Ganahl gesprochen, den Jost Ganahl aus Bludenz; ein ehrsammer Mann und ein gerechter, den Schabern und Wucherern spinnefeind. Der hat mir erzählt, der Christa sei bei ihm gewesen und hab' eine große Schuld aufnehmen wollen auf seine alte Krippen von Häusl²⁾ in Gurtipol. Das hat der Ganahl geweigert, weil er eh' weiß, wieviel Geld schon drauf steht. Ja, er gibt gute Bürgschaft, hat der Christa versichert und dich als Bürgen genannt. Dem Ganahl ist's verwunderlich vorkommen das — und er hat den Valdanser vertröstet und mir derweil angeschafft, daß ich dich drum fragen soll, wann sich's trifft. Jetzt red: willst wirklich bürgen für ihn?“

„Nein!“ stieß Jörg heftig hervor. Seine Schläfenader war hoch geschwollen, und das Blut klopfte darin — so erzürnte ihn die Dreistigkeit des Christa, von der er keine Ahnung gehabt.

„Nein, Vorsteher, dank dir Gott! Mit dem Ganahl red' ich selber — und mit dem anderen erst recht!“ — „Ja, ja, mach nur ein End' mit ihm! Ist gescheiter!“ war Jos Zum Kellers Abschiedsrat. — „Ich hab' mir's gleich gedacht, daß du so dumm nicht sein kannst!“

Jörg Lorenzott glühte inwendig vor Empörung. Als Abkömmling eines zähen, geschäftsklugen Bauernstammes verdroß ihn bitter die Einfalt, die der Valdanser bei ihm vorausgesetzt hatte, und die Selbstherrlichkeit, mit der er über ihn verfügte. In seinen Grimm jedoch mischte sich mehr und mehr eine

¹⁾ Mädchen.

²⁾ Sein altes Gerippe von einem Häuschen.

kaum eingestandene Freude: ihm schien, als sei Ilga gewissermaßen frei geworden durch ihres Mannes verächtliches Tun. Es lag am Tage, daß der unverbesserliche Wirtschaftler zuletzt in Schuldhast geraten oder, um dieser zu entgehen, landflüchtig werden mußte, sobald er, der Jörg, die Hand von ihm abzog. Und dann —

Eine heißere Welle als vorhin, diesmal aus Scham, schwellte ihm ins Antlitz empor. Nicht wesentlich beitragen zu eines Menschen Schaden, nein, nein! Aber geredet mußte werden mit dem Christa, sofort!

Er gedachte zuerst, sich aufzumachen nach Gurtipol; ein zärtliches Mitgefühl für Ilga hielt ihn zurück. Sie sollte den, dem sie leider angehörte, nicht so kläglich dastehen sehen und sich für ihn schämen müssen. Auch die Base Kathrina brauchte nicht hineingezogen zu werden; das Ding ging nur sie beide, die Männer, an.

Er sandte dem Christa Botschaft, ihn alsbald heimzusuchen, einer dringlichen Ursach' willen. Ihm ward ruhiger zu Sinn, da der Bote gegangen war.

Der Beschiede kam jedoch nicht sogleich, nicht desselben Tags, noch des folgenden. Am Abend stand Jörg im Freien und spähte nach ihm aus. Da sah er droben nahe der Kirche des Bartholomäiberges eine rote Lohe empor schlagen zum schon dämmerigen Himmel — er sah schärfer hin: das Feuer fraß und wuchs. Bald hörte er Feurio, Feurio! rufen — eifertig schoß der Mefner an ihm vorbei, dem das Läuten der Notglocke oblag. „Wo brennt's?“ schrie Jörg ihm nach.

„Beim Marcke droben am Berg!“

Da wußte der Frager, wie Thomas Barball sich Sühne für seine Tochter geschafft hatte. — — —

Die Nachbarin des Bürgli trug ihren wunden Rücken und die Sippe des Marcke, dem schier der ganze Hof eingäschert war, den Brandschaden. Wohl mit innerlichem Rachegeleüst, aber dem Montafoner Sinn getreu, suchte keines Genugtuung zu erlangen von dem sobenannten unparteiischen Gericht.

* * *

In Jörg Lorenzotts Stube standen sich zwei gegenüber: der Hausherr und Christa Valdanser, der auf wiederholte Botschaft endlich erschienen war.

Sein Zögern bewies sein schlechtes Gewissen; dennoch hatte er beim Eintreten eine unbefangene Miene zur Schau getragen und dem Lorenzott die Hand hingestreckt, die dieser übernahm. Ohne Umschweife hatte Jörg ihm eröffnet, was er erfahren, welch' bittere Beschwerde er führen müsse gegen ihn.

„Nicht genug an dem, was du von mir gebeten und erhalten — nein, du machst bei Fremden wiederum neue Schulden auf meinen Namen hin. Du bietest meine Bürgschaft, gewiß, daß du sie brauchst, und hältst es der Müh' nicht wert, daß du mir ein Wort davon sagst.“

„Ah, gesagt hätt' ich dir's nachher schon.“ — „Ja, hintennach vielleicht, wenn der andere sein Geld wollen hätt'!“

Der Baldanser schwieg. Eine flüchtige Röthe färbte sein hübsches Gesicht, das weichlich ausschaute und trotzig zugleich.

„Mensch, hörst du nicht! So red was!“

„Mein Gott, ich hab' halt gemeint: einmal werd' ich doch Glück haben und zurückzahlen können, ohne daß du's erfährst. Drum hab' ich dich als Bürgen genannt.“

„Und das hast du dir getraut?“ — brach Jörg los, indes der andere da stand und gleich einem gescholtenen Knaben zu Boden schaute. „Nicht einmal zuvor gefragt hast du mich, eh' du meinen Namen mißbraucht. Bedenkst du denn gar nicht, daß alles einmal ein End' hat; das Geld, der gute Willen, auch die Geduld?“

Da schlug der Christa die Augen auf. „Ich mein'“, raunte er mit halber Stimme, „wir sollen gegenseitig Nachsicht üben miteinander. Wir haben's beide not.“

Jörg verstand nicht sogleich. Aber die unfäglich freche Vertraulichkeit, mit der jener ihm näher trat, ihn anblinzelte, ließ ihm die Erkenntnis aufzucken, grell wie einen Blitz. Das, was er verborgen gewähnt, vor aller Welt verstecken gewollt als eine heimliche Krankheit, das warf ihm der da ins Gesicht! Und heischte Vorteil daraus.

„Fallot!“ Heißer gurgelte er es hervor, von innerer Wut halb erstickt. „Schuft!“

Ein Satz — er hatte sich auf den Christa gestürzt, die Fäuste nach seiner Kehle gestreckt. Der aber, schlangerartig, entglitt dem Griff, war schon an der Tür, drückte am Schloß. „Wir sprechen uns noch!“ schrie er halb höhnisch, halb Weinerlich zurück; da flog die Tür hinter ihm zu.

Nach — ihm nach! Schon war auch Jörg draußen — aber auf dem Gang stockte sein Fuß. Es fiel ihm ein, was der Halunk da in der Angst, im Zorn herausbrüllen würde, wenn er ihn packte — vor Gott weiß welchen Ohren. Das durfte schon um der Ilga willen nicht sein. Er fuhr sich ein paarmal über die Stirn, nach Atem ringend. Ob seine Mutter wohl gewahr geworden, was sich zugetragen hatte? Er schämte sich vor ihr, wie vor dem Gedanken an Ilga. Als jedoch beim Nachtmahl die Mutter ihn, ein wenig beklommen, fragte: „War nicht der Christa Baldanser da?“ — fügte er dem kurzen „Ja“, das er zuerst hervorgestoßen, noch die Worte bei: „Der kommt mir nimmer — es war das letzte Mal.“

Über das Antlitz der Mutter ging ein Schein von Freude; doch forschte sie nicht nach dem Warum.

Nein, kommen würde der Christa nicht mehr. Jörg zersann sich, ob er zu ihm gehen solle nach Gurtipol, ihn vor den Augen seines Weibes zu züchtigen. Aber wenn er so tat und sie mitbeschimpfte in ihm — dann hätte er sie hernach bei der Hand nehmen und sprechen müssen: „Komm mit mir! Der da geht dich nichts mehr an.“ Das konnte er nicht, das stand nicht bei ihm. Zugleich vernahm er in sich selbst eine fremde, schadenfrohe Stimme: „Was bist du so grimmig, daß er weiß, was du weißt, und was er längst hat inne werden müssen.“ — Nein, nein, nicht weil er's weiß, weil er

Handel treiben will damit — der elende Schuft! Wir müssen abrechnen — geh' es, wie es mag!

Aber wie er auch all seine Schritte darnach einrichtete, Christa Valdanser blieb für ihn unsichtbar.

* * *

Inzwischen drängte ihn sein Rechtsgefühl, hinzugehen zu Jost Ganahl, ihm zu sagen, daß er von dem Handel, den jener ihm angeschlossen, nichts gewußt habe und keine Bürgschaft leiste für ihn.

Gleich zu Beginn des Weges sah er eine winkende Hand. Er blieb stehen und erwartete die Kathrina Farschell, die so eifertig daherkam, als ihre große Gestalt zuließ.

„Just hab' ich zu dir gewollt! Was in aller Welt ist das mit dir und dem Christa?“ — „Nichts weiter, als daß ich ausspei' vor ihm,“ fuhr Jörg grimmig auf.

„Ja, hast ihn denn nicht lang gekannt? Hab' ich dir's nicht gesagt? Und weißt du nicht, wer's nun entgelten muß? Wer reizt einen wütigen Hund, wenn er sich und andere hernach nicht sichern kann vor seinem Biß! Er tobt wider dich und hält die Ilga schier wie eine Gefangene; nicht einmal zu mir darf sie gehen. Mit Not, daß er mich hineingelassen hat zu ihr! Weiß der Himmel, was Leides er ihr antut, der Unheilsmann!“

„Er soll sich nicht trauen, ihr ein Haar zu krümmen! Dem steck' ich einen Stecken, dem Giftwurm!“ dräute Jörg.

„Se, wie willst du das machen! Wo das Recht doch sein ist!“ — „Laß mich ruhig — ich muß denken drüber — es wird mir schon einfallen!“ Den Hut riß er sich ab und fuhr sich mit der Hand durchs Haar, unter dem es glühte und hämmerte. Daß auch das noch daherkommen mußte — auch das! — „Jesus, wie schaust du aus? Gott behüt' uns: wirst wohl keine Todsfünd' begehen!“ Etwas Lauerndes klang in der Frage des Weibes; er, in seiner Verstörung, überhörte es.

„Laß mich,“ wiederholte er rauh. „Ich muß es allein bedenken — geh!“ Fast gewaltsam machte er sich los von ihrem umklammernden Griff. Sie biß sich die Lippen und blieb zurück, indes er mit großen Schritten vorwärts stürmte. Zu seinem Grimm hatten ihre Reden noch die Angst gefügt, die ihm nun treibend im Nacken saß. — Ich muß sie schützen, die Ilga, falls er ihr Ables will — sie schützen vor ihm. Aber wie, wie? —

Einsam, verlangsamten Ganges schritt er durch die Gassen von Bludenz. Die ihn erkannten, sahen scheel auf den Mann aus der feindlichen Talschaft. Jost Ganahl dagegen empfing ihn ohne Gehässigkeit und hörte, was Jörg ihm eröffnete, mit ernsthaftem Nicken an. Er habe es sich wohl gedacht, versetzte er.

Jörg wollte gehen, nachdem seine Erklärung angenommen war. „Bleib nur noch!“ sprach Jost Ganahl. „Jetzt ist freilich keine Freundschaft zwischen uns und euch Montafonern — aber ich hab' noch deinen Vater gekannt und weiß: die Lorenzott sind Ehrenleut'! Also hör: gestern war der Valdanser nochmals bei mir —“

Jörg fuhr zornig empor; Jost Ganahl aber erzählte weiter, wie der Christa erst durch Unbieten von allerhand Weiberschmuck und Gerät, dann durch bewegliche Klagen das Geld von ihm zu erlangen gesucht hatte. Der Bürgschaft habe er sich nicht mehr berühmt, vielmehr auf ihn, den Jörg, heftig geschmäht als einen, der sich anfänglich für seinen Freund ausgegeben hätte, um ihn zu bösem Zwecke in seine Gewalt zu bekommen. Jetzt — habe er geklagt — sei es so weit, daß er sich die Mittel schaffen müsse, außer Landes zu flüchten, oder er müsse öffentlich die Gemeinde um Schutz anrufen. Der Lorenzott trachte ihn ganz zu verderben, ja stehe ihm nach dem Leben aus sündhafter Gier nach seinem Weib!

„Was?“ — Als dumpfer Schrei brach es von Jörgs Lippen. „Was hat der Schuft gesagt?“

„Sei gescheit!“ beschwichtigte der Ältere, erschreckend vor Jörgs verzerrtem Gesicht. „Ich glaub's ja nicht — so nimm's mir nicht übel auf! Es ist bloß, dich danach zu achten und auf der Hut zu sein.“

„Gott dank' dir! Ich — ich weiß schon wie — ich weiß schon!“ — Er fand die Worte nicht mehr, stammelte vor Schmerz und Wut. Zielloos kehrte er dem Ganahl, der ihn noch begütigen wollte, den Rücken, rannte über'n Marktplatz dahin, da und dort anprallend, rauhen Zurufs nicht achtend. Er, der keine Ehr', keinen Funken davon im Leib hat, macht mich ehrlos! Daß meine Gutherheit mir zum Fluch geworden, nutzt er als Waffe gegen mich! Was tu' ich dem Kerl? Hin muß er sein — zu Stücken hauen muß ich ihn! — Er stöhnte und keuchte, ein furchtbarer, blinder Zorn war erwacht in ihm. Zum Zorn gesellte sich plötzlich die Angst. Was wird er ihr antun, wie wird er mit ihr fahren, dem unglücklichen Weib? — Eine Fülle grauser Möglichkeiten stellte sich Jörg vor Augen, ärger als die hingeworfenen Befürchtungen der Kathrina Farschell. Er sah den blutig geschlagenen Rücken des Weibes, an dem der Bürgli Justiz geübt — gedachte des Gattenmordes, von dem Eschan Zuderin ihm erzählt hatte. — Nur sein Tod hilft! sein Tod! wiederholte er. Indem kam es ihm, daß er dann ein Mörder sei, landflüchtig werden, unsägliches Leid auf seine Mutter häufen müsse — und daß obendrein die Leute sagen würden: also hätte der Valdanser doch recht gehabt! Gab es denn keinen Ausweg — keinen anderen?

Er blieb stehen, atemlos vom unsinnigen Laufen; das Blut stand ihm vor den Augen, daß er alle Dinge wie in einem roten Nebel sah. Aber durch den Nebel erblickte er zwei Männer, die im Gespräch daherkamen, ihm entgegen. Beim Herannahen erkannte er sie: Christa Benz war es, der Waibel, und David Pappus, der Vogteiverwalter, des Grafen Hauptmann. Unwillkürlich knüpften seine umirrenden Gedanken an beider Erscheinen an. Wie unter einem Zwang taumelte er vorwärts — öffnete die Lippen:

„Waibel, hör' an!“ — Einen Augenblick war ihm, als müsse er innehalten, sich besinnen — aber schon horchte der Waibel, horchte der Hauptmann — nun gab es kein Zaudern. „Ich klage gegen Christa Valdanser beim Gericht.“ —

* * *

Der Michael, des Lorenzotts Knecht, fuhr über Feld mit einem Ochsen-
gespann. Da kam Jos Zum Keller daher und stellte ihn, fragend, ob der
Lorenzott wohl daheim sei. Der Michael wußte es nicht; da trug ihm der
Vorsteher auf, jenem zu sagen, daß er seiner warten solle noch vor Nacht.

Der Knecht versprach, das Entbieten zu bestellen, und dachte im Weiter-
fahren, welch' ein sonderbares Gesicht der Vorsteher dazu gemacht habe.

Jörg Lorenzott harrte unruhigen Herzens auf den verheißenen Besuch.
Es war nicht Jos Zum Keller allein, der bei ihm eintrat, sondern Peter Nayer
und Fridli Rudigier waren dabei.

Der Zum Keller machte nicht lange Umschweife. In seiner kurzen, kühlen
Art fragte er, ob es wahr sei, was Johann Sturm ihm heute zu wissen
getan? Ob er, Jörg, mit dem Christa Valdanser einen Handel gehabt und ihn
anhängig gemacht habe vor Gericht? Vor dem Gericht, das niemals anzu-
erkennen sie einander gelobt, da sie lieber die Rechtlosigkeit erwählt hätten?

„Ich glaub's nicht von dir, will ich dir gleich sagen — und die da
glauben's auch nicht. Aber in der Stadt wollen etliche es selbst gehört haben
und sind voller Freuden — und des Grafen Hauptmann, Herr Pappus,
hab' gesagt: das sei das Ende der aufsässigen Bauernschaft, daß einer der
ihren den andern drin zu verklagen komme. Also red: ist was an dem?“

Drei Augenpaare richteten sich gespannt auf Jörg Lorenzotts verfärbtes
Antlitz. Er, mit sich kämpfend, wick den Blicken aus.

„Wenn jemand dich so an Ehr' und Gut geschädigt hätte, Vorsteher, möcht'
leicht der Zorn dich auch verleiten.“ — Die Mienen der drei wurden hart.

„Nach Gründen fragt jest keiner. Wir begehren nichts zu wissen als:
hast du's getan? Ja oder nein?“

Ein Augenblick des Zögerns — dann antwortete Jörg: „Ja!“

„Eidbrüchiger Schuft!“ stieß der leidenschaftliche Nayer hervor, indes
die anderen verstummten. Jörg Lorenzott hob die Faust gegen ihn; aber
Jos Zum Keller zog sie ihm herab.

„Hör noch! Eigentlich sollten wir gehen, kein Wort verschwenden mehr
an dich. Aber du warst brav bis heut', sollst dich drum verantworten dürfen!
Hat dich wirklich nur der gache Zorn gepackt, oder ist's an dem, was die Leute
munkeln, daß du dem Christa im Herzen feind warst, weil — weil er dir im
Weg gestanden hat?“

Jörg machte sich los von des Vorstehers Hand und sah zu Boden. Er
hätte sagen, beteuern können, daß er nicht mit der Absicht der Klage zur
Stadt gegangen sei. Aber er konnte nicht zeugen gegen die Stimme seines
Innern, die ihm den Haß vorhielt — und des Hasses Grund.

„Mensch, so red! Es ist dasselbe nicht, ob man in der Wut so fehlt,
oder mit Vorbedacht!“

Er wartete — umsonst. Kein Wort.

„Also wissen wir genug,“ sprach Jos Zum Keller kalt. „Gehn wir,
Männer, wir haben hier nichts mehr zu schaffen!“

Sie gingen. Keiner streifte den stumm Dastehenden noch mit einem
Blick. — Draußen begegnete ihnen die alte Mutter, die sich aufgemacht hatte,

den Besuchern hausmütterliche Ehre zu erweisen. Vor dem starren Ernst der drei Männer erstarb ihr der Gruß auf den Lippen.

„Du erbarmst mich, Mutter,“ sagte der Vorgesetzte zu ihr. „Dein Bub' ist deiner und seines Vaters nimmer wert.“

Sie schritten hinaus. Das grausame Wort hatte die Alte so getroffen, daß sie, zitternd, nach dem Treppengeländer griff und sich niedersetzte auf die unterste Staffel der Treppe. Sie hatte Schweres geahnt all die Zeit her. Nun war es da.

* * *

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich durch den Ort, durch die ganze Talschaft die Kunde dessen, was der Lorenzott getan. Seinen Sippen, seinem Gesinde ward es hinterbracht unter Schmähungen gegen ihn.

Der Knecht Michael, da er es erfuhr, sprang auf wie ein Wilder, wollte die Fäuste brauchen wider den Bringer leidiger Botschaft. Da er jedoch einsehen mußte, sie sei nicht erlogen, ward er düster rot, ließ die Arbeit im Stich und schloß sich in seine Kammer.

Der Knecht war langsam im Denken, besaß nur ein paar Vorstellungen, an denen er mit Zähigkeit hing. Die eine war sein Heimatstolz, die blinde, einseitige Liebe zu dem Erdenfleck, wo er geboren, und dem Volksstamm, dem er angehörte. Gegen die Montafoner konnte kein anderer Mensch recht haben, das verstand sich ihm von selbst. Sein zweites Gefühl war die Treue zu seinem Dienstherrn; er hatte sie übertragen vom Vater auf den jungen Sohn, der ihm als ein Inbegriff der Vollkommenheit galt. Nun sollte der ein Abtrünniger geworden sein, und die Heimat geschändet durch ihn.

Jörg Lorenzott wußte, was er begangen und was die Folge sein würde. Er hatte Zeit zum Nachdenken, nun es zu spät war. Er malte sich aus, wie er dastehen müßte als Zeuge wider seinen Landsmann vor dem verhassten Gericht. Es deuchte ihn unfählich, daß er daran nicht zuvor gedacht hatte — daß Liebe und Haß einen Mann so verblenden können. Tal und Land verlassen, was vielleicht die einzige Rettung darstellte, konnte er nicht, der Mutter wegen, die, anstatt verdienter Schmähungen, ihm wie einem Kranken Milde bewies. Außer ihr stand keine Seele ihm zur Seite. Zu Ilga durfte er nicht gehen, da ihr Mann sein Kommen rächen würde an ihr. Auch die Base Kathrina vermied er, um sie nicht in sein Verhängnis hineinzuziehen und den Anschein zu haben, als bettete er Mitleid bei einer Frau. Es war zu früh — denn trotz allem hoffte er noch.

Die aus der Stadt waren des schadenfrohen Stolzes voll, daß einer der aufrührerischen Montafoner das Verbündnis gebrochen und selbst des Gerichtes Beistand begehrt habe. Als dies Gericht jedoch die Häfcher sandte, nach dem Beklagten zu forschen, da nahmen die Bauern eine drohende Haltung an. „Schert euch heim, er ist nicht da! — Wo er ist? Ei, fragt doch den Judas, der euch geheßt hat auf ihn!“

Unverrichteter Dinge mußten die Häfcher heimkehren. Und bald wußte man auch in der Stadt, was der gesamten Talschaft kaum ein Geheimnis war: daß die Vorsteher den Baldanser bei Nacht heimlich über die Berge geflüchtet

hatten, um ihm das Gericht zu ersparen. Keiner verriet das Wie und Wohin, obgleich der Flüchtling zuvor nur Feinde, keinen Freund unter seinesgleichen besessen hatte. Jörg Lorenzott dagegen war allgemein beliebt gewesen; man wußte nur Gutes von ihm, und mit der Mutter Maria gar hatte jedermann Bedauern. Aber das Wort „Judas“ hatte allzubösen Klang.

Wo er sich sehen ließ, wichen die Begegnenden scheu zur Seite. Auf der Straße, in der Tanzlaube, vor der Kirche, in den Wirtshäusern, die er ohnehin nur selten betrat, ward alsbald eine Leere um ihn. Gleich als wäre er pestkrank oder aussäßig.

Sie erhoben die Hand nicht wider ihn, schienen sogar seine Berührung zu scheuen. Nur wenn er dann den Rücken wandte, gellte bisweilen jenes böse Wort ihm nach.

Er fühlte den Bann so sehr, daß selbst die Leidenschaft, die sein Schicksal verschuldet hatte, dagegen zurücktrat. Wie im Traum ging er einher, wiederholte sich, was er getan, konnte das Unverzeihliche davon nicht einsehen. Nicht einmal Folgen für die anderen hatte seine Tat gehabt! Zwar verlautete anfänglich, der Vogt-Graf wolle den Aufruhrgeist der Montafoner durch bewaffnete Mannschaft brechen lassen; aber des weigerte sich die Regierung, aus Besorgnis, der Aufruhr möchte vollkommen werden und die Landschaft, ihres rhätischen Ursprungs bewußt, übergehen zu den Prätigäuern jenseits des Rhätikon.

Das erfuhr Jörg Lorenzott durch die Berta; sonst sprach zu ihm niemand mehr. Er hatte Jos Zum Keller heimgesucht, ihm nochmals alles erklären, sich rechtfertigen wollen — aber der Vorgesetzte war nicht daheim gewesen für ihn.

Wenn sie alle wider ihn aufgestanden wären mit Waffen und Wehr, ihm das Haus niedergebrannt hätten wie der Barball dem Marcke, es hätte ihn nicht so getroffen, wie die stille Achtung.

Am selben Abend trat Michael, der Knecht, vor ihn und begehrte fort. Er sah ihn nicht an dabei, und die Stimme war ihm heiser, da er sein Anliegen vorbrachte. Über zehn Jahre war der Michael im Haus; nie war ein Unfriede gewesen zwischen seinem Dienstherrn und ihm.

„Was fällt dir ein? Warum willst du gehn?“ fragte Jörg Lorenzott barsch.

Der Michael wurde rot und blaß, fragte sich im Haar. „Ja weil — Herrgott, Ihr wißt's ja!“ pläzte er endlich heraus.

„Ich weiß,“ sagte Jörg dumpf. „Geh!“

Schon am nächsten Tage entließ er den Michael und machte sich auf, einen Ersatz für ihn zu suchen. Schwer würde es sein, denn die Zeit der Ernte stand unmittelbar bevor.

Als er zwischen den Feldern dahinschritt, begegnete ihm einer, für den er von jeher herzliche Achtung getragen: der Sander von Gallenkirch. Es war niemand sonst weitum — so faßte sich Jörg ein Herz: „Grüß Gott, Sander!“

Der andere zögerte verlegen. Aber das Mitleid, das aus seinen dunklen, weichen Augen sprach, überwand. „Grüß Gott auch!“

„Das ist schön,“ sagte der Jörg bitter, „daß du dich traust, mir die Tagzeit zu bieten. Die andern behandeln mich wie einen Scharfrichter, nein,

zehnmal ärger! Und dabei, was hab' ich verbrochen, im Grund — sag selber? Einem Lumpen zur verdienten Straf' helfen wollen — sonst nichts!"

„Nein, Jörg, das Ding ist nicht so. Was beschlossen und beschworen war, davon bist du abgewichen. Wenn dir's nicht zu Sinn stand, hättest du dein Wort nicht geben sollen dazu.“

„Ah, jawohl! Wenn der Vorsteher etwas beschließt und die andern allesammt, wie, meinst du, wär' mir's gegangen, hät' ich anders gewollt? Oder gesetzt, es war auch mir recht, damals in der ersten Sitz' — darf ich hernach meinen Sinn nicht ändern, sobald ich seh': im Ernstfall taugt der Schluß von damals nicht?“

„Dann wär' auf keinen Menschen mehr Verlaß. Eines Mannes freiwillig gegebenes Wort soll sein als ein Eid; wer es bricht, ist den andern meineidig und abtrünnig. Mir tut's leid um dich, Jörg, daß du's geworden bist. B'hüt dich Gott!“

Damit verließ ihn Thomas Sander. Und Jörg stand und starrte ihm nach. —

Er bekam keinen Knecht. Einer, der ihm zugesagt, blieb ohne Entschuldigung aus; ein zweiter sagte unter Vorwänden ab. Sein übriges Gesinde folgte dem Beispiele des Michael und verließ sich allmählich; was dafür einstand, waren Tagelöhner und Tagdiebe, meist minderes Volk, das ihn überforderte, wenig ausrichtete und ihn dabei noch fühlen ließ, wie er ihnen ihre Hilfe anrechnen mußte. Nur die Berta hielt aus und arbeitete wackerer denn zuvor. Von seiner Mutter erfuhr er, daß der Berta Sippen und Gefreundete alle Mittel und Versprechungen angewandt hätten, sie gleichfalls aus dem Dienst zu locken; aber die Berta hatte sich nicht daran gekehrt. „Wem ich angehangen in guten Tagen, den lass' ich nicht, wann er in Nöten ist,“ lautete ihr Spruch. Der Michael, da er sie einst antraf auf dem Feld, redete sie an, ob sie sich wirklich zu bleiben traue? Sie antwortete nicht sogleich, nickte nur mit dem Kopf. Sein Antlitz ward finster. „Es wird noch hart werden für euch allesamt.“

„In Gottsnam'!“ versetzte sie.

Es war ihm selbst auch hart, das wußte Berta. Bisweilen bei Tag und sogar bei sinkender Nacht hatte sie ihn von fern stehen sehen, wie er hinüberspähte nach seines einstigen Dienstherrn Haus.

„Wenn er doch gestorben wär'!“ Der Michel dachte es laut. „Besser wär's für ihn — selbst für die alte Frau. Hundertmal besser als so!“

Der Berta schoß das Wasser in die Augen. Doch sie wagte nicht zu sagen: „Nein!“

* * *

Immer hatte Jörg Lorenzott seinen Stolz darein gesetzt, seiner Mutter ein Alter zu schaffen, wie einer Edelfrau. Nun mußte er, mit aufeinandergebissenen Zähnen, sehen, wie sie sich mühte weit über ihre Kraft. Denn ihr Ordnungssinn ertrug nicht, daß in Haus und Feld so vieles ungetan blieb; der Beistand der einzigen Magd aber reichte nicht aus. Sie klagte niemals; nur gelegentlich traf er sie an, wie sie mit gebeugtem Rücken und schwerem Atem auf einen Sitz niedersank. Er wußte wohl: was ihr so hart auflag,

war nicht die Arbeit allein, sondern das Weh um ihn, die Pein, sich schämen zu müssen für ihren Sohn. Einmal versuchte sie es, den Bann, der auf ihm lastete, zu mildern, indem sie ihr durch ein langes Leben erworbenes Ansehen ihm zu Nutz einsetzte. Sie tat ihre besten Kleider an und forderte, da jaust ein hoher Feiertag war, den Sohn auf, sie zur Kirche zu geleiten. Er willfahrte ihr ungern, hatte jedoch nicht das Herz zu entschiedener Verneinung und ging also gesenkten Hauptes neben ihr, die sich auf seinen Arm stützte, dahin. Einige der Begegnenden wandten sich, wie zufällig, zur Seite; andere erwiderten das freundliche Nicken der Alten mit kurzem Gruß und sahen an Jörg vorbei. Als sie aber im Gestühl der Kirche, an gewohnter Stelle, sich niederlassen wollten, entstand ein Gemurmel; ein paar Männer erhoben sich alsbald und drängten geräuschvoll hinaus. Die übrigen rückten von Lorenzott ab, daß neben ihm eine Leere ward. Die Mutter erblaste bis unters weiße Haar; in zittriger Eile stand sie auf und winkte dem Sohn, sie hinwegzuführen. Er wäre gern geblieben, seinen Verächtern zum Trost, doch willfahrte er ihr, und sie schritten durch die gaffende Menge hinaus, wieder heimzu. Die Mutter sah zu Boden. Jörg wußte nicht, wie er ihr das Erlittene abbitten sollte — so gelangten sie schweigend nach Hause. Dort schloß sich die Lorenzottin eine Weile in ihre Kammer. Jörg glaubte, sie drinnen kläglich weinen zu hören. Da sie aber wieder heraustrat, schien sie ganz ruhig und sprach von anderen Dingen.

Zur Kirche jedoch ging sie nicht mehr, ob sie gleich allein nicht das Mindeste zu befahren gehabt hätte; denn alle ehrten ihr Alter und bemitleideten ihr Unglück. Wiederholt geschah es, daß Jörg den Eschan Zuderin bei ihr traf; der betete laut mit ihr, oder sie lasen gemeinsam einen Psalm.

„Das ist schön von dir, daß du dich doch zu uns hertraust,“ sagte Jörg bitter.

„Wenn ihr die leidige Pest hättet, käm' ich auch,“ war Eschans Antwort. „Und übrigens,“ setzte er leichtfertig hinzu, „im Herbst geh' ich so wieder fort — was schiert's mich hernach, ob die Montafoner hinter meiner ein süß Gesicht schneiden oder ein saures.“ — Auch half er dem Jörg etliche Mal zur Nacht das Haus bewachen; denn allerhand Gesindel, halbwüchsige Burschen zumeist, die am Anflug ihre Freude hatten, hielten es erlaubt, jenem zu „leidwerken“, das heißt: sie fügten ihm nächtlicherweile irgendwie Schaden zu. Einmal war ihm ein Feld zertreten, das andere Mal ein Stück Vieh, das draußen geweidet hatte, verstümmelt. In des Hauses Nähe aber wagten sie sich nicht, seit Jörg und Eschan die unreifen Vollstrecker öffentlicher Meinung gelegentlich abgepaßt und verprügelt hatten. Dennoch fuhr die alte Lorenzottin öfters verstört im Schlaf auf und fand ihn nicht wieder, weil sie besorgte, der rote Hahn möchte ihr aufs Dach gesetzt werden. Diese ständige Unruhe der vergrämten geschwächten Frau ging Jörg tief zu Herzen.

Aber noch ein andres lag ihm quälend an bei Tag und bei Nacht, nämlich wo Ilga verblieben sein möchte.

Er war längst in Gurtipol gewesen; allein sie war nicht mehr dort, und niemand wußte von ihr. Er begriff wohl, daß sie sich verbarg, teils aus

Scham wegen des Geschehenen, teils, weil es ja hätte sein können, daß die Hand des Richters sich nach ihr ausgestreckt, sie in Pfand zu nehmen für des flüchtigen Gatten Schuld. Nun verlangte ihn, zu erkunden, wo? und ob sie seiner im Groll gedächte? — Eine Zeitlang kämpfte er mit sich, da das Betreten fremder Schwellen ihm jetzt gar so hart ankam; endlich doch entschloß er sich, die Kathrina Farschell heimzusuchen. Sie hatte alles kommen und werden sehen, war in alles eingeweiht; ihn deuchte, wenn irgend jemand, müsse sie ihn entschuldigen und tröstend zu ihm stehen.

Die Dienstdienerin, die er nach ihr fragte, starrte ihn an wie einen nie Gesehenen und lief dann eilig, die Frau zu holen, deren Erscheinen lange auf sich warten ließ. — Endlich kam sie. Fremd blickte sie ihn an, erkundigte sich nach seinem Begehre in einem Ton, als müsse sein Kommen sie wunder nehmen. Dem Manne stieg ob solcher Begegnung das Blut zu Kopf: „Es scheint, ich komm' dir unlieb!“ sagte er hart.

„O das nicht!“ versetzte sie kühl. „Mich staunt's nur, nachdem mein Vetter wegen deiner hat müssen landflüchtig werden.“

„Das war sein Fehler, nicht meiner. Aber weil wir davon reden — bitt' dich, sag mir, wo Olga ist?“

„Bei ihrem Mann, wo sonst?“ — Schneidend kam es heraus.

„Bei?“ — Er begriff es nicht. „Sie ist bei ihm geblieben, ist ihm gefolgt, dem elendigen Tropf?“

Die Kathrina lachte hell und frech. „Ja, wo hätt' sie denn hin gesollt?“

Er wollte antworten: „Zu dir, zu mir!“ — aber die Verstörung verschlug ihm das Wort.

Unbarmherzig redete jene weiter: „Daß du dir das nicht gedacht hast! So eine kann doch nicht sein ohne Mann, ohne ihren Mann. Kann sich überhaupt nicht allein helfen, sondern muß am Strick geführt werden wie ein Lämmlein. Drum hat sie dir ja so gut gefallen,“ — schloß sie mit unverhülltem Hohn.

Er preßte die Hand vor die Stirn. „Wach' ich, träum' ich? So sprichst du jezund von ihr — und hast sie ehemals nicht loben, nicht bedauern können genug! Warum hast du das getan, hast mich hineinstoßen helfen — und tust nun so? Red, warum!“

„Ah, du bist gut! Wirfst mir die Langmut vor, die ich dir erzeigt hab'! und das Erbarmen mit ihr! Ein armes, übel vermähltes Ding war sie immerhin — daß sie kurz war von Verstand und schwächlich von Willen, hättst du leicht selbst sehen können. Warum hast nachher du dich blind gemacht? Nicht bedenken wollen, daß sie dem andern gehört, unlöslich für alle Zeit — und daß, was ihm geschieht, sie mitbetrifft? Aber freilich: du warst verschossen und verrannt.“

Sie trat dicht vor den Geschlagenen hin; grell traf ihn ihr Blick.

„Du magst ja nicht, wenn eine weiß, was sie will, und ihren Willen durchsetzen kann. Das dünkt dich männisch und hast ein loses Maul drüber. Grad recht geschieht dir!“

Da verstand er. Rasch, wie im Flug, zog ihm alles vorbei: die gelegentlichen Neckreden der Nachbarn, die Warnungen der Menschen, die

es am treuesten mit ihm meinten: seine Mutter, die Berta, Eschan Zuderin. Und all das hatte er in den Wind geschlagen, nur auf die da gehört, die sich rächen wollte an ihm — für das Nichterwidern einer bösen Glut!

Seine Fäuste ballten sich; die Bier überkam ihn, sie am Halse zu packen, zu erwürgen. Aber das Bewußtsein eigener Schuld lag lähmend auf ihm. Es war schon so: ihm geschah recht.

Kathrina Farschell hatte sich von ihm entfernt, warf nur über die Achsel das spöttische Wort hin: „Möcht' wissen, was deine Mutter, die so heilig ist und so fromm, dazu sagt, daß ihr Sohn sich des andern Weib hat gelüsten lassen.“

„Still du!“ — schrie er sie plötzlich an, so daß sie zusammenfuhr. Stattlich und zürnend stand er vor ihr. „Meiner Mutter Namen gehört nicht in das Maul, in die Murfl¹⁾ so einer wie du bist. Schau, ich könnt' dich niederschlagen am Fleck, aber meine Hand reut mich. Sie ist zu reinlich für dich, du —“

Statt des Wortes spie er aus vor ihr, wandte sich und schritt aufrecht aus der Thür.

Wie er blindlings dahinging, des Weges unbewußt, berührte jemand seinen Arm. Er blickte um und erkannte Eschan Zuderin.

„Was ist mit dir?“ fragte Eschan. „Du schaust so sonderlich aus.“

„Es ist nichts,“ sprach Jörg gleichgültig, „nur bin ich eins inne worden. Es heißt: vor Sünd' soll der Mensch sich zumeist hüten; das ist nicht wahr. Sünd' und Schlechtigkeit bekommen ihm nicht so übel, als wenn er ein Narr ist — ein ausbündiger Narr.“

Eschan Zuderin verstand. Sie schwiegen beide; dann hub Eschan, um den anderen vom Grübeln abzulenken, mit dem Erzählen schlimmer Neuigkeiten an. Die Männer hätten sich verrechnet, die da gemeint, ihr Rechtsbegehrt durchzusetzen mit Gewalt. Die Regierung sei entschlossen, ihnen den Meister zu zeigen; der geweste Stadtschreiber Sturm, der zu Innsbruck ihre Sache geführt, sei in Haft genommen worden, angeblich, weil er sie aufgewiegelt. „Es kann ihm nicht viel geschehen, heißt's, denn er ist ein kluger Mann, und sie können ihm nichts beweisen. Aber klein begeben müssen die Unfern; selb ist so gut wie gewiß.“

Jörg antwortete nicht. Auch das galt ihm gleich. Sie kamen unweit der Stätte vorbei, wo das Kreuz errichtet war zum Gedächtnis von seines Namensbruders Mordtat. Wenn überall ein Kreuz möcht' stehen, wo Gott einen verlassen hat — wie wär' die Erde voll davon! — dachte er höhnisch.

Eschan Zuderin ward bang um seinen Gefährten, dessen Zerrissenheit er fühlte. Als sie nahe bei seinem Haus waren, faßte er dessen Hand. „Jörg, versprich mir, daß du nichts Böses sinnst wider dich selbst; deiner Mutter zulieb: sei ein Mann, sei ein Christ!“

„Du brauchst nicht fürchten,“ versetzte Jörg, „ich hab' mir genug angetan; ich tu' mir nichts mehr.“ — So schieden sie.

Drin im Hause kam ihm die Berta bestürzt entgegen: sie sei froh, daß er da sei; mit seiner Mutter stehe es nicht gut. Er eilte in die Schlafkammer,

1) Häßlicher Mund.

wo die Greisin aufrecht im Bette saß, allerhand wirres Zeug daherredend. Ihr Herz schlug stockend unter der mageren Brust; er fühlte es, da er sie, die durchaus vom Bett auf wollte, zwang, sich zurückzulegen. Trotz seiner beschwichtigenden Worte erkannte sie ihn nicht, rief laut nach seinem Vater und anderen, die längst nicht mehr waren. Den Mann, so stumpf gegen alles, das er sich eben noch gedeucht hatte, überfiel eine würgende Angst um das letzte, einzige, was er auf der Welt noch besaß. Er hielt die Hände der Mutter und gab ihr alle Schmeichelnamen, die er als Kind gebraucht, versprach ihr das Liebste und Beste, ohne zu wissen, was er sprach. Die Berta lief ab und zu, brachte und tat der Kranken alles Mögliche; doch schien es nicht zu fruchten. Sie fragte zaghaft, ob sie nach dem geistlichen Herrn laufen solle; Jörg bejahte, mehr aus der unbestimmten Hoffnung einer göttlichen Hilfe, als weil er sich die Mutter in Todesnähe dachte. Die treue Magd sprang davon; er blieb allein mit der flüsternden, ringenden Frau und betrachtete sie unverwandt. Immer noch quälte ihr armer Kopf sich mit fernab liegenden Dingen, mit kleinen häuslichen Geschäften, die sie vernachlässigt wähnte. Jörg hörte machtlos zu; seine Tränen tropften auf ihre Brust — da ward sie plötzlich stiller und schlug die Augen ein wenig auf. „Mein Bub“ — glaubte er zu vernehmen; dann schlossen die Lider sich wieder zu, nicht ganz — und der Körper dehnte sich ein wenig. „Sie wird ruhiger, kann vielleicht schlafen,“ — dachte er und stand ganz still, über sie gebeugt. Der Atem ging leise — immer leiser; die Hände, die er in den seinen hielt, kühlten so ab —. Eine furchtbare Ahnung schnürte ihm die Kehle zu — Gott — das kann doch nicht! Nein, um Jesu willen, nein! Und doch — er sah es — doch war es so! — Er ließ die kalten Finger los, taumelte ein paar Schritte rückwärts — indem kam die Berta hereingehastet, die tränenden Augen berichtete, daß sie den Pfarrer nicht getroffen. Schon seit einer Stunde sei er fort, zu einem anderen Versehgang weit draußen. „Still, es braucht nichts mehr!“ sagte Jörg mit fremder Stimme, „sie ist tot.“

Die Magd schlug vor Leid die Hände zusammen, hub laut zu jammern an, daß die Frau Mutter nicht in ihren Armen und ohne Sakramente verstorben sei. Jörg redete nichts dazu; langsam hatte er sich einen Holzstuhl zu Füßen des Lagers gezogen und darauf niedergelassen, als ginge das Ganze ihn nicht an. Er entsann sich des Tages, da sein Vater geschieden, am hellen Mittag, von allem Hausgesind umgeben — und wie hinter dem Pfarrer, der das Allerheiligste trug, die halbe Ortschaft hergezogen war, so daß Kammer und Flur bis hinaus vor die Haustür von Klagenden, Betenden wimmelte. Die Mutter aber, deren Loß so viel schwerer gefallen und die an rechtem Wert ihm nicht nachgestanden, lag allein in dunkler Nacht, hingegangen ohne Himmelsrost, nur beweint von ihrer einzigen Treuen und ihrem unglücklichen Sohn. —

Der Berta war sein Hinstarren auf die Leiche unheimlich. Sie trat zu ihm und rührte an seine Hand. — „Sie kann nicht so liegen bleiben; wir müssen sie christlich betten,“ — mahnte sie. Er sah sie an, schien aber ihre Worte nicht zu verstehen; kopfschüttelnd ging die Magd hinaus, um selber das Nötige herbeizuholen. Da er allein war, erhob Jörg Lorenzott sich

langsam und tappte schwerfällig, gleich einem Alten, an das Lager. Am das Haupt der Toten wob Sternenschimmer, der zum Fenster hereinblickte: er unterschied deutlich den gramvollen Zug um den eingefallenen Mund und die tiefen Furchen, von denen die Wangen durchgraben waren. So sah eine aus, die mit Jammer unter die Erde kam, mit Jammer über das einzige Kind! Furchtbar deutlich entsann er sich jedes Males, wo er sein Gemüt gegen ihre Mahnungen geflissentlich verstockt und ihre Angst mit Herbigkeit vergolten hatte. „Mutter!“ — schrie er plötzlich auf, stürzte am Lager hin und vergrub sein Antlitz an den Knien der Toten, wie als Kind in ihrem Schoß. Aber sie lag unbeweglich, hölzern und hart, und er wußte: wenn er auch alles Blut aus seinem Leibe gäbe, würde er damit kein letztes Umfängen ihrer Arme erkaufen, noch von ihrer Stimme einen einzigen Laut!

So fand ihn die Berta, als sie die geweihten Kerzen herbeitrug: am Bette hingeworfen, hastig keuchend und dazwischen schluchzend, aber tränenlos. Sie wagte kein Trostwort, sondern ging still um ihn herum, entzündete die Kerzen und stellte ein Kreuzifix inmitten, richtete sodann die verwühlten Rissen der Toten zurecht und breitete über das Sterbelager ein feines Leinentuch. Da stand Jörg auf und kehrte zu seinem vorigen Sitz zurück. Auch die Magd schob sich einen Stuhl herbei zur Totenwacht; er sah, wie sie die Stirn auf die gefalteten Hände neigte und emsig murmelnd die Lippen bewegte. Allein er betete nicht mit. Daß seine Mutter Gnade finden werde bei Gott, war ihm ebenso sicher, als daß er für sich keine verdient und zu hoffen habe. — Es geschieht mir recht — alles recht! sagte er grausam zu sich selbst und genoß die Erbarmungslosigkeit seines eigenen Gerichts.

Da, jählings schreckte er empor. Trotz seiner Dumpfheit war etwas an sein Ohr gedrungen: ein leises Schlurfen von Tritten, ein Wispern und Flüstern vor dem Haus. Er horchte — in diesem Augenblick flog etwas mit schrillum Klang gegen die Fensterbögen, und gleich darauf klirrten die Scherben einer Scheibe auf den Boden der Stube nebenan.

Wie ein Wilder fuhr der Mann auf. Was? — waren sie wieder da, die Nachtschleicher, die Unholde, die sich aufwarfen zu seinen Züchtlern! Zwar wußten sie wohl noch nicht, was ihm der Himmel selbst in dieser Nacht zuleid getan, wußten nicht, daß sie seiner Mutter Sterbegemach entheiligten. Gleichviel! — wieder ein Stein da — wieder ein Klirren! Die bunten Bogenfenster, an denen seine Mutter solche Freude gehabt! Die Berta kniete erschrocken drin am Boden, um die Splitter aufzulesen. — Jörg Lorenzott, rasend vor Zorn, war schon hinausgestürmt, hatte sich gewaffnet mit starkem Knüttel. Raubsgesindel, Totenschänder, gebt acht! —

Wie das wohl tat, seinen Jammer in Wut auslassen zu können! Wie die Nachtkälte ihn wohlignüßlich durchschauerte! Draußen im Dunkel standen sie — er unterschied nicht: waren ihrer sechs oder acht — mit geschwungenem Knüttel sprang er unter sie.

Der plötzliche Ausfall kam den Angreifern — meist waren es unreife Burschen, die sich zusammengerottet hatten — unerwartet. Einer stürzte, von Jörgs Streich getroffen, stöhnend nieder; einen anderen hielt Jörg an der

Rehle gepackt und schüttelte ihn mit der grimmigen Lust, Richter zu sein, während er sich eben noch als Gerichteten gefühlt hatte. Die übrigen nahmen darauf schimpfend Reißaus und standen von fern, während ein paar Beherzte das Ringen mit dem Lorenzott, der blindlings dreinschlug, fortsetzten. Inzwischen schritt unbemerkt einer daher, eine große, dunkle Gestalt, den es bisweilen, schier wider Willen, noch in des Hauses Nähe zog. Er stuzte einen Augenblick, da er des Geräusches ansichtig ward — plötzlich bückte er sich geräuschlos und hob einen schweren Feldstein auf. Wollte er den Nachbuben treffen, der just im Kampf mit Jörg verknäuelte war, oder diesen selbst, dem er voreinst den Tod als das Bessere gewünscht? —

Der Stein flog. Er traf Jörg an die Stirn, daß er taumelte und den ergriffenen Missetäter los ließ. Er fuhr mit der Hand nach der Schläfe, das herabrieselnde Blut zu trocknen — dabei ward ihm seltsam verschwommen — ein paar Schritte tat er gegen die Tür — — —

Die Berta, mit Licht herauseilend, kam eben recht, in den Armen ihren Herrn aufzufangen, der auf der Schwelle seines Hauses zusammenbrach. —

Die Bubenrotte zerstreute sich eilends, beklommen ob solchen Ausgangs. „Haben wir ihn erworfen?“ — flüsterte einer im Laufen dem Gefährten zu. „Ich mein' schon,“ — gab der engrüstig zurück. Sie glaubten kaum, daß es möglich sein könnte, und schoben einer die Schuld auf den anderen, bis der Anführer weinerlich herausfuhr: „Doch, ich hab' es wohl gesehen: wie wir ausrückten, waren unser sechs und jezund wieder. Aber wie der Jörg getroffen ward, stand ein Siebenter bei uns, weiß nicht woher.“ — Da fiel ein Grauen sie an; sich bekreuzend und Stoßgebete raunend, hasteten sie durch die Nacht, als jage sie wirklich eine dunkle Gewalt. —

* * *

Am ein und demselben Tage ward der Lorenzott und seine Mutter begraben. —

Das jähe Scheiden beider hatte die Gemüter so bewegt, daß schier alle Ortsgenossen sie zu Grabe geleiteten. Nur der Michael fehlte; doch ward sein Fehlen nicht bemerkt.

Auch aus den Nachbargemeinden waren die Sippen der Frau Maria erschienen, die sich in jüngster Zeit von ihr ferngehalten. Die nächstverwandten Frauen trauerten wie gebürllich „in Sturz und Stuche“, das hieß: ein nonnenhaft weißgefälteltes Tuch verhüllte die Häupter und ließ nur eben das Antlitz frei; ein schwarzer Mannshut mit breiter Krempe warf einen schweren Schatten darüber. So schritten sie dahin, die Gewänder vom faltigen, schwarzen Mantel bedeckt, Kerzen in den Händen, ein unheimlicher Anblick.

Die Berta hingegen wandelte barhäuptig; ihr Gesicht war farblos und wie versteinert anzusehen; die Augen hatten weltentrückten Glanz. Sie war ganz ruhig und äußerte gegen die Mitleidigen, die sie umdrängten, daß sie hinfort keinen weltlichen Dienst mehr annehmen wolle, sondern Aufnahme begehren im Frauentloster zu Sankt Peter, um zu beten für ihre Heimgegangenen.

Eschan Zuderin hielt sich in ihrer Nähe, wie zu ihr gehörig, weil er am meisten Leid trug außer ihr. Da gewahrte er ein jähes Zittern, das ihren

Körper durchrann, und sah, daß sie den Rosenkranz krampfzig in den Fingern zerdrückte, als suche sie Anhalt daran. Nun fiel auch die Ursache ihres Schauders ihm in die Augen: unter dem Trauergeleite befand sich die Katharina Farschell. Sie war wohl schwarz gekleidet, aber gewählter und prunkvoller als bei solchem Anlaß bräuchlich, und trat hochehobenen Hauptes daher. Ihre Mienen drückten nur Gleichgültigkeit aus, zum mindesten scheinbar. Wer ganz genau zusah, konnte dahinter ein anderes entdecken: den mühsam verhehlten Zug satter Genugtuung.

Eschan Zuderin betrachtete sie und las den Zug, blickte dann wieder auf die Berta, die sich gefaßt hatte und ihren Rosenkranz drehte. Plötzlich, als ginge die Bestattung ihn nichts mehr an, durchbrach er die Reihen des staunenden Trauergelages, machte Kehrt und eilte quer durch die Felder dahin, seinem Hause zu. Dort schloß er sich in seine Schlafkammer ein.

Die alte Lies hörte ihn drinnen; sie hörte das eintönige Murren, das ihr von seinen nächtlichen Andachtsstunden bekannt war, und dazwischen einen häßlich scharfen Klang, wie das Schrillen von Stahl auf Stein. Es nahm sie groß Wunder, daß er so bald heimkam, ehe er denen, die er lieb gehabt, die letzte Ehre gegeben. Denn das Trauergeläute war noch nicht verstummt. Deshalb, da er aus seiner Kammer trat, abermals zum Fortgehen gerüstet, fragte sie ihn, warum er davongelaufen sei mitten aus der christlichen Feier, und ob er dahin zurückkehre?

„Kann sein,“ versetzte er zerstreut.

„Ja, Herrgott, was redst denn du? Wo willst du sonst hin?“

Er antwortete ihr flüchtig, mit einem sonderbaren Gesicht: „Unkraut reuten!“ Die Alte stand verblüfft, da hierzu gar nicht die Zeit war. Neugierde halber schlich sie, nachdem er fort war, in seine Kammer, um zu sehen, ob er irgend etwas von Feldgerät mitgenommen. Aber alles lag am Platz; es fehlte nur das scharfe lange Messer, das er öfters auf einsamen Gängen trug. „Immer muß er einen für'n Narren halten,“ brummte die Liesl hinter ihm drein.

Eschan Zuderin kehrte nicht zum Trauergeläute zurück, sondern ging zur Ortschaft hinaus, die Straße entlang, dem Lauf der Ill entgegen. Am Wegrain saß er nieder und gedachte seiner letzten Wanderung mit Jörg Lorenzott, leise die Lippen bewegend zum Gebet. Ihn wunderte, ob die, deren er harrte, beim Leichenmahl drin bleiben würde oder heimgehen nach der Seelenmess'. Aber eine Weile ward er des Zweifels enthoben; denn stattlichen Schrittes sah er die große Gestalt daherwandeln. Er reckte den Hals ein wenig vor und wandte kein Auge von ihr; aber er rührte sich nicht, bis sie dicht bei ihm war. Da stand er mit ein paar lautlosen Schritten gerade vor ihr und grüßte sie: „Gelobt sei Jesus Christ!“

Katharina Farschell war so überrascht, daß ihr das „In Ewigkeit, Amen!“ auf den Lippen stockte. Aber der Schrecken, den ihr sein plötzliches Auftauchen erregt, wich alsbald ihrer gewöhnlichen hoffährigen Miene. Von minder Begüterten hegte sie eine gar geringe Meinung, und den Zuderin zumal hielt sie für einen verdrehten, wunderlichen Rauz.

Mit kurzem Nicken wollte sie an ihm vorbeistreichen; jedoch er blieb wie selbstverständlich an ihrer Seite. „Mit Verlaub: ich hätt' ein Stück den gleichen Weg,“ sprach er manierlich.

Sie zog ein Gesicht, das deutlich besagte: sie brauche und wünsche sein Geleit nicht. Er schien es nicht zu merken. „Daß die Frau doch zur Leichenfeier hat gehn mögen!“ warf er nach einigem Schweigen nachdenklich hin.

„Warum hätt' ich nicht gehn sollen?“ fuhr sie auf. Ihre ganze Gereiztheit über die aufgedrungene Gesellschaft lag in den Worten.

Er erwiderte nicht, betrachtete sie nur aufmerksam. Dann wieder hub er an, gleichsam zu sich selbst: „Sie war eine gute, alte Frau, herzogut zu den Ihrigen, wie zu den Fremden. Und es war ihr einziger Sohn. Das Herz aus dem Leib hätt' sie sich schneiden lassen für ihn. Er war's auch wert, war ihr nachgeraten und seinem Vater. Ich seh' ihn noch an meinem Bett, als kleinen Buben — nichts Lieberes hat man sich nicht denken können. Und dann zusehen, wie so ein Mensch nimmer der gleiche ist, wie er in Verachtung gerät und mit Recht —“

„Ja, das geht manchmal so.“ Die Farschell warf den Kopf zurück. „Wenn einer lauter Ungeschicktes anstellt.“

„Das eine, wohl, das war sein Ungeschick. Aber das vorher — meinst nicht: man hat ihm geholfen dazu?“

„Wer denn?“ Sie lachte überlaut. „Ich vielleicht?“ —

Aus Eschan Zuderins Augen zuckte ein rascher Blitz. Indem gelangten sie zu dem Steinkreuz, das die Todesstätte der Zalanferin bezeichnete. Eschan blieb stehen. „Das ist ein Fleck, an dem man beten soll,“ sagte er. „Ich mein', wir sprechen ein paar De profundis und Paternoster, für die Seelen der Toten wie für unsere eigenen.“

„Dazu brauch' ich niemanden,“ versetzte Katharina hochmütig. „Hab' mir in der Kirch' gebetet genug. Überhaupt hab' ich nimmer der Weil', muß heim.“ — Aber diesmal hielt er sie am Arm zurück; fest wie Eisen war sein umklammernder Griff.

„Du hast gebetet in der Kirch'. Du bist an den Totentruhen gestanden, und kein Blut ist herausgeflossen. Weil kein Zeichen geschehen ist, glaubst du, daß keiner weiß, daß keiner sieht?“ — Er richtete den Blick nach oben, verzückt und schmerzhaft. „Lieber Himmelsherr, sie ist blind, erleuchte sie! Send ihr den heiligen Geist, gib ihr die Gnade der Reue!“

Etwas in der Frau begann zu zittern; der schaurige Ort, die feierliche Rede des Mannes erfüllten sie mit unbestimmter Angst. Doch sie wehrte sich dagegen aus aller Kraft; noch einmal behauptete ihre gewohnte Reckheit den Sieg.

„Anerhört ist das!“ schrie sie auf. „Als ob ich die Schuld wär'! Bittet einen jemand um Feuer und man gibt's ihm — kann man dafür, wenn er sein Haus anzündet damit?“

„Nicht so, Kathrin Farschell! Wenn ein Haus brennt und man löscht nicht, sondern bläst in die Lohe hinein — was ist das?“

„Laß mich los, du!“ Sie rang aus aller Macht, sich zu befreien. „Ich bin eine ehrengedachte Frau; keiner darf mich zeihen. Um wenigsten ein Tagelöhner, ein Tagedieb wie du!“

Er schien den Schimpf nicht zu hören; während seine Finger ihren Arm nur stählerner umschlossen, sah er unverwandt auf den traurigen Denkstein. „Wie gleich die Namen sind. Ein Georg! — eine Kathrina! Es muß wohl Schickung sein. — Wie sagst? Ich soll dich nicht zeihen. Nein, ich tu's nicht mehr, denn es ist umsonst.“ — Näher zerrte er sie heran und beugte sein Antlitz zu dem ihrigen, daß seine Worte ihr heiß ins Gesicht schlugen. „Es ist umsonst, alles, denn der Herr hat dich vor allen verstoßt. Es ist viel Übles geschehen die Zeit her, seit das Recht bei uns schläft. Aber die es begingen, trieb irgend ein Grund. Die Unsern und die von drüben meinen, sich wehren zu müssen um ihr Recht; das ist's, was sie zum Unrecht verführt. Der Stadtschreiber hat gehetzt aus Rache, weil sie schnöd an ihm gefahren sind. Der Baldanser war ein elender Tropf, aber die Schulden standen ihm an den Hals. Und den Jörg, meinen armen Lorenzott, hat die Liebe töbrig und sündhaft gemacht. Du allein hattest das nicht not, was du getan. In dir war nur Hoffart und gekränkte Eitelkeit; drum hast du dich deiner Macht gefreut, die andern an deiner Schnur tanzen zu lassen, du hast mit kalter Lust ihrem Verderb zugesehen. Du bist ein Menschenunkraut, Frau — solche jätet man aus.“

Sie will aufschreien, da sie plötzlich etwas Langes, Scharfes in seiner Hand blitzen sieht. Aber das Entsetzen schnürt ihr die Kehle zu, daß kein Laut hervordringt. Ihre schreckensstieren Augen irren umher —

„Such nicht! Rufen hilft nicht. Wir sind allein.“

Ja, sie sind allein. Die Frau, wie vom Krampf geschüttelt, stürzt rückwärts zu Boden; er hält sie — so daß ihre Kehle, ihre Brust gegen ihn gewandt sind. „Süßer Jesus!“ wimmert sie.

„Es ist zu spät, Kathrin! Aber ich bin nicht grausam: ich mach' es schnell. Da!“ — —

Der Stoß ins Herz war so stark, daß sie nicht Zeit hatte, den Schmerz zu fühlen. Ein paar Augenblicke nur — dann verschied Kathrina Farschell. —

Schon Zuderin hatte eine ganze Weile bei der Leiche gekniet und mit leiser Stimme Gebete gemurmelt. Er hatte behutsam das Messer aus der Wunde gezogen und im Grase abgewischt. Dann faltete er die Hände der Toten, zog ihr sachte das Fürtuch ab und deckte es über das Antlitz mit den halbgeschlossenen Augen. All das vollbrachte er ruhig und sorgsam, erhob sich darnach von den Knien und schlug den Weg gen Schruns ein. „Es ist Zeit,“ sprach er bei sich. —

Das Trauergelage hatte sich inzwischen verlaufen; auch der Leichentrunk beim Wirt, an dem nur die Nächstenstehenden teilgenommen hatten, neigte dem Ende zu. Nicht wie sonst war die Totenfeier bald in eine Art Lustbarkeit umgeschlagen; düster und wortkarg hockten die Männer beieinander, nicht einmal aufgelegt, beim Trunk von Geschäften zu reden. Das Ende der Mutter und ihres Sohnes, die eigentlich als Opfer der bestehenden Rechtlosigkeit gefallen waren, lastete schwer auf den Gemütern und bewirkte eine Abspannung nach der allgemeinen Kampfeswut. Zum ersten Mal war hier

und da ein halblautes Wort gefallen, ob man vorläufig willigen solle in ein unparteiisches Gericht nach des Herrschers Gebot. Man brauche den gerechten Anspruch darum nicht fahren zu lassen — wenn auch lange Zeit darüber hingehel!

Wie sie so einherschlenderten, mit gefurchten Stirnen, mißmutige kurze Reden tauschend, trafen sie auf Tschan Zuderin, der ihnen entgegenkam. Er blieb alsbald stehen und verkündete, hauptsächlich gegen Jos Zum Keller gewandt: „Daß Ihr's wißt, just hab' ich die Farschellin erstochen — drunt' am Kreuzweg liegt sie beim Martertäfelein.“

Er hatte sein gewöhnliches ruhiges Gesicht, in das die Männer entsetzt starrten. Es schien ihnen unmöglich, daß er solch eine Nachricht daherbrächte in dem trocknen Ton, mit dem er sonst seine Schnurren vortrug. „Tschan, treib keinen Spaß mit so was! An einem Tag wie heut'!“ fuhr der Zum Keller ihn an.

„Ja, weil grad dieser Tag war, hab ich's getan,“ sagte Tschan. „Denn die Farschell ist schuld an des Lorenzotts und seiner Mutter Tod, auch daran, daß der Jörg sein Wort gebrochen. Sie hat ihn aus bösem Mutwillen geheßt in den Handel mit dem Valdanser und seinem Weib. Drum hab' ich sie vom Leben zum Tode gebracht, eben heut'.“

Ein Gemurmel erhob sich, verworrenes Durcheinander: „Mann, wie konntest du?“ — „Hast du dich der Sünd' nicht gescheut?“ — Ein paar Übereifrige, deren es stets gibt, schrien Zeter wider ihn. „Greift ihn! Haltet! Die Blutschuld heischt Sühne.“

Der Zuderin verzog den Mund, als wolle er lächeln. „Bedenkt, ihr habt keinen Blutbann, auch die Bludenger nicht. Nur der Landesherr hat ihn. Wollt ihr mich dem Grafen ausliefern, der ihn vertritt, der sich euch feindlich erzeigt?“

Es ward still. Die Männer sahen betroffen zu Boden. „Oder wollt ihr mich ohne Urteil niedermachen?“ fuhr jener fort. „Dann seid ihr, was ich bin, und macht euch die Hände schmutzig um einer willen, die der Müß' nicht verlohnt. Oder ist jemand, der da behaupten will, die Farschell-Kathrina sei großer Sühne wert?“

Keine Antwort. Nur scheue Blicke schossen seitwärts herüber zu dem Bluträcher, dessen überlegene Gelassenheit sie alle gleichsam im Banne hielt. „Laßt mich euch einen Vorschlag tun!“ begann er wieder. „Ich will nicht Ursach sein eines neuen Haders zwischen unserm Herrn und euch. Hinaufsteigen will ich zu einer Alp unterm Zimbaspis und im Geklüft hausen als Einsiedel und nicht weichen von da bis zum Tod. Aber wenn unsre Ealschaft einst ihr eigen Recht erlangt hat, dann mögt ihr einen senden, der mir's ansag: ‚Montafon hat sein Recht!‘ Seid ihr des zufrieden?“

Die Männer hatten sich gefaßt. „Meint ihr, man dürft' es ihm gewähren?“ — fragte Jos Zum Keller gedämpft. Sie wechselten zustimmende Blicke; einige nickten. „Er wird tun nach seinem Wort,“ sprach Thomas Sander von Gallenkirch. „Geh mit Gott, Tschan Zuderin!“

„Also sei es!“ — sprach Tschan. — — — — —

Aber es kam anders, als Zuderin und die übrigen geglaubt hatten. Wohl tat er, wie er sich vorgesezt, und hauste droben in strenger Abgeschieden-

heit. Doch keine Kunde ward ihm von einem Montafoner Gericht. Über hundert Jahre währte, schwankend zwischen nein und ja, der Kampf der Talschaft um ihr eigenes Recht. Da dann durch die Entscheidung der Kaiserin Maria Theresia den Montafonern die Gerichtsbarkeit endgültig zugebilligt ward, war von denen, die den Streit darum begonnen hatten, längst keiner mehr auf Erden. Und die Überlebenden empfingen das günstige Erkenntnis mit Genugthuung, mit befreitem Aushauchen, aber nicht mit der hellen Freude, die zeitige Erfüllung bringt.

Ein Enkel war von Felix Nayers ältester Tochter, die einen Rudigier geehelicht hatte. Wie allen jungen Montafonern, war dem Vest Rudigier viel berichtet worden von alter Zeit und von dem, was während des rechtlosen Zustandes sich zugetragen. Er wußte von seinem Urahn und von Johann Sturm und von Jos Zum Keller, kannte auch von Lorenzotts Schicksal und der freiwilligen Weltflucht Eschan Zuderins. Niemand kannte mehr die Stätte, wo dieser sein Leben beschloffen hatte. Aber am Tage, da zu Schruns ein Dankgottesdienst abgehalten ward für endliche Gewähr langer Bitten, flog es dem jungen Rudigier durch den Sinn, daß er wohl wissen möchte, was Eschan Zuderin nun gesagt hätte, und wo er sein Ende gefunden. Als ein rüstiger Bergsteiger beschloß er, hinaufzuklimmen gegen den Simbaspis und Umschau zu halten, ob kein Rest, keine letzte Spur von jenem aufzufinden sei. „Und wären es auch nur ein paar verstreute Knochen, soviel das Wildgevägel nicht weggetragen,“ dachte er — „will ich doch vor sie hintreten und sprechen: ‚Eschan Zuderin, ich sag’ dir’s an: Montafon hat sein Recht.‘“

Ohne irgendeinen davon wissen zu lassen, führte er sein Vorhaben aus. Er kam so hoch, als menschliches Verbleiben ihm möglich schien; die Sonne, die mit ihm gestiegen war, bestrahlte jeden Grat und jede Kluft. Mit dem scharfen Auge der Jugend und des Bergbewohners spähte der Rudigier überall umher. Aber da war nichts, gar nichts, was an Eschan Zuderin gemahnte. Enttäuscht und unmutig schickte der Junge sich zum Abstieg an. Da führte der Pfad, den seine tastenden Füße sich selbst suchen mußten, ihn an einer Art Felsvorsprung vorüber, den die Bergwasser tief ausgewaschen hatten. Hierdurch war eine Höhlung entstanden, unter der zur Not ein einzelner sich ducken und lagern mochte. Als der Rudigier die Höhle näher ins Auge faßte, fielen ihm an der Steinwand seltsame unregelmäßige Zeichen auf. Er sah genau hin und erkannte, daß es große, mühselig gemalte Buchstaben waren; die dunkle Färbung ließ nicht erraten, ob mit Blut hingemalt oder etwa mit einem am Feuer gesengten Holzstück. Allmählich brachte er eine Inschrift zusammen, die lautete:

„Die Gerechtigkeit hat jedermann,
Wie das Gewissen zeigt an.“ —

Vest Rudigier las die Inschrift mehrmals. „Eschan Zuderin,“ sagte er halblaut, „Gott schenk’ dir sein Licht!“ Denn es ward ihm klar, daß dies des einsamen Mannes letzter Gruß an die Überlebenden gewesen.

Dann stieg er zu Tal. —

Dingelstedt und Guskow.

Zu Franz Dingelstedts hundertstem Geburtstag.
1814 — 30. Juni — 1914.

Von

Rudolf Göhler.

Im Sommer 1837 machte der junge Kasseler Gymnasiallehrer auf einer Rheinreise in Frankfurt a. M. die persönliche Bekanntschaft Karl Guskows, den er dem General von Bardeleben mit den Worten schilderte¹⁾: „Welch ein Mann! Wir kannten uns durch Briefe, jetzt haben wir einander lieben lernen! Ein Herz, in dem es so wüßt und zerrissen auszieht, wie es uns Heine gern von dem seinigen weismachen möchte, das aber darum nicht klagt und greint, sondern mit seinem Leid ringt und durch all' den Druck und die Asche, die sie darauf geworfen haben, seine Blüten treibt. Blüten aus Trümmern.“ Bereits vorher war er durch Eduard Beurmann in literarische Verbindung mit dem Führer der jungdeutschen Bewegung getreten und hatte ihm in der „Wage“, der belletristischen Beilage zur „Kurhessischen Allgemeinen Landeszeitung“, die im Mai 1837 ihr kurzlebiges Dasein von sechs Monaten begann, Worte aufrichtigster Anerkennung gezollt. Zwei Jahre später, Sommer 1839, bereitete er Guskow, der seine 1838 erschienenen Gedichte sehr anerkennend besprochen hatte²⁾, einen feierlichen Empfang in Fulda, von dem Rodenberg in den „Heimatherinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Deker“, S. 98 f., ein anschauliches Bild gibt. Und im „Salon“, der als Beilage der „Kasselschen Allgemeinen Zeitung“ im Dezember 1840 erschien und von Dingelstedt sechs Monate redigiert wurde, entwirft er von dem „Führer seiner Dichterjugend“ ein anmutendes Porträt³⁾. Das Frühjahr 1842 sah beide in Paris, und Guskow gedenkt in seinen „Briefen aus Paris“ (Leipzig 1842, Brockhaus), II., S. 145 f., des jüngeren Freundes unter dem 18. April: „Auch eine unserer deutschen Liedernachtigallen fand ich nach Paris verschlagen. In einem kleinen, dunklen Käfig der Rue du Croissant hat sich Franz Dingelstedt eingemistet. Eine lange Wolkengestalt, die sich, mitleidig mit der Erde, zu ihr nieder senkt. Feucht glänzende Augen, die sehnsüchtig über das Glück der Welt hinwegstreifen, ohne selbst es zu finden. Frei und selbständig jetzt, aber Sklave seines Talentes. Sein Talent hat sein

¹⁾ Julius Rodenberg, Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß, I, 134.

²⁾ Vermischte Schriften (Leipzig, Weber, 1842), II, 139—143.

³⁾ Julius Rodenberg, Heimatherinnerungen, 113 f.

Herz in die Miete genommen, sein Talent beobachtet, erfindet, schreibt Artikel im Lesekabinet Montpensier, siegelt sie zu und wirft sie auf die Post nach Augsburg, kurz das Talent eilt dem Dichter voran, er selbst kann es nicht mehr einholen und sieht wehmütig jenen Werken nach, die von der feinen Kunstfähigkeit seiner Hand, nicht von den Wünschen seines Herzens zeugen. Im Salon sieht ihr eine lange Gestalt, hingeworfen in einen samtnen Fauteuil, die Kerzen strahlen, die Brillanten blitzen, die Töne der Musik rauschen, und der Träumer im schwarzen Frack streicht sich das Haar zurück und träumt in Paris an der Seine von Fulda an der Fulda, im Angesicht der schönsten Weiber des Salons von heffischen Stiftsdamen, die über deutsche Lyrik noch weinen können, träumt von den sieben Hügeln des Rhöngebirges, von kurheffischer Provinzialpoesie und dem Kasseler Beobachter, träumt, mit Lamartine im Gespräch, von Deutschland, wo die Unsterblichkeiten durch kleine Wochenblätter auf grauem Löschpapier gemacht werden. Dingelstedt, der Sprachen sehr kundig, hat sich in Paris überall, wo er auftrat, zu behaupten verstanden. Und doch wird er nach der Heimat zurückkehren, der sein Herz mit allen Fasern angehört. Es waren schmerzlich heitere Augenblicke, Arm in Arm mit dem bewährten alten Freunde nachts durch die Straßen schlendern, dem Vollmond ins große Antlitz blicken, des Vergangenen gedenken und des Zukünftigen. Die Umrisse der Mondlichtbilder, welche Dichterfreundschaft in der dunkeln Kammer des Innern lustwandelnd zusammen aufhängt, sind Hauche, die, wenn man sie auch niederzeichnete, nicht verstanden würden¹⁾.

Ein Jahr später war Dingelstedt vom König von Württemberg als Bibliothekar und Vorleser angestellt; er machte Guskow Mitteilung davon, erbat sich dessen Rat über sein Verhalten der Öffentlichkeit gegenüber und erhielt von diesem folgende Zeilen²⁾:

Lieber Freund,

Ich schreibe Dir schnell, weil ich nächster Tage meine Reise antreten werde und wohl den Sommer über mit Deutschland in keiner Verbindung stehen dürfte.

¹⁾ Vgl. dazu Julius Rodenberg, Heimatherrinnerungen, 123 ff.

²⁾ Damit sehen die Briefe Guskows an Dingelstedt ein, die mir aus seinem Nachlasse von Herrn Major Freiherr von Dingelstedt in Wien gütigst überlassen worden sind. Ich zähle im ganzen 78 Briefe und Billetts; sie beginnen mit dem Jahre 1843 und enden mit dem 31. Januar 1878; der Briefwechsel erlitt eine Unterbrechung in den Jahren 1863—1870. Zu den Briefen aus den siebziger Jahren befinden sich einige Abschriften der Dingelstedt-Briefe im Nachlaß. Voraus geht den hier veröffentlichten Briefen ein Schreiben Guskows an Dingelstedt, das in der Wiener Wochenschrift „Die Wage“, IV, 609 (7. Okt. 1901) aus einer Sammlung „Ad. Müller sen.“ abgedruckt ist. Datirt ist es aus Frankfurt a. M. vom 15. April 1843; Guskow versichert darin dem Freunde mit Hinweis auf den „Telegraphen“, daß er ihn jederzeit in Schutz genommen, so sehr, daß Leipziger Blätter dies ihm als Charakterlosigkeit vorgeworfen hätten. — Gern hätte ich für dieses Gedenkblatt alle korrespondierenden Briefe Dingelstedts, die zum Teil von Johannes Pröhl in Aufsätzen in der Frankfurter und der Allgemeinen Zeitung verarbeitet worden sind, zum Vergleich herangezogen; doch wurde mir leider durch Guskows Erben die Mitteilung, daß ein vor Jahren gefaßter Familienbeschluß sie an der Herausgabe hindere.

Ich wußte wohl, daß Du nach Empfang meines Briefes¹⁾ jene Aeußerungen bereuen würdest, die in Leipzig zu einer Dir vielleicht aufgedrungenen Publizität gelangten. Ich habe mich überall als Deinen Freund bewiesen und begreife nicht, wie Du mich so mißverstehen konntest, auch in mir nur die kalte Maschinerie des Partheimenschen vorauszusehen. Ich würde den großen Theil freundlicher Erinnerungen an Dich, die Menge gemeinschaftlich empfangener Eindrücke nur schmerzlich aufgegeben haben und ich denke, Du fühlst ebenso und gehst mit Namen, die Jahre lang Deinem Ohr vertraut klangen, vorsichtig um. Leben wir doch Alle nicht so sehr in uns, als Einer im Andern. Ich habe mein Haupt, wo sind meine Glieder? Ineinandergewachsen ist man durch Jahre, die unwiederbringlich sind, und müßt' ich Andern weh thun, würd' es mich selbst am meisten schmerzen. Ich meine solche Andre, die mein geistiges Fleisch und Blut geworden sind.

Genug nun von der vergessenen Irrung. Der übrige Theil Deines Briefes ist so reich, so überraschend neu und gewaltig wunderbar, daß er mich ganz erfüllt, mich alles Andre vergessen läßt. Wohl ist Dir etwas begegnet, das in seiner Art neu und einzig dasteht. Ich begreife den zauberischen Zustand, der Deinen ganzen Menschen gefangen hält, und aus vollem Herzen, mit warmer Freundschaft wünsch' ich Dir Glück zu einem Erlebnis, das wirklich ein Glück ist, weil es Dich beglückt. Wie sich dies Glück zergliedern läßt, wie es in dem Schatten, den es vor der verdächtigen Welt werfen wird, aussieht, wie man es nach dem Standpunkte des Tages beurtheilen kann und beurtheilen wird, das soll Dich und mich nicht kümmern. Ich sehe momentan nur das Seltamfreudige und träume mich in Tasso, in Goethe, in Dein eignes phantastisches Sinnen und Bedürfen hinein. Und von diesem Standpunkt hast Du ein reiches Glück gefunden, weil es Dich beglückt.

Du willst nicht, daß die Welt von dieser Deiner neuen Stellung und Eigenschaft benachrichtigt werde. Aber werden die Neider nicht die ersten sein, die das Begebniß in alle vier Winde tragen werden? Kann es Geheimniß bleiben, wenn ein Dichter zum Könige geht? Mache Dich auf Alles gefaßt und trag' es mit Gleichmuth. Noch mehr, erbitte Dir von Deinem Beschützer die Gefälligkeit, (Gnade im monarchischen Styl) er folle ein Auge zudrücken zu allem, was über Deine Stellung hie und da verlautbaren dürfte. Es ist einmal eine Zeit des Entstellens, mindestens des geschwägigen Durchsprechens jeder nur einigermaßen für die Öffentlichkeit geeigneten Sache. Bereit ihn auf Unangenehmes vor, damit er später, wenn es eintreffen sollte, davon nicht überrascht wird. Von hier aus wird übrigens nichts geschrieben werden, so weit ich es verhindern kann, d. h. ich sag' es den Schreibenden nicht. Anderes kann ich Dir auch nicht garantiren.

Du verlangst für Deine neue Stellung von mir „Rath“. Soweit ich das Verhältniß beurtheilen kann, gilt die Auszeichnung mehr Deiner Persönlichkeit, Deinem individuellen Interesse, als einem speziellen Talente, etwa dem publizistischen. Cotta kann Dich für Münch²⁾, wohl als Bibliothekar und Zeitungskorrespondent empfohlen haben, aber nicht als Opponent gegen die ohnehin unbedeutend gewordene württ. Ständekammer. Sieh demnach den Menschen, die Dich den Ihrigen nennen, nicht mehr, als sie verlangt haben. Das Terrain selbst scheint lange nicht so schlüpfrig zu sein, wie ähnliche anderwärts. Den Schwaben geht schon ganz das geschliffene Raffinement und die daraus entspringende Intriguensucht ab. Dennoch glaub' ich, daß grade, je . . . [Das Ende des Briefes fehlt.]

¹⁾ Gemeint ist der in der „Wage“ abgedruckte Brief vom 15. April.

²⁾ Ernst Münch (1798—1841) bekleidete seit 1831 die Stelle eines Geh. Hofrats und Bibliothekars in Stuttgart.

Mailand den 10ten July 1843. Vor einigen Tagen war hier der Conte di Teck¹⁾ angekommen. Ich sah mich in der Liste seines Seguitos um, ob ihn nicht auch der Consigliere intimo, il Dottore Francesco Dingelstedt begleitete, fand Dich aber nicht, lieber Freund, und schreibe nun nach Stuttgart, freilich voraussetzend, daß Du gegenwärtig Ferien hast und irgendwo im Hessischen Dich von Deinen merkwürdigen Lebensschicksalen ausruhst. Daß Dich der Conte noch nicht in seine italiänischen Geheimnisse, in Livorneser Antezedentien und dergl. einweicht, find' ich sehr natürlich, auch ist es sehr wohlthuend, auf einer Veranda unter Limonen- und Orangenbäumen zu sitzen, Sorbett zu schlürfen und dabei Briefe aus der Heimath zu lesen, die uns mit der deutschen Schnecke au courant halten. Mir wenigstens war es ein rechtes Labsal, Deinen Berner Brief hier von der Post, wohin er mir nachgesandt war, abzuholen und auf der Piazza di Duomo, dem zehnten Wunderwerk der Welt gegenüber, in einem Caffehause neben Limonade Deinen deutschen Freundesathem einzuschlürfen.

Ich bin nicht durch die fashionable Schweiz gegangen, sondern durch die mehr abseits gelegene und ganz ungerecht zurückgesetzte Parthie des Rheinhales, durch Graubündten, über den noch mit tiefem Schnee bedeckten Splügen gleich hieher, wo ich bisher folgender drei Leistungen mich rühmen kann:

- 1) hab' ich viel Geld ausgegeben,
- 2) lass' ich mir einen Bart am Rinn à l'Espagnole wachsen,
- 3) hab' ich ein Lustspiel²⁾ geschrieben.

Bedenke: ein Lustspiel! Das ist mindestens soviel, wie fünf deutsche Trauerspiele! Beneide mich nicht um diese Fruchtbarkeit! Meine Rosen haben alle zuviel Dornen! Von Würzburg nach Ansbach gehend, war ich fast im Begriff, nach Stuttgart einzulenkten. Da fiel mein Blick aber auf den Suabian Mercury und ich erschrak, daß ich dann das Vergnügen hätte haben können, einer Darstellung des Patkul beizuwohnen, die nach Allem, was Fama darüber verlautet hat, unter der Kritik ist. Graunhaft blicken mich diese Gespenster meiner Produktion an, wenn sie so aus dem Grabe der Repertoirsvergeffenheit heraufsteigen, zwischen das Fest der Handwerker³⁾ und ein Ballet hineingeworfen, schlaff, schlottrig, mit tausend Fehlern, die ich bei meiner persönlichen Anwesenheit immer so empfinde, daß ich auffpringen und das Publikum anreden möchte: Liebes Publikum, diese Stelle ist eigentlich viel geistreicher von mir geschrieben, der Kerl da kann sie nur nicht spielen, es muß so oder so sein! Um also den Spektakel zu vermeiden, daß ein blasser Mann im Macintosh plötzlich von der Gallerie heruntergerufen hätte: Veto! gieng ich incognito über mein wohlwollendes Augsburg nach dem Bodensee.

Du willst Rathschläge, lieber Freund! Doch steht Du gerade im Augenblicke über Deine Zukunft in so vielerlei Krisen, daß jede Berechnung für mich hier in der Fremde unsicher ist. Die Luzer mit einem runden Körper und einer noch runderen Summe zu heirathen, halt' ich für eine bessere Spekulation, als die Strauß⁴⁾ mit der Schebest machte. Die Schebest sang noch vor der Hochzeit in Würzburg den Fra Diavolo in Mannskleidern. Von der Luzer hört man nur Gutes und österreichisch Gemüthliches. Warum sollte man Dir abrathen?

Ich gehe von hier nach Genua und komme durch allerhand Alpenwelt, Anfang August, bei Genf wieder heraus. Laß mich dort poste restante einen Brief von Dir finden! Schreibe mir etwas vom deutschen Parnas, viel von Dir und rich'

¹⁾ König Wilhelm I. von Württemberg reiste unter diesem Inkognito; vgl. auch den nächsten Brief.

²⁾ Zopf und Schwert.

³⁾ Das bekannte Lustspiel von Louis Angely.

⁴⁾ David Strauß war seit 1840 mit der Sängerin Agnes Schebest verheiratet, doch wurde die Ehe nach einigen Jahren wieder getrennt.

es ein, daß ich Dich Ende August irgendwo in Baden-Baden oder auf der Tour nach Frankfurt finde. Willst Du?

Also poste restante Genève, Suisse!

Leb wohl, lieber Freund, ich bin innigst

Dein G.

Diesen Brief beantwortete Dingelstedt aus Bad Kreuth, wo er eine Molkenkur gemacht hatte; f. J. Rodenberg, F. D. II., 13 ff. Am 1. Oktober erfolgte seine amtliche Bestallung mit dem Titel eines Hofrats; dies veranlaßte Gutzkow zu dem nächsten Schreiben, in dem er zugleich dem Freunde die Aufführung von „Zopf und Schwert“ in Stuttgart ans Herz legte, für dessen Besetzung in Heinrich Moritz, Fedor Löwe und Maurer treffliche Kräfte zur Verfügung ständen.

Lieber Freund,

Selbst wenn ich Dir keinen Brief schuldig wäre, würde mich die neue Lebensphase, in die Du eingetreten, veranlassen, Dir zu schreiben. Man streitet sich jetzt in den Blättern, ob man Dir Glück wünschen solle oder nicht. Du kennst den Partheigeist, weißt, wie seine Blasen aufsteigen und wieder vergehen. Halte nur an Dich, vermeide jede Gegenrede, vermeide jedes Zeichen von Empfindlichkeit und die Welt, die sich an Alles gewöhnt, wird sich auch daran gewöhnen, Dich mit dem freilich unpoëtischen Hofrathstitel bekleidet zu sehen. Die innere Poesie wird Dir nicht verloren gehen, wenn Du auch, meiner Meinung nach, gut daran thust, ihr auf eine Weile öffentlich entfremdet zu scheinen. Was Dich bewegt, verberg' es in Dir, laß' es reifen, die Zeit der Ernte wird Dir auch in diesem poëtischen Gebiete einst wieder golden genug blühen. O wer irgendwie einmal ausruhen und brach liegen könnte! Seit zehn Jahren produziren wir, Tag und Nacht, Jahr ein Jahr aus und wie wenig von dem, was von uns öffentlich zeugen soll, kam aus unserm Orange, aus unserer innern Nothwendigkeit! Dieser verzettelte Fleiß nicht nur, nein auch der verzettelte Geist! Wenn ich die vergeudeten Capitalien wiedereinfordern könnte! Wie sicher wolt' ich sie jetzt anlegen! Aber sie sind hin und jeder Tag, jede Stunde treibt, aufs Neue in den innern Schacht zu fahren und Frühreiftes, Unfertiges ans Tageslicht zu fördern — weil, es ist jammervoll, man leben will. Du hast es freilich noch nicht so bitter erprobt, wie ich es täglich mit 7 Menschen, die ich ernähren muß, erprobe, aber doch gönn' ich Dir diese Ruhe, verdarb sie Dir nicht und höre nicht auf das Geschwäs der Tröpfe, von denen $\frac{4}{5}$ tel, wenn man ihnen Deine Stelle anböte, sie nicht ausschlagen würden. Um den rechten Gesichtspunkt Deiner Anstellung festzuhalten, hab' ich in einige Blätter Notizen gegeben, die Dir in Rücksicht auf Deine delicates Beziehungen vielleicht nicht einmal angenehm sind, indessen laß' es nur so gehen, es hält doch den Widerpart. Eine Notiz stand in der Brockhauszeitung und eine in der Berliner Spenerischen. Heute, seh' ich, hat das hiesige Journal (Beilage) die letzte schon abgedruckt. Wie gesagt, es wird Dich Einiges darin vielleicht ängstigen, aber es hat eine objektive Wirkung und ist unbedingt gut. Der plötzlich so radikal gewordene und früher nach einem Legationssekretär so begierige Herr Laube hat sich auch in einer Weise vernehmen lassen, die Dir nicht erfreulich sein wird. Im Grunde entspringt all das gerade aus dem Neid.

Dein Kreuther Brief kam mir in Chambéry zu und hat mich sehr glücklich gemacht. Wie erhöht doch die Ferne den Reiz aller heimatlichen Eindrücke! Ich mochte und konnte nicht über Stuttgart kommen, war ein paar Tage in Baden und hocke nun wieder hier 3 Treppen hoch und tagelöhnere sofort. An Moritz schick' ich mein neues Stück und bekomme nicht einmal eine Antwort! Nimmt man Anstoß daran? Selbst in dem zimperlichen Dresden, schreibt mir soeben Emil Devrient, wird es gegeben werden und in Stuttgart sollte man Bedenken

tragen? Ich kanns kaum glauben. Die Nichtaufführung wäre mir doppelt unlieb, da man mir allgemein sagt, daß das Stück sich in Stuttgart gut besetzen läßt. Wenn Löwe den Prinzen spielt, spielte Moriz den Hottham und Maurer müßte in der Rolle des Königs trefflich sein. Du kannst Dir wohl denken, wie mir grade unter Deinen jetzigen Verhältnissen eine Herzensergießung von Dir wohlthun würde.

Bald hätt' ich in Italien mich Euerm König vorgestellt und zwar auf folgende Art: Von Deutschland aus trug ich im Geldbeutel einen württembergischen Gulden, den ich in Italien nicht ausgeben konnte. Das Ding kam mir immer unter die Hände und wenn ich meine Baarschaft überrechnete, immer der Gulden! Da fuhr eines Tages der Graf von Tetz, mit wenig Begleitung, höchst incognito durch Nizza und nahe daran war ich, zu ihm zu gehen und mir bei ihm meinen württembergischen Gulden auszuwechseln. Er fuhr mir nur zu schnell wieder ab.

Ich denke, Du schreibst mir bald und bleibst gut

Deinem Freunde

Frankfurt a/M. d. 28 Oct 43.

Gutzow.

Lieber Freund

Verlange aus der Unruhe eines nomadischen Aufenthaltes am hiesigen Ort keinen gesammelten, ausführlichen Brief! Ich würde erst von Frankfurt aus, wo ich binnen 10—14 Tagen wieder sein werde, geschrieben haben: da Du aber wünschst, daß Du schon früher ein Lebenszeichen bekommst, so nimm mit diesen flüchtigen Zeilen vorlieb!

Du wünschst Rath, ob Du einen 2ten Band Nachwächter herausgeben sollst. Entschieden antwort' ich darauf: Nein! Dies Nein ist ein objektives, weil es ganz aus der Beurtheilung Deiner Stellung hervorgeht. Es können, wenn Du diese Veröffentlichung unternimmst, immer nur 2 Fälle eintreten: entweder, Deine neuen Gedichte sind ebenso stark, wie die früheren, dann begehst Du für die Verhältnisse, in denen Du jetzt lebst, eine Inconvenienz, um nicht zu sagen, einen Fehler, dessen Folgen Du jetzt noch nicht ermessen kannst. Sind sie aber schwächer, vermittelnder, logischer möcht' ich sagen, als die ersten, dann geht der Spektakel wieder von vorn los und Du erreichst grade das Gegentheil von dem, was Du wünschst.

Weit mehr bin ich für eine Gesamtausgabe Deiner lyrischen Werke.

Ueberhaupt solltest Du harmloser auf Deine Stellung blicken: An Deiner Stelle hätt' ich die Erzählungen, die ich in Frankfurt zu finden hoffe und zu beurtheilen gedenke, nicht „friedliche“¹⁾ genannt. Warum diese Gebrochenheit der Stimmung? Warum Friede anbieten? Am wenigsten hättest Du selbst das Wort brauchen sollen. Es ist geschehen und ich glaube bemerkt zu haben, daß man nicht böswillig gegen Dich verfährt. Man hat sich an Deine Stellung gewöhnt, Deine Heirath mit der Luzer ist, fast möcht' ich sagen, etwas Populäres: laß es nun so gehen wie es geht und rüttle nicht weiter an Deinem eignen Bau. Den Angriffen und Beurtheilungen der Ruge, Herwegh, der Mannheimer Abz. sind wir mehr oder weniger ja alle verfallen und das Publikum ist sehr wenig geneigt, sich von dem Wind, der dorthier bläst, bewegen zu lassen.

In Berlin hab' ich sehr heitre Stunden mit den unverwüßlich lebenswürdigen Döblers²⁾ verlebt. Wir wohnten in einem und demselben Hotel.

¹⁾ Sieben friedliche Erzählungen. 2 Bde. Stuttgart 1844.

²⁾ Der Zauberünstler Ludwig Döbler aus Wien, „ein als Mensch ebenso lebenswürdiger wie als Künstler und Gelehrter bedeutender Mann“ (Gutzow, Wiener Eindrücke), der in den dreißiger Jahren durch seine physikalischen Vorführungen in allen größeren Städten Deutschlands Aufsehen erregte, war und blieb mit seiner Frau Elise ein vertrauter Freund des Dingelstedtschen Hauses.

Viel Glück zu Deinem nun wohl schon geschlossenen Ehebund! Daß wir uns in diesem Sommer einmal in Stuttgart sehen, ist nicht ganz unmöglich. Schreib mir nach Frankfurt, wo ich den größten Theil des Sommers zu sein gedenke. Herzlich grüßend

Dein

Hamburg den 22 April 44.

Gutzkow.

Lieber Freund, in andrer Woche werd' ich meine gewöhnliche Jahresreise antreten und diesmal Wien berühren, wo ich einige Wochen zu bleiben und die Theater zu studiren gedenke. Solltest du vielleicht zufällig dieser Tage nach Wien schreiben, so bitt' ich, dies Vorhaben zu verschweigen; denn ich will dort wie ein Dieb in der Nacht ankommen, unvorbereitet und keine Besorgnisse erweckend. Willst Du mir vielleicht ein paar Winke oder Aufträge geben, so trifft mich ein Brief von Dir noch hier bis nächsten Mittwoch oder Donnerstag.

Wüßt' ich nicht, daß Du eine Menge geistiger Heilkräfte in Dir strömen hast, so würde die Schilderung, die Du von Dir selber entwirfst, Besorgnisse einflößen. Ich glaube, daß Du starker Gegensätze und sich bekämpfender Widersprüche bedarfst, um Dir die volle Elastizität Deines Innern zu sichern. Ein vollkommen identisches Leben, wo Alles ineinander paßt, würde Dich tödten, wenn es Dir überhaupt möglich wäre. Zwar treiben die vielen äußern und innern Gegensätze, die Du mir beschreibst oder andeutest, [Dich zu] Klagen, aber ich glaube, Deine Maschiene [würde still] stehen, wenn Du nicht mehr klagtest. Du bedarfst der Unruhe zum Gehen wie die Uhr.

Für den, der Dich aus der Ferne beobachtet, hast Du Merkwürdiges erreicht. Man ist bei allen philosophischen Grundsätzen nicht ganz erhaben über eine gewisse Verwunderung, wenn Fremde aus Stuttgart kommen und uns erzählen: Gestern oder vorgestern waren bei Dingelstedt alle Fenster erleuchtet, der Kronprinz war bei ihm! Ich denke dann an die Zeiten, wo Du von den Honoraren der Mitternachtszeitung¹⁾ Deine Ferienreisen bestreiten mußtest. Man ist nicht demokratisch genug, um den Sprung von Brindmeyer bis zum Erben eines Königsreiches so unbedeutend zu finden. Beurmann würde sagen: „Es sind doch Resultate.“

Deine Frau will wieder singen? Die Zeitungen sagens, soll man wünschen, daß es wahr ist? Ritlicher Punkt! Wenn ich mir denke, daß Du Carriere machen könntest, möchte man diese Rückkehr zur Vergangenheit nicht wünschen. Ich würde an Deiner Statt mit ihr nach Wien gehen, aber sie nicht singen lassen. Es ist doch nur das Heimweh, was sie dorthin treibt! Einmal dort gewesen, alle alten Verhältnisse einmal wieder angeschaut und die Krankheit ist curirt. Sie geht mit Vergnügen wieder nach Stuttgart zurück.

Meine Gesammelten (2 Bände) sind fertig und wandern schon nach Leipzig. Mit der Liste ist das ein eigen Ding. Wir sind vornehmer geworden als die Alten waren und doch hab' ich mich gefreut, als mir Baïson, Devrient, Göring einige 40—50 Unterschriften, die sie am Theater und in ihrem Gönnerkreise gesammelt haben, schickten.

Schick doch Moritz die beif. veränderten Schlüsse zum Urbild. Sie waren hier vor einigen Tagen von gewaltiger Wirkung. Er soll sie den Theaterbüchern einverleiben.

Zum Leipziger Congreß haben sie mich eingeladen, König käme auch und Auerbach. Das Glück, neben Dettinger zu sitzen und Jahrhundertfragen zu be-rathen, ist nicht beneidenswerth. Ich gehe nicht hin.

¹⁾ Dr. Ed. Brindmeier in Braunschweig zeichnete 1836 als Redakteur der Mitternachtszeitung, da sich „Laube als Redakteur nicht nennen durfte“, vgl. Houben, Gutzkowfunde, S. 62, 75.

Meinen Ergänzungsheftartikel¹⁾ hab' ich noch nicht gelesen. Cotta hätte mir wohl einen Abdruck schicken können.

Grüße Deine Frau herzlich: vielleicht begegnen wir uns auf der Reise. Doch bin ich Anfang July schon wieder hier, um den ferneren Druck meiner Schriften zu überwachen.

Immerdar

Dein Gutzkow.

Frankfurt a. M. d. 12 April 45.

Lieber Freund,

Die Reihe, unsern unterbrochnen Briefwechsel wiederaufzunehmen, ist glaub' ich an mir. Ich wollt' es längst und heute drängt mich dazu die Erinnerung an den verfloffenen Herbst. Vor einem Jahre, ich glaube heute, kamst Du hier an, um die Goethefeste²⁾ zu erleben. Den Rongejubel³⁾ hättest Du sehen sollen; das wurzelte mehr im Volk und ist sehr lehrreich gewesen.

Therese [Sacherath] schrieb mir, Du hättest von Baden aus eine Epistel an mich gerichtet. Vielleicht wolltest Du: ich habe nichts bekommen. Die arme Leidende ist jetzt in Hamburg.

Ueberrascht und freudig überrascht hat mich Deine große geistige Regsamkeit, die sich in mancher unerwarteten Produktion kundgibt. Die Gedichte brachten Neues. Novellen sogar entstehen und zu diesen gehört Sammlung und behagliche Stimmung. Ich wünsche Dir Glück dazu.

Du wirst mit dem Erfolg Deiner Gedichte, ob sie gleich viel besprochen wurden, nicht ganz zufrieden sein. Tausenderlei Arbeiten haben mich verhindert, mir jetzt schon einen vollständigen Totaleindruck zu schaffen. Soviel seh' ich wohl, daß Du in der Subjektivität Deiner eignen Stimmung ein wenig zu weit gegangen bist und dem Leser nicht immer möglich gemacht hast, in Dir selber mitaufzugehen. Die Subjektivität des Lyrikers darf nie ohne objektiven Niederschlag sein. Es muß ein Resultat, eine allgemeine Tatsache von der Stimmung des Dichters zurückbleiben, während Du mir oft in Deinen Versen vorgekommen bist, wie ein Kranker, der dem Arzte sagt: Mir ist so oder so, ich habe ein gewisses Drücken, da und dort ist es mir manchmal, als wenn usw. Genug, ich glaube, der lyrische Dichter kann in Enthüllung seines Ichs zu weit gehen und uns subjektive Widersprüche malen, die in ihm selbst sehr berechtigt sein mögen, die aber das Publikum zu lösen sich nicht die Mühe giebt.

Sehr vortrefflich ist Deine Urania-Novelle⁴⁾. Sie ist dramatisch angelegt und fein ausgeführt. Allerliebste ist die Schilderung jener Wiener Oberflächlichkeit, die den Grafen charakterisirt: diese hüpfende, trippelnde Gedankenlosigkeit, verbunden mit einer fetten Drauf-Los-Urtheilerei. Ich habe ganz dies flache und doch süßsante Wiener Treiben darin wiedererkannt, was sich aber, wie ich hinzufügen muß, am widerlichsten dort bei den Frauen kundgibt. Wesen wie die Gräfin giebt's wenig in

1) „Über deutsche Publicistik“ in „Monatsblätter zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung“, März 1845.

2) Das Goethefest in Frankfurt 1844 schilderte Dingelstedt ausführlich und interessant in der Allgemeinen Zeitung 1844, Nr. 298—302.

3) Johannes Ronge hatte in dem am 15. Okt. 1844 in den „Sächsischen Vaterlandsblättern“ veröffentlichten „Offenen Brief“ gegen die Ausstellung des Heiligen Rocks in Trier protestiert und damit den Hauptanstoß zur Gründung der deutsch-katholischen Kirche gegeben.

4) „Der Schein trägt.“ Vgl. Gesammelte Werke I, 57 ff.

Wien. Diese dreiste Zuversicht und Selbstzufriedenheit bei soviel innerer Leere! Die Ausnahmen zählen natürlich nicht. Wenn ich der schönen und lebenswahren Novelle etwas wünschte, wären es zwei Dinge. Einmal die Weglassung des Refrains: Der Schein trägt. Der Leser muß diesen Refrain selbst an den Rand schreiben, nicht der Autor, der dadurch zu absichtlich wird. Zweitens ein minder jäh abgebrochener Schluß. In der Novelle müssen die Akkorde allmählich sanft verhallen. Vergieb diese Rügen!

Schreibe mir, was Du sonst denkst und treibst. Deine Frau, hör' ich, will nach Wien zurück und kann dem innern Drange ihres Talentes nicht widerstehen. Ich kann mir wohl denken, mit welchen Schmerzen diese Erfahrung für Dich verbunden ist. Und auf der andern Seite können wir, die wir selber nie geneigt waren, unserm eingepflanzten Genius etwas zu versagen, es Andern verdenken, wenn sie die Sklaven ihrer „Bestimmung“ sein wollen! Möchte sie nur noch einmal einen rechten Triumph erleben! Vielleicht geht es ihr dann, wie der Lind, die (nicht affektirt, sondern wirklich) angeekelt ist von der Bühne und das Glück, à la Friedrike Bremer in einer schwedischen Dorfpfarrre zu sitzen, neben dem Manne, den sie liebt, all dieser bei der Lind freilich furchtbar aufreizenden und echauffirenden täglichen Bühnenschaustellung vorzieht.

Mein eignes Leben schleicht dahin. Krankheit zuweilen, fast immer Längeweile, ewige Einklehr in sich selbst. Ueber der Produktion walteten nicht immer glückliche Sterne. Mein dreizehnter November gefällt wenig. Die glänzende Aufnahme meiner Wiener Eindrücke¹⁾ muß die dort geschlagenen Wunden heilen. Mit diesem kleinen Auffas istz mir wirklich Ernst, was ich nach dem frivolen Geist unsrer Belletristerei ausdrücklich versichern muß. Ich hasse Metternich und diese schnöde Aristokratie, die in Oestreich den Ton angiebt. Es war mir ein wirklicher Drang, dies kleine Resümé zu schreiben. Meine gesammelten Werke haben leidlichen Fortgang. Gäben wir die W. Eindr. apart, wir könnten Tausende verkaufen. In wenig Wochen erscheinen 3 neue Bände.

Grüße herzlich Deine Frau und laß bald von Dir hören. Anregungen fehlen Dir nicht. Mir aber sind Briefe wirklich Ersatz für den Umgang, den ich hier nicht habe und freilich auch nicht suche.

Geh' es Dir wohl!

Freulichst

Dein Guskow.

Frankfurt a. Main d. 20 sten Oktober 1845

Die Erwähnung Theresens von Bacheracht bedarf eines Kommentars. Dingelstedt verlebte den Spätsommer 1845 in Baden-Baden und traf hier mit Therese zusammen. Diese erkannte mit dem scharfsinnigen Auge der Liebe gar bald, daß Dingelstedt der geeignetste Fürsprecher für sie bei Guskow werden könnte, und sandte ihm am 16. September ein längeres Schreiben, in dem sie das Zusammentreffen mit ihm „wie eine glückliche Fügung“ betrachtete. „Ich bin gewiß,“ schreibt sie, „daß G. nicht zur Hälfte den Schmerz ahnet, den er mir macht. Was auch meine innere Würde, was auch mein frauliches Gefühl dagegen in diesem Augenblick einzuwenden haben mögen, so muß ich doch mit jedem Tage mehr einsehen, daß ich ihn, trotz seiner Härten und seiner Grausamkeiten, trotz dieser dämonischen Kälte, trotz dieser langausgesponnenen Pläne innig und ewig liebe. Nennen Sie das

¹⁾ Gesammelte Werke, 3. Bd., 1845; jetzt auch in der Hesse-Ausgabe der Guskowschen Werke, IX, 218 ff., und in der Goldenen Klassiker-Bibliothek, XI, 223 ff.

Schwäche, ich will es zugeben; verdammen Sie mich, ich will es ertragen; denken Sie immerhin, daß ich eine zähe Natur habe, aber . . . schreiben Sie ihm, klären Sie ihn, so viel es geht, auf, und zwar in dem Ton der Freundschaft und Hingebung, die ich aus Ihren Briefen an ihn kenne. Ich habe einen zu tiefen Blick in Gs. Gemüth gethan, um nicht zu wissen, daß ein Brief von Ihnen, über diesen Gegenstand, einen mildernden Eindruck machen wird.“ Und Dingelstedt schrieb an Guskow, doch der Brief ging verloren. Die Korrespondenz zwischen Therese und Dingelstedt setzte sich bis zum 10. Juni 1848 fort.

Lieber Freund

Man begegnet Dir seit einiger Zeit so oft in unsrer „Presse“, daß ich kaum merke, wie rasch die Zeit seit Deinem letzten Briefe vom 27. Okt. entschwinden ist. Während ich mich immer mehr wie saurer und grämlicher Essig zusammenziehe, gehst Du wieder fröhlich auseinander und die Abwechslung dieser Zustände im Schriftsteller mag der geistige Lungenprozeß desselben sein. Das Schweigen ist in unsrer Autorenwelt nicht angebracht. Nur wer sich bewegt, von dem wagen sie nicht, zu behaupten, daß er still steht. e più si move.

Es ist gewiß nicht vortheilhaft, daß Schücking an die Köln. Stg. gekommen ist. Er hat sich doch noch ganz jene Theilnahme an ästhetischen Dingen bewahrt, die unter diesen patriotischen, finanziellen und communistischen Tagesrednern und Correspondenzlern zu gar keiner Geltung mehr kommen wollten. Fände sich nur auch Einer bei der Augsburger Zeitung, der das Prinzip aufrecht hielte, ein neues Buch müsse besprochen werden, selbst wenn es nur Verse enthält oder ein Roman ist. Von Riehl hofft' ich im hies. Conversationsblatt mehr als er giebt. Er ist ein Nachlaller Fischers und wie ich glaube sehr von sich eingenommen. Er hat die Sucht, neue Dinge zu sagen und wird darüber oft fad und meist immer unpraktisch. Er gehört zu den Schriftstellern, die nur schreiben, um sich allmählig selbst klar zu werden. Drum ist sein drittes Wort, er bereite sich für eine ästhetische Professur vor.

Ich führe im Ganzen ein Troglodytenleben. Meine Stellung hat sich seit einiger Zeit so gemacht, daß ich mich gar nicht mehr mit harmlosem Selbstvertrauen auspielen kann. Diese Bühnenlaufbahn, die ich aus moralischen und materiellen Gründen zu verlassen nicht den Muth habe, zwingt mich, mit einer abtödtenden Gewissenhaftigkeit zu arbeiten. Mein Ehrgeiz ist zu lebhaft, als daß ich nicht unter dem Gedanken, auf 20, 30 Theatern in unmittelbarer Beziehung zur Menge nicht zu zünden, empfindlich leiden sollte. Das macht mich unnuthig und giebt mir eine Reizbarkeit, die mich früh untergraben wird.

Nachdem ich durch meinen dreizehnten November allen kritisirenden und korrespondirenden Federn eine prächtige Gelegenheit gegeben habe, der Unterworfene ihrer Gnade zu sein, soll ich nun etwas Neues bringen. Ich habe ein Lustspiel gezeitigt, das nun wieder den Betteltanz vor den Bänken, die das Publikum bedeuten, anfangen soll. Da Ihr nichts Neues aufführt, so hab' ich mich nicht beeilt es zu schicken.

Meine nächsten und entferntesten „Plane“, nach denen Du fragst, sind die, daß ich 1) vielleicht zum Carneval plötzlich in Paris bin, um mich radikal zu zerstreuen, und 2) daß ich nächsten Herbst auf einen Winter nach Berlin ziehe. Planmäßig ist dabei nichts, ich habe nur Gelüste. Es zieht mich ein Instinkt einmal für immer von hier fort, von dieser Einsamkeit, wo ich keine andre Anregung, als Samstags Tabackrauch im Ganges¹ und täglich eine Privatvorlesung

¹) Guskow gedenkt dieser literarisch-artistischen Gesellschaft in den „Rückblicken auf mein Leben“, S. 292.

Wihl'scher¹⁾ Gedichte habe. Ich schließe mich so gerne an, ich höre gern, ich lerne gern, aber bis jetzt hatt' ich noch wenig Gelegenheit diese guten Eigenschaften zu zeigen. Einstweilen hab ich eine Büchersucht, um die Menschensucht abzuleiten. Ich kaufe mir viel Altes und Neues und fülle die klaffenden Wunden mit — Wissensstoff aus.

Geh ja einmal nach Berlin! Der Norden ist allein die Gegend, wo Du eines Rückblickes auf Deine Mühen und Arbeiten froh wirst und Dich im Zusammenhange beobachtet und erkannt fühlst. Von Weimar an beginnen die feineren Nerven. Viel Abgeschmacktes läuft dabei mit unter, aber der Gesamteindruck ist noch wohlthuend.

Die schönsten Grüße Deiner lieben Frau! Zur Norma gehören zwei Kinder. Sie soll also noch ein „Zährle“ warten. Vergieb den Auerbach-Anklang!

Beurmann wird mit seinen österreichischen „Sympathieen“ noch wahnwitzig. In allen Blättern quält er sich „Sr. Durchlaucht“ den Fürsten Metternich und „Sr. Excellenz“ den „Bundespräsidialgesandten“ zu hofiren. Er verliert darüber so den Verstand, daß ich, wenn ich ihm beegne, nicht fünf Worte mit ihm sprechen kann. Jetzt antichambriert er bei Moriz von Faber und schreibt für die Homburger Eisenbahn; dazwischen carlistische Anleihn, Graf Trapani, Spanisches Vermählungsprojekt, zuweilen noch Bürgermeister Smidt, kurz ein Kauderwelsch, das mir Kopfschmerz macht, wenn ich ihn sehe. Ich weiß noch nicht, wer ihn erobern wird, Oesterreich, Preußen oder die Spieler in Homburg.

Findst Du mal einen Augenblick Muße, so schick mir eine kleine Rückfracht von Lebensmomenten.

Herzlich grüßend bin ich

Dein

Frankfurt a. M. 5ten Dez 45.

Gutzkow.

Der Briefwechsel stockte von jetzt an eine geraume Zeit. Die Veranlassung dazu war ein Ausrufzeichen, das sich in eine Gutzkowsche Besprechung, wie es scheint, von Dingelstedts 1845 erschienenen Gedichten eingeschlichen hatte. Nicht nur aus dem folgenden Briefe ergibt sich, daß Gutzkow daran unschuldig war, sondern auch aus einer Mitteilung Theresens von Bacheracht an Dingelstedt (21. Juni 1846): „Ich schreibe Ihnen schon heute, und zwar deswegen, weil Sie jenes ominösen Ausrufungszeichens erwähnen, das G. vielen Kummer gemacht hat. Als wir uns in Paris wiedersehen (Frühjahr 1846), war diese Angelegenheit eine der ersten, die verhandelt wurde. Ich kann es bezeugen und Sie werden es mir glauben, daß es nur ein Druckfehler war. G. hätte wohl darüber geschrieben, wenn nicht seine Reise nach Paris, meine Ankunft daselbst und so Vieles sich hindernd und drängend dazwischen gestellt hätte. Später hat er Herrn von Rochau²⁾, Ihnen die Sache zu erklären. Ich weiß nicht, ob dies geschehen ist, aber ich weiß, daß G. unschuldig ist und Sie nicht und nie an seiner Freundschaft zweifeln dürfen.“

Lieber Freund,

Du hattest nicht Recht, mir wegen eines Ausrufungszeichens solange zu zürnen, das in der Bremer Zeitung nicht einmal durch mich, sondern die weise Korrektur des H. Andree gekommen ist. Ich hätte mir damals sollen mein Mscpt kommen

¹⁾ Der Publizist Ludwig Wihl (1807—1882).

²⁾ August Ludwig von Rochau (1810—1873) lebte lange Zeit als deutscher Flüchtling in Paris.

lassen, um Dir zu zeigen, daß ich einer solchen Spöttelei nicht fähig bin. Wohl ein Jahr ist's her, daß ich unmittelbar von Dir nichts vernommen habe und was man so von Andern hörte, das bestätigt mir wohl die Vermuthung, daß Deine Stimmung eben nicht die mittheilfamste sein mag. Die Beziehungen, wie Du sie seit längerer Zeit hast und ich sie auch theilweise habe¹⁾, sind deßhalb verdrießlich, weil sie uns zwingen, über Dinge uns zu kümmern, die uns unter andern Verhältnissen gleichgültig wären. Da setzen sich Lebensbedingungen, Bedingungen unsrer Ruhe und Zufriedenheit zusammen, die wir nie kannten. Von den gewöhnlichsten Menschen fangen wir an abzuhängen, von Constellationen zufälligster Art und der Lebensblick verengt sich, die Welt, in der man lebt, wird kleiner. Ja und was das Entwürdigendste ist, man freut sich oft über Erfolge, die uns unter andern Umständen völlig gleichgültig gewesen wären, man sieht Sonnenblicke in ganz gewöhnlichen Vorklichtern. Oder ist das nur im Anfang so, wenn man aus dem Vollgenuß seiner Freiheit in diese ungewohnten Sphären kommt? Erweitert sich später auch diese Welt und lernt sich eine Routine dafür ein, Gleichgültigkeit, Ruhe? Wir wollens abwarten.

Ueber die Angelegenheit Deiner lieben Frau muß ich Dir volle Wahrheit geben. Sie hat seit mehreren Jahren nicht zugehört, die Lind und die Garcia haben allem, was nachkommt, das schwerste Terrain gemacht und die Nachrichten über die Erfolge Deiner Frau in England waren nicht günstig. Ich lebe jetzt in dieser Welt der Täuschungen, dem Theater, wie Einer, dem es da keine Täuschung mehr geben muß. Die Werthbestimmung Deiner Frau für die gegenwärtige musikalische Welt hängt nicht von ihrem früheren Ruhm ab, sondern davon, wie sie ihn noch zu behaupten weiß. Man erwartet sie in Wien; sie wird dort keinen leichten Stand haben. Mit Enthusiasmus begrüßt, wird sie erst nach Verlauf einiger Rollen sehen, wie es mit ihrem Rapport zum Publikum steht und von diesem Erfolge²⁾ wird das Interesse abhängen, welches andre Bühnen an dem Wiederauftreten Deiner Frau nehmen. Für die sehr spröden Dresdener Verhältnisse ist schon viel gewonnen, daß Herr von Lüttichau, mein Chef, dem ich die Sache vortrug, sehr gern geneigt ist, mit Euch wegen eines Gastspiels im Monat März oder April anzuknüpfen. Sechs Rollen wären sehr bald bewilligt und sind hiemit von ihm bewilligt; nur handelt es sich um die Bedingungen und diese aufrichtig gestanden, können sich nur nach dem Wiener Erfolge richten. Dieser bestimmt, ob man ein zuströmendes Publikum erwarten darf. Hundert Thaler für jeden Abend böte er natürlich gleich und er thut dies auch hiemit, aber ich kann mir wohl denken, daß Deine Frau um 600 Thaler nicht nach Dresden kommt. Mehr aber will H. v. L. erst dann bieten, wenn er sieht, daß Deine Frau durch Wien vollkommen wieder in ihre alte Berühmtheit rehabilitirt ist. Praktisch genommen, läßt sich dagegen nichts einwenden und Du sitzt selbst dem Theatersäckel zu nahe, um in diesem Raisonement nicht eine gewisse Logik zu finden. Geht Ihr nun nach Wien oder sonstwohin, so behaltet für Ende März oder Anfang April Dresden fest und seid versichert, daß vorläufig für 6 Rollen die Bedingungen sich schon arrangiren werden. 600 Thaler sind geboten (mit einem Abzug von 5% für die Pensionskasse). Dabei bemerke' ich aber, daß mehr als 30 Stück Friedrichsdors für den Abend nicht herauszubringen sind. Für diesen Preis singt hier im November wieder die Garcia 6 mal.

Empfehl mich doch außer Deiner Frau

- 1) Herrn von Gall, dem ich die freundlichsten Grüße sagen lasse und bei gewonnener Muße bald schreiben will;
- 2) Feodor Löwe, dem ich auch noch einen Brief schulde und
- 3) Grunert,

¹⁾ Guskow meint sein Dramaturgenamt in Dresden.

²⁾ Der Erfolg war bedeutend, s. J. Rodenberg, J. D., II, 56.

allen Dreyen aber sage, daß ich ein gedrucktes Exemplar meiner Bearbeitung des Coriolan einsenden werde, mit dem wir hier volle Häuser und viel Furore machen. Löwe als Coriolan und Grunert als Menenius Agrippa werden mir für die Mühe danken, die ich mir mit der Einrichtung des Stückes gegeben habe. Später soll mein „Wullenweber“ folgen.

Wann wird einmal etwas von Dir ausfliegen?

Der Tod H. Brauns hat mich recht betrübt. Was hört man von Lewald? Ich schließe. Geh' es Dir wohl! Und herzlich würd' es mich freuen, wenn wir Euch einmal so 3 Wochen hier haben könnten.

In alter Freundschaft, unverändert

Dein Gutzkow.

Dresden d. 8 Oktober 1847.

Lieber Freund,

Das Gastspiel Deiner Frau ist abgeschlossen. Sie trifft hier den 15^{ten} März ein. Leider aber werd' ich nicht Zeuge der Triumphe sein, die ich ihr von Herzen gönne. Mein Urlaub beginnt nächsten Sonnabend und ich sehne mich so, aus dieser Tretmühle herauszukommen, daß ich den Augenblick der Freiheit nicht erwarten kann. Meine Frau begleitet mich bis Berlin, wo sie eine Zeitlang bleibt. So kommen wir denn um die Begrüßung Deiner Frau, die uns sehr erfreulich gewesen wäre und ich selbst hätte ihr und ihrem Rufe vielfach nützlich sein können. Sie wird sich aber schon so durcharbeiten.

Unsern Herrn von Lüttichau wird sie übrigens schon an einem Briefe kennen gelernt haben, den er ihr wegen der Wahl ihrer Rollen nach Wien schrieb.

Mit Wullenweber hab' ich kein Glück. Was ich Euch schickte, ist ein Auszug des größeren Werkes und auch diesem fehlt die Hauptsache: Einheit des Interesses. Empfehl mich bestens Herrn von Gall. Ich bin ihm einen Brief schuldig und da ich ihm gern ausführlich schreibe, so schieb' ich ihn immer auf. Vielleicht schreib' ich von der Reise.

Wohin ich diese richte, weiß ich selbst noch nicht. Vorläufig nach Berlin. Nach Paris wollt' ich anfangs, aber dies Chaos anzusehen macht mir keine Freude. Die communistische Phrase, mit der Guillotine bewaffnet, da ist's nicht behaglich. Diese Revolution gab mehr als sie sollte. Ich begreife nicht, welche Miene die Leute machen werden, die gehofft haben, daß ihre Zeit gekommen wäre, Thiers, Barrot, Mauguin. Sie werden nicht ruhen, bis nicht die Monarchie hergestellt ist. Diese Republik sieht bloß nach einer Leseerminiscenz aus Louis Blanc¹⁾ usw. aus. Dem Louis Philippe geschah's recht: ich freue mich, daß meine Ansichten über diesen Börsenspekulanten so eingetroffen sind. Aber die Herzogin von Orleans hat meine ganze Sympathie. Hätte man nur diese Proposition nicht dem Volk in dem Augenblick gemacht, als es in der Wuth war! Man hätte erst sagen sollen: Abdankung Louis Philipps. Dann Regentschaft Nemours²⁾. Dann Regentschaft Joinville: und endlich, wenn die Leute Hunger bekamen und schlafen wollten, dann Herzogin von Orleans. Dann hätte alles diese Combination freudig angenommen. Das Vernünftige ist kein Knochen, den man der Leidenschaft hinwerfen kann.

Mit herzlichem Gruß

der Deinige

Dresden 1 März 48.

Gutzkow.

Schreib doch Deiner Frau, sie möchte im Hotel de France, (Wilsdruffer Straße) absteigen. Der Wirth ist großer Theaterliebhaber und sorgt für Enthusiasmus usw. Es ist nicht das erste Hotel, aber recht gut und hat den besten Tisch.

¹⁾ Verfasser der „Histoire de dix ans“.

²⁾ Herzog von Nemours zweiter, Prince de Joinville dritter Sohn des Königs Ludwig Philipp.

Zwischen diesem und dem folgenden Briefe liegt für Gutzkow eine sehr bewegte Zeit: sein Aufenthalt in Berlin im März und April 1848, der Tod seiner Gattin Amalie, der Rücktritt von dem Dresdener Dramaturgenposten, der völlige Bruch mit Therese von Bacheracht und seine Vermählung mit der Cousine seiner ersten Frau.

Ich bin Dir noch, alter Freund, meinen Dank schuldig für das freundliche Wort, das Du mir aus Leipzig geschrieben. Fast hätt' ich ihn in Stuttgart persönlich abgestattet. Seit einer Woche, mit meiner neuen Frau, hier eingezogen, kann ich die Schuld nicht anstehen lassen und danke Dir für Deine Theilnahme um so inniger, als Du wohl zu den Wenigen gehörst, die recht verstehen können, wie es bei diesem Schritt in meinem Innern ausschauen mag. Du kennst die Vergangenheit, weißt, wie mein Herz gesucht, geirrt, gerungen hat, Du kennst meine Gräber und wirst verstehen, was ich nun fühlen muß, wo ich sozusagen Alles von mir abstreifte, nur noch meine Kinder hatte und es wage, mit einem jungen Wesen mir eine neue Existenz anzulegen. Ich selbst habe dabei das sehnlichste Bedürfniß nach nicht philisterhaftem, aber doch stillen Glück. Ein ganz neues Wesen in mein Leben eintreten zu lassen, hätte mir viel Mühe und Sorge gemacht. Eine Art Pietät bestimmte mich daher, eine nahe Verwandte meiner armen hingegangenen Amalie zu wählen, so setz' ich fort, was schon einmal angeknüpft war. Ganz Neues soll man in jenen gewissen Jahren, denen man sich auch zu nähern beginnt, nicht mehr anfangen. Meine Frau ist niedlich und im Ganzen anspruchslos. Es schlummert mehr in ihr, als ich wecken mag. Was wir Genie nennen, wird oft Dämon. Und Dämonisches will ich hinfort fernhalten: ich habe dessen genug an Andern erfahren und zum Nachtheil Andern aus mir selbst entwickelt.

Die Theaterepisöde von 1846—49 die ich durchgelebt habe und jetzt beende, war mir vielleicht insofern gut, als sie mich vor den Strudeln von 1848 und diesem Jahre bewahrte. Ich sehe sehr deutlich die Bahn gezeichnet, in der man à la Kintel hätte enden können. Dir wär' es auch besser gewesen, man hätte Dir in diesen stürmischen Tagen nicht die Parole abgefordert. Ich gestehe Dir aufrichtig, daß Deine östereichische Radesky-Begeisterung¹⁾ die Zahl Deiner Freunde nicht vergrößert haben wird. Ich sehe vollkommen ein, wieviel Trivialität und Schlechtigkeit unter der liberalen Maske mitunter lief, aber ich hoffte so sehnlich darauf, daß die Revolution nur deshalb siegen sollte, um die, die in ihr bloß Geschäfte machen, zu zermalmen. Die Freiheit, repräsentirt durch einen großen edlen Mann oder eine große edle Institution, mußte die Spreu vom Weizen sondern, nicht wie jetzt geschieht die Reaktion.

Laß mich zuweilen erfahren, wie Du gestimmt bist und was Du arbeitest. Auch Deine Umgebungen interessiren mich: die theatralischen schon durch den Zwang des leidigen Broterwerbes. F. Löwe will sich mit dem diffizilen Thorane im Königsleutnant beschäftigen. Es ist noch ein Glück, daß es ein paar Schauspieler in Deutschland giebt, die soviel französisch können, um für die Ehre ihres Standes einzutreten. Die meisten deutschen Helden und Charakteristiker können nicht einmal soviel französisch, um diese Rolle zu radbrechen. Am Burgtheater nicht Einer! Barbiergefellen, mit Rollen aufgefüttert, ein bißchen Naturell, — das sind die Bestandtheile der meisten „deutschen Künstler!“

Herzlichen Gruß Deiner lieben Frau!

Mit alter Anhänglichkeit

Dein Gutzkow.

Dresden d. 15^{ten} Okt. 49.

¹⁾ Die darauf bezüglichen Gedichte sind gesammelt in „Nacht und Morgen“. Stuttgart (Cotta) 1851.

Am 30. September 1850 wurde Dingelstedts Trauerspiel „Das Haus des Barneveldt“ zum erstenmal im Dresdener Hoftheater aufgeführt; Gutzkow berichtet ihm darüber am 3. Oktober:

Lieber Freund,

Eben seh' ich den druckfehlergeschmückten Abdruck meines Berichtes in der [deutschen] All[gemeinen] Zeitung und fürchte fast, daß er zu lau erscheinen wird.

Um mich zu rechtfertigen, darf ich Dir nicht verschweigen, daß ich für diesen Bericht sehr werde herhalten müssen. D. A. Band¹⁾ hat eine Kritik geliefert, die ich Dir nicht schicke, wenn Du sie nicht sehen willst. Er läßt kein gutes Haar an Deinem Werke und sagt Dir die bittersten Dinge. Dennoch gönnt' ich Dir die Abhängigkeit mit diesem Artikel, um Dir zu zeigen, wie mir drei Jahre lang die Bekanntheit von einer solchen Kritik in meinem hiesigen Wirken bekommen mußte!

Dein Stück zu sehen würde Dir lehrreich gewesen sein. Der erste Akt verspricht soviel! Aber später gesteh' ich Dir, daß es auch nach keiner einzigen Seite hin Eindruck macht. Diese Brüder! Der eine ein toller Schreier, der andre ein unbedeutender Mensch, der nicht das Mindeste vorbringt, was irgend gegen Moritz Berechtigung gewesen wäre. Dazu dieser Slatius mit den alten abgedroschenen Demagogenkünsten à la Vansen, die plumpe Ermordungsgeschichte und Neue der beiden Mörder, ihre Erzählung, die keinen Menschen interessiert, der Dolch, den der Malaya, obgleich von 12 Mann eskortiert, noch vor Sr. Hoheit im Gürtel tragen darf! Ach, lieber Freund, dann die blinde Mutter, die wie aus den Wolken schneit, unvermittelt, unerwartet, rein das Hinderniß einer freien Passage; dann die Volksszenen, das Schießen, das bißchen Fechten, genug, ich kann Dir nicht sagen, wie wenig Dich, wenn Du's gesehen hättest, das selbst befriedigt hätte. Vergieb mir also meinen Bericht! Er wird mir hier schon als Beweis von Kamraderie ausgelegt werden.

Ich habe mich nach der Stimmung im Publikum erkundigt und fand sie nicht gut. Die Damen sind durch die Art, wie Walburg den Reinier zum Tode „schmückt“, in den letzten Stunden bei ihm ist usw. zu tief verletzt und so wars auch in Eitersburg, weshalb ich da über Kleinigkeiten zu hadern anfing.

Genug nun! Die neue Carrière ist begonnen. Bring bald etwas Neues von den Stoffen, über die Du hier sprachst. Höre dann den Rath eines einzigen Schauspielers lieber, als wenn sie in pleno beisammen sind. Unter vier Augen sind diese Herrschaften lehrreicher.

Mit bestem Gruße

Dresden d. 3ten Oktob. 50.

Dein Gutzkow.

Fast zwei Jahre später sandte Gutzkow seinen nächsten Brief an Dingelstedt nach München, wohin dieser als Intendant des Hoftheaters Anfang 1851 übergestellt war.

Mein theurer Freund,

Da ich in der [Mugsburger] All[gemeinen] Zeitung sehe, daß Du in München, nicht in Rinteln, nicht in Helgoland bist, wo man Dich, um die 4wöchentliche Bestung zu vermeiden²⁾ überall herumreisen läßt, so schick' ich Dir nach langer Trennung und Pause zuvörderst meinen herzlichsten Gruß. Du warst in Interlaken,

¹⁾ Vgl. J. Rodenberg, F. D. II, 116. Joh. Prölk, Zu Dingelstedts Münchener Bilderbogen. Allgem. Ztg. 1890, Nr. 91. Otto Liebscher, Franz Dingelstedt (Münchener Dissertation), 1909, bes. S. 30 ff. In Dingelstedts Nachlaß findet sich noch ein Handexemplar des Dramas mit der Aufschrift: „Zweite Auflage. Nach Laube's in Wien Wünschen und Winken verböfset.“

²⁾ Anspielung auf das Rencontre Dingelstedts mit einem „Revolver-Journalisten“, f. Münchener Bilderbogen, S. 122, oder Deutsche Rundschau, XIX (1879), S. 232.

wo ich 12 Tage selbst verweilte. Du wirst besseres Wetter dort gehabt haben, als ich und das innere Wetter wirst Du Dir nicht haben stören lassen. Mit der Appellations- und Oberappellations-Verschleppung wird die ganze Geschichte allmählig einschlafen.

Gleich nach meiner Rückkunft von Paris, Belgien und Helvetien fing ich zu arbeiten an und zwar dramatisch. Der erste Abschnitt nach so langer Zeit ist nicht ganz nach meinem Wunsch gerathen, indessen die Arbeit muß heraus, die Selbstkritik beseitigt werden, sonst käm' ich finanziell geradezu — auf den Hund. Binnen acht Tagen schick' ich Dir das erste fertige Druckeremplar eines Schauspiels in 5 Akten, von dem ich 1) wünsche, daß es Dir leidlich gefällt und annehmbar erscheint und 2) daß Du der Erste wärest, der es vor Allen herausbringt. Ich möchte Dich bitten, wenn kein Zwang da ist, eine andre Arbeit zu befördern, dieser das Prävenire zu schenken. In acht Tagen hast Du drei Exemplare, — Rollen ausschreiben, lernen: — wäre es nicht möglich, daß Du am 15^{ten} September spätestens damit herausrücktest?

Wenn Du den Titel des Stückes hörst: Die Diakonissin wirst Du erschrecken und denken, es verstößt gegen die katholischen Rücksichten. Indessen doch nicht. In der kathol. Kirche giebt es keine Diakonen und keine Diakonissinnen. Das Prinzip der „barmherzigen Schwestern“ wird im ganzen Stück ausdrücklich anerkannt und auch die protestantische Welt auf dem Gebiete der „innern Mission“ wird sich nicht verletzt fühlen. Ich habe zwar eine Art Polemik gegen das Bethanienwesen eingeflochten, aber nur aus dem Munde komischer Figuren. Im Ernste findet keine Anfechtung statt und Fr. Damböck kann Act V. als Düsseldorf'scher Diakonissin auftreten, ohne im Mindesten gegen die neuen Berliner Modedirichtungen zu verstößen. Es liegt dieser Branche der „innern Mission“) eine zu ernste Tafsache zu Grunde, als daß man sie nicht auch von meinem Standpunkte sollte gelten lassen.

Von Deinen Darstellern brauch' ich Alles, was gut ist, leider viel Weibsvolk. Dahn sagte mir immer, daß für bürgerliche Sachen für mich in München ein Terrain ist. Schlägt Straßmann ein? Christen, Richter, Dahn sind mir ebenso notwendig wie 1) die Damböck 2) eine junge schöne Wittwe (wohl noch die Dahn?! Oder: die Zahn? Hausmann nicht complett genug) 3) zwei junge muntre Mädchen 4) Ein foubrettenhaftes Dienstmädchen 5) eine Mutter 6) eine anständige charginete Jungfer. Also ein ganzes weibliches Pensionat! Bringst Du das fertig?

Wenn, dann laß' mir den September offen, falls nicht große neure Meisterwerke Dich in Anspruch nehmen.

Herzlich grüßend und einigen Zeilen entgegensehend bin ich Dein
alter aufrichtiger Freund

Dresden d. 8^{ten} Aug. 52.

Guzkow.

Unbekannt mit Herrn Legationsrath Dr. Dingelstedts gegenwärtigem Aufenthalte richt' ich an die stellvertretende Behörde der Königl. Intendanz die ergebenste Bitte, mir gefälligst das übersandte Exemplar des Dramas Die Diakonissin zurückzuschicken. Ich bin zu der Erwägung gekommen, daß ich den Druck dieser Arbeit übereilt und alle Ursache habe, sie noch einmal vorzunehmen. Gegenwärtig schon mit einer neuen Abfassung desselben Stoffes beschäftigt, würd' ich eine besondere Beruhigung darin finden, wenn alle bereits ausgegebenen Exemplare wieder an mich zurückgelangen.

Hochachtungsvoll

Dresden 6^{ten} Septemb. 52.

Dr. Guzkow.

1) Vgl. Guzkow's Aufsatz „Über innere Mission“ (Deutsches Museum 1851, I, 25 ff.).

Willst Du, lieber Freund, es noch einmal mit meinem Opus wagen, so schick' ich Dir hier die Umänderung. Ich verhehle mir nicht, daß ich mich mit diesem Stoff vergrübelt habe. Er ist aus meiner eignen verdrießlichen Lebensstimmung entstanden und entbehrt der Freudigkeit, die allein die Menschen anregen und erheben kann. Was soll ich nun thun? Man drängt von allen Seiten es zur Darstellung zu haben. Ich denke mir, daß die Totaleinwirkung, wenn man um 9 Uhr nach Hause geht, die sein muß: Es ist, wie sie hier sagen, seere scheene gespielt! Wer dem Stücke wohl will, muß es durch die Darstellung zwingen. In der Umänderung hab' ich, wie billig, den Nachdruck jest auf Wolmar gelegt. Er ist dadurch aber bedeutend schwerer für die Darstellung geworden. Es fragt sich nun fast, ob Straßmann's Kräfte für Szenen, wie Actschluß 4. ausreichen? Das komische Element hab' ich bedeutend unterdrückt. Es wucherte zu sehr auf. Cuer Lang soll nicht eben sehr komisch sein, deshalb geht es wohl, daß er Act 5. in der Schlußgruppe erscheint. Wäre er zu komisch, dann möchte doch wohl zulezt Störung durch ihn kommen oder kann man es wagen, ihn noch zulezt auftreten zu lassen? Die übrige Besetzung scheint mir recht vortheilhaft. Deine Striche sah' ich mir eben jest erst an; ich wollte mich vorher nicht noch timider machen, als ich schon bin. Ich freue mich, daß ich aus eignem Instinkt Deinen Bedürfnissen da und dort nachgekommen bin.

Die Bevestigung Deiner Stellung ließ sich voraussehen. Ich gönnte Dir Freiheit; aber aus einer Sklaverei fallen wir immer in eine andre. Sind es die Fesseln eines Amtes nicht, so find's für uns die Buchhändler. Ich habe mich jest so wieder an die Kette legen müssen. Mein Journal¹⁾, das allein der Produktion gewidmet ist und flüchtige Tageserscheinungen ausschließt, wird mich ganz in Anspruch nehmen. Was konnt' ich thun? Blätter in der Art, wie Pruzens Museum, gehen nicht. Der Verleger hat in einem Cirkular einen Hülfseruf ergehen lassen: er hat nicht viel über 400 Abnehmer. Mein populäres und wohlfeiles Blatt wird eine kleine Macht werden. Wir haben den ganzen Buchhandel revoltirt. Leider werd' ich aber diese Stellung zu persönlichen Zwecken nur sehr diskret benutzen können.

Dich selbst kann ich zur Mitarbeiterschaft nicht auffordern, Du hast Deine Gedanken getheilt. Kommt Dir aber einmal in Morgen-, Abend- oder stiller Mitternachtstunde ein poetisches Ach! von der Brust, so denk' an meinen — häuslichen Herd. Vielleicht giebt es in Deiner Nähe brauchbare Talente. München bietet soviel, was, in zusammenfassender Darstellung, alle Welt interessiren würde.

Mit den besten Grüßen an Deine liebe Frau bin ich Dein
treueigenster

Dresden d. 3 Okt. 52.

Gutzkow.

Wecke mir Kräfte für Themata, wie: Münchens Kunstleben — Münchner Bauten — Wanderungen im Bayerischen Hochgebirg — Hohenschwangau — der Stoff ist groß, die Behandlung muß etwa so, wie in der Allg. Ztg. sein.

Der nächste im Nachlaß erhaltene Brief vom 13. Juni 1855 ist ein Begleitschreiben zum Aufrufe des provisorischen Vorstands der Schillerstiftung, in dem Dingelstedt von Dresden aus gebeten wird, „für eine Münchner Schillerstiftung die Initiative zu ergreifen“. Gutzkow schließt mit dem Wunsche: „Möge die gegenwärtige Münchner Reaktion Dein Wirken verschonen! Die Oper scheintst Du ja endlich reformiert zu haben. Möchte Dir auch gelingen, einen jungen Helden und eine Liebhaberin zu bekommen,

¹⁾ Unterhaltungen am häuslichen Herd, 12 Jahrgänge, 1853—1864; die beiden letzten redigierte Karl Frenzel.

die Dich von dem schweren Rothurn Eurer Rachel freimacht, von Stücken, die ihr auf den Leib geschrieben sind, Experimente, die für die Münchner Luft nicht passen.“ Dingelstedt war gern bereit, für die Sache einzutreten, ohne freilich bei seinem schwierigen Stande in München sich an die Spitze des Unternehmens zu stellen. Alles, was in den folgenden Briefen, besonders aus den Jahren 1859—62, sich auf den rein geschäftlichen Teil der Schillerstiftung bezieht, ist aus dieser Veröffentlichung ausgeschieden, einmal weil es von keinem allgemeinen Interesse ist, und dann, weil es sich mit dem deckt, was der Verfasser der „Deutschen Schillerstiftung“ aus deren Akten berichtet.

Guzkow schickte Dingelstedt in dieser Zeit auch sein Schauspiel „Ella Rose“, von dem die beiden folgenden Briefe handeln. Es wurde ebenso wie vorher der Einakter „Fremdes Glück“ und das Drama „Philipp und Perez“ von ihm zur Aufführung gebracht. Außerdem suchte er das „Urbild des Tartuffe“, „Ariel Alcosta“, „Zopf und Schwert“ sowie „Werner“ auf dem Münchener Repertoire zu halten; auch Shakespeares „Coriolan“ und „Romeo und Julia“ gab er in der Guzkovschen Bearbeitung. Nur die „Diakonissin“ und die Lustspiele „Lorbeer und Myrthe“ und „Lenz und Söhne“ gingen nicht über die Bühne. Das Letztere konnte er unmöglich wagen, nachdem ihm Winkler (Th. Hell) über die Dresdener Aufführung gemeldet hatte: „Am 20. Januar (1855) haben wir mit der besten Besetzung von Devrient und Dawison, der Bayer und Michalesi, Wingers und Raders usw. das Guzkovsche Lenz und Soehne gegeben, und die Schauspieler sind lebhaft beklatscht und gerufen worden; das Dichtwerk selbst aber hat bei allen Zartfühlenden und in Bezug auf die Persiflage des Wohlthätigkeitsfinnes eine solche Empörung veranlaßt, daß diese erste Vorstellung — auch die letzte seyn muß. Ich warne daher den Bühnenleiter und Freund davor.“

Mein theurer Freund

Die Belästigungen mit den Cartons, Zusäßen, Strichen usw. werden wol nicht ausbleiben. Heute schick' ich Dir eine Laube'sche, von mir in entsprechenderen Worten gemachte Änderung, deren „absolute Nothwendigkeit“ ich wol einsehe.

Die Möglichkeit der Rückkehr Ellas zu ihrem Mann muß gleich im Reim jenes Zwiespalts, der S. 66 beginnt, ausdrücklich gesagt werden.

Ich bitte Dich halte nun Deinen guten Vorsatz fest.

Der glänzende Erfolg Deiner Inszenirung des Sturms geht durch alle Zeitungen. Bekäm' ich einmal über solche und ähnliche Dinge eine authentische und autopsische Mittheilung, würde ich sie gern drucken, obgleich ich engherzig und egoistisch genug bin, über diese und ähnliche Unternehmungen keine Freude zu haben. Man muß z. B. hier in Dresden leben, um zu sehen, wie 1) die Impotenz der Kritiker sich auf dies maaslose Anpreisen der Akten legt 2) das Publikum methodisch angeleitet wird, dem Gegenwärtigen sich abzuwenden und 3) die Mittel der Direktionen in Anspruch genommen werden, sodas sie ganz à la Hülsen und König von Preußen ihre Bühnen für Conservatorien der Classizität erklären können. Es ist nur ein Glück, daß der natürliche und gesunde Sinn der großen Masse alle diese Experimente für ein unterhaltendes neues Stück hingiebt.

Macbeth hab' ich in Deiner Einrichtung gesehen und sehr lobenswürdig gefunden bis auf den Schluß, der wahrscheinlich hier nicht nach Deinen Angaben herauskam. Dawison gieng in seinen letzten Momenten am Fuß seiner Burg

ganz allein spazieren. Gefechte sind allerdings lächerlich, aber so ganz ohne Vermittelung und Vorbereitung durch etwas Blechgerassel gleich auf der Scene zu stehen und wie ein verschrecktes Wild aus dem Busch zu kommen, war komisch. Manche Vorschrift mußte ausdrücklich notirt werden. Zb. die, daß der Darsteller während des Poch! Poch! das er ohne Grund so oft wiederholt sich mit Schlaftrunkenheit anzukleiden hat und so hie und da Manches. Doch in der Totalität war das Ganze würdig und entsprechend.

Für Coriolan hab' ich kein Honorar bekommen. Solche Einrichtungen gehörten zu meinen Funktionen. Laube bringt hör' ich König Johann. Wie er über den Nuntius des Papstes und den Leopold von Oestreich hinwegwill, weiß ich nicht. Man kann dies Stück kaum besser sceniren, als es von mir geschehen ist: er hat Entwürfe von seinen Scenirungen und so wird er wohl — durch Frau Bayer-Bürk — meine Arbeit — im Geheimen benutzen. Doch wie gesagt, führt neue Stücke auf und sucht einmal wieder etwas von unsern alten Stücken hervor.

Vergieb mir! Man muß, wenn man einmal mit Potentaten wie Ihr seid, spricht, immer den Moment benutzen und an seinen Vortheil denken.

Herzlichen Gruß und treulichst

wie immer Dein

Guskow.

Dresden d. 7 Dez. 55.

Lies doch in No. 12 meiner U[n]terhaltungen] mein Urtheil über Hebbel. Er wünschte es und ich habe es mit Aufrichtigkeit gegeben.

Die beifolgende Streichverwüstung — oder gefurchtes Land für bessere Saat — lieber Freund, ist das Resultat der Stuttgarter Leseprobe und der hiesigen Wingerschen Redaktion. Lütichau hat mir die Ehre angethan, „Cäcilie“ an Løb Michaelsen¹⁾ zurückzuschicken und wenn doch einmal Schauspielerei auf der Bühne dargestellt werden soll (Ella Rose zu wählen²⁾).

So wärst Du aller Mühe des Rothstifts überhoben und könntest die Rollen so ausschreiben lassen, wie vorliegt. Für den Schluß des 4ten Aktes und den ganzen 5ten Akt beding' ich einen hohen Glauben an die Möglichkeit des Ganzen, Schwung, Genialität der Darstellung. Dadurch daß ich S. 72 Ella nach Tailfourds Abgang ausbrechen lasse in Freude, nicht in Schmerz, dadurch ist viel gewonnen und der Septimenaccord des Schlußmonologs dann um so bedeutsamer für eine Schauspielerin, die wie Voltaire verlangt den Teufel im Leibe hat. Nur keine Phädra-Draperieen und rhetorischen Attitüden! Alles rasch und feurig, dämonisch bis in die Fingerspitzen.

Nochmals: Laß Deine armen Zeitgenossen leben und bleibe nachsichtig und treu
Deinem

Dresden d. 25 Dez. 55.

alten Guskow.

Im Januar 1857 wurde Dingelstedt in München entlassen, im Herbst siedelte er nach Weimar über, das am 3. September die Grundsteinlegung zum Karl-August-Denkmal und am 4. die Enthüllung der Rietschelschen Dichterstandbilder festlich beging. Dingelstedts Muse verherrlichte den Festabend im Theater durch seine Dichtung „Der Erntekranz“. Um die gleiche Zeit erschienen seine „Studien und Copien nach Shakespeare“, denen die

¹⁾ Ein seinerzeit bekannter Theateragent in Berlin. „Cäcilie“ ist ein Drama Otto Prechtlers.

²⁾ Die Erstaufführung des Stückes erfolgte in Dresden am 15. Februar 1856. Über das Stück selbst vgl. Reinhold Gensel, Beilage der Leipziger Zeitung 1913, Nr. 27.

Bühneneinrichtungen „Macbeths“ und des „Sturms“ beigegeben sind. Um den ganzen Shakespeare für die deutsche Bühne zu gewinnen, schlägt er die Gründung eines deutschen Shakespeare-Vereins vor, der in einem Jahrbuch die deutschen Shakespearestudien sammeln und über die gesamte einschlägige Literatur- und Bühnentätigkeit Rechenschaft ablegen soll. In diesem Buche, das er auch an Gutzkow mit der Bitte um eine Besprechung desselben sandte, findet sich die Stelle: „Das jungdeutsche Tendenzdrama weiß nichts von Shakespeare.“ Wie schmerzlich Gutzkow, der selbst Shakespearesche Stücke für die Dresdener Aufführungen eingerichtet hatte, der bereits 1835 seinen „Hamlet in Wittenberg“ geschrieben und 1864 dem großen Briten in seiner „Shakespearefeier an der Ilm“ huldigte, durch dieses Urteil Dingelstedts getroffen wurde, beweisen viele Stellen in den folgenden Briefen, beweist sein Verhalten in Weimar gegenüber Dingelstedts Bemühungen um Shakespeare.

Lieber Freund, da nach S. 9 Deines Buches „das jungdeutsche Tendenzdrama nichts von Shakespeare weiß“, auch die jungdeutsche Dramaturgie mit ihren Bemühungen um Coriolan, König Johann, Romeo und Julie, Was Ihr wollt usw. den Namen nicht zu verdienen scheint, so dispensirst Du mich wohl vom gewünschten Bericht. Die Autoritäten, die S. 5 als „Gesagt“ habende angezogen werden, reichen vollkommen aus, Deine Verdienste ins Licht zu stellen.

Dein Festspiel, dessen unmittelbare Wirkung zu sehen ich leider verhindert war, läßt Neues und Frisches erwarten. Dadurch find' ich wohl Gelegenheit, Deine eigne Verwandtschaft mit Shakespeare bald an einem neuen Stücke zu rühmen. Die Muße, die Du für Deine solange gehemmte Produktion endlich gewonnen hast, wird Dir in Deinem neuen Wirken sicher das genehmste sein. Zu einer für das übrige Deutschland beispielgebenden Dramaturgie ist wohl leider der Boden zu eng, das gleich a priori beschränkende Material zu maßgebend, mit Ausnahme freilich der Wirkungen, die Du auf Reform und Schule der darstellenden Kunst ausüben kannst.

Geh' es Dir wohl! Das wünscht von Herzen Dein zwar „jungdeutscher“, aber alter

Gutzkow.

Dresden d. 30 Nov. 1857.

Im Frühjahr 1858 bereifte Gutzkow vor Vollendung seines „Zauberer von Rom“ Studien halber Westdeutschland, Osterreich und Italien. Einige Zeit nach seiner Rückkehr beantwortete er des Freundes inzwischen eingetroffene Briefe. Bemerkenswert ist, daß er das Anerbieten Dingelstedts, nach Weimar überzusiedeln, durchaus nicht kurzerhand zurückweist und zugleich die Gründe angibt, die ihm den Aufenthalt in Dresden allmählich verleiden.

Lieber Freund,

von meiner Dir bekannten Reise zurückgekehrt, find' ich zwei herzliche Schreiben von Dir, die ich doch immer nicht beantworten konnte, weil ich mit meiner Auswohnung aus bisherigen und Einwohnung in neue Verhältnisse zuviel zu thun hatte. Meine Frau hatte zu lebhaftes Sehnsucht zu den Ihrigen zurück, wenigstens von Dresden fort, wo ihr die tödliche und langwierige, später glücklich überstandene Krankheit zweier Kinder trotz vieler Theilnahme der „Freunde“ und Bekannten doch das Gefühl einer zu großen Vereinsamung gab. Sie ging in ihrer resoluten

Weise gleich soweit, die Möbel einzupacken und alle Brücken abzubrechen. Ich selbst kann meines Blattes wegen von Leipzig nicht so weit fort und so ist ein provisorischer Zustand eingetreten, demzufolge ich vorläufig bis Ostern hier privatistire und zwar in der Neustadt Alaungasse 62 in einem Stübchen, wie in unsrer ersten Anfängerschaft in Stuttgart und Heidelberg. Ich habe darüber meine wehmüthigen Gedanken, mit denen ich Dich nicht heimsuchen will. Die Trennung geschah in aller Liebe und Güte und ich werde wol alle Vierteljahre einmal nach Offenbach fahren, wo die Meinigen bis jetzt wohnen.

Zu Deinem Shakespeare-Unternehmen kann ich bis jetzt noch nichts versprechen. Dauert die Publikation mehrere Jahre, so komm' ich gern im Hintertreffen. Als Uebersetzer kann ich nicht figuriren, dazu fehlt mir die Kenntniss der Sprache: als Bearbeiter kann ich mich geltend machen: über Vieles, was man mit Shakespeare noch versuchen möchte, hab' ich seit Jahren meine eignen Gedanken und will davon aussprechen, soviel Du hören willst.

Dein Anerbieten wegen Weimar kann ich gleichfalls nicht ablehnen, wenn auch die Stunde und die Gelegenheit noch nicht reif sind. Am meisten fürcht' ich, ohne Entgelt von dem anregenden und angeregt sein wollenden Hofe absorbiert zu werden. Wollt' Ihr Beide, Du und Liszt, beim Großherzog günstige Gesinnung für mich wacherhalten, so bin ich Euch dankbar. Eine Gelegenheit, mir Gutes zu erweisen, dürfte sich sehr bald finden.

Mein „Zauberer von Rom“ wendet die Waffen diesmal nicht nach Berlin, sondern nach Süden. Er wird (von Band III. IV usw. an) geschmäht werden von allem, was in Deutschland in der Presse nur den katholischen Zeloten zugänglich ist, vorzugsweise in der Augsb. Allg.: er wird von Band V. VI. VII. an in Ostreich verboten werden des Concordates wegen.

Will der Großherzog eine freisinnige lutherische That vollziehen, so soll er mir die Protektion, die er mir für die Ritter spendete, auch für das neue Buch erhalten.

Daß ich hier dem Kursächsischen Hofe gegenüber, den ich in seinen geheimsten Haus- und Hofempfindungen verlese, einen schweren Stand bekomme, verstehst Du aus Obigem auch. Behalte diesen geheimsten Grund, warum ich von Dresden ganz weggehe, vorläufig, ich bitte, für Dich.

Ich war schon nahe daran, in Eisenach, am Fuß der Wartburg, zu miethen. Du siehst, ich werde auf meine alten Tage wieder ganz wurzellos und komme auf ein Stück Ulrich von Hutten heraus: glücklicherweise bin ich, um die Vergleichung nicht zutreffend zu machen, aus Neapel ohne Schaden davongekommen.

Soeben bekomm' ich auch das Rundschreiben wegen der Autorrechte der Dramatiker. Leider haben mir Herr von Hülsen und Laube alle Lust genommen, um im Mindesten mich um die Bühne zu kümmern.

In Wien war ich 8 Tage und außerordentlich freundlich aufgenommen, wie die gastfreie Stadt gegen jeden fremden Namen thut. Nur vom Theater blieb ich fern und suchte auch Laube nicht auf. Man sprach viel von Dir, aber ich glaube doch, wenn Du Dich dranhältst und der neue Kurgast von Tegernsee¹⁾ endlich den verhängnißvollen Namenszug unter seine Abdication setzt, daß dort in Berlin Dein Anhalt ist.

Siehst Du die Fürstin²⁾, so sag' ihr doch, ihre Aufforderung zu dem Varnhagen-Album wäre während meiner Abwesenheit gekommen und da inzwischen der Geburtstag wol vorüber ist, so hät' ich, daß sie mich dispensiren möge.

Hast Du schon Ferien, so schickt man Dir wol diese Zeilen nach. Stärke Dich in gewohnter Weise auf Deiner alten Nordseeclippe und sey herzlich gegrüßt von Deinem Guskow.

Dresden d. 27 Juni 58.

1) Friedrich Wilhelm IV.

2) Fürstin Wittgenstein.

Die nächstfolgenden Briefe beschäftigen sich fast ausschließlich mit der Schillerstiftung und der von Serre geplanten Nationallotterie; erst die sehr gelungene Aufführung des „Wintermärchens“ am 18. Januar 1861 gab Gutzkow wieder Gelegenheit, der dramaturgischen Tätigkeit Dingelstedts Lob zu spenden:

Lieber Freund, Du hast wol schon von anderer Seite den glänzenden Erfolg des gestrigen Theaterabends vernommen. Wäre es nicht 10 Uhr gewesen, als ich am Telegraphenbureau vorüberging, ich hätte Dir die Nachricht auf dem Wege des Drahtes gemeldet. Ich fürchtete, die Nachricht käme zu spät an und beunruhigte Dein Haus.

Das Haus überfüllt. Prinz und Prinzessin Georg und Prinz, Auguste. Erster Akt ließ kalt. Im zweiten — kalt bis zur Verlesung des Orakels. Selbst die Scene der Berg durch das übrigens gut placirte Wickelkind ohne besondern Erfolg. Dann aber beim Aktschluß eclatanter Einschlag. Zwei Hervorrufungen. Act 3 zündete auch nicht recht. Die Bühne war zu eng durch zuviel Vorbauten, Verfassstücke, Bäume. Käder hat an solchen feineren Abenden das Vorurtheil gegen sich. Die Balletgeschichte — Musselinröcke und seidne Schuhe après un Robert der Teufel — waren im höchsten Grade störend. Kein Applaus und kein Hervorruf. Act IV aber schlug sehr durch. Davisons Trauer war rührend. Die mimoplastisch-melodramatische Umarmung zwischen den beiden Vätern (als Ergänzung an sich ein schöner Gedanke von Dir, aber durch die Musik zu sehr zu Ballet gemacht) verfehlte ihre Wirkung auf die Herzen nicht. Stürmischer Hervorruf vor der Verwandlung. Das „lebende Bild“ dann sehr vorzüglich ausgeführt. Rührung, Bewunderung „wie die Baper das solange hat aushalten können“, Applaus, Hervorruf, allgemeines vergnügte Nachhausegehen, immer der beste Thermometer für den Erfolg.

Ich bin so in meinen Arbeiten (Band 9 und Unterhaltungen) vergraben, daß ich an Brochhaus nur eine kleine Anzeige über den Erfolg habe schicken können, umfangreicher schrieb ich für mein Blatt¹⁾. Freilich hab' ich meine Revanche genommen für Dein Wort: Das junge Deutschland hat nichts mit Shakespeare. Den tiefen Schmerz, den mir Deine Vorrede zu den „Copieen“ damals verursachte, wirst Du nicht aus den Rügen und Warnungen, auf diesem Wege nicht weiter zu wandeln, herausfühlen; im Gegentheil wirst Du die wärmste und verdienteste Anerkennung finden; ich mag nur nicht Shakespeare gar zu sehr mit Thaten ausgepust sehen, durch die drei Jahrhunderte übersprungen werden.

Herzlich und Glück wünschend

Dein

Gutzkow.

Dresden d. 19^{ten} Jan. 61.

In meiner heutigen Beilage steht: „Hülfsen wird Vice-Ceremonienmeister“. Den Zusatz meines Correspondenten: „Nachtröder sein Nachfolger“ strich ich aus. Ich denke, nur Du wirst es. Will Preußen Krieg beginnen, muß es selbst mich mit 3000 Thln anstellen und sich populär machen. Trauriger Wahn! Nur meine drei Jungen werd' ich müssen zum Opfer bringen!

Die Anzeige, die ich nach Leipzig schickte, ist nur rühmend.

Das folgende Schreiben bringt eine äußerst wichtige Ergänzung zu den Akten der Deutschen Schillerstiftung; wir erfahren aus ihm, daß Gutzkow sich selbst als Generalsekretär der Stiftung in Vorschlag gebracht hat. Dingelstedt

¹⁾ Unterhaltungen am häuslichen Herd 1861, S. 59 f.

hielt es aber der Bedeutung Gutzkows und dessen persönlichen Interessen für angemessener, wenn amtlich der Vorort selbst die Initiative dazu ergriff, und man muß es Dingelstedt nachrühmen, daß er in dieser Angelegenheit mit zartester Rücksichtnahme auf den Freund verfuhr. Dadurch gewinnt die Stelle des Antwortschreibens des Verwaltungsrates, das dieser auf Gutzkows Beschwerdeschrift vom 10. September 1863 an die Zweigstiftungen richtete: „daß die entstandene Differenz gerade dieser Verwaltungsrat von diesem seinem Generalsekretär nicht erwarten zu dürfen voll berechtigt war“, eine tiefere Bedeutung.

Lieber Freund, zuvörderst meinen Glückwunsch zum glänzenden Erfolg des Wintermärchens in Berlin! Da der Erfolg für sich selbst sprach, beeilte ich mich nicht mit einer Notiz in meinem seit Januar schwungreicher gewordenen Blatt; jetzt ist aber ein Bericht von meinem Correspondenten eingelaufen und wird nächstens zum Druck kommen¹⁾.

Anlaß meiner heutigen Zeilen sind Deine neulichen Worte über die Nothwendigkeit, dem Vorort einen „General-Sekretär“ zuzugesellen. Mein Votum wirst Du gelesen haben. Ich hoffe, schrieb ich, Du harrtest in bisheriger Weise aus, wo nicht, so müßten wir wol über eine Anstellung mit 500 Thln an die Filiale recurriren.

Ich habe mir überlegt, ob ich mich nicht selbst zu dieser Stelle melden sollte. Meine finanzielle Lage ist die bedrängteste; Brockhaus klagt über Oesterreich und die traurige Zeit. Ueberall Entmuthigung — Eines nur prosperirt und hat zunächst eine Zukunft, die Schillerstiftung. Obgleich Serre schreckliche Scenen mit seinen Bildern erlebt und vorgestern fast vom Pöbel gemißhandelt wurde — wir haben 300,000 Thlr sicher zu hoffen — in irgend einer Weise freilich; denn die Rentenz des Lotterie-Comité ist immer noch groß.

Ich glaube es um die Stiftung verdient zu haben, daß ein etwaiger Wunsch von mir gehört wird. Hammer hat den 2ten Thl. seiner Geschichte der Sch. erscheinen lassen; man möchte darnach wirklich glauben, daß er die Seele des Ganzen war. Selbst am Schluß dieser Erzählung adoptirt er ohne Weiteres meine Idee einer Akademie und verkündigt sie als seine Vision; wir haben in der Korrektur (er ist in Nürnberg) wenigstens statt meiner den hiesigen Vorstand substituirt. Aber ich glaube, noch hat man meine Verdienste um die Jahre 55—59 im Andenken.

Auf der andern Seite mag ich nicht den Anschein haben, als ambirte ich Vortheile, die eher Andern zu gönnen wären. Die Sachlage ist freilich die, daß ich's so gut nöthig habe, wie Jemand, der wenigstens noch innerhalb eines gewissen Anstandes lebt. Ich möchte, wenn ich nach Weimar zöge und die von Dir geschaffene Stelle, deren Genehmigung den Filialen vorzulegen wäre, annähme, im Anfang, ehe die Serreschen Gelder ihre Organisation gefunden haben, keine Bezahlung, nur eine Schadloshaltung für meine Uebersiedelung. Genehmigten die Filiale 1) die Stelle überhaupt und 2) ihre Bekleidung durch mich, so müßte allerdings, wenn ich auch jetzt nichts nähme, doch für gewiß festgestellt werden, daß bei neuer Organisation und Unterbringung der Lotteriegelder meine Salarirung einträte, die im Verhältniß zu den dann voraussichtlichen größeren Amtspflichten anzusetzen und vielleicht auf 800 Thlr zu erhöhen wäre. Die Wohnung Schillers, die wir anbieten sollen, gestattet vielleicht der Großherzog zu diesem Amt insoweit hinzuzufügen, als sie zu seinen Gunsten vermietet wird; denn selbst sie zu beziehen, wäre entweder zu anmaßend oder zu demüthigend, je nachdem.

Ich bitte Dich, lieber Freund, diese Idee zu beherzigen. In Deinem Kreise würde sie wahrscheinlich weder Voigt noch List unterstützen. Letztem hab' ich mein

¹⁾ Unterhaltungen am häuslichen Herd, 1861, S. 340.

Anti-Wagnerthum vor Kurzem in einem Artikel¹⁾, den Kolb nachdruckte, wol zu empfindlich bewiesen; Erstere ist so reizbar, wie zuweilen ich; im Grunde würde ich ja mein Votum bei einer solchen Stellung verlieren und nur der Diener des Verwaltungsraths sein müssen. Im allgemeinen wär' ich doch wol in gewissem Sinne für Weimar ein Zuwachs. Also — sollte man nicht diese Wendung betreiben?

Ich lege sie Dir um meiner 6 Kinder und meiner wirklich immer bedenklicher werdenden Zukunft willen ans Herz! Ich befinde mich finanziell in einer zerrütteten Lage und mastire sie nur mit mehr Anstand, als andre. Wenn sich Hammer melden würde, so gebührte ihm vor mir der Vorrang, aber Hammer lebt in sorgloser Lage, trennt sich nicht von seinem Grundbesitz in Pillnitz und bedarf es nicht; er hat keine Kinder. Ob von denen, die sich vielleicht melden würden, (hattest Du jemand in petto?) ich dann nicht den Vorzug verdiente, magst Du und die Collegen entscheiden. Den Anstand, auf den hierin viel ankommen muß, wahr' ich durch vorläufige Ablehnung eines Gehaltes bis zum Eingehen der Serre'schen Gelder.

Es käme auf ein Rundschreiben an die Filiale an. Recapitulation dessen, was seit 10. November vor. Jahres geschehen, Hinblick auf die Lotterie, in Aussicht gestellte Generalversammlung, vorläufige Anzeige über die Häufung der Geschäfte, Nothwendigkeit der Anstellung eines Sekretärs auf alle Fälle, mein Erbieten, dies Amt anzutreten vorläufig ohne Entgelt, (nur 200 Thlr. Umfiedlungskosten) jedoch mit Zusicherung einer Salairung als Generalsekretär bei den nächst dem festzustellenden Verhältnissen der Stiftung, Hindeutung auf meine, für den Geschäftsgang unumgänglich nothwendige genaueste Detailkenntniß über literarische Personen und Zustände seit 1830 bis heutigen Tag usw. Also — beherzige es!

Nächstens Einiges über die Serre'schen Gelder, über welche glaub' ich gewisse Maßnahmen zu ergreifen sind.

Herzlich grüßend und Deiner Rückäußerung mit Spannung entgegenharrend
Dein

Gutzkow.

Dresden d. 15 4 61.

Lieber, theurer Freund! Ich danke Dir von Herzen für Deine Bereitwilligkeit, meinen Plan zu unterstützen! Ich bin in die Nothwendigkeit gedrängt, einen Lebensentschluß zu fassen. Sowie jetzt kann es nicht mehr fortgehen. Möge nur alles so eintreffen, wie Deine gute Hoffnung erwartet!

Ich habe meine Wohnung gekündigt und nehme keine neue. Daraus ersiehst Du, wie sehr es mich drängen muß, bald einige Resultate zu haben. Auch um der Sache selbst willen möcht' ich sie beschleunigt sehen, da ich glaube, die Stunde energischen Handelns in betreff Serre's rückt uns viel näher, als wir gedacht haben. Sein unruhiger Sinn hat nun die Lotterie hinter sich, das Ausgeben der Gewinne ist reiner Mechanismus, schon seh' ich, wie auf die Verwendung der Gelder hingesteuert wird, wie sich Wietersheim ihm verbündet, Beust wieder gewonnen werden soll. Bei einer neulichen Abstimmung in unserm Comité vermittelst Circular ergaben sich die Absichten, „die Männer der Wissenschaft“ in den § 1. unserer Satzungen zu bringen. Es gilt, den Grundgedanken festzuhalten und etwas, was grade wir für uns mühsam erobert haben, uns nicht wieder entreißen zu lassen. Ich übersehe alle diese geheimen Dinge, zu denen auch (dem Großherzog zu Liebe?) die Metamorphose in „Goethe-Schillerstiftung“ gehört und Andres. Ueber alle diese Keime und Embryone, die bei Serre nur die ungeheuerlichsten Difformitäten gewinnen können (seine Fähigkeit und öffentliche Zurechnung geht über eine Lotterie nicht hinaus) möcht' ich entschiedener ins Reine zu kommen suchen, kann

¹⁾ Unterhaltungen am häuslichen Herd, 1861, S. 259f. „Der Sanhäuser in Paris.“

es aber nur, wenn unser Plan eine gewisse Reife erlangt hat. Dann kann ich um meines persönlichen Schicksals willen und weil mein Wegzug von Dresden immerhin, namentlich hier, einiges Aufsehen machen und Erörterungen herbeiführen würde, seine und seines Comités Ansichten offener provociren. Ueber die Anwendung der Serre'schen Gelder müssen wir in kürzester Frist zu einem Resultat gelangen und schon dacht' ich daran, darüber ein Memoire aufzusetzen. Meine Idee einer Akademie hat Hammer in seiner Ergänzungsbrochüre ganz gemüthlich halb und halb schon als die feinige angekündigt.

Hoffentlich bist Du jetzt im Besitz der Akten! Wo nicht, so laß doch in Frankfurt anfragen. Wie immer wird da die Verzögerung liegen. Wenn Du dann den Vorschlag machst, so könntest Du ja die Rundfrage rückwärts gehen lassen über Frankfurt und Stuttgart. Ich möchte nicht, daß Hammer, mein hies. Stellvertreter (der auch noch in Nürnberg ist) votirte. Seine Reizbarkeit über die ihm nicht genugsam angethanen Ehren ist zu empfindlich. Erwähne in Deiner Antragstellung nichts von der noch immer unerledigten großherzogl. Offerte der Schillerwohnung! Es könnte den Schein haben, als suchte ich mir einen Nimbus anzueignen, woran ich nicht denke.

Sonst ist Dein Gedanke, die Offerte mir selbst zu machen, gewiß schön und dankenswerth.

Ich werfe mich — nicht eben mit Begeisterung; denn wie gern möcht' ich meine bisherige Freiheit behalten und im bequemen und angenehmen Dresden bleiben! — mit auferlegtem Selbstzwang in eine Änderung meiner Lage, die mir die Noth gebietet. Nimm für Deinen Muth zusprechenden Brief auch den Dank meiner Frau! Und grüße herzlichst die Deinige, der ich mich durch die anliegende Visitenkarte empfehlen möchte.

Mit treuer Freundschaft

Dein

Gutzkow.

Dresden d. 22/4 61.

Ich danke Dir von Herzen, lieber Freund, daß Du mit unsrer Sache immer mehr Ernst machst. Du kannst Dir wol denken, wie meine Frau (die allerdings im Geheimniß sein muß) unter dem Druck des ungewissen Zustandes lebt; wir haben gekündigt und müssen uns wegen einer Wohnung möglichst bei Zeiten entscheiden.

Deine Anfrage ist höchst vortrefflich und macht Deinem Herzen Ehre. Ich ließ die Lektüre auf mich im Geiste der Collegen wirken und da möcht' ich bitten, nimm noch auf folgende Punkte Rücksicht¹⁾:

Die „Generalversammlung“ laß nicht zu sehr in den Vordergrund treten; denn in dem Falle, daß wir zu einer solchen Lust machen und den Filialen den Ausweg in den Mund legen: Wir wollen lieber eine Generalversammlung, bringt dies Zusammensein eine Menge Änderungen hervor, auf die wir nicht gerüstet waren! Unsrer Generalversammlung muß den Charakter einer effektvollen Demonstration (inbetreff Serre's) tragen und dazu ist der Augenblick noch nicht reif. Ich war gestern seit Jahr und Tag wieder zum erstenmale bei einem der großen Serre'schen Abende, zum Geburtstag seiner Frau, brachte ihr einen Toast und fand ihn noch harmlos und nur mit dem Export der Gewinne beschäftigt. Reißfirt meine Sache, dann hab' ich Grund mit ihm ganz offen zu sprechen.

Statt „junglebigen“ Schriftenthums sage lieber: zeitgenössischen oder epigonen. Nur keine Anspielung auf „jungdeutsch“ oder als sollte nur die Jugend berücksichtigt werden.

¹⁾ Vgl. Geschichte der Deutschen Schillerstiftung, I, 61 f., und Sonntagsbeilage der Voss. Ztg., 1907, Nr. 45.

Bei den Zeichen 99 möcht' ich wol, daß Du hinzusetzest:

Seine Abstimmungen haben bewiesen, daß er ebensovoll dem persönlichen Gegner, wie dem Gegner seiner Richtung volle Unpartheiligkeit zuwendet (Lyriker: A. Böttger, K. Beck; Novellisten: Rant, Ludwig, Kurz, Kürnberger; kritischer Gegner: Prutz).

Bei den Zeichen 000 möcht' ich gleich im Reim den Einwand pariren, ich wäre dem Verw. Rath nützlicher oder wie man etwa eine Abneigung durch eine Artigkeit maskiren könnte. So könnte man sagen:

Ohne daß darum der Nutzen, den sein immer willkommener, wenn auch unmaßgeblicher Rath in unsrer nächsten Nähe bringen dürfte, der Stiftung verloren geht.

Besonders pflegt Braunsfels meine „bessere Verwendbarkeit für die Debatte“ zu betonen.

Am Schluß bitt' ich Dich die angedeuteten Änderungen zu adoptiren. Erstens: „Ich füge hinzu, daß die Anstellung eines Generalsekretärs des exp. Sect. usw.“ und zweitens: „meine diesmalige Umfrage thunlichst rasch zu beantworten“. Sagst Du „rasch und bestimmt“, so provoziert letztes Wort eine Alternative, ein Ausweichen; man könne nicht sofort, man gäbe allerdings zu, aber usw.

Ein Begleitschreiben an Braunsfels wäre gewiß recht förderlich. Sein geheimer Schmerz ist der vom Advokaten gehinderte Dichter; er möchte gern ein Goethe und Lessing sein „wenn er nur Zeit hätte“ — in solchen Regungen kommt ihm ein Anflug von Misgunst; sonst ist er bei anderweitiger Regung auch wieder gutmüthig.

Ist die Antwort zurück und, wills der Himmel günstig, so kommt alles auf die Darstellung an die Filiale an, die Du ebenso treffend in Deiner Gewalt hast; nur müßte, wie ich schon schrieb, ein Resumé dessen damit verbunden werden, was seit dem letzten Rechenschaftsbericht innerhalb der Verwaltung vorgekommen ist.

Den Börsenartikel las ich nicht. Er wird auf die Cantateabstimmung schlecht wirken¹⁾.

Herzlichen Dank für Deinen regen Eifer. Sey überzeugt, daß, wenn die Sache gelingt, Du sie nie bereuen wirst. Ich bin umgänglich und trete überall zurück, wo nicht meine höheren geistigen Interessen im Spiele sind. In den meisten Dingen steh' ich längst auf dem Punkt der Entsagung.

Treulichst Dein

Guszkow.

Dresden d. 29 April 61.

Die nächsten Briefe (5. Mai und 26. Mai 1861) zeigen Guszkow in nervöser Unruhe, da sich die Entscheidung des Verwaltungsrates über seine Wahl länger als er hoffte hinzieht. Als dieser ihn dann einstimmig gewählt hatte, sprach er dem Freunde am 12. Juni „seinen herzlichsten Dank aus für die so außerordentlich warme, herzliche, delikate Behandlung der ganzen Frage“. — „Es ist“, fügt er freilich hinzu, „eine große Krisis, die ich für mein ganzes Leben antrete. Hier 15 Jahre lang unabhängig, in gemüthlichen, ganz zwanglosen Verhältnissen, populär beim Volk, in höheren Kreisen, mit wenig Ausnahmen, unverfolgt, der Genuß des Theaters in 2 ersten Rangplätzen, die Presse, mit Ausnahme Schanzens²⁾, anständig, die hübsche Natur — und doch will und muß ich einen Strich machen, ich habe zu trübe Blicke in die Zukunft. Die Möglichkeit, einmal 800 Thaler jährlich gewiß

¹⁾ Geschichte der Deutschen Schillerstiftung, S. 67.

²⁾ Julius Schanz (1828—1902) redigierte 1856—1859 die Dresdner Nachrichten.

zu haben, ist maßgebend. Ich beuge mich allem, was da kommen wird. Ich werde halb und halb verschmachten in Eurem kleinen Ort, ich habe zu lange Jahre nur in den großen Städten gelebt; die Elasticität, die in andern die Nähe des Hofes hervorbringen würde, kommt mir nicht mehr; ich werde mich zur Seite drücken, mein Phlegma, sozusagen, für Charakter ausgeben und doch — ich sehe auch das kommen, die wechselnden Moden im Hofleben, das Ab- und Zugehen aller möglichen Eitelkeiten wird nicht ohne Erregung für mich bleiben; die Beziehung zu Liszt, zur Wagnerei, zu den Malern — alles das wird des Unerquicklichen genug bieten. Zerstreuen muß mich Familie, mein Journal und einiger Wenigen Umgang, unter denen Du obenanstehst. Theaterblasiert bin ich aber im höchsten Grade und darum bitt' ich Dich in unverstellter, aufrichtigster Wahrheit: Bereite nichts von mir vor! Laß mich ganz bei Seite! Ich sehe meine eignen Sachen principiell und effektiv unger'n."

Er bat Dingelstedt, wegen einer Wohnung für ihn sich in Weimar umzusehen (19. Juni) und am 22. reiste er dorthin, um diese in Augenschein zu nehmen und mit dem Wirte abzuschließen. Im Juli weilte Dingelstedt mit seiner Familie in Dresden, wo er dem Freunde das mündliche Versprechen gab, seinem „Zauberer von Rom“ eine eingehendere Studie zu widmen.

Beif. lieber Freund, der Kolb'sche¹⁾ Brief. Daß er es gut meint, sieht man aus der Aufforderung, ich sollte praeter propter selbst die Kritik schreiben! Die Nachtheile, die das successive Erscheinen auf das Buch ausübte, geb' ich zu, nicht aber die Anentwirrbarkeit der Fäden. Freilich müßte man sich, ohne die mindeste Zerstreung, ganz in die 3000 gedruckten Seiten versenken.

Dir das zumuthen! bei den vielen Verhältnissen, die Dich pflichtgemäß occupiren! Ich nähme Dir nicht übel, wenn Du Dein Wort zurückzögest.

Was beginnst Du heute? Wir wollten morgen um 1 Uhr im Lincke'schen Bade im Freien speisen, mit Frenzel, Judeich, den Frauen und Kindern. Schließ Dich mit den Söhnen an. Bei schönem Wetter ein recht angenehmer Genuß.

Herzlich grüßend

Dein G.

B. S. d. 13/7 61.

Am 15. Juli dankte ihm Guskow für den „vortrefflichen Vorsatz mit Kolb“, und am 20. schrieb er:

Ich habe also Deine Zusage an Kolb gemeldet. Du hast, meiner Meinung nach, das Unmögliche versprochen! Deine mannichfachen Lebensbezüge, jetzt die Reise, die Erkrankung Deiner Familie, alles das muß Dir die Sammlung nehmen, die zu dem complicirten Bau meines Buches gehört. Ich fürchte, es gehen nur Schatten an Dir vorüber. Ein mir völlig Unbekannter schickt mir heute aus Bremen die Anlage. Vielleicht orientirt sie Dich noch etwas im Zusammenhang. Vergieb mir die Last, die mein unbedachtes Wort Dir aufbürdete. Durch die „Confessions“, die ich nächster Tage schreiben werde, soll sie Dir etwas erleichtert werden.

¹⁾ Gustav Kolb, der Redakteur der Allgemeinen Zeitung.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Der Messiasglaube in der Geschichte der Völker.

Von

Professor D. Dr. Hugo Greßmann.

Messias ist ein hebräisches Wort in gräzifizierter Form und bezeichnet nach seiner durchsichtigen Etymologie den „Gesalbten“; es bedeutet demnach daselbe wie das griechische „Christos“. Und doch ist ein großer Unterschied vorhanden: Das alttestamentliche „Messias“ bleibt auf die Könige beschränkt, wird aber von jedem Herrscher gebraucht, auch von dem regierenden. Am die Wende der Zeiten hatte sich der Begriff des Wortes verengert und war ausschließlich dem König der Endzeit vorbehalten; diese eschatologische Gestalt wurde freilich nicht nur als König, sondern zugleich auch als Heiland gedacht. Da sie nach christlichem Glauben in Jesus Fleisch geworden war, so ist im Neuen Testamente „der Christos“ ein Beiname Jesu geworden und am Ende mit ihm zu dem Eigennamen „Jesus Christus“ verschmolzen.

So kommt es, daß uns heute der Messiasglaube als etwas spezifisch Jüdisch-Christliches erscheint, während dies in Wirklichkeit nur von dem Namen gilt. Die Sache selbst ist weiter verbreitet und bei vielen Völkern zu finden. Der Messias gehört in die große Gruppe der Heilbringer, deren Gestalten man in der Regel nur aus der grauen Vergangenheit kennt oder für die ferne Zukunft erwartet. Manche Nationen wissen von einem urzeitlichen Heilbringer; die paradiesische Zeit ist die Heilszeit, die einst den Anfang der Weltgeschichte bildete. Der Messias dagegen ist der endzeitliche Heilbringer; die messianische Zeit ist die Heilszeit, die dereinst am Ende der Tage hereinbrechen soll. Wo beide Vorstellungskreise verbunden sind, da ist die Endzeit eine Wiederholung der Urzeit: Der Heilbringer, der am Anfang da war, kehrt am Ende wieder und bringt das Paradies zurück.

Die psychologischen Wurzeln dieses Messiasglaubens sind leicht erkennbar. Der Mensch ist immer derselbe, ewig unzufrieden mit dem, was er hat, und stets voll Sehnsucht nach dem, was er nicht hat. Der Beruf, den er ergriffen hat, ist verfehlt. Die Stellung, die ihm zu teil geworden ist, genügt ihm nicht. Das Weib, das er heimgeführt hat, ist das unrechte. Die kirchlichen und politischen Parteien, denen er sich angeschlossen hat, taugen ebenso wenig wie die Regierung, die alles falsch macht. Kurz, die Gegenwart ist öde und schal. So richtet sich der Blick nach rückwärts und nach vorwärts: Die Vergangenheit gilt ihm als die gute, alte Zeit, und die Zukunft vergoldet sich ihm mit leuchtenden Sonnenstrahlen. Es ist ein psychologisches

Gesetz, daß Erinnerungen um so mehr verflücht werden, je stärker die wirklichen Farben im Gedächtnis verblaffen; das Herbe verliert seinen Stachel, und nur das Süße bleibt zurück. Je weiter sich der Mensch von Zeiten, Ereignissen und Personen entfernt, um so idealer erscheinen sie ihm. In welchen brennenden Wunderfarben müssen da die entlegenste Urzeit und die fernste Zukunft erstrahlen! Das Röstlichste, was Menschen je erdacht haben, damals ist es Wirklichkeit gewesen, und dereinst soll es wieder Wirklichkeit werden. So schufen die auch uns wohlbekannten Kräfte der Menschenseele die Mythen der Urzeit und der Endzeit als die Erfüllung all unseres Sehnsens.

Muß dies als Regel gelten, so hat es daneben fast zu allen Zeiten Ausnahmen gegeben. Das sind die unruhigen, prophetischen Naturen, die die Zukunft herbeizwingen wollen und nicht geduldig warten können, bis sie von selbst kommt. Was für den gewöhnlichen Menschen in weiter, unerreichbarer Ferne liegt, das dünkt sie nahe und greifbar zu sein. Sie sehen es an den Zeichen der Zeit und schmecken schon im voraus die Seligkeit der Erfüllung. So warten sie von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, daß die messianische Herrlichkeit die Welt durchflute. Und wenn die Zeiten politisch und religiös erregt sind, dann geht es wie ein geheimes Raunen durch die Völker: Der Messias ist da, das Paradies kehrt wieder. Die Propheten haben die volkstümlichen Vorstellungen und Mythen von Urzeit und Endzeit aufgegriffen und haben das, was bis dahin nur schlummerte, zu kräftigem Leben erweckt, so daß man voll Spannung in die Zukunft sah. Die Edelsten unter ihnen erfüllten die Hoffnung zugleich mit neuem Inhalt. Im Überschwang der Begeisterung nahmen sie die schönsten Bilder, die sie kannten, und die höchsten Ehrentitel, die sie besaßen, um einen würdigen Ausdruck für das zu finden, was sie in der Kraft der Erwartung verherrlichen wollten. So haben die Propheten aus der mythischen Figur des Heilbringers eine Glaubensgestalt geschaffen, die als ideales Vorbild die Herzen der Menschen gelockt und bezwungen hat.

Zuzeiten aber geht man noch einen Schritt weiter. Da sind Zukunft und Gegenwart völlig in eins verschmolzen. Die Sehnsucht ist gestillt; was man erhoffte, ist Wirklichkeit geworden. Man braucht nicht mehr Prophet zu sein, sondern nur zu glauben, und jeder Gläubige jubelt und jauchzt, daß er den Messias gefunden hat. Das war damals um die Wende der Zeiten, als die Religionsstifter in Scharen auftraten und sich für Gottesknechte ausgaben. Aber die Zeiten der Erfüllung waren bald verrauscht, und aufs neue harrte man dessen, der da kommen soll. Es waren lautere und religiöse Kräfte, die sich hier entfalteten, aus andächtiger Verehrung und frommer Begeisterung geboren, wenn auch von einem Überschwang beseelt, den wir nüchternen Menschen der Moderne nicht mehr ganz verstehen. — Ähnlich und doch anders war es bei den prophetischen Sängern, die an den Fürstenhöfen vortrugen. Auch sie haben hin und wieder in den Jahrhunderten das Lied von der Erfüllung der Zeiten angestimmt. Aber ihr Messias war nicht ein Held des Glaubens, sondern der regierende König oder Kaiser, der vor ihnen auf dem Throne saß und zu dessen Füßen sie schmeichelten. Wenn sie ihn

nach prophetischer Art als Messias oder Weltheiland priesen, dessen Geburt den Menschen wie ein Evangelium verkündet wurde, dann mag das dichterische Pathos und der höfische Stil sie entschuldigen; aber ihre Motive waren nicht immer rein, und ihre Begeisterung war nicht immer echt. In der Geschichte des Messiasglaubens haben sie trotzdem eine große Rolle gespielt.

So lassen sich drei Haupttypen der Messias Hoffnung unterscheiden, die mit ganz verschiedenen Stimmungen verbunden sind: Entweder scheint die Erwartung in unerreichbarer Ferne zu liegen; dann redet man von ihr wie von verlorenem Glück oder traumhafter Phantasie. Oder sie soll in der allernächsten Zukunft Wirklichkeit werden; dann ist die Spannung erwacht und malt Bilder glühender Sehnsucht. Oder sie ist bereits Wirklichkeit geworden; dann frohlockt man über die Erfüllung. Diese drei Anschauungen sind nicht immer chronologisch scharf zu trennen; sie stehen bisweilen zur selben Zeit nebeneinander. In ihrer Gesamtheit bleiben sie bei allen Völkern und durch die Jahrtausende hindurch dieselben, weil das Menschenherz sich kaum gewandelt hat. Während so die Gefühle konstant sind, wechselt der Inhalt kaleidoskopartig und paßt sich den jeweiligen Verhältnissen der Nationen und Zeitumstände an. Mit dieser bunten Vorstellungswelt hat es der Historiker vor allem zu tun, wenn er die Geschichte des Messiasglaubens schreiben will.

* * *

Die ältesten messianischen Weissagungen stammen aus Ägypten¹). In dem zur Hyksoszeit (um 1750 v. Chr.) geschriebenen Papyrus Westcar wird erzählt: Der König Cheops, der Erbauer der großen Cheopspyramide, der etwa um 2900 v. Chr. regierte, sitzt im Kreise seiner Söhne und läßt sich von ihnen durch Wundergeschichten unterhalten. Zuerst berichtet sein Sohn Chephren von einem Zauberer, der ein Wachsrokodil in ein lebendiges Krokodil verwandelte. Ein zweiter Sohn des Cheops weiß ein zweites Wunder zu melden, wie ein Zauberer einen See aufklappte, ihn trocken legte und ein Schmuckstück herausholte, das eine von den Damen des königlichen Harems hatte hineinfallen lassen. Der dritte Prinz aber, der sich jetzt erhebt, erzählt nicht Beispiele aus der Vergangenheit, sondern macht auf einen noch lebenden Zauberer aufmerksam, der auf Befehl des Königs sofort herbeigeholt wird und allerlei Kunststücke vollführen muß, um seine Macht zu zeigen. Er muß eine Gans wieder ins Leben zurückrufen, der man vorher den Kopf abgeschlagen hat. Dasselbe Wunder wird dann an einer Ente und einem Stier wiederholt. Diese Einleitung dient nur dazu, das Folgende zu beglaubigen; denn ein Mensch, der solche Taten tun kann, weiß unzweifelhaft auch die Zukunft richtig voraus.

Der König verlangt jetzt vom Zauberer, er solle die Schlösser vom Hause des Gottes Thot holen. Aber der Zauberer antwortet: „Das kann nur der älteste der drei Söhne, die jetzt von der Reddedet geboren werden sollen.“

¹) Die bis jetzt bekannten ägyptischen Weissagungen sind von Ranke übersetzt und zusammengestellt worden in den von Greßmann herausgegebenen „Altorientalischen Texten und Bildern“ (Tübingen 1909), Bd. I, S. 204 ff., 217 ff.

Der König will wissen, wer dies Weib sei, und erfährt, es sei die Frau eines Priesters des Sonnengottes Re; ihre drei Kinder seien Söhne des Sonnengottes selbst und würden die Herrschaft über das ganze Land gewinnen; der älteste solle zugleich Hoherpriester von Heliopolis werden. Als der Pharao dies hörte, wurde er sehr betrübt; denn wenn die Prophezeiung eintraf, mußte seine Dynastie einer anderen weichen. Der Zauberer tröstet ihn, das werde nicht so schnell gehen; ehe das neue Geschlecht zur Regierung komme, würden zuvor zwei seiner Söhne den Thron besteigen. Darauf erkundigt sich der König genau nach dem Datum der Geburt und nach der Wohnung der künftigen Königinmutter, die er auffuchen will. Dann wird der Zauberer mit großen Ehren entlassen. Wie der Prophet geweissagt hat, so geschieht es. Der Schluß des Märchens erzählt die wunderbare Geburt der Kinder des Re. Als die Zeit der Reddedet herannahet, erscheint eine Reihe von Gottheiten in menschlicher Gestalt ihr unbekannt zur Hilfe. Jedes Kind, das geboren wird, erhält die Verheißung: „Ein König ist dies, der die Königsherrschaft im ganzen Lande ausüben soll.“ Als die Geburt vollendet ist, hinterlassen die Gottheiten als Angebinde drei königliche Götterkronen, die in die Gerste gelegt werden; sie befehlen, diese Gerste in einer Kammer zu verschließen, bis sie wieder zurückkehren würden. Als aber vierzehn Tage später ein Mädchen in die Kammer geschickt wird, etwas Gerste zu holen, hört sie plötzlich, daß die dort versteckten Kronen reden, singen, musizieren, kreischen und tanzen, wie man es sonst nur zu Ehren eines Königs tut. Daran erkennt sie, ebenso wie die Mutter, die herzueilt, daß die im Hause geborenen Söhne KönigsKinder sind. Die Mutter ist voll seliger Freude. Bald darauf aber erzürnt sich die Herrin mit diesem Mädchen und läßt es züchtigen. Das Mädchen läuft fort und will die Geburt der Kinder dem Könige Cheops melden in der rachsüchtigen Hoffnung, der Pharao werde sie töten. Unterwegs jedoch wird sie von einem Krokodil fortgeschleppt. Damit bricht die Erzählung ab. Es ist wahrscheinlich, daß den Kindern noch weitere Gefahren von dem regierenden Könige drohten, der ja die Mutter besuchen will; der Schluß kann jedenfalls nur gewesen sein, daß die Gottheit über ihren Söhnen wacht, sie gegen jede Nachstellung schützt und ihnen die Herrschaft über ganz Ägypten anvertraut.

In der That wissen wir aus der Geschichte, daß die Dynastie des Cheops, die sogenannte IV. Dynastie, bald darauf gestürzt wurde und der V. Dynastie weichen mußte (rund 2750 v. Chr.). Damals sind diese Wunder und Prophezeiungen erzählt worden, um den Anfänger des neuen Herrschergeschlechtes zu feiern. Die V. Dynastie stand in besonders engen Beziehungen zu der Priesterschaft des Sonnengottes Re von Heliopolis. Ihre Könige haben sich zuerst als „Söhne des Sonnengottes Re“ bezeichnet. Nach einem oft erwähnten ägyptischen Mythos soll der Sonnengott Re der erste König Ägyptens gewesen sein; unter ihm war das goldene Zeitalter der Welt. Die Könige, die sich nach ihm benannten und von ihm als seine leiblichen Kinder abstammen wollten, beabsichtigten zugleich, das Königtum des Re zu führen und das goldene Zeitalter zurückzubringen. An dieser ältesten messianischen

Weissagung ist besonders lehrreich die enge Verquickung mit Zauber- und Märchenmotiven. Der Prophet ist Zauberer und Wundertäter zugleich; eben weil er übernatürliche Macht besitzt, schreibt man ihm auch übernatürliches Wissen zu, und umgekehrt. Auch der König gilt als gewaltiger Zauberer; er soll die Zauberschlöffer vom Hause des Weisheitsgottes Thot, nach denen man lange vergeblich gesucht hatte wie nach dem „Stein der Weisen“, herbeischaffen. Dieser Zusammenhang zwischen Prophetie und Zauberei bleibt auch in der Folgezeit erhalten, wengleich er nirgends mehr so deutlich hervortritt.

Wir besitzen noch einige andere Prophezeiungen aus Ägypten. Eine zweite Weissagung muß etwa 700 Jahre später (rund 2000 v. Chr.) entstanden sein; denn sie verherrlicht Amenemhêt I., den Anfänger der XII. Dynastie. Sie will freilich viel älter sein und schon aus der Zeit des Königs Snofru (um 2930 v. Chr.) stammen. Die Einleitung ist dem eben erzählten Märchen ähnlich: König Snofru will sich die Zeit vertreiben und läßt sich durch Vermittlung fremder Gesandter einen „Vorlesepriester“ kommen, der Zauberer und Prophet ist. Die von ihm verkündete Weissagung berührt sich aufs engste mit den anderen uns bekannten prophetischen Texten, deren Abfassungszeit nicht genau bestimmt werden kann; uns sind diese Texte erst aus christlicher und nachchristlicher Zeit überliefert, sie sind aber sicher älteren Ursprungs. Man kann sie gemeinsam betrachten, da ihnen allen daselbe Schema zugrunde liegt: Gesprochen sind sie von einem Zauberer, einem Priester, einem Töpfer oder einem Lamm, das mit menschlicher Stimme begabt ist. Sie beginnen ständig mit einer Drohung, die das Unheil schildert, welches über Ägypten hereinbrechen soll. Äußere Feinde errichten eine Fremdherrschaft, innere Feinde erheben ihr Haupt, Ungefestigkeit und Lüge regieren, alle Bande frommer Scheu lösen sich, die sozialen Verhältnisse werden in ihr Gegenteil verkehrt, die Armen werden reich, die Reichen arm. Auch die Ordnungen der Natur brechen zusammen, der Nil steigt nicht mehr, Dürre und Missernte entstehen, selbst die Sonne verliert ihren Schein und hält ihren Lauf nicht inne. Aber dann, wenn die Not aufs höchste gestiegen ist, kommt der Messias-König. Und nun schließt sich an die Drohung unmittelbar die Verheißung, die das Heil malt, welches er bringt: Er ergreift energisch die Zügel der Regierung, beherrscht Ägypten in vollem Umfange, stellt die Ordnung wieder her, verhilft dem Recht und der Wahrheit zum Siege, vertreibt die Fremden und dehnt das Reich über die Grenzen hinaus zum Weltreich. Damit kehrt auch die Natur wieder in ihren regelmäßigen Lauf zurück, der Nil steigt wieder, und die Sonne scheint wieder wie zuvor. Gewöhnlich wird dann noch hinzugefügt, wie der Prophet nach dem letzten Worte oder mitten im letzten Satze tot zusammenbricht. Er muß sterben, das ist wohl der Sinn, weil er das göttliche Geheimwissen der Zukunft verraten hat; sein Tod beglaubigt die Wahrheit seiner Prophezeiung.

An diesen ägyptischen Weissagungen sind folgende Eigentümlichkeiten hervorzuheben: Erstens, sie erleben keine Geschichte, sondern bleiben durch die Jahrhunderte und Jahrtausende fast völlig unverändert. Der einzige Wandel, der sich vollzieht, ist die Anpassung an die verschiedenen Zeit-

verhältnisse; aber davon werden meist nur Äußerlichkeiten betroffen, vor allem wechseln die Namen. Im Wesen der Sache ändert sich nichts; kennt man eine Weissagung, so kennt man sie alle. Zweitens, die Prophezeiungen sind, wie es scheint, sämtlich vaticinia ex eventu; sie feiern als Messias den Anfänger einer neuen Dynastie, in dessen Zeit sie entstanden sind, sind aber zurückdatiert und geben vor, aus älteren Jahrhunderten zu stammen. Diese Propheten sind also Sänger, die im Solde der Könige stehen und den Glanz des neuen Herrscherhauses mit ihren stilisierten Drakeln vermehren helfen. Von hier aus erklärt sich drittens auch der typische Aufbau der Weissagungen, die erst vom Unheil und dann vom Heil handeln. Dem Aufkommen einer neuen Dynastie pflegen in der Regel schwere politische Nöte, innere Krisen und äußere Unterdrückung voranzugehen. Das Glück der neuen Periode kann nicht kräftiger hervorgehoben werden, als wenn man das Unglück der vorangegangenen Epoche in grellen Kontrast dazu setzt. Um den Hintergrund noch düsterer zu malen, begnügen sich diese Pseudopropheten nicht, Gemälde von schlimmen politischen Ereignissen zu entwerfen, sondern sie ziehen auch die Natur und den Kosmos mit hinein und schildern eine über Ägypten hereinbrechende Katastrophe, die dem Chaos der Urzeit gleicht. So beginnt dann mit dem Messias-König eine völlige Neuordnung der Dinge, eine Neuschöpfung der Welt. Und dazu paßt viertens die Rückkehr der Herrschaft des Re, die einst am Uranfang bestand und jetzt von seinem Sohn, dem regierenden Könige, aufs neue geführt werden soll.

Alle diese Prophetien sind durch nationale Gesichtspunkte bestimmt. Der ägyptische Messias ist nichts anderes als der ägyptische Idealkönig, wie ihn nur das Herz des Ägypters fassen konnte. Er soll alle politischen Hoffnungen erfüllen, Ober- und Unterägypten zu einem großen Reiche vereinigen, die Feinde im Innern niederwerfen und die Nachbarvölker besiegen. Unter ihm soll Ägypten zu höchster Blüte gedeihen und als erste im Kreise der Nationen erstrahlen. Das Wohl des ägyptischen Volkes ist das Erste und Letzte, das uns hier entgegentritt. Gewiß ist der kommende König auch als ein gerechter und frommer Herrscher gedacht, der für die Wahrheit sorgt und die Lüge bekämpft, der das Recht aufrichtet im Gericht und die Gottlosen bestraft, der die Tempel der Götter baut und über ihrem Dienste wacht. Aber alle diese sittlich-religiösen Hoffnungen sind Nebensache und spielen nur soweit eine Rolle, als sie mit der nationalen Politik zusammenhängen. An diesem Traum politischen Glückes berauschten sich die Ägypter; aber nirgends finden sich tiefere und erhabener Gedankens, die uns heute noch etwas zu sagen hätten.

Andersartig und doch verwandt sind die Sprüche des weisen Spuwer, die uns in einem Papyrus der XIX. Dynastie (um 1300 v. Chr.) überliefert sind. An die Stelle der Drohungen und Verheißungen sind hier die Schelt- und Mahnworte getreten, deren prophetischer Charakter nicht geleugnet werden kann. Zunächst schildert der Prophet den regierenden König und macht ihn für das Unheil seiner Zeit verantwortlich: „Du bist es, der die Verwirrung über das Land bringt zusammen mit dem Lärm des Aufruhrs! Du hast

Lüge gesprochen! Würdest du etwas von den Unglücksfällen schmecken, dann würdest du anders reden.“ Darauf aber hält der Weise dem Könige das Spiegelbild des Gottes Re vor, soweit man die schlecht erhaltenen Sätze verstehen kann: „Re . . . Er bringt Kühlung auf das, was heiß ist. So sagt man: Er ist der Hirte der Menschen. Nichts Böses ist in seinem Herzen. Wenn sich seine Herden verirren, dann verbringt er den Tag, sie zu sammeln. Hätte er die Natur der Menschen erkannt, dann würde er das Böse unterdrückt haben.“ Da im Eingang Re ausdrücklich genannt wird und da der Schluß auf den Mythos von der fast völligen Vernichtung des Menschengeschlechtes in der Urzeit anzuspüren scheint, als Re noch König war auf Erden, so hat man mit Recht behauptet, daß in diesem ganzen Zusammenhange Re, der urzeitliche König, als das Idealbild des Herrschers verherrlicht wird. Man darf gewiß fragen, ob der weise Ipuwêr wirklich gewagt hat, seinem Könige ein „Du lügst“ ins Gesicht zu schleudern. Aber auch als Sage verdient der Text ein besonderes Interesse; erinnert er doch an das wohl ebenfalls sagenhafte Auftreten des Propheten Nathan gegen David.

* * *

Palästina, das Nachbarland Ägyptens, ist der klassische Boden der Messias Hoffnung. Dem Historiker drängt sich von vornherein die Frage auf, ob die israelitische Prophetie mit der ägyptischen zusammenhängt. Die Ähnlichkeit ist in der Tat überraschend. Erstens haben wir hier wie dort denselben gleichmäßigen Aufbau der Orakel. Auch in Israel sind die beiden Schubfächer des Unheils und des Heils vorhanden, wenngleich in der Regel jeweilig nur das eine aufgezo gen wird. Und diese Schubfächer füllen sich genau so schematisch wie in Ägypten mit einem wechselnden Inhalt, den wechselnden Zeitverhältnissen entsprechend. Die Feinde, die Israel überfallen und Palästina beherrschen, sind, den politischen Umständen entsprechend, bald die Ägypter, bald die Babylonier, bald die Assyrer oder andere Völker. Ebenso verschieden gestalten sich die Schilderungen des Heils, immer der politischen Lage gemäß, in der sich Israel gerade befindet. So macht sich überall der zeitgeschichtliche Einschlag teils mehr, teils weniger deutlich bemerkbar, genau so wie in den ägyptischen Weissagungen. Für die Priorität Ägyptens entscheidet nicht nur, daß dort das Schema ein sehr viel höheres Alter besitzt als in Israel, sondern auch, daß dort die chronologische Reihenfolge der beiden einander entsprechenden Orakelgruppen deutlich vor Augen liegt, während sie in Israel nur erschlossen werden kann: Erst muß das Unheil kommen, ehe das Heil sich erfüllen kann; und darum ist ursprünglich jede Drohung von einer Verheißung begleitet gewesen, die beide einander antithetisch gegenüberstanden.

Eine zweite Ähnlichkeit zeigt sich darin, daß auch in Israel die messianischen Weissagungen bisweilen eine Spitze gegen die regierende Dynastie gehabt haben, indem sie den Messias-König als den Anfänger einer neuen Dynastie verherrlichten. Das ist besonders deutlich bei der Immanuel-Prophezeiung Jesajas (7, 14 ff.). Es war damals eine wilderregte Zeit.

Jerusalem wurde von den Nordisraeliten und den mit ihnen verbündeten Damaskenern mit Krieg bedroht. Als der König und seine Minister das Herannahen des feindlichen Heeres erfuhren, da bebte ihr Herz, „wie die Bäume des Waldes im Sturmwind erbeben“. König Ahas selbst eilte hinaus, um die Befestigungen und Wasserleitungen zu besichtigen und alle Anordnungen für die Verteidigung der Stadt zu treffen. Jesaja aber trat ihm entgegen und verlangte von ihm, er solle die Hände in den Schoß legen und auf Gottes Hilfe warten; denn das Heil sei nahe. „Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht!“ Allein Ahas wollte nicht glauben. Da bot ihm Jesaja ein Wunder an, sei es aus dem Himmel, sei es aus der Hölle; der König indessen weigerte sich mit der Begründung, das hieße Gott versuchen. Da verkündete ihm der Prophet von sich aus ein Wunder, das in flammendem Zorn über den Unglauben geredet ist: „Siehe, ein Weib ist schwanger und wird einen Sohn gebären, den wird sie Immanuel nennen; der wird Sahne und Honig essen. Bevor der Knabe erwachsen ist und zwischen gut und böse unterscheiden kann, wird das Land der beiden Könige, vor denen dir jetzt graut, verödet sein. Über dich aber und deine Dynastie werden Tage kommen, wie sie nicht gewesen sind, seit Israel von Juda abfiel.“ Jesaja ist demnach überzeugt, daß der Messias Immanuel in allernächster Zeit erscheinen muß; seine Geburt steht nahe bevor. Und wenn er die Zügel der Regierung ergreift und die Feinde vernichtet, dann ist es mit dem Hause des Ahas vorbei. So ist dies Prophetenwort eine Verheißung für das Volk Judas und zugleich eine furchtbare Drohung gegen den König.

Denselben Gedanken enthält die neutestamentliche Sage von den Weisen aus dem Morgenlande. Als sie zu Herodes kommen und ihn fragen, wo der neugeborene König der Juden sei, wird Herodes bestürzt; denn ihm ist kein Sohn geboren worden. Also kann es nur ein Thronräuber sein. Sobald er weiß, daß der Messias gemeint sei, der in Bethlehem das Licht der Welt erblicken soll, nimmt er die Weisen heimlich bei Seite: „Zieht hin und stellt genaue Nachforschungen an wegen des Kindes; habt ihr es gefunden, so meldet es mir, damit ich auch hingehe und ihm huldige.“ Aber die Weisen kehren nicht zurück, da Gott über dem Kinde wacht. Herodes versucht vergebens, das Kind umzubringen, das seine Dynastie gefährdet. Das ist im Grunde dieselbe Geschichte, die in Agypten von Cheops erzählt wurde: Auch Cheops erkundigte sich genau bei dem Zauberer, wann und wo die Mutter niederkommen werde, angeblich um sie zu besuchen; in Wirklichkeit aber hat er Mordpläne im Sinne. Und wenn der Schluß des Papyrus erhalten wäre, würden wir dort wohl dieselbe oder eine verwandte Sage lesen wie die von dem bethlehemitischen Kindermord. So lehren noch einzelne Erzählungen, daß gerade bei den messianischen Weissagungen literarische Zusammenhänge zwischen Israel und Agypten anzunehmen sind.

Endlich ist noch eine dritte Übereinstimmung beachtenswert. In Israel wie in Agypten gehen die Schilderungen der Propheten, in denen sie das kommende Unheil oder Heil malen, oft über das Politische und rein Menschliche hinaus. Wie die Völkervelt so wird überhaupt der ganze Kosmos in

Unordnung geraten; die Sonne verfinstert sich, und die Naturgesetze treten außer Kraft. Diesen Drohungen stehen die entsprechenden Verheißungen gegenüber: In der Heilszeit wird die Ordnung wiederhergestellt; die Sonne verliert ihren Schein nicht wieder, und der Welt wird ein neues Naturgesetz gegeben. So vermischen sich politische und mythologische Züge miteinander. Das Völkerdrama erweitert sich an einzelnen Punkten zum Weltendrama; das Chaos der Urzeit, das einst vor der Schöpfung existierte, soll sich wiederholen, und nach ihm kehrt das Paradies zurück, das von dem König Ke selbst wiedergebracht wird oder von seinen Söhnen, in denen er sich inkarniert. Besonders deutlich schildert Jeremia (4, 23—26) die Zeit des Unheils als die Zeit des Chaos, wo alles „wüste und leer“ ist:

- Ich schaute zur Erde, und siehe, sie war wüste und leer,
und zum Himmel, da war kein Licht.
Ich schaute die Berge an, und siehe, sie bebten,
und alle Hügel, sie schwankten.
Ich schaute, und siehe, da war kein Mensch,
und alle Vögel des Himmels waren entflohen.
Ich schaute, und siehe, das Fruchmland war Öde,
und alle seine Städte verbrannt.

So ist es auch in Israel begreiflich, daß auf dies Chaos der Endzeit eine neue Schöpfung folgt, und daß die Farben, mit denen das Heil der messianischen Zeit gemalt wird, dem Gemälde des Paradieses entlehnt sind. Auffällig ist nur, daß der Messias selbst als der wiederkehrende Paradieskönig erscheint; denn in Israel weiß man von einem urzeitlichen Paradieskönig nichts und konnte nichts von ihm wissen, weil die Vorbedingung für eine solche Vorstellung fehlte. Das Königtum Israels, das erst mit Saul und David seinen Anfang genommen hatte, war viel zu jung, als daß man es in die Urzeit zurückdatieren konnte. Es entspricht dem geschlechterrechtlichen Stammesverband, in dem die Israeliten bis zur Eroberung Kanaans und noch in späterer Zeit lebten, wenn sie im Paradies nur eine Familie, Adam und Eva, aber keinen König, voraussetzen. Bei aller Umgestaltung der Überlieferung hat man nicht gewagt, Mose oder Josua zu Königen zu erheben, wie viel weniger den ersten Menschen! Die Idee eines urzeitlichen Königs kann nur in einem Volke entstanden sein, dessen Königtum in unvorstellbaren Zeiten wurzelte, das sich ein Leben ohne König überhaupt nicht denken konnte und daher den ersten Menschen notwendig auch als den ersten König auffassen mußte. Damit richten sich unsere Blicke ganz von selbst nach den uralten Königsstaaten im vorderen Orient, nach Ägypten und nach Babylonien. In Babylonien ist eine Messias Hoffnung bisher mit Sicherheit nicht nachzuweisen; in Ägypten dagegen war sie seit Jahrhunderten und Jahrtausenden geläufig. Dort erzählte man von Ke als dem Könige des Paradieses; dort feierte man die Anfänger einer neuen Dynastie in messianischen Weissagungen als Söhne des Ke, die das Ideal der Urzeit wieder erneuern. Und darum ist für den Historiker der Schluß unabweisbar, daß der Messiasglaube zuerst in Ägypten entstanden und dann von dort nach Palästina gewandert ist.

Die Vermittlerrolle spielten die Kanaaniter. Die enge Verknüpfung des Messias mit der Dynastie Davids lehrt, daß die Endhoffnungen Israels ihr erstes Gepräge in Jerusalem oder Juda erhielten; denn die Nordisraeliten hatten kein unmittelbares Interesse an der jüdischen Dynastie. Leider sind die Sagen Jerusalems niemals gesammelt worden, so daß wir von der Vergangenheit dieser Stadt weniger wissen als von vielen kleineren Ortschaften Palästinas. Nur beiläufig erfahren wir von Melchizedek, den eine junge Sage zum Zeitgenossen Abrahams gemacht hat (1. Mose 14, 18 ff.). Wie Abraham der Ahnherr der Israeliten, so wird Melchizedek der Ahnherr der jerusalemischen Könige oder der Begründer der jerusalemischen Dynastie gewesen sein, der nach anderen Sagen als Urkönig der Urzeit regierte. In Psalm 110, 4 wird ein vorevangelischer König von Jerusalem, vermutlich am Tage seiner Thronbesteigung, in überschwänglicher Weise verherrlicht. Ein Orakel verkündet ihm, daß er „Priester der Ewigkeit nach der Weise Melchizedeks“ sein solle. Da er somit als der messianische König der Endzeit gefeiert wird, so muß Melchizedek König der Urzeit gewesen sein, der eben als Messias wiederkehrt. Wie Israel die Einrichtung des Königtums durch die Vermittlung der Kanaaniter den Völkern des vorderen Orients entlehnte und allmählich in diese fremde Institution mit allem Zubehör hineinwuchs, so ist demnach auch die Erwartung des messianischen Königs fremden Ursprungs und von den Kanaanitern den Israeliten überliefert worden. Dabei scheint Melchizedek der Vorläufer Davids gewesen zu sein; was die Kanaaniter von jenem erhofften, übertrugen die Israeliten auf diesen.

Aber man darf auch die Rehrseite nicht vergessen. Mögen immerhin die Ähnlichkeiten zwischen der israelitischen und ägyptischen Prophetie so groß sein, daß ein historischer Zusammenhang nicht geleugnet werden kann, so sind doch auch die Abweichungen und Verschiedenheiten nicht zu übersehen. Da ist vor allem das zu betonen: Die Messias Hoffnung hat in Israel eine einzigartige, wunderbare Geschichte erlebt, der man nichts anderes an die Seite stellen kann. Aus Israel sind Propheten hervorgegangen, die sich von den ägyptischen Zauberern und Wahrsagern himmelweit entfernen. Zwar haftet auch den israelitischen Propheten einzelnes Menschliche an; aber in ihren größten Gestalten ragen sie weit über den Durchschnitt hinaus; ja, man darf sagen, sie haben eine Bedeutung nicht nur für Israel gehabt, sondern für die ganze Menschheit gewonnen. Ihr Messiasideal besitzt Ewigkeitswert. Mögen noch so viele Anknüpfungen an Allgemein-Orientalisches und speziell an Ägyptisches vorhanden sein, der Messias, von dem wir heute reden, ist doch die originale Schöpfung der israelitischen Religion von einer Größe und Erhabenheit, vor der wir uns mit tiefer Ehrfurcht beugen.

* * *

Die älteste volkstümliche Erwartung tritt uns in dem Segensspruch über Juda entgegen (1. Mose 49, 10 ff.):

Nicht weicht das Szepter von Juda,
noch der Herrscherstab vor seinen Füßen,

bis sein König kommt,
 dem die Völker gehorchen,
 der seinen Esel an den Weinstock bindet
 und an die Rebe seine junge Eselin,
 der sein Gewand in Wein wäscht
 und sein Kleid in Traubenblut,
 dessen Augen funkeln vom Wein
 und dessen Zähne weiß sind von Milch.

Dieser Spruch stammt aus der Zeit Davids und lehrt uns, wie das Messiasideal damals in Israel aussah. Es ist ganz und gar irdisch gestimmt. Der Messias ist der kommende König, dem als Weltherrscher nicht nur Israel, sondern alle Völker gehorchen sollen. Ein Zeichen seiner königlichen Macht ist der Esel, der damals noch als das vornehmste Reittier galt. Zugleich aber beginnt eine paradiesische Fruchtbarkeit des Bodens; Wein und Milch ist im Überfluß vorhanden. Am interessantesten aber ist an diesem Liede, daß man den Messias noch nicht mit der Gestalt Davids verbunden hat. Wenn der Weltherrscher erscheint, dann soll das Szepter aus Juda weichen; d. h. dann hat die Dynastie Davids, die jetzt regiert, ein Ende. Aber freilich, das liegt noch in weiter Ferne, und bis dahin darf sich David getrösten, daß seine Nachkommen auf seinem Thron sitzen werden.

Bald wurde es anders. David wurde zum Messias; er selbst sollte wiederkehren, so hoffte man, um die Zukunftserwartungen Israels zu erfüllen. Diese Wandlung muß bald nach dem Tode Davids begonnen haben. Seine Heldengestalt und liebenswürdige Persönlichkeit hatten bereits zu seinen Lebzeiten die Herzen der Israeliten bezwungen, so daß man ihn gern verherrlichte. Schon unter Salomo empfand man den Verlust, den man durch Davids Tod erlitten hatte. Salomo war zwar als Herrscher ebenso gewaltig wie David, aber er kam niemals dem Herzen des Volkes nahe. Er war ein echt orientalischer Despot, dessen prunkende Macht und steife, höfische Etikette dem freiheitsdurstigen und männerstolzen Sinn der Israeliten nicht zusagte. Von Salomo redete das Volk mit Bewunderung, aber nicht mit Liebe. Und als nach Salomos Tode das Reich zerfiel und sich in Nordisrael und Juda spaltete, da sehnte man sich vollends nach den glorreichen Zeiten Davids zurück. Die „Hütte Davids“ war zerfallen, und nichts wünschte man lieber, als daß sie aufs neue gebaut würde, und daß David selbst als Bauherr wiederkäme (1 Mos 9, 11; Hof. 3, 5.). Die Wurzel Jsais sollte noch einmal ausschlagen und ein Reis treiben, und dies Reis war niemand anders als David selbst, der Sohn Jsais (Jesaja 11, 1). Seitdem lebte David in der Liebe Israels weiter, und die Hoffnung auf seine Parusie ist niemals ganz ausgestorben.

Den Glauben des Volkes haben die Propheten aufgegriffen, zum Teil weitergegeben und zum Teil vertieft. Die messianischen Weissagungen, die wir in den Prophetenschriften besitzen, vereinigen die verschiedensten Züge in sich; einige davon sind vergänglich, andere unvergänglich. Da sind zunächst politische Bilder, die das Glück Israels unter dem kommenden Herrscher ausmalen. Der David, der einst regieren soll, errichtet ein neues Reich, in

dem Nordisrael und Juda zu einem festen Organismus zusammengewachsen sind. Der König, der sein mächtiges Szepter schwingt, tötet die Gottlosen und Frevler, schützt die Armen und Schwachen, wacht über dem Recht und der guten Sitte und ahndet jedes Vergehen, so daß die Israeliten voll Liebe und Vertrauen zu ihm emporblicken. Zu seinem Reich gehören aber auch die Nachbarvölker Edom, Moab, Philistäa und wie sie alle heißen. Der König Israels wird zum Weltherrscher, und alle Völker beugen vor ihm das Knie. Die Könige der Welt senden ihre Gesandten nach Jerusalem und mit ihnen ihre Abgaben und Geschenke; so strömen dort die Schätze und Reichtümer der Erde zusammen. Man darf den Israeliten keinen Vorwurf daraus machen, daß sie einen solchen Traum der Weltherrschaft träumten; jedes kräftige, emporstrebende und gesunde Volk hat die Sehnsucht, sich einen Platz an der Sonne zu sichern, und der nationale Stolz, der es beseelt, wird dem neidischen Nachbarn immer als Eitelkeit und Überhebung erscheinen. Überdies waren die Israeliten nicht die einzigen, die die Weltherrschaft beanspruchten; die Ägypter verlangten für sich dasselbe und hatten auch größeres Unrecht darauf, da sie politisch sehr viel mächtiger waren als das kleine Israel. Aber gerade darum wird man die politischen Hoffnungen als vergängliche betrachten dürfen, wenn sie auch in Israel berechtigt und begreiflich waren, so lange das Volk eine nationale Existenz führte. An diesen Bildern politischen Glücks, an diesem Traum der Weltherrschaft hing das Herz der Israeliten; denn sie waren in der alten Zeit politisch sehr interessiert. Aber über Israel hinaus haben diese Messiaserwartungen keine Bedeutung gehabt.

Neben den politischen begegnen uns naturhafte Bilder. Wenn der Messias erscheint, soll die Natur sich wandeln. Es sind Bilder von lachendem Sonnenschein und lockendem Glanz, mit den wundervollen Farben des Paradieses gemalt, zum Teil voll märchenhafter Pracht und unvergänglicher Schönheit, die auch unser Herz mit fortreißen. Wie herrlich hat Jesaja (Kap. 11) den Tierfrieden gezeichnet, wo der Wolf beim Lamm zu Gast ist und der Panther beim Böckchen lagert, wo Kalb und Löwe, Kuh und Bärin aus derselben Krippe fressen, und wo die Kinder mit den buntschillernden Schlangen wie mit Puppen spielen. Es ist die Sehnsucht des Hirten und Viehzüchters, die hier zum Ausdruck kommt, daß seine Herden ungestört weiden können, ohne Furcht vor wilden Tieren und giftigen Ottern. Daneben stehen die Bilder, die der Bauer träumt, von der unendlichen Fruchtbarkeit des Bodens, von der Mühelosigkeit des Ackerbaus und dem Segen der Ernte; da holt der Pflüger den Schnitter ein, der Traubenkelterer den Säemann, da triefen die Berge von Most und die Hügel von Milch. Während die Quellen und Ströme uns Sterblichen nur Wasser zuführen, wird jenes Land des Messias von Milch und Honig fließen. In jener Zeit hat jeder Bauer, auch der ärmste, sein eigenes Haus und seinen eigenen Garten; er sitzt unter seinem Feigenbaum und Weinstock, lebt von ihren Früchten oder von der Milch, die ihm zwei Kühe spenden, und kleidet sich in die Wolle seiner Schafe.

Wie die Natur sich wandelt, so ändert sich auch die Menschheit.

Nicht nur den wilden Tieren, den Raubvögeln und dem schädlichen Gewürm wird ein neues Geseß gegeben, daß sie wieder zahm und unschädlich werden wie einst im Paradiese, sondern auch die Menschen werden wieder, was sie einst gewesen, friedliche Ackerbauer, die einträchtig wie Brüder beieinander leben. Der Krieg verschwindet aus der Welt, die Waffen werden zerbrochen, die Soldatenmäntel verbrannt, die Schwerter in Pflugscharen umgeschmiedet. Ein einziges Reich des Friedens umspannt dann alle Welt, und die Völker befehdn sich nicht mehr. Dieser Traum von dem seligen Frieden der Endzeit stammt ursprünglich, wie aus den Bildern deutlich hervorgeht, aus den Kreisen der Bauern; und da die Israeliten ein Bauernvolk waren, das von dem Ertrag des Ackers lebte, so ist dies wohl begreiflich. Die Welt klirrte damals von Waffen, und die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden mußte gerade in Israel die Gemüter bewegen, da Palästina fast unter jedem Krieg zu leiden hatte, der im vorderen Orient ausbrach. Auch gegenwärtig sind die Greuel der Schlachten noch nicht verschwunden, und die Fortschritte, die die Menschheit seit der Zeit der Propheten in dieser Richtung gemacht hat, sind fast gleich Null; so ist der Traum vom ewigen Frieden noch heute nicht Wirklichkeit geworden.

Es wandert eine schöne Sage
 Wie Veilchenduft auf Erden um,
 Wie sehnend eine Liebestlage
 Geht sie bei Tag und Nacht herum.
 Das ist das Lied vom Völkerfrieden
 Und von der Menschheit letztem Glück,
 Von goldner Zeit, die einst hienieden,
 Der Traum als Wahrheit, kehrt zurück,
 Wo einig alle Völker beten
 Zu einem König, Gott und Hirten.

Unvergänglicher noch als diese rein menschlichen Erwartungen sind die sittlich-religiösen Hoffnungen, die von den Propheten Israels wie leuchtende Goldfäden in das volkstümliche Gewand des Messias gewebt wurden. Sie verkündeten, daß der König der Endzeit nur dann kommt, wenn Israel zuvor Buße tut und sich zu seinem Gott bekehrt, wenn es die sozialen Pflichten gegen die Schwachen, Armen und Unterdrückten, gegen die Witwen und Waisen auf sich nimmt, wenn seine Richter unbestechlich und seine Beamten treu sind, wenn das Volk vom Götzendienste läßt und seinem Gotte im Geist und in der Wahrheit dient. So wird die Messias Hoffnung an eine sittlich-religiöse Vorbedingung geknüpft. Zugleich aber wird das Messiasideal selbst umgestaltet. Die alten Züge bleiben zwar erhalten, aber neue kommen hinzu und drängen sich in den Vordergrund. Auch die Propheten hoffen auf einen König, der Israel und die Welt beherrschen soll; aber dieser Messias erfüllt nicht nur die politisch-patriotischen Wünsche des Volkes, sondern zugleich auch die sittlich-religiösen Ideale der Propheten. Er ist gerecht; Gerechtigkeit ist der Gurt seiner Lenden, und Treue der Schurz seiner Hüften. Er ist fromm; der Geist Gottes ruht auf ihm, der Geist der Erkenntnis und der Gottesfurcht. Unter ihm wird Gerechtigkeit fließen wie ein nie versiegender

Bach, und Frömmigkeit wie Wasser, die das Meer bedecken. Gözendienst und Unsitlichkeit, Bestechlichkeit und Untreue, Habgier und Eigennutz verschwinden; denn die gottlosen Sünder sollen die seligen Tage der Erneuerung nicht schauen. So wird eine sittlich-religiöse Neugeburt des Volkes stattfinden, und der König selbst wird das Vorbild aller Tugenden sein. Dann werden auch die Heiden nach Jerusalem kommen und sich von dort Lehre und Recht holen; alle Völker wallfahren zu Israel und seinem Gott.

Am gewaltigsten ist das Bild der messianischen Zeit von Jesaja gezeichnet. Dieser Prophet weiß von einem Weltplan Gottes, der alle Völker umspannt, und hat oft von diesem wundervollen Plan gesungen. Zunächst soll Israel wegen seiner Sünden gestraft und bis in den Staub gedemütigt werden. Die Assyrer sind das Werkzeug in der Hand Gottes, die Zuchtrute, mit der Israel gezüchtet werden soll. Aber wenn Israel dann Buße tut, wendet sich das Schicksal. Ehe Jerusalem fällt, greift Gott ein und vernichtet die Feinde, die sich zum letzten Ansturm gesammelt haben. Dann ist der Spuk zerstoßen wie ein Traum der Nacht. Die heilige Stadt steigt aus dem Unglück zu neuem Glück empor; fortan regiert Gott selbst das Volk, und keine Feinde werden es mehr schrecken. In diesem Bilde spielt der Messias selbst keine Rolle; Gott ist der Handelnde und, wenn man will, mag man ihn den Messias nennen. Das Bedeutsame liegt vielmehr in der großzügigen Auffassung von Gott als dem Lenker der Weltgeschichte. Seinen Plan, der sich auf alle Völker bezieht, führt er durch ohne Rücksicht auf das Wohlergehen Israels. Zuletzt wird freilich Jerusalem gerettet, aber nicht weil Israel das auserwählte Volk ist, sondern weil es sich zu Gott bekehrt. Gott ist das Gute, und das Ziel, das er verfolgt, ist der Sieg des Guten in der Welt. Die messianische Zeit, der die Weltgeschichte zustrebt, ist daher die Vollendung des Guten, vor der alle Nationen wie nichts verschwinden.

* * *

Eine stärkere Wandlung des Messiasideals vollzog sich im Exil, als Israel fern von der Heimat in Babylonien weilte. Das Volk glich einem Schwerkranken, dessen Leib mit Wunden bedeckt ist, einem Verbrecher, der aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen ist. Da brauchte es einen Messias, der eben so schwer gelitten hatte wie es selbst und der trotz Nacht und Tod zum Siege gelangte. Das Bild, an dem sich das arme und geschlagene Volk aufrichten und erbauen konnte, zeichnete ein exilischer Prophet in dem Gottesknecht von Jesaja 53, vielleicht im Anschluß an die volkstümliche Vorstellung von dem als Messias wiederkehrenden König Josia. Als Israel die Größe des Todes an eigenen Leibe erlebte, mußte der fromme, durch Tragik verklärte Josia mehr zu seinem Herzen sprechen als der siegfrohe David.

Josia war neben David der frömmste Herrscher in Israel gewesen; er hatte kurz vor dem Exil noch einen letzten heroischen Versuch gemacht, den Staat vor dem Verderben zu retten. Auf Grund der prophetischen Verkündigung und eines danach aufgefundenen Gesetzbuches hatte er den jüdischen Gottesdienst völlig umgestaltet und eine Reformation durchgeführt, die sich

an Kühnheit des Glaubens und an Energie mit der Reformation Luthers vergleichen läßt. Josia war ein König nach dem Herzen der Propheten; er wollte das prophetische Ideal in Wirklichkeit umsetzen in der Hoffnung, daß Gottes Gnade dann Juda beschützen werde. Aber die hochgestimmten Erwartungen, die sich bis zur Überzeugung gesteigert hatten, das messianische Heil sei angebrochen, wurden grausam enttäuscht. Wenige Jahre nach der Reformation zog der Pharao Necho gegen Palästina und Syrien. Josia warf sich ihm tollkühn mit seinen armseligen Truppen entgegen; es kam zur Schlacht in der Ebene von Megiddo, deren Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte. Das Heer Josias wurde vollständig vernichtet; er selbst wurde verwundet und starb nach kurzem Schmerzenslager. Wir wissen aus mancherlei Nachrichten, daß sein Tod das Volk aufs schmerzlichste bewegte und daß man ihn bis auf die Zeit Christi mit kultischen Liedern beklagt hat. Wahrscheinlich glaubte man, seine Frömmigkeit und Treue gegen Gott werde dadurch belohnt werden, daß er mit der Krone des Messias geschmückt wiederkehren würde. So ist Josia der Erbe Davids geworden.

Diese volkstümliche Erwartung von dem wiederkehrenden Josia hat der Verfasser von Jesaja 40—55 aufgegriffen und zu einem Messiasbilde ausgestaltet, das auf die Folgezeit von tiefstem Einfluß gewesen ist. Er ist überzeugt, daß der Gottesknecht in nächster Zukunft erscheint, um Israel aus dem Exil zu befreien, es auf einem wunderbaren Wege durch die Wüste zu geleiten und ihm in der Heimat ein neues, schöneres Reich zu errichten. Das ist aus den damaligen Verhältnissen völlig begreiflich. Vor allem aber sind es zwei Züge, die dies neue Messiasideal beherrschen. Erstens wird der Knecht Gottes als Märtyrer aufgefaßt. Er ist durch das schwerste Leiden hindurchgegangen; er wurde beschimpft, mißhandelt, einem Verbrecher gleich geschlagen und ist gestorben, von niemandem geschätzt. Und dennoch war er unschuldig. Er litt nicht ob der eigenen Vergehen, sondern um der Sünde Israels willen; damit Israel gesund würde, war er krank. Die Strafe, die Israel hätte tragen sollen, nahm er willig und geduldig auf sich, seinem Gotte getreu bis in den Tod. Darum will ihn nun auch Gott erhöhen und als Messias wiederkehren lassen. Das ist der tiefste Gedanke, der sich je mit der Gestalt des Messias verbunden hat: Nur der Märtyrer überwindet die Welt. Wenn eine neue Wahrheit unter die Menschen tritt, dann muß sie zunächst unterdrückt werden. Jeder große Prophet ist zunächst verfolgt, gesteinigt und gekreuzigt worden. Aber das Dunkel der Nacht wird durch die helle Sonne des Tages verdrängt, und aus dem Tode sprießt neues Leben. So muß auch die Wahrheit durchdringen, so muß auch der Märtyrer mit dem Kranze des Sieges geschmückt werden.

Und zweitens: Der Gottesknecht ist in erster Linie nicht König, sondern Prophet. Was hier geschildert wird, ist ein neuer Elias, ja mehr als das, ein Riesenprophet, der nicht nur an Israel arbeitet, um es zu seinem Gott zurückzuführen, der nicht nur die Mühseligen und Beladenen erquickt, die Gebeugten und Schwachen aufrichtet, sondern die ganze Welt durchzieht, um sie für den wahren Gott zu gewinnen. Er ist der Weltmissionar,

das Licht der Heiden. Ähnliche Gedanken waren wohl sonst schon geäußert worden (Jesaja 2), aber nirgends mit dieser Energie und Konsequenz. Der Gott Israels ist der wahre, ja der einzige Gott; ihm gegenüber sind die Götter der Heiden ein Nichts, eitel Schall und Rauch, und darum ist die Religion Israels auch bestimmt, die Religion der ganzen Welt zu werden. Es ist wunderbar, wie sich diese Ahnung erfüllt und wie der Gott Israels im Christentum und im Islam wirklich die Welt erobert hat. Und es ist noch wunderbarer, daß diese Ahnung gerade in der Zeit ihren erhabensten Ausdruck gefunden hat, in der die israelitische Religion, äußerlich betrachtet, ihre tiefste Erniedrigung erlebte; denn das Volk schmachtete im Exil, und sein Gott schien ohnmächtig, ja tot zu sein. Da hat dieser Prophet von Jesaja 53 in seinem kühnen Glauben und seiner flammenden Begeisterung für den Gott Israels ihm und seinem Knechte im voraus die Völker zu Füßen gelegt.

Die letzte große Wandlung, die das Messiasideal durchmachte, tritt uns im Buch Daniel (um 160 v. Chr.) entgegen. Da ist aus dem leidenden, sterbenden und auferstehenden Gottesknecht der „Menschensohn“ geworden, oder richtiger „der Mensch“, der wiederkehrende Adam, der auf den Wolken des Himmels kommt, um die Nationen zu regieren und die Welt zu richten. Er gilt als präexistent, d. h. er existiert von Ewigkeit her, ist vor aller Welt geschaffen und von Gott auserwählt worden, um zunächst in der Verborgenheit des himmlischen Paradieses zu leben, dann aber am Ende der Tage als Weltrichter und Weltherrscher offenbar zu werden. Von einem Leiden und Sterben des Menschensohnes, wie es im Neuen Testamente vorausgesetzt wird, ist hier nicht die Rede; dieser Messias ist überhaupt nicht menschlicher, sondern übermenschlicher Art. Woher diese Gestalt stammt, ist bis heute noch ein völlig ungelöstes Rätsel. Erkennen läßt sich nur so viel, daß dies Messiasideal bis zu einem gewissen Grade durch die Entwicklung der jüdischen Religion bestimmt war. Damals wurde der Gottesbegriff des Judentums immer transzendenter, überweltlicher; dem mußte sich auch die Vorstellung des Messias notwendig anpassen. Nur ein präexistent, mit göttlicher Machtfülle ausgestatteter Messias wie der „Menschensohn“ Daniels konnte dem supranaturalen Wesen des Judentums Genüge leisten. Aber diese innere Wandlung vollzog sich wahrscheinlich durch äußeren Anstoß.

So haben wir drei Messiasideale im Alten Testament kennen gelernt: den wiederkehrenden David, den leidenden Gottesknecht und den auf den Wolken des Himmels erscheinenden „Menschensohn“. Der siegesgewisse David ist das Abbild des jugendfrohen Volkes; der als Märtyrer geschilderte Gottesknecht ist das Gegenstück zu dem schmerz erfüllten Volk des Exils, und der wolken thronende „Menschensohn“ ist ein passender Bestandteil in der apokalyptisch gerichteten Phantasiwelt des Judentums. Das Bild des Königs hat sich im Laufe der Zeit verwandelt, zunächst in die Idealfigur eines Propheten und dann in die übermenschliche Gestalt eines Weltrichters. Im Grunde genommen aber ist es immer derselbe Messias geblieben, die leibhaftige Verkörperung der tiefsten Sehnsucht, die das Herz der Edelsten in Israel bewegte; nur daß sich diese Sehnsucht mit immer neuem Inhalt

füllte. Während in der alten Zeit die politisch-naturhaften Hoffnungen überwogen, wengleich in der Verkündigung der Propheten veredelt und durch religiös-sittliche Motive vertieft, haben sich im Exil der Gedanke der Weltmission und in der Apokalypstik die Anschauung des Weltgerichtes mit der Vorstellung des Messias verbunden und den Glauben an die Zukunft innerlich bereichert.

* * *

Da für die Juden der Messias der Inbegriff der höchsten Persönlichkeit nächst Gott war, so konnten sie die Bedeutung Jesu als der Offenbarung Gottes nur dann zum Ausdruck bringen, wenn sie ihn Messias nannten. Anders war es, als sich das Christentum von seinem palästnischen Mutterboden löste und in die weite Welt hinausstürmte, um sie zu erobern. In der hellenistischen Anschauung wußte man nichts von einem „Christus“; wohl aber kannte man eine nahe verwandte Vorstellung, die des Heilands (griechisch Soter). Erst die nachpaulinische Zeit hat dies Prädikat auf Jesus angewandt und ihn als den Weltheiland gefeiert. Woher das Epitheton ursprünglich stammt, läßt sich heute mit Sicherheit noch nicht sagen, wahrscheinlich aus Agypten. Jedenfalls war es zur Zeit Christi und bald nach seinem Tode schon weit verbreitet; nur daß man nicht Jesus, sondern andere Religionsstifter als Heilande pries. Vor allem aber war dieser Titel und alles, was damit zusammenhängt, im Hoftil geläufig; die Könige Agyptens und Kleinasien und besonders den Kaiser von Rom nannte man Heiland.

Der erste, bei dem wir diesen Königstitel nachweisen können, ist der große Julius Caesar, der in einem Volksbeschlus von Ephesus aus dem Jahre 48 v. Chr. verherrlicht wird als der „von Zeus und Aphrodite stammende Gott auf Erden und als der allgemeine Heiland für das Menschenleben“. Zwei andere Inschriften aus Kleinasien sind deshalb von Interesse, weil sie den Kaiser Augustus als Weltheiland feiern und von ihm den Anbruch des goldenen Zeitalters erwarten. Im Jahre 9 v. Chr. führte die Provinz Kleinasien eine neue Kalenderordnung ein. Das neue Jahr sollte fortan mit dem 23. September beginnen, dem Geburtstag des Augustus, da dieser Geburtstag, so heißt es in dem Dekret, „den Anfang der Evangelien“ bildet und dem „Anfang der Weltgeschichte“ gleich zu achten sei; die Welt wäre dem Untergang geweiht gewesen ohne seine Geburt. „Aber die Vorsehung schenkte uns den Augustus, den sie zum Wohle der Menschheit mit Kraft erfüllte, den sie uns und unseren Nachkommen als Heiland sandte, der dem Krieg ein Ende machen und das Weltall ordnen sollte.“ In der etwas jüngeren Inschrift aus Halikarnas wird das überschwängliche Glück, das mit der Regierung des Augustus hereingebrochen ist, noch weiter ausgemalt: „Denn in Frieden ruhen Land und Meer, die Städte blühen durch gute Geseze, Eintracht und Segen; jedes Gute entfaltet sich reich und trägt Früchte, und die Menschen sind voll froher Hoffnung auf die Zukunft und voll guten Mutes für die Gegenwart.“ So ist es wohl begreiflich, daß die Missionare des Christentums den Titel „Weltheiland“ aufgriffen und ihn auf Jesus übertrugen in antithetischer Gegenüberstellung: Nicht der Kaiser, sondern Jesus ist es, der das Heil der Welt

bringt. Und mit diesem Ruf trafen sie die Herzen der Menschen im ganzen römischen Reich.

Auch in Rom war ungefähr um dieselbe Zeit wie in Kleinasien die Messias Hoffnung rege geworden. Man glaubte, das Ende der Welt sei nahe; ein göttlicher König werde das Heil heraufführen, und dies Heil sei eine Wiederkehr des goldenen Zeitalters, das einst im Anfang der Welt unter dem glücklichen Szepter Saturns geherrscht hatte. Von der seligen Urzeit singen wehmütig die Dichter Roms Vergil, Tibull, Ovid und Horaz. Vergil weiß nicht nur, daß sie wiederkehren, sondern daß sie genau im Jahre 40 v. Chr. anbrechen muß, vielleicht weil dann ein neues Säkulum beginnen sollte. Die Römer faßten hundert Jahre zu einem Säkulum zusammen; war dieser Zeitraum vorüber, so wurde er feierlich bestattet und mit den Sünden der Vergangenheit begraben. Der Konsul des Jahres 40 war M. Asinius Pollio, dem gerade in diesem Jahre ein zweites Kind geboren werden sollte. Diese Gelegenheit benutzte Vergil, der ihm befreundet war, zu einem Liede auf die kommende selige Zeit, die mit der Geburt eines göttlichen Kindes beginnen solle. Der Konsul mußte an seinen eigenen Sohn denken; Vergil aber drückt sich absichtlich geheimnisvoll aus und läßt die Frage offen, wer der Messias sein werde. Während der Knabe heranwächst, so heißt es bei ihm, werden sich die Frevel der Urzeit noch einmal wiederholen. Die Arche wird aufs neue hinausfahren, und der Kampf um Troja aufs neue entbrennen. Aber wenn der Knabe zum Manne gereift ist, dann soll die goldene Zeit anbrechen. Alle schädlichen Tiere sollen verschwinden und alle giftigen Kräuter; die Erde sproßt tausendfach von Blumen und Früchten, und die Menschen ernten, ohne zu säen. Der Dichter hofft, selbst noch diese Zeit zu erleben und dann wie ein neuer Homer ein neues Lied anstimmen zu können¹⁾.

Aber der Traum erfüllte sich nicht; weder Pollios Sohn noch ein anderer erschien, das goldene Zeitalter zu bringen. Vergil hat wohl selbst schon das Lied auf Augustus umgedeutet; jedenfalls wurden später alle die Nachfolger des Kaisers, Caligula, Nero usw. bis auf die Zeit Konstantins als die Anfänger des messianischen Reiches gefeiert. „Heiland des gesamten Menschengeschlechtes“ war ihr ständiger Titel, der erst abgeschafft wurde, als Konstantin das Christentum zur Staatsreligion erhob. So sank allmählich zur bloßen Formel herab, was ursprünglich unter Augustus lebendiger Glaube gewesen war: der Glaube an die göttliche Macht des Kaisers und an die weltüberwindende Größe des Imperiums.

* * *

Die Messias Hoffnung starb auch dann nicht aus, weder auf religiösem noch auf politischem Gebiet. Der Christus war zwar in Jesus erschienen, aber er sollte noch einmal wiederkommen in der Herrlichkeit Gottes. Immer wieder tauchten Propheten auf, die das Jahr der Parusie genau anzugeben

¹⁾ Vgl. zum Vorhergehenden Hans Liezmann, *Der Weltheiland*. Bonn 1909. Zum Folgenden vgl. Franz Kamper's, *Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage*. München 1896.

wußten und auch den Ort, wo sie erfolgen sollte. Es gibt heute noch religiöse Gemeinschaften außerhalb der christlichen Kirche, bei denen der Gedanke der Wiederkehr Christi und die dazugehörige Vorstellung vom Ende der Welt im beherrschenden Mittelpunkt ihres Glaubens steht. Wir nennen alle diese Sektens Adventisten, weil sie den Advent Christi in nächster Zukunft erwarten und gewöhnlich auch genau berechnen. Berühmt ist besonders das Jahr 1843, das von verschiedenen Seiten als das Jahr des Weltunterganges bezeichnet war und das man nicht nur in Deutschland, sondern auch in Rußland, Holland, Schweden und Amerika als ein kritisches Jahr erster Ordnung betrachtete. Als es ohne jede Erschütterung der Erde vorüberging, da gab man keineswegs den Glauben an die Weltkatastrophe als falsch auf, sondern stellte neue Rechnungen an und schob den Termin von Jahr zu Jahr hinaus.

Ähnlich war es mit der politischen Messias Hoffnung. Immer wieder weckten die Kaiser den Glauben, als könne mit ihnen das goldene Zeitalter nun wirklich beginnen. Erst waren es die oströmischen, dann die fränkischen Kaiser. Ihre letzte Nachblüte erlebte diese Erwartung unter Kaiser Friedrich II., dem Staufener, der, in Deutschland kaum bekannt, 1250 in Unteritalien starb. Von ihm glaubte man, er werde das heilige Grab in Jerusalem erobern und auf Golgatha Szepter und Krone niederlegen, damit Gott sein Regiment antreten könne. Als er starb, ohne diese Erwartung erfüllt zu haben, tauchte die Sage auf, er sei in den Atna eingezogen. In Italien fürchtete man ihn als die Zuchtrute der Kirche, in Deutschland dagegen vertraute man auf ihn als auf den Reformator der Kirche. Erst drei Jahrhunderte später wurde diese Sage auf Friedrich I. Barbarossa (1152—1190) übertragen, der in den Fluten des Saleph in Kleinasien seinen Tod fand, als er auf der Fahrt nach Jerusalem begriffen war. Die Barbarossasage ist zum ersten Male 1519 in einem Volksbuch nachweisbar, das ein Stadtarzt Johannes Adelphus aus Schaffhausen geschrieben hat. Sie wurde dann im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts noch weiter ausgeschmückt und erhielt ihre endgültige Gestalt erst im Jahre 1703. Mit der altorientalischen Vorstellung von dem wiederkehrenden Messias ist hier die echt deutsche Idee verbunden von dem Berg als dem Aufenthaltort der Toten, um den die Raben als Seelenvögel kreisen; hinzugekommen ist ferner die aus den damaligen zeitgeschichtlichen Verhältnissen verständliche Sehnsucht nach einem tatkräftigen Kaiser, der das neue deutsche Reich zusammenschmiedet. Die Ballade Rückerts vom Jahre 1817 hat die volkstümliche Sage in die unvergängliche, klassische Form gebracht.

Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterirdischen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesezt.

Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr, zu seiner Zeit.

Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feueröglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug halboffen zwinkt;
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
Geh hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr.

So kann man die Barbaroffasage den jüngsten Ausläufer der messianischen Hoffnung nennen; Kaiser Rotbart war jedenfalls die letzte historische Gestalt, die mit dem Schimmer des Messias geschmückt wurde.

Der Historiker, der die Jahrtausende menschlicher Erwartung überblickt, wird zwar zugeben müssen, daß der israelitische Messias, soweit er die politischen Gedanken seines Volkes verkörpert, mancherlei Parallelen in der Weltgeschichte gefunden hat: in dem ägyptischen Ne-König, in dem römischen Kaiser-Heiland und in dem germanischen Barbaroffa-Ideal. Der Messias der Israeliten ist nur ein Glied in dieser langen Kette, die Orient und Okzident umschlingt, aber freilich ein wichtiges Bindeglied. Wahrscheinlich ist Israel von altorientalischen Vorstellungen abhängig, die mit dem Königtum in Kanaan eingeströmt sind. Diese fremden Anschauungen jedoch sind dem israelitischen Empfinden nicht nur oberflächlich angepaßt, sondern sie sind innerlich von ihm verarbeitet worden, ja sie haben weiter gewirkt und neue unvergängliche Gedanken gezeugt, Gedanken, wie sie sonst bei keinem Volk mit dem Messiasglauben verknüpft worden sind und zu denen man anderswo vergebens Parallelen sucht. In ihnen ist die tiefste Sehnsucht eines frommen Herzens zum Ausdruck gekommen, die Sehnsucht nach paradiesischem Frieden in der Welt, nach königlicher Gerechtigkeit im Menschenleben und nach unverbrüchlicher Gemeinschaft mit Gott.

Auf der altjapanischen Heerstraße.

Wanderung von Tokio nach Kioto.

Von

Marie von Bunsen.

(Fortsetzung.)

Samamazu ist jetzt ein stilles Städtchen; in den Tokaido-Zeiten war es von „Krambuden“, wie Kämpfer sie nennt, angefüllt. Auch von gepuhten und geschminkten Diran, den Dirnen, die hier, wie an jedem größeren Ort, auf dem erhöhten Mattenestrich sitzend, den Vorbeigehenden winkten. In Samamazu sah er geschmückte Knaben; diese „abscheuliche und gottlose Art“ muß jedoch damals wie heute sehr vereinzelt vorgekommen sein.

Der größte Eindruck des Tages ist diese Iadoja gewesen. Sie nennt sich O gome ja; ist vielleicht dieselbe, die Kämpfer rühmend erwähnt. Auf jeden Fall jene, welche meinem Freunde Ottmar v. Mohl vor dreißig Jahren als beste des Tokaido genannt worden war. Ich glaubte, einen Tempel vor mir zu sehen, so stattlich waren die geschlossenen grauen Ziegeldächer mit reichen Stirnziegeln und Delphinen-Ornamenten, so vornehm lagen die Gebäude an einem alten Kiefernhain. Das Zimmer, in welches die Okamisang-Wirtin mich führte, ging auf einen kleinen Hofgarten. Palmen, Tannen, Bambus, Karthäusernelken in blauglasierten Töpfen, bronzene Prunkschalen und Laternen. Die Schiebetüren waren in Elfenbein oder in mattedem Lilagrau getönt, wurden durch zarte Goldranken oder durch Goldstaub belebt. An den schwarzen Lackkommodenständern waren Schmetterlinge in mannigfachen Goldtönen angedeutet. Ein bronzenes Weihrauchbecken stand im Tokenomo; auf geschnitztem Ebenholztischchen wurde mir das Abendessen gebracht. Speiseräume kennt man ja hier nicht; man erhält sein Zimmer, dort werden alle Mahlzeiten verabreicht, abends wird dann das Lager gerichtet, werden die Stongs hereingebracht. Diese Steppdecken waren mit besonders hübscher Seide bedeckt. An allen vier Ecken des Raumes wurde an seidenen Kordeln und Quasten ein baldachinartig über mir schwebendes Mückennetz befestigt. Dann stellten die Nefangs in das Tokenomo eine altjapanische Stehlampe, deren Nachtlicht einen sanften Schimmer verbreitete. Oben über den Schiebetüren zeigte das geschnitzte, durchbrochene Fries stilisierte Pawlownablüten. Im Nebenzimmer brannte Licht; so zeichnete sich das Blumenmuster dunkel ab, und gelegentlich leuchtete das diskrete Gold der Schiebetüren. Draußen

stötete jemand unverdrossen vor sich hin; es waren schrille, hohe, nicht reizlose Töne; hypnotisierende eintönige Modulation.

Tojohashi. Morgens hatte ich mir wieder für den ersten Teil des Weges eine Kuruma bestellt. Wir fuhren durch hübsche Dörfer mit beschnittenen Hecken und duftenden Orangen. Vor allem gedieh hier die Seidenwürmerzucht; große Felder waren mit leuchtend grünen Maulbeerbäumen bedeckt, in Häusern und Schuppen standen flache, mit Blättern gefüllte, übereinandergeschichtete Korbhorden, und zwischen den Blättern lagen die Seidenwürmer: eine weißgraue, unheimlich lebendige Masse.

Allerliebste waren die Blumen; goldgelbe Scolzien und weißpurpurne Petunien; in stolzer Reihe erhebt sich großer gefüllter blutroter Mohn. Plötzlich hörte der kiefernbeschattete Tokaido auf — da lag vor mir seeartig die große Hamana-Lagune. An der Luftlinie jenseits der schmalen Landzunge brachen sich die Meereswellen in einer langen weißen Linie. Eine gute Holzbrücke führte nach einer Insel. Die wollte ich mir doch ansehen. Es war ein Badeort, hatte etwas von Dievenow und etwas vom Lido; Holzhäuschen zwischen Kiefern und anderen Bäumen, das übliche Tempelchen, zahllose Buden. Mit Vergnügen suchte ich mir Ansichtskarten aus! Wie bei uns kosteten sie 2 bis 5 Pfennige, waren wie bei uns hergestellt. Aber wo bekäme man in Europa übliche Massenprodukte von solchem Reiz! Fast niemals war eine Gestalt falsch hingestellt, immer hatte man eine Gruppe gut abgelascht, sie mit Booten, Fahrzeugen, oder was es nur war, richtig zusammengesetzt. Sehr fein wurde die Luftstimmung wiedergegeben; Strand und Wolkenbilder waren manchmal geradezu entzückend. Nur einige wirkten charakteristisch-häßlich; mit Begeisterung hoben sie Eisenbahnbrücken, Schienen, Telegraphenstangen hervor. Dadurch wird das Selbstbewußtsein Neu-Japans gehoben.

Auf der Insel ging es noch ruhig zu; aber einige Badegäste saßen im Schatten der Bäume, plauderten und rauchten. Einige wateten, Fische und Krabben fangend, im Wasser.

Nun wurde ein Sampang zur Überfahrt genommen. Mit besorgter Miene teilte mir Rondo mit, die Leute wären unverschämt; unter einem halben Yen (1 Mk.) wäre keiner zu bekommen. Da es sich um eine etwa einstündige Fahrt, um zwei Menschen und eine gepäckbeladene Kuruma handelte, schüttelte ich zwar ernst den Kopf, fand die Forderung in verborgener Seele jedoch mäßig.

Es war allerliebste auf der Lagune. Fischerdörfchen mit Sampangs, Kiefern auf kleinen Inseln, landeinwärts blaue Berge, bewaldetes Vorland. Der schlanke junge Fischer; mit spärlichem, blauem Kittel bekleidet, konnte bald das rechteckige Segel hissen; langsam trieben wir hinüber. Fischerboote begegneten uns; starr vor Staunen wurde die Europäerin betrachtet. Es wurde mit Netzen und mit Haken gefischt, auch Seetang gesammelt. Vom fernen Ufer kamen Boote, welche die Tokaido-Wanderer umgekehrter Richtung herüberbrachten. Wir landeten an einem Fischerdorf; dort feierte man irgendein Fest, überall flatterten Flaggen, überall blähten sich Flaggen, bunte, mit originellen Ungeheuern bemalte Drachen ließ man fliegen.

Wieder zu Fuß weiter an den alten Tokaido-Kiefern vorbei. Es wurde hügelig; ein Aufstieg war recht steil, mühsam zogen und schleppten Männer Karren mit Maulbeerzweigen. Pferde waren kaum noch zu sehen. Ab und zu half ich Rondo den Karren ziehen; da niemand zusah, ließ er sich die Hilfeleistung gefallen. Oben angekommen, war die Aussicht entzückend. Das hellblaue Meer mit der schneeweißen Brandung lag unten; ringsumher zogen sich bewaldete Höhen. Eine herrliche Luft, durchsonnt, vom Seewind belebt.

Mittagsrast hielt ich in einem kleinen Gasthof am Weg. Er war erstaunlich nett; nur auf den heutzutage doch recht bescheidenen Verkehr angewiesen, standen doch in jedem Zimmer frischgeschnittene Blumen. Alles war sauber und ordentlich, als würden vornehme Gäste erwartet. Es gab eine Pilzsuppe, Bratfisch, Kuchen neben dem üblichen Tee und Reis; alles gut.

Dann änderte sich die Landschaft. Ich kam durch eine bewegte Hochebene, sie hatte manchmal Heide- und manchmal Macchia-Charakter. Auf dem rötlichen Boden Kiefern, Büsche und Azaleen; dazwischen Wachholder und ginsterähnliches Gestrüpp. Die Azaleen überwogen mit der Lieblichkeit ihrer rosa und weißen, ihrer lila- und magentaroten Töne. Und immer wurde die alte Landstraße von herrlichen Kiefern mit ihren verknörpelten, gewundenen Wurzeln umstanden. Dann senkte sich der Tokaido, wir waren wieder in der Ebene. Im tiefdunklen Waldschatten rauschte ein Bach, oft zog bescheidener Wohlgeruch der weißen japanischen Heckenrose vorüber, auch der stärkere der Selängerjelieberranken, in der Dorfnahe betäubend süße Orangendüfte.

Am Abhang lag ein herrschaftlicher Besitz; ihn umgab eine Hecke großblättriger ungefüllter weißer Rosen, und nicht weit davon stand auf der Luftlinie des Hügel, hoch über herrlichen Kiefernwipfeln aufragend, die erzene Riesenstatue der barmherzigen Kwannon. Von einer Seite wirkte der Umriß etwas idol-puppenhaft; von vorn gesehen war die Göttin wunderschön, schlicht-verträumt, mit sanft geneigtem Haupt. Vorzüglich stand die Statue in der Landschaft; das Größenverhältnis war auf das richtigste berechnet.

Noch immer ist es eine wohlhabende Gegend. An der alten Heerstraße standen viele Kapellchen aus verblichenem, grauem Holz mit guten Ziegeln, manchmal mit Schnitzereien geschmückt. Diese verblästen, verfallenen Heiligtümer am Weg haben etwas Geisterhaftes. Die Gebete von tausend und abertausend Wanderern haften an den vergilbt-goldenen Idolen, den geschnitzten Balken. Hier haben alle die jetzt bereits Verstorbenen mit ihren Toten, mit ihren himmlischen Fürsprechern verkehrt. Auch ganz modern gekleidete junge Männer sah ich andächtig vor den Altären knien. Sie „glauben“ vermutlich an kein einziges Dogma, halten es jedoch gern mit den alten Bräuchen, vor allem mit den Ahnen. Während ich in Tokio war, schickte der Mikado den General Graf Teraultshi statt seiner nach Ise, dem Hauptheiligtum der Dynastie, deswegen auch des ganzen Landes. Dort hatte er den kaiserlichen Ahnen die Annegion Koreas zu melden, hatte in wohlgefesten Worten sie angerufen, ihnen die Tatsachen vorgetragen. Ich fragte mehrere europäische Kenner des Landes, wie sich der General wohl innerlich zum Auftrage gestellt hätte; nicht einer setzte Skepsis voraus. Vermutlich, sagten sie, würde

er zum mindesten annehmen, „daß doch irgend etwas dran sei,“ und sich mit vorsichtiger Achtung benommen haben.

Über einen grünumränderten Strom, an dem weiße Heckenrosen blühten und nackte Knaben fischten, kamen wir nach dem Städtchen Tojohashi. Im Gasthof stand die Schiebetür des mir angewiesenen Zimmers offen. Nebenan hockte ein junger Mann auf den Fersen neben einem niedrigen Lacktisch. Als einziges Kleidungsstück trug er ein schwarzes Hellerau-Valcroze-Trikot. Er schrieb einen schönen Schreibebrief, malte sorgsam auf den langen Papierstreifen mit seinem Pinsel, seiner Tusche die chinesischen Zeichen.

Morgens früh gegen fünf Uhr aufwachend, sah ich den denkbarst typischen lebenden Rakemono vor mir. Die Schiebefenster waren etwas geöffnet; auf dem hellen Grund der Morgendämmerung kreuzten sich Kiefernzweige. Ihre langen Nadeln, die Zapfen deutlich und dunkel und doch „flott“ gezeichnet, und im oberen Drittel des Bildes, genau an der kompositionell gegebenen Stelle, leuchtete der rote Mond! Als Rahmen diente das sanfte Grau der Reispapierseiben. Strenge Stilisierung, innige Naturbetrachtung — beste ostasiatische Kunst.

Ebenso anziehend wirkte das Bild, das ich etwa anderthalb Stunden später bewundern konnte. „Unter einem grünen Mückennetz baldachin liegend, sah ich einen handgedruckten Holzschnitt des 18. Jahrhunderts.“ Geräuschlos hatten sich die Schiebetüren geöffnet, die Nefang kroch auf ihren Knien herein, hockte als blaßdunkler Umriß im dämmerigen Zimmer, füllte rotglühende Kohlen in das Bronzebecken. Der Umriß des Mädchens war auf das feinste gezeichnet, wundervoll gingen die drei Töne zusammen — das Zimmer grau, Gestalt und Kohlenbecken dunkel, als kleiner Farbenspleck die leuchtende Blut. Nachher besuchte mich die Großmutter und sah mit zahnlosem Lächeln meinem Frisieren zu. Eine liebenswürdige alte Hege. Gern hätte ich mich mit ihr eingehender unterhalten. Gewiß lagen in ihr weise Lebensregeln; einige sind etwas komisch. So wird vom Wahnsinn befallen, wer sein ausgekämmtes Haar in das Feuer wirft; behält man nachts über seine Socken an, wird es einem nicht vergönnt werden, am Totenbett des Vaters zu stehen.

Nagoja. Heute morgen begegneten wir auf dem Tokaido einer Schwadron. Ein Reiter trabte mit der Karte in der Hand voran, der Offizier frug einen Landarbeiter aus. Khaki-Uniformen, unscheinbar und zweckmäßig; es waren kräftige, untersetzte, häßliche Menschen. Der so etwas gutmütig-dümmliche Ausdruck der Mannschaften erinnert an den unserer braven Rekruten.

Um Kamagori gab es ungewöhnlich anziehende Küstenbilder. Der Abel dieser Insel, Vorsprünge und Buchten wurde durch den der berühmten „schönsten Punkte des Landes“ nicht übertroffen. (Etwas konventionell berührt ja die althergebrachte offizielle Festsetzung hervorragender landschaftlicher Reize.) Die Ferne war himmelblau; in der Nähe lagen jene typischen Felseninseln, auf denen Riefen sich emporrecken oder sich zum Wasser hinabneigen.

Um Nagoja heute noch zu erreichen, nahm ich die Bahn. Bis zu einem gewissen Grade ist ja alles, was mit dem Eisenbahnbetrieb zu tun hat, europäisch: Schalter, Kofferbeförderung, Handgepäckaufbewahrung, Gepäck-

träger und dergleichen. Aber jedesmal habe ich Eigenartiges, Unterhaltendes gesehen. Die langen Wagen haben breite Sessel zu beiden Seiten des Mittelganges; denn man muß den Japanern die Möglichkeit geben, sich sowohl auszustrecken, als auf den Sizen zu hocken. In dem langen Abteil erster Klasse saß eine japanische Familie. Alle hatten, wie dies gleich beim Antritt der Reise vor sich geht, ihre Schuhe ausgezogen, benutzten die vom Zugboy gelieferten Pantoffeln oder saßen in ihren Socken. Die beiden Damen trugen sommerliche Kimonos; wie das immer bei japanischen Damen der Fall ist, waren sie musterhaft frisch; viel eher, als dies bei uns der Fall ist, werden Kleider abgelegt und verschentt. Sie hockten auf der Sesselbank vor den Fenstern, drehten uns den Rücken zu, freuten sich an der Aussicht. Der dazu gehörige europäisch gekleidete Herr räkelte sich in seinen Hemdsärmeln auf der Bank: es war ein unerfreulicher Anblick. Ihm gegenüber saß auf seinen weißgesockten Fersen ein General, studierte eifrig eine europäische artilleristische Abhandlung. Von Zeit zu Zeit kam der Boy, wischte Staub von den hellen Überzügen, entfernte die rücksichtslos auf den Boden geworfenen Zigarettenstummel, die Apfelsinen-, Eier- und Nußschalen, die Papiere, Flaschen und Korke. Dem Japaner ist der Boden nicht besser als die Straße, wohingegen der erhöhte Sitz dem mattenbelegten Zimmer gleich geachtet wird. Nicht nur wischen sie die Sitze sorgfältigst, ehe sie sie benützen, mit dem in den langen Kimonoärmeln verborgenen weichen Papier; fast immer haben sie eine leichte Staubdecke auf Reisen bei sich, breiten diese unter sich aus. Daß wir Europäer uns ganz primitiv auf die Rissenüberzüge setzen, berührt sie wahrscheinlich ebenso barbarisch, als uns dieser Mißbrauch des Fußbodens.

Ich betrachtete mir die Gesichter; wir mißfallen uns gegenseitig. An einen seit langer Zeit hier lebenden Deutschen stellte, so erzählte man mir, in einer vertraulichen Stunde ein Japaner die Frage: „Können Sie mir das erklären, Ihre Kinder sind wirklich hübsch, fast ebenso hübsch wie unsere. Warum werden auch sie nachher häßlich?“ — Unsere Gesichter erscheinen ihnen hart und wild, besonders vermiffen sie die sanfte Umgebung des glatt eingefesteten japanischen Auges. Haben sie oder wir unrecht? Auf jeden Fall erschwert der Unterschied des physischen Ideals ganz erheblich das Eindringen in ihre Kunst. Es dauert lange, ehe wir vorbehaltlos die konventionelle Vornehmheit Utamaroscher Frauentöpfe genießen oder die fragenhafte Häßlichkeit der auch noch so genial hingemalten Heiligen der großen Sung-Periode. Allerdings haben die gefurchten ernstesten Köpfe älterer Männer, wie die der hohen Militärs, wie jener des heute mitreisenden Generals einen für uns verständlichen Stil. Sieht man gebildete Herren in ihren seidenen Kimonos bei sich zu Hause, empfinden wir eine sympathische, vornehme Welt. Die Kinder sind herzlich, und die jungen Frauen und Mädchen betrachten wir mit Vergnügen. Bei ihnen triumphiert die zierliche Nettigkeit, die wohlgezogene Anmut. Denn weder was die Züge noch was die Gestalt anbetrifft, sind sie eigentlich hübsch, geschweige denn schön zu nennen. Reisende schriftstellernde Herren wollen ihr Tachtelmechtel anregender ausmalen und tragen auf. Doch

übertreiben sie nur in der Schilderung, nicht in der Wirkung; denn diese kleinen Japanerinnen wirken tatsächlich allerliebft. Reizend ist mir gegenüber die Gruppe der plaudernden, auf den Knien knienden, zum Fenster hinausschauenden jungen Damen; reizend das kleine Geschöpf, das eben mit dem auf ihren Rücken gebundenen Kind oder Geschwisterchen den Wagen dritter Klasse verläßt und sich jetzt lächelnd vor ihren Reisegefährten verbeugt.

Bunt schwirren auf dem Bahnsteig die Menschen durcheinander. Sie drängen sich um die Wasserbecken, denn in jedem etwas größeren Bahnhof befinden sich ausgedehnte Einrichtungen zum Waschen. In langen Reihen stehen vertiefte Schüsseln, jede unter einem Hahn; in kleinen Provinzstädten zählte ich auf beiden Bahnsteigen je 24 Schüsseln und Hähne, also 48 im ganzen. In Deutschland wäre bei uns bei einem solchen Bahnsteig ein Hahn und eine Vertiefung zu finden; in fast allen europäischen Ländern gar keine Vorrichtung! Auf das fleißigste werden die hiesigen benützt; der Japaner springt aus dem Zug, wäscht sich das Gesicht, Hals, Hände, ja die Füße, trocknet sich mit dem blau und weißen Handtuch, das jeder bei sich trägt. Erfrischungen werden angeboten, vor allem die Bento. Es sind saubere kleine Kästchen, mit Eßstäben, mit papiernen Servietten, mit dampfendem Reis. In kleinen Abteilungen etwa achterlei Zutaten: getrocknete Fische, Pilze, Gemüse. Die Aufmachung ist allerliebft, die Sauberkeit einwandfrei, der Reis vorzüglich. Aber wie die meisten Europäer konnte ich mich mit den unheimlichen Zutaten nicht befreunden und verzichtete nach einigen Versuchen. Um so mehr Freude hatte ich am Tee. Der „Dtscha“-Mann hat einen Kessel, einen Behälter, mit kleinen, oft ganz geschmackvollen Teekannen. Auf jede dieser ist eine ebensolche kleine Tasse gestülpt, und innen befindet sich eine der in Gaze vernähten Portionen Tee. So geht er, „Dtscha“ rufend, vor den Zügen auf und ab. Wird Tee verlangt, füllt der Mann aus dem Kessel das heiße Wasser auf das Beutelchen, und man ergreift den geflochtenen Henkel, nimmt die Ranne zu sich in den Wagen. Für das ganze zahlt man 4 Sen = 8 Pfennige; wünscht man im Laufe der Reise noch mehr Tee, so spießt der auf allen größeren Bahnhöfen zu findende „Dtscha“-Mann den Beutel geschickt auf, legt einen frischen hinein, und für diesen zweiten Aufguß zahlt man die Hälfte. Gewiß ist die Qualität des Tees gering, aber es ist eine immerhin gesunde Erfrischung. Außerdem werden alkoholfreie Getränke, Obst und Kuchen angeboten; auch Tageszeitungen, illustrierte Wochen- und Monatschriften in überreicher Fülle. So schlechtes Papier, als für die wohlfeile Tagespresse verlangt wird, kann Japan nicht liefern; es kommt aus Amerika, steht auf tiefster Stufe. Sehr bemerkenswert sind hingegen die Illustrationen auch der politischen Zeitungen. Neben kleineren Rodaufnahmen: der Minister und sein Privatsekretär verlassen das Ministerium, ein Autounglück, das Zimmer, in dem der letzte Mord begangen wurde, die kleine Tochter des Kronprinzen auf einer Spaziersfahrt, und dergleichen mehr, wird der in täglichen Absätzen erscheinende Roman illustriert, und diese Illustrationen sind hervorragend gut, zeigen die meisterhafte altjapanische Tradition, haben sich dabei eine realistischere, richtigere Behandlung

der menschlichen Figur angeeignet. Unter den heute geschäftigsten, hochbezahltesten Illustratoren befinden sich auch Frauen. In den Wartesälen (anders als nach der spießbürgerlichen norddeutschen Sitte sind diese nicht mit der Restauration verbunden) liegen eingespannte Zeitungen offen aus. Häufig besah ich mir diese Illustrierung, staunte über die strenge Strichführung, über die geschickten Gruppen. Manchmal waren es moderne Szenen, etwa zwei einander gegenüberstehende, rauchende, teetrinkende Menschen. In einer großen Zeitung wurde während längerer Zeit ein historischer Roman aus den Tagen Hideojohis gebracht; vorzüglich waren Lagerszenen mit Kriegerern in altfeudaler Tracht. Die besten Illustrationen Pariser Zeitungen, die von Forain, Caran d'Ache, Sem kann man neben diese setzen; nur diese.

An den nächsten Stationen drängte sich eine Menschenschar an unseren Wagen. Ein junger Mann wurde hereingeleitet; mit Decken und Luftkissen wurde ihm ein bequemes Lager bereitet. Dann verabschiedete sich der Verwandten- und Bekanntenkreis, ließ ihn mit einer kleinen Dienerin zurück. Dies junge Mädchen hockte vor ihm oder nahm zu seinen Füßen Platz, sorgte in der entzückendsten Weise für ihren Herrn. Bald ordnete sie die Kissen, bald schenkte sie ihm Mineralwasser ein. Sie sah nach der Uhr und gab ihm Pillen. Mit ihren kleinen, sauberen Fingerchen schälte sie ihm eine Apfelsine, alles mit netten Bewegungen, mit freundlichem Lächeln. Später frug ich Japankenner, wie die beiden wohl zueinander ständen. Sie meinten, wahrscheinlich wäre es kein „Verhältnis“, es würde den Gewohnheiten entsprechen, wenn Eltern einem kranken oder rekonvaleszenten jungen Mann eine der Dienerinnen des Hauses zur Aufwartung mitgäben. Ein anderes Mal reiste ich mit einer anscheinend schwer leidenden Dame zusammen. Ihr Gatte und ihre Tochter saßen in der zweiten Klasse, kamen von Zeit zu Zeit, um sich nach der Kranken zu erkundigen. Eine kleine Dienerin blieb jedoch bei ihrer Herrin, hockte stundenlang vor ihr, heftete auf die im Halbschlummer Liegende den Blick. Öffnete diese die Augen, lächelte sie, sagte ihrer Herrin aufheiternd-teilnehmende Worte. Ich denke es mir geradezu ideal, von so einer kleinen Musme gepflegt zu werden.

Jetzt sah ich in der Dunkelheit häßliche Schornsteine, Fabriken; stieg in Nagoja aus. Vor dem Bahnhof stand eine Reihe hell gekleideter Hausdiener. Jeder schwenkte eine japanische Laterne, auf der in roten Zügen der Gasthofsname stand, und rief wie bei uns den Namen seines Hauses. Es war ein eigenartiges Bild. Der Hotelboy des einen europäischen Hotels mußte erleben, daß ich mich an den Hausdiener des ersten japanischen Gasthofes wendete. „Japanese style no good for foreign Lady“ wiederholte er mißbilligend und bedauernd.

Ich fuhr durch die üblichen häßlichen Straßen mit ihren unansehlichen, plakatbedeckten Häuserschuppen, den Wald von Telegraphenstangen und elektrischen Masten der Straßenbahn. Dann hielt meine Kuruma vor einem stattlichen braunhölzernen Haus mit Schnitzereien, gutem Portal, einem graugeschweiften Dach.

Nagoja. Allerliebste war mein Zimmer: wassergrüne Wände, elfenbein-

farbige Schiebetüren mit Goldwolkenhauch. Eine Vase hatte graugelbliche metallene Lasuren auf tiefblauem Grund. Vom kleinen Außenumgang kam ich auf einen begeisternden kleinen Dachgarten. Es war eine ganz einfache Sache; Bretterstege, Brettergerüste, auf diesen standen gewiß hundert hübsche farbige Töpfe und Gefäße, runde und viereckige, niedrige und hohe. Und in diesen wuchsen die zierlichsten Pflanzen. Alles war klein gehalten, alle zeigten die Zwergkultur, diese vornehme Hausgartenkunst, die notwendigerweise bei uns eingeführt werden mußte. Zwergweiden in einem haarfissigen Seladongefäß, Lebensbäume und Ebereschen entwickelten sich in blaugrünen geflammt Töpfen. In einer flachen Schale sproßten Pflanzen aus Felsen. Da rankten brennende magentarote Mesembryanthemen, da spreizten sich Aloen, da reckten sich nur anderthalb Fuß hohe, aber in den Linien wie mächtige Waldbäume wirkende Zwergahorne in gerieften Gefäßen. In flachen Wasserschalen spiegelten sich Irisalme, es gab weiße Rosen, Tausendschönchen, Urirkeln. Aus den Höfen des Gasthauses wuchsen Bäume empor, und im Hintergrund erhob sich eine große Pawlownia mit ihren so gern von Lackkünstlern und Metallarbeitern stilisierten großen helllila Blüten. Ringsumher umgaben mich die vom Baumgrün freundlich unterbrochenen guten, grauen Ziegeldächer mit mannigfachen diskreten Rachelornamenten.

Nun ging es zur Burg; Kondo hatte sich den Weg sagen lassen, fuhr mich hin. Es kamen gefällige gut japanische Ladenstraßen, und dann erhoben sich aus dem Wallgraben gewaltige zyklonenhafte Mauern. Es ist ein ungeheurer Burgkomplex, fast so groß als jener in Tokio. War doch auch der Gründer ein Sohn des großen ersten Tokugawa Iejasu, gehörten die Daimio von Owari zu den drei bevorzugten Familien, aus denen die Shogun-Gattinnen erwählt werden mußten.

Hier und da wuchs Gras im Graben, oben auf der Luftlinie reckten sich alte Kiefern. Ich stand vor dem Riesentor; die dunkeln Balken der mit braunroten Eisenplatten beschlagenen Flügel, die Angeln, das Schloß, alles war von einer einfachen, aber grandios-gewaltigen Wucht. Der kennt nicht Japan, der seine feudalen Burgen nicht sah. Diese kleinen höflichen Menschen, mit ihrer Blumenliebe, ihrem Mondscheinkultus, ihrer verfeinerten malerischen Umgebung haben stupende Bauwerke errichtet. Steinblöcke wie die der Hidejoshi-Burg von Osaka — sie sind manchmal 40 Fuß lang und entsprechend breit und tief — habe ich noch nie gesehen, nicht in den iberischen Zyklonenmauern von Taragona, nicht in Ägypten.

Diese schwerbeschlagenen Tore öffneten sich jährlich zur Hofreise nach Jeddo. Es kam dem Volk nicht zu, Neugierde zu zeigen; aber hinter allen Matten und Scheiben und Sonnentüchern schauten gewiß neugierige Augen hervor, weideten sich an der Pracht des Auszuges. Kämpfer schildert die Hofreisen gerade dieses Daimios von Owari als besonders glänzend. Mehr als zweitausend Menschen nahmen an diesen teil.

Einmal im Jahr strömte eine hellgekleidete Knabenschar durch dies düster-eisenbeschlagene Gigantenportal. Der anfangs des neunzehnten Jahrhunderts in Japan gefangen genommene Russe Golownin beschreibt so ein Fest. „Am

Abend versammeln sich alle Kinder männlichen Geschlechts — etwa dreizehnhundert — im Schloß, wo sie in Gegenwart des Kaisers und aller Staatsbeamten spielen, singen, tanzen, sich balgen und mit Säbeln herumschlagen. Nach dem bewirtet man sie mit einem Abendessen und verschiedenen Leckerbissen.“

Innen war noch der Wehrgang erkennbar. Es kamen Brunnen, Zisternen; ehemals lagen hier die Häuser der Wache. Kämpfer beschreibt diese: „Auswendig mit schönen Schanzkleidern, Büchsen und Piken, inwendig mit verguldeten lackierten Röhren, Piken, Schild, Bogen und Pfeil behangen und ausgepust. Die Soldaten saßen niederhockend in guter Ordnung und hatten über ihren schwarzseidenen Kleidern zwei Säbel hangen.“ Für besondere Feierlichkeiten hatten sie Paradekleider aus goldbestickter Seide, aus Samtbrotat. Alle anders, alle überaus reich. Natürlich gehörten diese Gewänder dem Herrn; denn es bestanden peinlich genaue Kleiderverordnungen, Luxusvorschriften. Jeder Stand sollte sich seinen Verhältnissen gemäß kleiden. Dann folgten in alter Zeit die Häuser der kleinen Hofbeamten. Hier wohnten die priesterartig angesehenen Ärzte, zum Daimio-Haushalt gehörte auch ein Tshanajo, ein Lehrer der Teezeremonie, der auch gesellschaftlich gewandt, witzig, von unterhaltender Gesprächigkeit sein mußte. Hier hatten wohl auch die ersten Köche ihre vermutlich recht herrschaftlichen Häuschen. Als Verwandte der luxuriösen Tokugawa-Shogune hat man im Nagoja-Schloß gewiß auf die raffinierteste Küche gehalten. Hier schufen Mitglieder der weitberühmten Kochgeschlechter der Shijo und Okusa ihre Kunstwerke, hüteten, als wären es magische Beschwörungen, ihre Rezepte, vererbten sie dem Sohne. Bei großen Gelegenheiten wurde ein phantastischer Luxus entwickelt. Gebärdete sich ein Daimio zu übermütig, sagte sich der Shogun bei ihm an. Eine solche Festlichkeit unterband die Finanzen des gastlichen Hauses auf geraume Zeit. Dabei waren die großen Herren sehr vermögend; ihre Einkünfte betrugten etwa vier bis zwanzig Millionen Mark, doch mußten sie den gewaltigen Hofstaat, oft tausend Samurai, ernähren.

Jetzt der ehemalige Samurai-Bezirk. Es ist nicht ganz leicht, sich ein Bild dieser Menschen zu machen. Es war keine eigentliche Rasse, und da die Zahl, welche ein Daimio je nach seiner Macht besoldete, eine begrenzte war (auch ohnehin waren, als das neue Japan anbrach, von den 34 Millionen Eingeborenen 32 Millionen Samurai), folgten alle Söhne kinderreicher Familien keineswegs dem Kriegshandwerk des Vaters. Viele wurden Kaufleute; denn so mißachtet dieser Beruf in der Theorie war, tatsächlich hatten die Besten Einfluß und Stellung. Dank der Adoption hatte es in Osaka und anderen Handelsstädten jahrhundertalte Dynastien hochansehnlicher Großkaufleute gegeben. Ähnliches wird auch in unserem feudalen Europa vorgekommen sein; der blutarme kleine Ritter, der kaum je das Gebiet seines Lehnsherrn verlassen hatte, mißbilligte nach Herzenslust den Großkaufmann, fand dessen Beliebtheit am Fürstentum unerhört und schmachvoll. Das änderte jedoch nichts an der Tatsache, daß der Finanzmann weit mehr als er im Lande bedeutete. Samurai-Söhne wurden auch Künstler, Handwerker, Bauern; ähnlich wie das

bei vielen armen, adelstolzen Hidalgos der Fall war. Gleich diesem spanischen kleinsten Adel gehörten auch die Samurais nicht zur „Gesellschaft“. Daß man eine besonders begabte Samurai-Tochter zur Hofdame der jetzigen Kaiserin ernannte, war eine vielbesprochene Neuerung. Noch zu Anfang des Meidshi durfte eine Daimio-Tochter nicht eine Spielgefährtin aus diesen Kreisen besuchen. In diesen Samurai-Häusern lebte man bescheiden; man war arm und verachtete Geld. In der Tokonomo-Nische stand auf einem Lackgestell das Schwert, die „Seele des Kriegers“, wie Tejasu in seinem letzten Willen sich ausdrückte. Eine Klinge, wie kein europäischer Schwertfeger sie verfertigt hat, einzig stehend in der Schärfe des Stahls. Die Klinge war heilig, und der Meister legte Priestergewänder an, fastete, ehe er sein Werk vollbrachte. Für eine gute neue Klinge wurden damals bis 2000 Mark gegeben; für alte, von namhaften Schwertfeuern bezeichnete, jeder Preis. Im russisch-japanischen Feldzug haben viele Offiziere, wie mir einer von ihnen erzählte, ihre alten Samurai-Klingen mit dem reglementsmäßigen Griff versehen lassen. Diese Tatsache scheint mir ein vielsagendes Symbol. Deswegen hat das heutige Japan noch diesen seltenen Wert: ein neu-nüchterner, nichtsagender Griff, aber die alte herrliche Klinge.

Hier, wo ich stehe, wohnten sie, diese Männer, denen immer wieder untersagt werden mußte, ihren Herren bis jenseits des Grabes die Treue zu wahren. So erließen 1663 die Tokugawa-Shogune ein Dekret: „Die Sitte, dem Herrn durch Seppuko in den Tod zu folgen, ist verkehrt und verderblich. Dies sollen Herren ihren Getreuen oft wiederholen. Geschicht es doch, so trifft die Schuld den toten Herrn, auch dessen Sohn, der es hätte verhindern sollen.“ Und noch später, noch im 18. Jahrhundert, mußte das Verbot wiederholt den störrisch-treuen Samurai, denen der Bushido, die Kriegerehre, das Evangelium war, vorgehalten werden. Schön sagte ein Daimio von Mito: „In das Getümmel der Schlacht sich zu stürzen, darin erschlagen zu werden, ist leicht. . . Wahrer Mut zeigt jener, der lebt, wenn es recht ist zu leben; der nur dann sich den Tod gibt, wenn es recht ist zu sterben.“

Doch auch diesen Männern wurde Musik, vor allem der schwermütig-wilde Klang der Biwa empfohlen. Der Daimio von Shirakawa schrieb: „Blumenduft, den Ton ferner Glocken, das Summen der Käfer, genieße sie auf deinem Lager in den stillen Stunden der Nacht.“

Der persönliche Dienst bei Hochgestellten erschien ihnen ehrenvoll und erwünscht. Er ist es noch heute. Vornehmen Samurai-Familien (es gab die verschiedensten Abstufungen) entstammt der Haushofmeister der deutschen, wie der englischen Botschaft. In ihren braunseidenen, mit dem Wappen ihres Herrn geschmückten Kimonos warten sie mit vollendeter Würde zu den Mahlzeiten auf. Jener der englischen Botschaft ist der aristokratischste Japaner, dem ich jemals begegnet bin. Der Sohn des Haushofmeisters unserer Botschaft ist Offizier; oft wird er zu Tisch eingeladen, unsere Offiziere mögen ihn gern, dann erhält der Vater jedoch Urlaub. Samurais konnten zum kleinen Adel, konnten auch zum bescheidenen Mittelstand gehören. Was aber auch heute der Beruf ihrer Nachkommen ist, sei es Schutzmann, sei es Bot-

schafter, jeder ist stolz darauf, einem Samurai-Geschlecht zu entstammen. Sie sind die Machthaber geworden: einige Nachkommen der großen Daimio-Familien, sowohl der kriegerischen Buke wie der höfischen Kuge, stehen auch heute noch oben; die Samurais sind jedoch die eigentlichen Schöpfer und Herren des neuen Japan.

Hier und da ist noch ein ummauerter Jashki der Samurai geblieben. Von Tokio her kannte ich den Typus; trotz der neuen Kaserne ließ sich das ehemalige Bild mit den Portalen, den Mauern, einfach, aber schön gebauten Häusern zurückkonstruieren. Im inneren Berggebiet erheben sich noch die eigentlichen Festen. Es ist immer derselbe Typus: weißbeworfene Mauern graue Ziegeldächer, gelegentlich, wie hier an der großen Hauptburg, solche aus dunkel glänzendem Kupfer. Letzteres wirkt überaus reich; die braunroten Platten haben grünliche Lichter. Ein Stockwerk erhebt sich über dem andern; jedes hat geschwungene Dächer, einfache Fenster mit Holzläden und Balkengittern. Auf dem obersten Dach bilden goldene Delphine den Abschluß; es sind massiv-goldene, acht Fuß lange Delphine, auf über 600 000 Mark werden sie eingeschätzt. Einzig und allein um diese zu sehen, hält der Weltenbummler sich in Nagoya auf; ohne diese goldenen Delphine gäbe es hier kein „european style“-Hotel. Als Schutz vor den Vögeln werden sie mit Drahtnetzen umgeben, wirken also grade wegen ihrer sinnlosen Kostspieligkeit unscheinbar, ja eigentlich häßlich. Ähnlich ergeht es dem berühmten Fußboden des Siena-Domes. Da man auf einem solchen Kunstwerk nicht gehen darf, wird er fast immer mit Brettern bedeckt; ein so kümmerlich aussehender Fußboden ist in keinem Dom der Welt zu sehen. Die große Burg diente als Zufluchtsort in Kriegszeiten; die Daimios lebten im nebenan liegenden Palast. „Palast“ ist ebenso wie „Tempel“ hier in Japan ein irre leitendes Wort. Das erste ist das Haus des Herrschers, das andere das der Götter; beide ähneln sich, unterscheiden sich nur in der Größe, in der erlesenen Arbeit, in dem kostbaren Schmuck vom üblichen Wohnhaus. Infolge unserer Bezeichnung machen ostasiatische Gebäude allermeistens keinen Eindruck auf übliche Europäer. Mit unglaublichem Mangel an ästhetischem Unterscheidungsvermögen gehen die meisten Reisebeschreibungen hierüber hinweg. Da kein monumentaler Steinbau vorliegt, ist es „keine Architektur“. In Wirklichkeit — ich möchte es nachdrücklich wiederholen — bietet die ostasiatische Architektur, auch die der kleinen Leute, vielleicht den ästhetisch wichtigsten Eindruck einer ostasiatischen Reise.

Im Palast der Daimio von Owari verlebte ich nun eine wundervolle Stunde. An den verschiedenen düster-mächtigen Portalen wurde der durch unsere Botschaft erwirkte Erlaubnisschein geprüft; ein englisch sprechender Beamter (nie darf man bei solcher Gelegenheit den Führer durch ein angebotenes Trinkgeld kränken) schickte sich an, mich umherzuführen, verlangte die Schlüssel. Darauf schleppte ein Kuli den Bund herbei (schwere, fußlange, halbausgehöhlte Stangen), öffnete die ebenso schweren gehakten Schlösser, das eisenbeschlagene Tor fiel zurück. Ich betrat die eisenbeschlagene Schwelle. Da leuchtete mir tiefer Goldglanz entgegen; um den Raum zogen sich goldene

Schiebewände mit meisterlich hingeworfenen Gemälden der Kano-Schule: Tiger und Bambusgruppen. Im anderen Gemach waren es Fasanen und Kirschblüten; hier grandiose Kiefernzweige, hier schneebedeckte Bäume mit dunkeln Vögeln. Immer eine ebenso großzügige als sorgfältig abgewogene Monumental-Decorations, eine fein durchdachte Beherrschung der Fläche. Wir Europäer haben unseren Freskostil längst verloren; hier hat er sich erhalten. Über den bemalten Schiebetüren zogen sich durchbrochene Friese. Die Türgriffe, die Beschläge, der gelegentliche Standschirm waren aus Metall, Lack oder Schmelz in bester Arbeit. Zierlich und reich waren die Kommodengestelle, die Shigaidana, mit Perlmutter und farbigen Hölzern angelegt. Die Farbenwirkung war vollendet schön; seitwärts fiel das Licht aus den alabasternen Reispapierscheiben, der Boden war mit Matten bedeckt, bildete in verschiedenen Winkeln liegend bald hellere, bald dunklere Stellen, parkett-ähnlich, harmonisch die Fläche belebend. Hier und da waren virtuose durchbrochene Vogel- und Pflanzenfriese, vom berühmten Hidari Oshingori geschnitten. (Jeder große Tempel behauptet die Werke seiner Hand zu besitzen.) Neben der breit-dekorativen Kano-Malerei kamen auch andere intimere, volkstümliche Kunststrichtungen zur Sprache. Da waren Straßenszenen von Matahei (ebenfalls aus dem 17. Jahrhundert), Barbieri, Bettler, Seiltänzer und Zauberer, unter einem großen Schirm Schwerttänzer, auf einer Bühne Vogenschützen mit einer entblößten linken Seite. Es waren lebendige, drastische Gestalten, gelegentlich derb, aber nicht ohne Stil. Ein anderes Bild von Matahei stellte ein Pferderennen dar: Krieger in voller Rüstung, in jener Rüstung, welche mein Onkel noch mit Augen sah, erregte Volksmassen, hinstürmende Pferde. Ein anderes seiner Bilder zeigte fröhliche Bootfahrten, Feste am Bergabhang unter Bäumen. Ein anderes eine Gruppe der Hofdelleute in Kioto, der Kuges, die vor einem Shinto-Heiligtum beten.

Die Holzdecken hatten durchlaufende Balken oder Rassetten, waren diskret mit Ornamenten bemalt. Oft bestanden die Stufen und Schwellen der Gemächer aus dem herrlichsten schwarzen Lack. Da gab es reizvolle Widerspiegelungen auf der schwarzen Tiefe, mattes Aufleuchten, grundloses Dunkel. Gelegentlich gingen die Schiebefenster auf kleine Gartenhöfe. Jetzt nüchtern, offiziell-ordentlich; früher ein Blütenraum mit Baumschatten und Vogelklang.

Mir ist, als spielte sich in diesen Räumen das alte Hofleben noch ab. Vor allem kennen wir durch die großen Frauenromane das Leben am Kioto-Hofe unendlich besser, als das Leben am Hofe unserer gleichzeitigen Karolingischen und Ottonischen Kaiser, und der Hofstaat eines jeden großen Daimio ähnelte, soweit es anging, dem des Mikado. Eine Schilderung des alten Palastlebens aus Makura Zoshi's berühmten Skizzen fährt mir durch den Sinn. Eine junge Hofdame erzählt: „Die Schiebetüren der Wohnräume des Mikado sind mit schrecklichen langarmigen Seeungeheuern bemalt. Wir sehen sie immer, wenn die Türen des Vorzimmers geöffnet werden. Einmal gegen Mittag lachten wir über diese Greuelbilder, während wir größere Porzellanblumentöpfe füllten. Sie standen auf der Brüstung des Umgangs, und entzückende, fünf Fuß lange Kirschblütenzweige fielen auf den Boden

hinunter. Da kam Seine Erzellenz der Dainagon (Bruder der Kaiserin). Er trug ein kirschrotes Übergewand, das durch Tragen bereits weich geworden war; darunter veilchendunkle Hofen. Da der Mikado sich bei der Kaiserin befand, setzte der Dainagon sich vor der Tür hin und trug dem Mikado einige Staatsangelegenheiten vor. Es kamen Sofen; sie trugen bloße herunterhängende tiefrosa ärmellose Jacken, darunter Gewänder in Glyzinielila, Hellgelb und anderen bezaubernden Farben. Nun wurde das Mittagessen angemeldet; der Mikado begab sich nach seinen Gemächern, und der Dainagon kehrte zu den Blumen zurück. Die Kaiserin hob den Vorhang, stand an der Schwelle. Da sagte er ihr einen berühmten Vers. . . .“

Nur ist es, als rauschten die einstigen Hoffräulein der Vergangenheit vorbei. Sie haben ihren eigenen Typus: lang herunterhängendes rabenschwarzes Haar, schleppende rote Gewänder. Vor allem wurden die geistvollsten und klügsten jungen Mädchen der vornehmen Familien zum Hofdienst herangezogen. Ihre Sprache, die Hofdamensprache, verfügte über besondere Feinheiten, galt für das Auserwählteste, das Gefeilteste. Nur von diesen „Orchideen“ wurde der Mikado bedient; ja noch immer, so sagte man mir, warten die Hofdamen dem Himmelssohn in der Intimität des Alltagslebens auf. Der Hofton bedeutete erlesenste Kultur; es galt als höchster Vorzug, ihn sich aneignen zu dürfen. Noch heute sucht man bei Menschen feinsten Kultur dienen zu dürfen. Noch heute verbringen junge Mädchen wohlhabender Familien einige Jahre in großen Häusern, um sich die letzte Verfeinerung anzueignen. Die Frauen der großen und kleinen Höfe besaßen eine innere Selbstständigkeit, genossen eine Stellung, wie sie damals in Europa nirgends vorkam, wie sie ihnen später der wachsende Einfluß der Samurai versagte.

Es kamen lange, dunkle Gänge. Vor einer Audienz kam man hier an den Reihen kniender Leibwächter und Hofbedienten vorbei; so hatte Kämpfer es geschildert und so zweihundert Jahre später der noch heute lebende Herr von Brandt. Nun kam ein Prachtraum mit schwarzen Lackkassetten, mit herrlichen Goldbronzebeschlägen; unlängst hatte die Kaiserin hier gewohnt. Ihr Lager besteht aus Steppdecken, die mit schwerer weißer Seide bezogen, mit Seidenwatte gefüllt werden. Allmonatlich erneuert man diese Stongs; die gebrauchten werden an die Umgebung verteilt. Diese Zimmerflucht wurde früher dem Shogun, wenn er hier durchkam, eingeräumt. Im kommenden großen Saal wurden die Audienzen erteilt; greifbar anschaulich zeigen uns Holzschnitte und Rakemonos solche Szenen. Goldhintergrund, in feierlicher Symmetrie die in starren Gewändern dastehenden Gestalten. Dort in der Mitte auf dem erhöhten Platz unter einer nischenartigen Vertiefung der Decke saß der weißgekleidete Daimio; langsam auf den Knien rutschten die zur Audienz Zugelassenen näher, antworteten ihm leise mit niedergeschlagenen Augen, um sich dann rückwärts auf den Knien zu entfernen. Auf dem eine Stufe niederen Teil des Fußbodens saßen die Würdenträger; die Samurai blieben im Vorraum. Diese Wände haben jene Gestalten gesehen, das Schimmern der herrlichen Stoffe, der Schwerter, der Gefäße, Tischchen, Ständer und Lampen; ein jedes Stück eigenartig, kostbar. Sehnsüchtig ge-

denke ich der Lackschätze, die je nach der Gelegenheit aus dem Speicherhaus hervorgeholt wurden. Vielleicht habe ich ein oder das andere diesem Schloß entstammende Stück in Museen und Sammlungen gesehen. Wie wir Europäer für Schmuck, für die brutale Kostbarkeit von großen Edelfeinen, so gab der Daimio jede, auch die phantastischste Summe für die besten Lackarbeiten aus. Liebhaberpreise wurden und werden noch heute dafür bezahlt. Im Dienst des Herrn standen Künstler aller Art: Lackarbeiter, Holzschneider, Keramiker, Maler; sie arbeiteten ausschließlich für diesen Hof, mehrten den Ruhm. Auch die Daimiofrauen verstanden sich auf diesen verfeinerten Luxus. Die berühmten Masanobu und Utamaro haben Kleiderstickereien entworfen; ihre Schuhzeuge, ihre Schminkkästchen waren aus dem berückendsten, auch damals schon hoch bewerteten Lack angefertigt. Ihre erzenen Spiegel haben berühmte Meister ziseliert, ihre Kämmе aus Elfenbein, Lack und Perlmutter zeigen eine unerschöpfliche und doch diskrete Phantasie. Im Vergleich hierzu steht auf der Stufe afrikanischer Kannibalen die laute Barbarenpracht der Edelfeine, mit denen wir uns freudig-stolz behängen. Schwerlich werde ich mich jedoch bessern.

Golownin, der gefangen gehaltene russische Offizier, beschreibt die herrlichen Gewänder der Soldaten. Bei solchen Gelegenheiten waren alle verschieden gekleidet. Die prächtigen Seidenkleider waren oft mit Gold und Silber bestickt. Während in Golownins Gegenwart ein Regierungsbefehl verlesen wurde, schlugen alle Beamten die Augen nieder, saßen wie leblos da. Kämpfer schreibt: „Es geschah die Audienz mit dem größten Anstande, und wenn einer redete, herrschte bei den anderen das tiefste Stillschweigen. Geschenke wurden dem Fürsten überreicht.“ (Damals wie jetzt noch gehörte es zum guten Ton, Höherstehenden Gaben darzubringen.) „Nachher wurden dann die Gegengeschenke von den Hofbeamten ausgeteilt.“ Kämpfer und seine Genossen erhielten „Geschenktöcke“; Hunderte brachten sie von einer „Hofreise“ zurück. „Die Überlieferung geschieht auf folgende Art. Zuerst gehen Kulis voraus, so den Gästen die Röcke tragen. Einer von ihnen hat die Tafel, worauf sie in Ordnung gelegt, wo alsdann darüber her ein Glückspapier, wie man sagt, zu liegen kommt, mit einigen verguldeten Schnüren. . . . Der Haushofmeister setzt sich gegen den Kapitän auf einen Teppich und legt folgendes Kompliment ab: N. N. läßt Euch zur gehabten Audienz und Abschied Glück, auch gut Wetter wünschen. Eure Geschenke sind ihm lieb gewesen, und er schickt Euch hier zur Erkennlichkeit einige wenige Röcke.“

Neben dem großen Audienzsaal lagen kleine Geheimgemächer, in denen die Wachen unsichtbar, durch einen Ruf erreichbar, saßen. Oberst Siebold erwähnt ein käfigartiges Gelaß neben dem Empfangsraum, sagt: dort müsse der diensttuende Kammerherr unbeweglich im Dunkeln sitzen, um der Wünsche seines Herrn gewärtig zu sein. Auch diese Kästchen waren auf das zierlichste und reichste mit kleinen Szenenbildern geschmückt.

Nun kam ich an der Mauer entlang zur eigentlichen Burg. Mit ihren fünf geschwungenen Bronzedächern, ihren goldenen Delphinen ragt sie, von weitem sichtbar, aus den gewaltigen Kiefern der Wälle hervor. Auch sie

entstammt dem 17. Jahrhundert, ist jünger als unsere europäischen Burgen und so erhalten, als müßten Bogenschützen aus jenem Portal heraustreten, die Wachen am Auslug stehen. Die schweren, vorzüglich gearbeiteten Holzbalken mit ihren Bronzebeschlägen und großen Nägeln waren noch hell, doch hatten auch sie eine feine Patina auf der geäderten Fläche, denn Tausende von Samurai hatten diese Geländer der steilen Treppenaufgänge abgenutzt. Da gab es wie bei uns den tiefen Schloßbrunnen; hier hatte man einem mystischen Aberglauben zuliebe Gold hineingeworfen. Ein jeder Brunnen wird verehrt. In der Neujahrnacht versammelt man sich um den Brunnen; bricht der Morgen an, schöpft man das „neue Wasser“, und jeder trinkt einige Tropfen. Hübsche Namen und Legenden werden oft den Brunnen zu teil. Einmal fand ich einen alten, verwitterten, überaus tiefen Brunnen. Man nannte ihn den „Sternbrunnen“, denn der Vollmond scheint hinein, leuchtet aus der Tiefe wie ein großer Stern. An uralte europäische Legenden mahnt die vor kurzem einer Europäerin erzählte Schreckensgeschichte eines verschütteten Brunnens. Die Hausgenossen waren so lange mit Krankheiten verfolgt worden, bis man den erzürnten Geist durch die Instandsetzung des Brunnens beschwichtigt hatte.

Riesenbalken tragen die Geschosse der Burg. Gewaltige Zypressenstämme wurden nur abgerundet und so verwendet. Eigenartig wirkten die breiten Schießscharten mit Stützen für die mannshohen Bogen, darunter schmale Öffnungen, um kochendes Öl auf die Angreifer zu gießen.

Von oben sah ich auf die Ebene, auf die verschandelte Stadt; einzelne Distrikte sind noch gut erhalten, geben noch den ehemaligen Eindruck der ruhig-grauen, vom Baumgrün unterbrochenen Dächer. Aus ihrer Mitte ragen gelegentlich gewaltige Tempeldächer. Gut ließ sich von hier aus der ganze Burgbezirk übersehen. In diesem Burggraben züchtete man Karpfen. Sie wurden in Gegenwart des Ehrengastes durchschnitten, dann, obgleich der Fisch anscheinend noch atmete, sofort genossen. Der Geschmack soll ein feiner, austernähnlicher sein; aber wir Europäer erweisen uns etwas spröde. Dort lag der einstige Garten, jetzt eine kümmerliche Anlage. Gewiß war es ein vollendetes Kunstwerk gewesen, mit sorgfältigster Überlegung geplant, die Eigenart, den Seelenzustand des Schöpfers enthüllend.

Nachmittags besah ich mir den großen Hongandschi-Tempel. Ich kam durch die lange ehemalige Verkehrsader, fand farbiges, echt japanisches Treiben. Ein Laden folgte dem anderen; die „Aufmachung“, vielleicht ein Ergebnis des fremden Einflusses, war zierlich und originell. Ohne besondere Beziehung, nur den Blick auf sich zu lenken, stand ein gestopfter Reiher, hingen dort goldene Flitter oder hübsche Blumenzweige mitten zwischen den Waren. Überall wurde Tempelgerät angeboten: Hausaltärchen, Opferschalen, Gehänge, Lampen, Buddhas in allen Größen, in den verschiedensten Verkörperungen und Formen. Es kam ein wahrer Tempelbezirk; kleine Nebengassen, ausschließlich mit Pilgerherbergen, frommen Andenken und Kultobjekten angefüllt. Hier standen bereits Kapellen, so eine dem Dshisu, dem Kindergott, gewidmet. Steine waren am Altar geschichtet, denn am Toten-

fluß lebt eine böse Hexe und zwingt die verstorbenen Kinder, Steine zu häufen; diesen Frohndienst will man den armen Seelchen erleichtern. Rührend wirkten diese vielen Spielsachen, Drachen, Wägelchen, Puppen, Schälchen zahlloser toter Kinder.

Überraschend festungsartig erhob sich dann der Tempelraum; der Wall entstammt noch der älteren Burg der Stadt. Der Tempel ist groß und einflußreich, gehört der Shin- oder Monto-Sekte, vollständig „Hongandshi“ genannt.

Am Ende des 16. Jahrhunderts taten sich hier in Nagoya energische Mönche gegen die verweltlichte Kirche zusammen. Zu ihnen hielten die Samurai, denn diese Gottesleute waren ihnen sympathischer, als die der asketischen Sekten. Den Priestern gestatteten die Hongadshi die Ehe, sowie bürgerliche Berufungen. Auf männliche Tugenden wurde Gewicht gelegt; diese Ideale konnten sich zur Not mit dem Bushido verschmelzen — nur zur Not. Natürlich widerstand den Samurai die buddhistische peinliche Achtung des Lebens selbst der Tiere, das Verbot des Selbstmordes wie der Rache. Keuschheit und Mäßigkeit billigten die Krieger in der Theorie, wollten diese Lebensregeln jedoch nicht mönchsgleich erfüllen. Als eine höfliche Verkleidung des ihnen zukommenden Stolzes verstanden sie die Demut, und die kasuistische Subtilität der Theologen war ihrer Wahrheitsliebe zuwider. Ähnlichen Schwierigkeiten begegneten in unserem Mittelalter die Christenritter, wenn sie die Gebote der Kirche mit ihrer Standesehre, mit ihrem männlichen Instinkt in Einklang zu bringen suchten. Aber es ging zur Not in Europa wie auch hier, und mit den Shin- oder Monto-Bonzen kam der Samurai noch am besten aus. Noch heute ist diese Sekte die einflußreichste des Landes; zu ihr gehört die Hälfte aller japanischen Buddhisten.

Man vergleicht diese Richtung mit dem Protestantismus; sie ist einigermaßen monotheistisch, lehrt die Rechtfertigung durch den Glauben, durch Amida unsere Zuflucht, durch Amida Verkörperung des Lichts. (Zimmerhin spielt das mechanische Wiederholen des heiligen Namens eine gewisse, wenn auch nicht ausschlaggebende Rolle.) Es ist die Lehre vom „reinen Land“, in das man durch die Nachfolge des Amida-Buddha gelangt. Sie berufen sich auf dessen Gelöbniß: nicht will Er allein die vollkommene Erleuchtung auf sich nehmen; wünscht einer von ganzem Herzen, in Amidas Land geboren zu werden, wird dies ihm zu teil.

Auch äußerlich kann man meistens ihre Tempel erkennen. Prächtig, aber, wie bei der Zen-Sekte, diskret in den Farben. Mächtige graue Ziegelbächer, braunes, wundervoll geglättetes und geädertes Holz, Goldbronzebeschläge, weiß aufgemalte Ornamente, florale heraldische Schnitzereien, die oft an italienische Renaissance erinnern. Von dem Farbenrausch, vom klingenden Pomp der Tokugawa-Tempel in Nikko oder Shiwa ist nichts zu spüren. Infolgedessen werden diese Hongadshi-Tempel wenig von Fremden beachtet.

Ich ging die hohen Stufen hinauf; das weit vorstehende Dach beschattete den von Balustraden eingefassten Umgang. Die mächtigen, bronzebeschlagenen Türen standen offen. In der Halbdämmerung erhob sich ein feierlicher, dunkel-

bronzeener Amida-Buddha. Fichtenzweige waren ihm dargebracht worden; in blaßblauen Wolken umqualmte ihn der Weihrauch. Die schweren, vergoldeten Altartische erinnerten an unsere Barockzeit. An den Wänden standen kostbare schwarzgoldene Lacktruhen, und alte verblaßte Rakemonos hingen an den Wänden. Nicht beschreiben läßt sich die vornehme Pracht dieses Fußbodens aus tiefschwarz glänzendem Lack. Dazu kamen die goldbronzenen, mit feingeometrischen Mustern gegliederten Ornamente der langausgedehnten niedrigen Stufen. Vor der Kultstatue kniete laut betend ein Priester. Hellgekleidete Akoluthen brachten Opferschüsseln herbei. Von gewaltigen Holzsäulen wurde die Decke des weit über hundert Fuß langen Raumes getragen. Die gleich gewaltigen Querbalken ruhten auf meisterhaft geschnitzten Stützen; da waren Blumen und Tiere, groteske Priester, Heilige und anmutige Genien zu sehen.

Zwischen den einzelnen Gebäuden erhoben sich alte Kiefern und Zedern. Hier lag ein Kirschblütenhain, die Frühlingswonne, wie die der Glycinienlaubengänge den Sommerstolz bilden. Längs der Einfassungsmauer liefen lange, schmale Pilgerherbergen und Priesterwohnungen. Pilgerscharen kamen und gingen; es war ein reger Betrieb.

Auf dem Rückweg kam ich durch andere Straßen, sah in den Hof eines Tempels, der, wenn ich recht verstanden, ebenfalls den Hongandschi gehörte. Reihenweise warteten Kurumajas mit ihren Kurumas; eine gut gekleidete Menge zog die Stufen zum Haupttempel hinauf. Ich folgte ihnen, fand den großen Raum von einer auf Matten sitzenden Gemeinde angefüllt und setzte mich in eine Ecke. Es war eine fein abgestimmte koloristische Umgebung; ein satttiefer Goldgrund, auf den Altären kostbare Brokatdecken, mit feierlich hieratisch geordneten Blumensträußen. (Ähnlich stellt man die Blumen in anglikanischen Kirchen auf.) In allen erdenklichen, sanftneutralen Tönen schillerten die Kimonos, dazu kamen die Farbenflecke der Gürtel. Vor dem Heiligtum diesseits der Altarschranke erhob sich eine niedrige flache Kanzel. Diese bestieg jetzt ein Priester. Über dem schwarzen, breitärmeligen Gazegewand trug er eine quergelegte Schärpe aus lachsrosa und goldenem Brokat. Sich auf die Matte der Kanzel setzend, berührte er mit seiner Stirn andächtig die in den Händen gehaltene Schriftrolle und murmelte einige Gebete. Hinter ihm reichte ein Novize ihm eine Tasse Tee hinauf. Er trank einen Schluck, begann dann leise seine Predigt. Andächtig lauschte die aus Männern und Frauen bestehende Gemeinde. Von Zeit zu Zeit ertönte es wie Meeresrauschen; dann murmelten alle die fromme Formel „Nammidsho“ (ein entarteter Sanskritspruch). Es ist das „Hört, hört!“ einer aufgeweckten politischen Versammlung, aber mit feinen Schattierungen der Zustimmung, der Seelenzerknirschung, der Rührung. Er sprach fließend und ruhig, seine Finger spielten mechanisch mit dem Rosenkranz. Dann geriet er immer mehr und mehr in Schwung, ließ plötzlich den Rosenkranz fallen, nahm seinen Fächer, machte mit demselben lebhafte Gesten, unterstützte so die eindrucksvollsten Perioden.

Es war ein sonderbarer Anblick; inhaltlich an unsere Predigten, Kirchen erinnernd, doch ein so anderes Bild. Goldlack- und Bronzegötter, der Priester

mit dem schwarzen Gaze-Übergewand und dem lachsrosa Goldbrokat, seine Teetasse, sein Fächer.

Abends beschloß Theatergenuß den inhaltsreichen Tag. Durch ein Plakat in englischer Sprache hatte ich vom Gastspiel der Geishas von Kioto erfahren; mit ihrer berühmten jährlichen Frühlingstanzvorstellung bereisten sie jetzt wieder die Provinz. Ich hatte lebhaft beklagt, in Kioto diesen Odore-Frühlingstanz der ersten Geishaschule des Reiches zu verpassen; jetzt wurde er mir noch zu teil. In der blauen Dämmerstunde fuhr mich ein Kurumaju hin. Die Theatergegend war festlich mit Lampen, Fahnen und Kränzen geschmückt; heitere, hellgekleidete Menschen drängten sich in der schmalen Straße. Leider war das Gebäude europäisch, auch der Wartesaal, in dem man sich bis zur Beendigung der stündlich wiederholten Vorstellung aufhielt. Urecht japanisch waren jedoch die vier mich begrüßenden kleinen, halbwüchsigcn Mädchen. Überaus kunstvoll war ihr leuchtend schwarzes Haar aufgetürmt; sie waren dick gepudert, hatten rot geschminkte kleine Lippen. Unwahrscheinlich zierliche Geschöpfchen! Mit tiefen Verneigungen reichten sie den Besuchern des ersten Platzes den miteinbegriffenen Tee, auch Kuchen auf einem mit grauschwarzen Bambuszweigen bemalten grauen Teller, den man mitnehmen durfte; auch hübsch ausgestattete Programme und eine Ansteckblume. Sie waren ganz gleich angezogen, trugen orangegelbe Gewänder, schwarz und mattrosa gemustert und mit Rosa gefüttert, durch grau und rosa Obigürtel zusammengehalten.

Dann strömten die Zuschauer der eben beendeten Vorstellung heraus, und wir Wartenden gingen über eine offene Holzgalerie in den Theaterraum. Zu meiner Freude war dieser japanisch, war mit Ausnahme des elektrischen Lichtes in guter Tradition. Oben die Kassettendecke, Vorhänge aus rot und weiß gemustertem Brokat, einfaches Holzgebälk, unten kleine, niedrige Kästchen, in denen immer je eine Familie saß, oben eine Galerie mit Bänken. Vorhin waren zwei Amerikaner herausgegangen; jetzt war mit Ausnahme von mir kein Ausländer zugegen. Mit einem Holzhammer wurde das Zeichen gegeben; langsam wurden die Brokatvorhänge zurückgezogen. Den sich zeigenden Bühnenraum umstanden goldene Wandschirme. Rechts und links saßen etwa achtzig Sängerinnen und Spielerinnen unbeweglich in langen Reihen. Es war ein fabelhaftes Bild. In der Mitte, als zusammenhaltender Farbatzent, der Goldackord. Links Mädchen in pfauenblauem und rötlichem Brokat, die große Schmetterlingschleife des Obi an einer Seite hervorstehend, in ihrem nachtschwarz glänzenden Haar, Goldfitter und Blumenschmuck, die Gesichter gepudert, geschminkt, jugendlich glatte Idole. Vor sich hatten sie eine Trommel, auch wohl Tamburine, Triangeln und Flöten in der Hand. Die Mädchen auf der anderen Seite trugen pfauenblaue, weißgefütterte Seidenobis aus goldbraunem Brokat. Jede hielt ihre Samisenlaute; die immer sich wiederholende schräge Linie des Instrumentes gliederte die Reihe, wie gegenüber die vor den Knien ruhenden Trommeln. So saßen sie jede für sich starr und streng; Linien und Farben eine Augenweide. Dann begannen sie zu spielen und zu singen; hohe harte Töne mit dem gelegentlichen „Oiaûuh“, das uns Europäer trotz allen guten Willens doch etwas an Tierlaute erinnert.

Interessant war der Zusammenklang der Instrumente; ein ausgesprochener, leicht faßlicher Rhythmus herrschte vor. Überaus anziehend war die herbe, präziseste Grazie, mit der die Trommlerinnen ihre Klöppel in den zierlichen halbentblößten Armen hoch hielten und dann niederschlugen, oder wie die Tamburinspielerinnen mit der einen Hand ausholten, ehe sie das von der anderen Hand gehaltene Tamburin schlugen. Die Trommlerinnen setzten ein; es antworteten von der gegenüberliegenden Seite die Lauten. Jene Samisenklänge, die ich so oft nachts in den Gassen gehört hatte, durchschwirrten, durchzitterten den Raum.

Dann senkte sich der Vorhang. Auf dem „Blumenpfad“, durch die Mitte des Publikums schritten langsam zwei und zwei die Tänzerinnen vor; mit zierlichen Schritten, ein klein wenig einwärts gehend, ein klein wenig nach hinten geneigt. Wohl an hundert; alle gleich gekleidet, in blau- und lachsfarbenen Kimonos, mit schwarz- und lachsfarbenem, goldbrokatetem Untergewand, das Haar gleichmäßig gepuzt. Bei allen der gleiche Ebenholton des Haares; das gab eine starke koloristische Bindung. Das neue Bühnenbild zeigte eine Landschaft mit einem Hain blühender Pflaumenbäume. Hier bewegten sich die Tanzenden im immer wechselnden Hindergrund mit anderen Attributen; bald zu zweien, bald in Gruppen. Immer trat der ganze Körper in Mitleidenschaft. Hier wurde nicht nur mit den Beinen getanzt; alle Glieder gehorchten dem knapp-diskreten Rhythmus. Vielleicht lag der Ausdruck vor allem in den Händen, und als gelegentlicher Akzent diente ein Aufstampfen der zierlichen kleinen, weißbesockten Füße.

Eine kulturell wertvolle Überlieferung, dieser Tanz, mit seiner abgemessenen Zierlichkeit, seiner beweglichen und doch strengen Grazie.

Die modern-japanischen Dekorationen (ich hatte sie schon in Tokio auf den klassischen, wie auf den sezessionistischen Bühnen gesehen) sind enttäuschend. Ob durch europäische Vorbilder entartet? Am besten gelangen die etwas stilisierten Hintergründe; so der eines Tempelbezirks nachts mit erleuchteten Steinlaternen. Jede Landschaft war bekannt, war von Dichtern und Künstlern verherrlicht worden. Einige der Tanzattribute waren besonders niedlich; so Körbchen und Harken, um an den Flußufeln Muscheln zu suchen, so Blumenkränze mit Flittern und Schellen, die bei einem lebhafteren Tanz hochgewirbelt wurden.

Ich besah mir die Mädchen. Alle jung, alle zierlich, einige auch nach unseren Begriffen hübsch. Sehr unpersönlich, doch wie sie die denkbarst anmutigen Namen haben — Frühlingsblüte, Goldkranz, Glycinie, Bambuszweig, Duft — so werden ihnen auch die dramatischsten Geschehnisse zu teil. Die Geisha wird von Europäern meistens ungewöhnlich falsch geschildert. Entweder als Dirne oder als makellose höhere Tochter. Ihr sittlicher Lebenswandel entspricht ungefähr dem unserer Operettenchoristinnen; vielleicht ist die Betreffende Inbegriff aller keuschen Tugend — wahrscheinlich nicht. Nur ist ihre Stellung hier schärfer umrissen, offizieller als bei uns. Sie gehören zum Inventar der Stadt, treten bei feierlichen Gelegenheiten, Aufzügen und dergleichen „in corpore“ auf. Von ihren Eltern wurden sie wahrscheinlich schon mit acht

Jahren an eine Geishaschule verkauft, und daß sie bereits in so jungen Jahren ihre Eltern unterstützen konnten, ihre Kindespflicht so tatkräftig erfüllten, findet man rührend und schön. Doch fürchten Mütter und Gattinnen sie als gefährliche Ungarnerinnen der unreifen, aber auch der reifsten Männer. Unzählige Familien wurden durch diese bemalten, lächelnden Maskengesichtchen mit ihrer hohen Stimme, mit ihrer gedrechselten Grazie zugrunde gerichtet. Immerhin machen viele Mädchen gute, ja bisweilen glänzende Heiraten. Der große Fürst Ito hat sich mit einer Geisha, die ihn, als er einmal verfolgt war, vom Tode errettete, vermählt; auch jetzt war eine der Ministergattinnen des Zeichens gewesen. Natürlich sind die betreffenden Familien anfangs verzweifelt; erweisen sich die Geishas tüchtig, haben sie sich jedoch oft eine allseitig geachtete Stellung erworben, sind nach ihrem Tod in die erlauchtesten Ahnenreihen eingereiht worden, Opfer und Weihrauch bringt man ihnen dar. Dichter haben Geishas und Dirnen mit Vorliebe den im Schlamm wachsenden Lotosblumen verglichen. . . .

„. . . Bin ich auch dem Wechsel ergeben, ist mein Herz doch nie untreu;
Selbst aus dem Schlamme sprießt die Reinheit der Lotosblüte empor.“

Jetzt kam als Schluß ein nächtliches Kirschblütenfest in einem berühmten Kiotoer Tempel, und hier steigerte sich die, ich möchte sagen, orchestrale Wirkung des Tanzes. In dichten Gruppen drängten sich all die Mädchen, leidenschaftlich wehten ihre Blütenzweige. Es dröhnten die Samisenlaute, es wirbelten die Trommeln. Dann verklangen die Töne, dann schritten die hundert in blauen Brokat gekleideten Tänzerinnen langsam, zierlich, ein klein wenig einwärts gehend, ein klein wenig nach hinten geneigt, wieder auf dem Blumenweg hinaus.

Es war Nacht. Auf das lichtstrahlende Vergnügungsviertel folgte ein dunkles Gassengewirr. Mit lautlosen, federnden Schritten lief mein Kurumaja dahin; zur Seite tanzten seine schmalen langen Papierlaternen, und wie gespenstische Irrlichter, matt von der Laterne beleuchtet, kreuzten vereinzelt andere Ritschas unseren Weg. Hier und da wurde noch jetzt nach zehn Uhr in offenen Läden gearbeitet, saßen in ihren Kimonos gebückt schreibende und rechnende Männer. In anderen Gassen war jedoch jedes Haus mit Holzläden verbarrikadiert, und nur selten bewegten sich zierliche japanische Umrisse hinter vor erleuchteten Scheibfenstern brennenden Laternen.

Itshinomija. Morgens mußte ich Briefe und Geld von der Bank abholen, schlenderte durch unverdorrene japanische Nebenstraßen. In der Nähe meines Gasthauses in der Hauptstraße war Landesübliches zu sehen. Ich betrat ein schlichtes kleines Tempeltor. Gleich vorn im Tempelhof standen Händler, boten Goldfische feil; in entzückenden leuchtenden Windungen kreiften sie in flachen gläsernen Gefäßen. Seitwärts, halb bedeckt, halb frei wurde gebadet. Im Freien stand ein vollständig unbekleideter Mann in einem Kübel und rieb sich gewissenhaft ab; unter dem Schuppen waren noch andere Männer, anscheinend Arbeiter, ebenso beschäftigt. Immer neue Menschen kamen durch das Portal, besuchten den Tempel, klatschten in die Hände, um den Gott zu benachrichtigen, warfen Kupferstücke in den unten bereitstehenden Kasten.

Nachmittags hatte ich dann Nagoya in einer Kuruma verlassen. Das letzte Bild, die übliche Abschiedsszene wirkte wieder besonders stilisiert. Im geschnitzten Portal knieten zu beiden Seiten zwei Nefangs, ihre Stirn auf den Boden drückend. Hinter ihnen, sich von dem Wandschirm abhebend, der Gastwirt zwischen zwei Dienern, alle in der gleichen Prostration. Sie, ich, mein Kurumaja wiederholen im Chor: „Sajonara, Sajonara!“

Zu beiden Seiten des Flußufers lagen Speicher und Schuppen. Hellhölzerne Sampang bedeckten beinahe das Wasser. Ich kam an einer langen Reihe von Kuras (an feuer sichereren Speichern, wie ein jedes bessere Haus sie besitzt) vorbei, malerisch, mit schwarzen, verwitterten Balken, schweren Fensterlöchern, originellen Stirnziegeln an den großen, grauen Dächern. Sie verkörpern die Handelswelt des alten Japan; denn dies bestand ja nicht nur aus Daimios, Samurais und Geishas. In der Shogun-Periode nahm das Geschäftsleben eine sich immer mehr zuspizende Bedeutung ein. Jede Stadt hatte ihre Gilden, ihre Monopole. Den Bankherren, Geldwechslern und Reishandlungen war der Adel, dank seiner Unbekümmertheit in Finanzangelegenheiten, tief verschuldet. Ja, Mazellière sagt: „Im 18. und 19. Jahrhundert hing das Leben des Reiches von den Osaka-Kaufleuten ab. Die Regierung wagte nicht, sich ihnen zu widersetzen. Das bestehende Finanzwesen lieferte sie ihnen aus. Während der häufigen Hungersnotzeiten berücksichtigte die Gilde nur die eigenen Interessen. So erhoben sich blutige Aufstände gegen diese Macht, und ihre herzlose Habsucht gestaltete sich zu einer Hauptursache der Revolution.“

Haben auch die friedlichen Jahrhunderte der Tokugawa-Schule in ungewöhnlicher Weise das Glück der achtbaren, fleißigen Volksmassen begünstigt — sieht man näher zu, erkennt man den von den Behörden notdürftig gezügelten wirtschaftlichen Kampf.

Auf diese Speichergassen folgten langgedehnte Vororte und dann noch viele langgestreckte Dörfer. Trotz des bedeckten Himmels war es warm. Hier in dem kleinen Ort Itshinomija angekommen, drückte sich der Kurumaja das um die Stirn geschlagene Tuch aus. Es plätscherte; eine Wasserlache bildete sich auf den Fliesen vor dem Gasthof. Ich hatte einen Yen (zwei Mark) ausgedungen, gab ihm auf diesen mich doch erschütternden Anblick hin ein gut Teil dazu. Mit überraschtem Dank nahm er die Silberstücke entgegen.

Abends ging ich spazieren, wanderte an Feldern und Gehöften entlang. Rührend sorgfältig wurde das Getreide bestellt; zwischen jedem kaum zwei Hände breiten Landstreifen kam ein Abzugsgraben. Die leuchtend grünen Halme standen aber auch herrlich. Magentarot erstreckten sich einige Kleefelder; zwischen ihnen ging ein Mädchen mit aufgeschlagenem, lila gefüttertem Rimono mit kurzem, rosarotem Unterkleid. Die Anwesen waren prächtig, jedes von einer hohen Hecke oder von geschnittenen Bäumen eingefast. In kleinen, selten fehlenden Kapellchen waren steinerne „Abgötter“, wie Kämpfer sagt, zu sehen. Etwa der flammenumgebene Judo, der an Felsen am Weg oft ausgehauene Koshin mit seinen drei Affen, oder Inari, der allseitig beliebte

Reisgott. Auf dem Hof erging sich Federvieh. Kornmatten lagen umher; die gut instandgehaltenen Gebäude hatten dichte, sorgfältig gelegte Strohdächer. Es kamen auch größere Besitzungen; diese waren von weißen, auf Steinblöcken ruhenden Mauern umgeben, hatten einen eisenbeschlagenen Balkentorweg und große schattige Bäume. Hier wohnten oder wohnen wohl noch immer „Goshi“, unabhängige Großbauern, die etwa an unsere niedersächsischen „Sattelmeier“ oder an die englischen „Yeomanry“ erinnern. Aus den Goshi-Söhnen wurde ehemals die kaiserliche Leibwache gebildet. Zwischen diesen Gehöften lag der Tempel; das Braunholz war mit weißen Ornamenten bemalt, mit Schnitzereien und Bronzebeschlägen verziert. Daneben im Glockenhaus hing die große Glocke. Der in hellgraues Gazegewand gekleidete Priester kam gerade, um sie zu läuten. Mit dem senkrecht schwebenden Holzbalken schlug er an das Erz, und im Abendfrieden schwebte über die Fluren, weit vernehmlich, jener unvergessliche Ton der japanischen Glocken. Hart daran lag der Kirchhof unter alten Bäumen; ein großes steinernes Denkmal, anscheinend ein Kriegerdenkmal, war reich mit Blumen geschmückt; Iris, Margariten, Ringelblumen standen in den hohen Grabblumengefäßen.

Als ich zurückkehrte, dunkelte es bereits; die Dorfbewohner genossen ihre Abendruhe, in den offenen Häusern wurden Kinder gewaschen, man plauderte und rauchte friedlich nach des Tages Last. Am Eingang zur Ortschaft sah ich Fahnen; Trommeln wurden vor einem größeren erleuchteten Gebäude gerührt. Ich ging hin; am Schalter erfuhr ich, daß dies ein „Shibai“ (Theater) sei. Korrekterweise verlangte ich „ein Stück“ und bekam das längliche Holz mit chinesischen Zeichen, das unsere Eintrittskarte vertritt. Man holte mir einen Stuhl, brachte das Kohlenbecken; ich bestellte mir Tee und sah umher. Von der Balkendecke hingen Palmen dicht nebeneinander wie vom Chor einer alten Kathedrale; darunter zogen sich farbige Tücher und Laternenreihen, alle in den gleichen Farben und Ornamenten — ein hübscher Anblick. Auf der leeren Bühne standen drei Tische, auf diesen heraldisch geschmückte Atlasdecken und Blumentöpfe, als Hintergrund ein goldener Wandschirm. Das meistens aus jungen Burschen, aber auch aus älteren Männern und Familien bestehende Publikum schlürfte Tee und rauchte.

Nun betrat ein kleines Mädchen in hellblauem Kimono die Bühne, verbeugte sich, sprach einleitende Worte und sang dann, hinter der Szene von Samisenlauten begleitet. Darauf erzählte sie eine Geschichte, gewandt eingelernt, ohne zu stocken, verbeugte sich und ging hinaus. Neben der Bühne hing ein bedruckter Streifen; dessen oberster Teil wurde jetzt heruntergeklappt, es folgte die zweite Nummer. Ein junger Rakugoka-Geschichtenerzähler erschien im Haori-Staatskleid, dem schwarzen Kimono mit weißem Wappen. Er sprach und sang; von Zeit zu Zeit erfrischte er sich an einer Tasse Tee, wuschte sich den Mund mit weichem, weißem Papier, das er seinem Kimonoärmel entnahm. Anscheinend handelte es sich um eine aufregende und spaßhafte Begebenheit. Man folgte mit dem lebhaftesten Interesse, es wurde viel gelacht. Als dritte Nummer rezitierte ein Mann in verhaltenem Tone eine anscheinend tragische Begebenheit. Es kann wohl eine Episode aus den

langen heroischen Kämpfen der Taira und Minamoto gewesen sein; denn bis zum heutigen Tage sind diese Erzählungen überaus beliebt.

Nun verzog ich mich; draußen wurde noch die Trommel gewirbelt, die Vorstellung ausgerufen; vom Scheine der Laternen beleuchtet, flatterten Fahnen von dem hohen Bambusrohr. Es war Nacht, ehe ich heimkehrte; der Wirt und Kondo spähten schon besorgt nach mir aus.

Gifu. Tsunokunia-Gasthof.

Heute morgen hatte ich einen dreieinhalbstündigen angenehmen Marsch, trotz der angeblich reizlosen Gegend, trotz des Regens. Hat man festes Schuhwerk, Regenmantel und Kapuze, macht er gar nichts aus. In einem Dorfe lag eine allerliebste Gartenanlage hart an der Straße. Im Teich schwammen noch unaufgeblühte Lotosblumen, weiß-lila Iris spiegelten sich, auf der kleinen Insel blühten gelb-rosa Azaleen unter schön geformten Kirschbäumen und alten Kiefern.

Eine beständige Freude boten die Schirme; zu den Überraschungen und Eigentümlichkeiten des Landes gehört der malerische Reiz dieser Regentage. Da werden die famosen Schirme mit den dunkeln Schriftzeichen oder heraldischen Ornamenten auf dem meistens gelblichen, aber auch purpur und blau oder grünen Grund hervorgeholt. Männer wie Frauen schürzen sich hoch, zeigen die sauberen, fast immer auffallend glatten Glieder, trippeln auf hohen Sockelschuhen dahin. Sie haben sich die mannigfaltigsten Schutzvorrichtungen erdacht: große, in der Mitte spitz zulaufende Strohhüte, kunstvoll aus Halmen geknüpft, Mäntel und Schürzen, leicht, luftdurchlässig, an denen das Wasser selbst eines japanischen Regengusses abläuft. Es ist eine uralte Tracht, wurde früher von allen, jetzt noch von den Arbeitern getragen; ja auch über Pferden und Ochsen wurden ähnliche Matten befestigt.

Vor mir begrüßte eine Frau in mittleren Jahren einen ihr begegnenden jungen Mann. Lächelnde Mienen, rechtwinklig tiefgebückte Verbeugungen, lange Phrasen; beide unter ihren Schirmen stehend, beide hochgeschürzt mit nackten Beinen.

Der schönste Mann, den ich im Lande gesehen habe (es gibt deren, weiß Gott, nicht viele), kam mir auf der Landstraße entgegen. Er hatte den „vornehmen Typus“, der selten anzutreffen ist, auch in der ersten Gesellschaft trotz aller sorgfältigen Gattinnenwahl nur vereinzelt vorkommt: eine lange, feingebogene Nase, edel und streng, wundervoll sensitive Lippen. Auch er ging mit hochgeschürztem Kimono, mit seinen bis weit über die Knie nackten Beinen unter einem großen blauen Schirm.

Es gab viele Flüßchen und Bäche, Mühlen und Mühlendämme. Dunkel und still quirlte die Flut an den grünen Ufern, am Schilf, an gelben Wasserkilien und schön geformten Wassernuß- und Pfeilkrautpflanzen vorbei. Auf einem größeren Fluß trieben Fischerboote; Fischer in ihren großen Hüten, ihren Strohmänteln staakten und warfen die Angel. Langsam fuhr eine „Basha“ (Omnibus) vorbei. Sie war grün bemalt und mit feinen gelben Streifen verziert; dunkelviolette Vorhänge waren an den offenen Seiten vorgezogen. Wir nahten uns grau-verschwommenen Bergen, sahen dann Gifu zu Füßen des bewaldeten Burgberges liegen.

Der eine japanische Gasthof war durch den Generalstab in Beschlag genommen: Burschen und Adjutanten eilten vorbei, Pferde warteten vor der Tür. Der andere Gasthof gefiel mir aber besonders gut. In meinem Zimmer fand ich eine wunderhübsche alte silberne Schiebetür; im Garten stand eine mächtige bronzene Wasserschale unter dem Uhornbaum. Mit der Wirtin verabredete ich, abends mir die uralte Eigentümlichkeit des Ortes, die Kormoran-Fischerei, anzusehen.

Mein Fenster ging auf den Burgberg; aber die Burg des großen Nobunaga ist von Grund aus vernichtet worden. Schade! Denn Oda Nobunaga ist vielleicht der edelste Typus der japanischen Renaissance. Ein großer Herr, schön, stolz, vornehm in seinem Äußern, in seiner Haltung, seinem Wesen. Sehr ehrgeizig, aber hochherzig und gerecht; Feldherr und Staatsmann. Aus Daimio-Geblüt, bald der Mächtigste im Land, umgab er sich mit einem prächtigen Hof, blieb er auch einfach in seinen Sitten. Daß Hidejosji und Jejasu-Tokugawa zu seiner Zeit lebten, war sein Glück; sein Verdienst jedoch, daß er die beiden erkannte, sich ihrer bediente, sie an sich zu fesseln vermochte.

Mit seinem Feldherrn Hidejosji hatte er die unruhigen Daimios unterworfen, hatte sich mit Jejasu verbündet, die Einigung des bisher zersplitterten Staatswesens in die Wege geleitet und das durch Aufstände und Adelskriege erschöpfte Land beruhigt. Nun erwählte er sich Gifu zu seiner Hauptstadt. Er umgab sich mit verfeinerter Kostbarkeit, pflegte eingehend den verwickelten Ritus, die mystische Geheimlehre der Teezeremonie. Aber er ging in der Ästhetik nicht unter. Interessant ist sein Kampf gegen die Macht des buddhistischen Klerus. Nobunaga verkörperte den neuen Geist, den Übermenschen; er fühlte sich stärker nicht nur als die Kirche, auch als die Gebote des Bushido. Mit grausamer Hand brach er die Macht der kriegerischen, zwischen Kioto und dem Biwa-See gelegenen Klöster am Hieizan. Die Heiligtümer wurden vernichtet, verbrannt, die Einwohner wurden niedergemacht. Es war die Plünderung Roms durch den Connétable von Bourbon. Zum Bau dieser Gifu-Festung hat er zerstörte Tempel benutzt. Aus Haß gegen die buddhistischen Priester begünstigte er die Jesuiten. Da, auf dem Gipfel seiner Macht, erfaßte ihn Größenwahn. „Ich“, so sagte er, „bin der oberste Gott.“ Darum wollte er sich anbeten lassen. Wie der Jesuitenpater schrieb: „Um diesen unseligen Plan auszuführen, erbaute er sich neben einer Festung Uzuchi (am Biwa-See) einen Tempel.“ Die Inschrift versprach „Glück und Wohlergehen allen, die ihn dort anbeten würden“. „Ruchlose Ungläubige gehen jedoch ihrem Verhängnis sowohl in dieser wie in der kommenden Welt entgegen.“ Der Cäsarenwahnsinn war nicht länger zu ertragen. Als er China erobern wollte, brach eine Verschwörung gegen ihn aus. Er befand sich in einem Tempel in Kioto. Er, sein Page und einige Getreue verteidigten sich verzweifelt gegen die Übermacht; dann legten sie Feuer an das Gebäude und begingen Selbstmord. Es war ein heroisches Ende, und als Heroß wird Nobunaga noch heute in Tempeln und Heiligtümern verehrt.

Drei Männer verkörpern die große Zeit der japanischen Renaissance, jene Zeit, welche die zersplitterte Feudalität ablöste und die Zentralgewalt schuf. Alle drei waren mir auf dem Tokaido begegnet: Nobunaga, der stolze Aristokrat, Herr der Gifu-Burg; Hidejoschi, der geniale Emporkömmling, der Eroberer von Odawara; Sejasu-Tokugawa, der weiseste und edelste Herrscher, als Inkio im Shidsunka-Tempel.

Eine kleine Erzählung veranschaulicht diese drei Zeitgenossen. Man stellte ihnen die Frage: was tun, wenn der Uguiso nicht singen wolle? Nobunaga sagte: ihm den Hals umdrehen; Hidejoschi: ihn zum Gefange zwingen; Sejasu: abwarten, bis er singt. Nobunaga versuchte Gewaltmittel; er gewann als erster die Herrschaft, um dann jämmerlich zugrunde zu gehen; Hidejoschi war gemäßigter, aber sein Regiment war doch zu kraß, zu unvermittelt, um den Schöpfer zu überdauern; Sejasu sammelte seine Erfahrungen, erwartete geduldig den gegebenen Moment. So wurde alle Macht, aller Glanz nicht nur ihm, sondern auch den Seinen zuteil.

Hier wie in Europa freut man sich, eine alte feudale Burg vorzufinden; hier wie bei uns sind sie nicht allzuhäufig. Und Stadtmauern habe ich hier weder gesehen, noch fand ich sie erwähnt. (Ein merkwürdiger Gegensatz zu den großartigen Stadtmauern Chinas.) Zu späteren Zeiten waren die Burgen häufig, wurden allerdings manchmal nur zur Unterkunft der größten Herren bestimmt. Am Eingange der Stadt waren Tore mit Wachthäusern und unbebauten Wällen. In ihrer Mitte oder seitlich am Strom oder, wie hier in Gifu, am Bergabhang, erhob sich mit gewaltigen Nischen und Graben und Mauern die Burg, die in Kriegszeiten den Bewohnern Zuflucht gewährte.

Unterdessen hatte der Regen aufgehört; der Himmel war jedoch bedeckt; so hatte ich das wünschenswerteste Wetter. Denn weder bei Regen noch bei Mondschein findet der Fischfang statt. Rondo nahm es als selbstverständlich an, daß er mich in einer Kuruma nach dem Fluß fahren würde, lief durch die nächtlichen Straßen. Hinter erleuchteten Schiebefenstern wurde Samisen gespielt, wurde gesungen und gelacht; Kurumajas mit ihren tanzenden Lämpchen huschten vorüber. An der großen Brücke wartete der zum Gasthof gehörende Schiffer, führte uns dunkle Stufen hinunter zum Hausboot. Es war hell erleuchtet, rote und rosa Laternen hingen vom Verdeck. Wir nahmen auf den Matten Platz, Rondo hockte neben dem Schiffer. In der Ferne brannten und flackerten bereits die Pechkörbe der Fischerflotte. Der Bootsknecht mit seinem hochgeschürzten Kittel, seinen bloßen braunen Gliedern stand am Bug, staakte sein Fahrzeug durch das flache, aber rasch dahinrauschende Wasser nach dem bewaldeten gegenüberliegenden Ufer. In unserer Nähe warteten noch ein paar andere laternenbeleuchtete Lustschiffe; in ihnen lagen teetrinkende japanische Herren, sie wurden durch Samisen spielende Geishas erheitert.

Raum waren wir am anderen Ufer angelangt, so ertönten bereits laute, kurze Rufe, die Leuchtboote setzten sich in Bewegung, kamen auf uns zu. Wir Zuschauer fuhren ihnen entgegen, waren plötzlich mitten unter ihnen, sausten mit ihnen den rauschenden Fluß hinunter. Etwas Fremdartigeres läßt sich nicht denken. Grobgefügte Rähne, am Bug flackernde Rientörbe;

goldene Reflexe tanzten im Wasser, der klare Schein beleuchtete den vorn stehenden Fischer. In der Hand hielt er ein Duzend Stricke, am Ende eines jeden schwamm ein großer, raubvogelartig aussehender Kormoran. Alle Augenblicke verschluckte der eine oder andere einen Fisch, und sofort wurde sein Seil angezogen, mit raschem Griff nahm der im Boot hockende andere Mann den Fisch aus dem leicht zusammengeschnürten Hals des Tieres. Ohne daß die zwölf Seile sich verheddert hätten, wurde der Vogel wieder zu den anderen in das Wasser geworfen. Weiter, weiter. Schwere, herabtaufende Boote, schrille Rufe, hüpfendes Licht, dunkle Vögel, die blitzschnell den Schnabel eintauchten, einen Fisch halb verschlangen. Die Funken sprühten; dunkel hoben sich vom leuchtenden Wasser die halbnackten, mit einem Strohschurz, einer besonderen Kopfbedeckung bekleideten Männer. Der eine klapperte mit einer Bambusklapper, rief mit geller Stimme: „Uuiüh, jaaaih!“, ermunterte jeden seiner Vögel beim Namen. Überall schwirrte und schwamm es, in rasender Geschwindigkeit sausten wir dahin. Es war aufregend schön.

Seit ungezählten Jahrhunderten wird dieser Kormoran-Fischfang in Gifu getrieben. Auf einem Tokioer Frühstück im Haus des Oberhofmeisters der Kaiserin sah ich einen Goldgrundwandschirm aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Etwas stilisiert, aber auch heute noch vollkommen wahrheitsgetreu waren die Rähne, die am Seil hinaufgezogenen Vögel, die brennenden Rientkörbe darauf wiedergegeben. Auch diese Fischerei stammt aus China; ein Ring um den Hals läßt kleine Fischchen, die nötige Nahrung gewährend, hindurch, die größeren Fische bleiben stecken, werden vom Schiffer entfernt. Jeder Vogel hat seine bestimmte Stelle im Boot. Der „Itshi“, der älteste und oberste, würde keine Nahrung nehmen, wenn er nicht als erster gefüttert würde, wenn er nicht als letzter in dem Korb zur Nachtruhe fortgetragen würde.

Dann ließ ich mein Boot nach dem Ufer staaken. Wie ein Höllenfischfang tobte der wilde Zug, von sprühenden Funken umgeben, allmählich verlöschend, verstummend dahin, „Uuiüh, jaaaih“.

Ogaki. Mittagspause. Heute strahlender Sonnenschein. Mein Kurumaja trabte durch duftende Getreidefelder. Kleine Fabriken lagen zwischen oder in den Dörfern, Seide wurde gespult, gesponnen und gefärbt. Die Schiebewände waren zurückgezogen, Männer und Frauen saßen so in der guten Luft, oft hörte ich Lachen und Scherzen. Das alles wirkte ganz erfreulich, und doch kann man überall Betrübliches über die Industrialisierung hören. Die Arbeitszeiten in den Fabriken sind bedenklich lang; Frauen und Kinder werden in beängstigender Menge herangezogen, und es gibt noch keine fürsorgenden Fabrikgesetze. Die von Hause aus gesunde japanische Rasse geht einer physischen Entwertung entgegen; dabei wächst die Gefahr der Unterernährung. Wie man sich heute einschränken muß, geht aus einer, ich kann nur sagen erschütternden Tatsache hervor. Die jetzigen Steuern wurden auf etwa 35 Prozent eingeschätzt; 33 Prozent ist die geringste, wahrscheinlich zu niedrig gegriffene Ziffer! Es pocht der Sozialismus an der Tür.

Immerhin haben diese ländlichen kleinen Fabriken einen anheimelnden Charakter. In einem Dorfe wurde das vorzügliche wasserdichte japanische

Ölpapier verfertigt; schmiegfam und weich, findet es die mannigfaltigste Verwendung. Überall waren hier die rotgelben großen Bogen aufgestapelt, hingen zum Trocknen umher. „Fahrendes Volk“ kam uns entgegen. Ein aufgepustetes kleines Mädchen schlug die Trommel, an ihrem roten Kopftuch war eine hochstehende, schwarze Hahnenfeder befestigt; der eine Mann hatte sich eine altertümliche Maske vorgebunden. Sie sahen dürftig aus; es mag ihnen hier nicht besser als ihren Kollegen in anderen Ländern ergehen; wenigstens sind diese jetzt nicht offiziell „Ausgestoßene“, „Sinin“; dieses Wort bedeutet „Nichtmenschen“. Selbst diese Nichtmenschen hatten jedoch ihre Genossenschaft, ihre Gerichtsbarkeit, ihren Häuptling, wie — mit wohl-gewahrtem Abstand — die Pfeifer im Elsaß. Dies waren auch nicht die eigentlichen Parias; seit tausend Jahren lebten die „Eta“ — Abdecker, Rutscher, Totengräber und Scharfrichter — streng abge sondert für sich. Natürlich ebenfalls organisiert. In zahllosen Rührstücken wird die Liebe eines Bürgersohnes zu einem Eta-Mädchen behandelt.

Jetzt kamen wir an eine hübsche Flusslandschaft, mußten über eine Fähre setzen. Eigentlich ging es ebenso wie bei uns zu. Ein ähnlicher Prahm, auch die gleiche entnervende Langsamkeit des Verfahrens. Nur wurde nicht gezahlt; anscheinend wird der Ferge vom Staat oder von der Gemeinde unterhalten. Auch Kämpfer wundert sich, daß der Zoll der vorzüglich gehaltenen Brücke nicht erhoben wird. Das Ein- und Aussteigen war etwas schwierig, und auf das freundlichste half mir ein halbwüchsiger, gut angezogener Jüngling. Sonderbarerweise zeichneten sich gerade diese Jahrgänge, von denen wir in Europa das Geringstmaß von Höflichkeit und Aufmerksamkeit erwarten, hierin uns fremden Damen gegenüber aus. Immer wieder habe ich diese in Städten wie auf dem Lande beobachtet. Endlich ein erfreuliches Zeichen des Meidschi; die Lehrer schärfen ihnen ein, daß eine den Damen erwiesene Höflichkeit als Kennzeichen des „besseren“ Europäers gilt. Gewiß ist es nicht immer leicht gewesen, den Afiatenjünglingen dieses beizubringen. In einem Aufsatze über englische Gebräuche schrieb ein junger Mann im Mannesstolz des Sekundaners: „Wir finden es langweilig und umständlich, mit europäischen Damen verkehren zu müssen, und wir begreifen es nicht, weshalb Europäer ihnen so viel Achtung erweisen.“ Wir wechselten noch freundliche Worte, er brachte lang-atmige englische Sätze ziemlich richtig hervor, nahm dann mit höflichem Gruß einen anderen Weg.

In der Ferne lagen blasse Berge; dorthin wollte ich noch heute abend gelangen. Ioro gilt als liebliche Sommerfrische der Japaner; so verließ ich die Heerstraße, um dorthin einen Abstecher zu machen. Mit dem Tokaido ist es so eine Sache. In Tokio gelang es mir nicht, eine „europäische“ Karte zu erhalten; nun befand ich mich plötzlich auf der zweiten großen Heerstraße, dem Nakasendo. Sie ist ebenso alt als der Tokaido, hat aber nicht dieselbe Rolle gespielt, hat weniger Charakter.

Das Mittagsmahl nehme ich in einem allerliebsten Garten. Von außen ganz unscheinbar; aber im inneren Garten prangen milchweiße Callalilien unter rotgefiederten Ahornbäumen. Zwergfichten stehen am rieselnden Bach,

im Teich umschwimmen Goldfische die Irisblüten. Dies alles genieße ich von meinem Zimmer. Die Schiebewände sind mit grober roher Seide bezogen, in einem klassischen Bronzegefäß stehen rosarote Päonien, hier nennt man sie die „königliche Blume“.

Soro. Rikufuiro-Jadoja. Vorderhand finde ich Soro nur „ganz nett“. Der fast vierstündige Marsch von Ogaki bis hierher war lang. Ich durchging eine fruchtbare Ebene mit vielen sorgfältig regulierten Wasserläufen und Teichen, stieg dann in die Waldberge hinauf. Kleine Häuschen am Weg hatten mit den einfachsten Mitteln ausgeführte Wasserkünste. Ein kleiner Silberstrahl, ein perlendes Becken, Callalilien, Zwergfichten, blühende Büsche. Ringsumher erstreckte sich ein guter mitteleuropäischer Wald; von der exotisch überwältigenden Baumfülle der Küstenberge bei Okizu und anderswo war keine Rede. Am Abhang lag ein vornehmes japanisches Klubhaus mit einem sorgfältig gepflegten Garten, dem lila blühende Pawlownia-Bäume und Zypressen die fremdartige Note gaben. Dann kam ein eleganter japanischer Gasthof. Auch er von Zypressen, Iris, Pawlownia umgeben. Wasser und Baumwipfel rauschten die ganze Nacht.

Abends sah ich im anderen Flügel des langgestreckten Gebäudes am hellerleuchteten Zimmer den Umriß eines Mannes. Nur den Umriß; aber ich war überzeugt, daß es ein Europäer, nicht ein europäisch angezogener Japaner sei. Trotzdem er nicht groß gewachsen war, wirkte ein Etwas der Linie, der Bewegung asiatisch.

Heute früh traf ich den Fremden im Wald; wir kamen natürlich gleich ins Gespräch. Er ist Engländer, Liebhaber-Photograph, reist seit fast einem Jahr in Japan umher, ist in die entlegensten Teile bereits gekommen. Er erzählte von Kriegerfesten mit Japanerspielen in Dörfern, von Tempeltänzen und eigenartigen Feiern. Natürlich hatte er bei sich einen englisch sprechenden Boy, auch europäischen Proviant: Tee, Zucker, Brot, Milch und Fleischkonserven, Marmelade. So spartanisch wie ich reist keiner.

Gefällige Waldwege waren angelegt; es hätte ein deutscher Badeort sein können. Der Wasserfall stäubte von Felsenhöhen zwischen den Bäumen hinunter, war recht hübsch. Die beste Jahreszeit soll der Herbst sein; dann kommen die Mitglieder der aristokratischen Klubs, erfreuen sich an dem goldpurpurnen Laub, an den blutroten Ahornzweigen vor dem hell verfliegenden Wasserschleier. Ein schlichtes altes Pärchen nahte sich, hochgeschürzt. Sie standen vor der herabstürzenden Raskade, machten eine tiefe Verneigung, beteten feierlich mit zusammengepreßten Händen zu der im Wasserfall wohnenden Gottheit, empfanden in dieser Waldschlucht die Nähe seines heiligen Wesens. Nachher saß das Paar am Absatz des Teehauses, plauderte behaglich. Genau so, wie gute ältere Eheleute bei uns. Vor kurzem hatte ich die Lieder des Hofdichters Tagasaki gelesen. In seinem letzten Lebensjahr verlor er die Gattin; reist er jetzt allein und freut sich an der Gegend, so kommen ihm Tränen, denn „sie“ ist nicht da, um das Schöne mit ihm zu genießen.

(Schluß folgt.)

Hans Baldung Grien.

Studie
von
Mela Escherich.

„. . . Zur selbigen Zeit war noch ein anderer fürtreflicher Mann, genannt Hans Grünewald, von dem eben so wenig als von erzehltem Matthäus von Afschaffenburg bekandt.“ Also meldet Joachim von Sandrart in seiner „Teutschen Akademie“ (1675—1679). Unter Matthäus von Afschaffenburg, den Sandrart weiter oben als Grunewald kennt, ist Mathias Grünewald, unter obgenanntem Hans Grünewald Hans Baldung Grien zu verstehen. Sandrart bringt in seiner Erinnerung mit diesem vergessenen Hans nicht mehr zusammen als „in Holzschnitt etliche feiste sitzende nackende Weiber bey dem Feuer mit einem Schmierhafen, Ofengabel und Geißböcken, als ob sie jetzt auf ihre Herentänze fahren wolten.“

Grien und Grünewald hatten gegenseitig noch lange die Ehre, miteinander verwechselt zu werden. Heute wissen wir von Grünewald so viel, — mehr gewiß, als er je von sich wußte! — daß wir uns in die Irrungen der früheren Kritikergenerationen schon kaum mehr hineindenken können; dafür aber schwebt über Baldung Grien trotz seinen hellen, freidigen Tönen noch manches Dunkel. Das wäre an sich wenig zu beklagen, wenn es nicht das Betrüübende im Gefolge hätte, daß eben dadurch der Meister noch immer nicht populär zu werden vermag.

Baldung Grien ist eine höchst originelle Erscheinung. Nur drei seiner Zeit sind größer als er: Dürer, Holbein, Grünewald. Mit Cranach nimmt er es auf. Die übrigen übertrifft er. Er ist neben Holbein derjenige, der die Renaissance am lebhaftesten als neue Stiloffenbarung erkannt und erfaßt hat. Während Dürer sie nur konstruktiv empfand, Cranach sie, ohne die gotischen Formtadenzen aufzugeben, in gewissen Äußerlichkeiten nachahmte, Grünewald sie ganz ignorierte, riß Baldung stürmisch alles, was er an ihr brauchen konnte, an sich, ohne irgendwie in Italianismus zu verfallen, ohne irgendwie auch nur das Geringste seines echt deutschen Wesens preiszugeben. Er ist durch und durch Renaissancenatur im Sinne der individualistischen Geistesrichtung. Als ein Wirbelsturm kam die Renaissance über die Alpen, blies die Flammen auf. In Baldung haben wir dieses Wirbelnde, Flammende. In ihm verkörpert sich die Begeisterung, der Rausch der Epoche . . .

Baldung ist jäh leidenschaftlich, ein brausendes Temperament, merkwürdig kalt und warm. Er hat die jagende Linie: wehenden Haares duftschweres Geflatter, vollreifer Frauenformen Muskelgewelle, bauschiger Schleier kosendes Rauschen, erhitzter Eroten stürmisches Umschmeicheln enthüllter Göttinnen, tobende Schwärme lachender, jauchzender, schluchzender Putten. „Es jagt, es preßt, es drängt sich Schmerzensegefühl und Lust“ wie in Cherubins Busen.

Er hat viel Leidenschaft — ohne die Glut und Inbrunst Grünewalds, ohne die starke Herzenskraft Dürers. Es fehlt ihm die wärmende, die Gegensätze verbindende Herzlichkeit, und es fehlt ihm die Ruhe. Nur wo er tobt, reißt er uns hin. Es ist das aufgepeitschte Tempo, das uns erregt, das leidenschaftliche Lachen oder Weinen, das Beben üppiger Glieder, das Niederfluten schwerer Haarmassen an nackten Körpern, das Zusammensinken erschöpfter Leiber. „Geist . . . Genie . . . Leben . . . Wildheit . . . nichts, was zusammenhält . . .“ läßt Gobineau seinen sterbenden Julius II. über die italienischen Renaissancemenschen sagen. Diesen stürmischen Zeitgeist verkörpert jenseits der Alpen Baldung. Was hätte aus diesem Meister werden können, wenn seine zügellose Kraft unter der Größe überwältigender und seelisch befreiender Eindrücke gebändigt worden wäre; wenn ein Raffael oder Michelangelo dieses Stürmen und Gähren beruhigt, dieses heiße Schönheitsverlangen geläutert, diese wilde Phantasie zu höchstem Idealismus gesteigert hätte!

In dem Freiburger „Schmerzmann“ lebt eine Michelangelo kongeniale Erfindungskraft. Woher kennen wir diese Wolken und dieses Herausbäumen der Gestalten aus ihnen? Erinnert der unter des Schmerzmannes Knie kauernde Engel nicht an die Gestalten der sizilianischen Decke? An Eva und den kleinen Jesus in Gottvaters Arm auf der Erschaffung Adams? Hier lebt wie dort der gleiche mythologische Geist, der jedes Gefühl, jeden Gedanken des ungeheuren Gottesdramas in Gestalten formt. Michelangelos philosophische Weltanschauung, seine Auffassung der christlichen Idee ist freilich, ebenso wie seine künstlerische Kraft, größer, weiter. Baldung verliert sich lieber von abstrakten Ideen ins bunt Phantastische. Er hat nicht die Universalität Michelangelos; aber die große Bedeutung seiner Ideen liegt in ihrem national-mythologischen Charakter. Es steckt eine Art Heidentum in ihnen, nicht antikes, von der Mode zugebrachtes, sondern altgermanisches Heidentum. Leicht wird man versucht, vor Baldungs Gestalten des christlichen Himmels von einer Götterwelt zu reden.

Eines seiner interessantesten Werke ist das Hauptstück des Freiburger Münsteraltars, die „Krönung Mariä“. Das Motiv gehört in den Kreis der Trinitätsdarstellungen. Es will im Zusammenhang mit Dürer, mit dessen „Krönung Mariä“, im Marienleben und auf dem Helleraltar, dem Dreifaltigkeitsholzschnitt und dem Allerheiligenbild verstanden sein. Wohl keine Darstellung der gesamten christlichen Kunst verkörpert den Trinitätsgedanken so klar und so schön wie Dürers Allerheiligenbild und fast noch mehr der Dreifaltigkeitsholzschnitt. Das Ruhen des Logos im Vater, das Innestehen des Geistes in dem göttlichen Kreise, die Zusammengehörigkeit der Drei als Eins — in jedem Zuge der wunderbar ruhigen Komposition

sind alle diese in den mystischen Traktaten so oft zergliederten, theologisch ungemein wichtigen Punkte künstlerisch zu vollendetem Ausdruck gebracht.

Nur aus der Schule dieses Meisters konnte ein Werk wie jenes Baldungs hervorgehen! Eine Dreieinigkeitsdarstellung mit Einbeziehung des Krönungsaktes der die erlöste christliche Seele verkörpernden Maria. Ein hochmystisches Thema also! Früher faßte man es als Zweifigurenbild. Jesus, auf einem Throne sitzend, krönt die demütig neben ihm sich neigende oder vor ihm knieende jugendliche Mutter. So erscheint die Szene auf der wundervollen Darstellung des Imhoffischen Altarwerkes, so auch noch mit allen Reizen gotischer Volkstümllichkeit bei Schongauer. Auf Adam Krafft's Rebeckischem Grabmal von 1500 in der Liebfrauenkirche zu Nürnberg sehen wir dann das Motiv erweitert. An Stelle des imaginierten Thronsaals ist der durch Engel und Wolken — Wolken, die in ihren S-förmigen Ringeln an Tortenverzierung erinnern — symbolisierte Himmel getreten. Maria kniet zwischen den sitzenden Gestalten Gottvaters und Gottsohnes. Dieses Schema wurde für die neue Generation bestimmend. Es kommt noch die Taube hinzu, und die Kunst hat wieder ein neues Bild gefunden aus der in der deutschen Mystik schlummernden und nur der Befreiung durch die Kunst harrenden, unerschöpflichen Bilderfülle. In Dürers Marienleben, 1510, ist für den Augenblick der Krönung der der Himmelfahrt gewählt, wodurch eine der damals so beliebten Doppelszenen entsteht: auf Erden die Resonanz des eben geschehenen Wunders, Trauer, Staunen und Ehrfurcht in der greisen Apostelgruppe; im Himmel, eine Oktave höher und heller, Glanz und Klang, Seraphenjubil, Regenbogenleuchten und Feuerlohen der züngelnden, die göttlichen Personen umgebenden Nimben. Hier lebt und bebt noch die zuckende, visionäre Kraft, aus der mehr als zehn Jahre früher des jungen Dürer von heißer religiöser Begeisterung getragene Apokalypse entstand.

Unmittelbar danach ebte die Darstellung in ein ruhigeres Tempo zurück. Zeitblom 1511 (Adelberger Altar) und Barthel Bruyn d. ä. 1515 (Sammlung Hag, Köln) gewinnen ihr einen mehr repräsentativen Charakter ab, indem sie die Gruppe auf einem vornehm ausgestatteten Throne vereinigen. Bruyn läßt einige allerliebste Englein unter dem Vorhang des Thronbaldachins herauslugen, damit nebenbei andeutend, daß wir uns im Himmel befinden. Das Motiv der Dreifigurengruppe regte, ähnlich wie die hl. Anna selbdritt, zur Entwicklung eines bestimmten rhythmischen Schemas an. Der auf dem Throne zur Rechten sitzende Gottessohn hält mit der linken, der zur Linken sitzende Gottvater mit der rechten Hand die Krone über die zwischen ihnen knieende Jungfrau. Über der Krone schwebt die Taube. Die Taube in ihrem Nimbus bildet mit den drei Köpfen eine Viereckstellung. Die beiden erhobenen Arme der göttlichen Personen ziehen zwischen den Köpfen verkettende Hängelinien. In altertümlichen Darstellungen, wie auf der eben-erwähnten „Krönung“ Zeitbloms, gleicht die Kurve, die von den Ellbogen zur Krone steigt, der architektonischen Form des Eselrückens. Die spizbogig gefalteten, nicht ganz geschlossenen Hände Marias wiederholen die Linie. Bruyn hat dieses Motiv nicht verstanden. Christi nackter Arm steht unschön gegen

Gottvaters Hand; auch hält Christus die Krone mit der Rechten, weshalb er mit einer aus dem Rahmen fallenden Bewegung zu ihr hinübergreifen muß.

Die schönste aller dieser Kompositionen ist unstreitig die von Baldung Grien. Sie geht auf die Krönung in Dürers Marienleben zurück, was hinsichtlich des Schulverhältnisses Baldungs zu Dürer nicht viel zu sagen hätte. Baldung aber hat, selbst schöpferisch ringend, Dürer in seiner Idee begriffen. Er begriff den mythischen Gedanken des rhythmischen Ineinandergreifens dieser göttlichen Arme, des Zusammenbeugens dieser göttlichen Gestalten, das fried-same Inmittenruhn der seligen Jungfrau Königin in diesem geheimnisvollen Kreise der feurigen Gottheit. Er begriff in vollem Sinne die Krönung Mariä als höchsten Weiheakt der Dreifaltigkeit. Und es waren zweifellos die großartigen Dreifaltigkeitsdarstellungen Dürers, die ihm das Verständnis für diesen Gegenstand des christlichen Stoffkreises eröffneten.

Aber aus der Welt Dürers steigt jene Baldungs als etwas Neues hervor! Gestalten von eddischer Arwüchsigkeit. Ein Gottvater von heldischem Wesen, Feuer im lobenden Blick, eine Nase, aus der er Sturm schnauben kann, ein Bart, glänzend wie weiße Flocken. Wenn er ihn schüttelt, gibt es ein Schneegestöber. Das ist Rübezahl der Gerechte, das ist der Alte im Berge, um den die Raben fliegen, das ist Wotan, der mächtige Göttervater. Wotan, in die spukhafte Phantasie eines E. T. A. Hoffmann versetzt. Von einer phantastischen, amoureußen Götterhaftigkeit ist der Sohn. Er trägt die langen, schmachttenden Locken, wie sie die jeunesse dorée der Zeit trug. Die Modefrisur wirkt eigenartig zu der Gewandung, die in nichts als einem großen, nur über der Brust zusammengehaltenen Mantel besteht, der fast die ganze Brust mit der Seitenwunde, die Arme und bis übers Knie die Beine entblößt. Das Antlitz zeigt wie Hände und Füße eine stark kultivierte Schönheit und interessiert durch den in die Ferne gerichteten magischen Blick. Dieser Gott ist die Schönheit, im Gegensatz zu dem Alten, der die Urkraft verkörpert. Er ist das Licht, das Leben, die Erfüllung. Baldung, der lichte Gott, und der Messias, von dem Johannes sagt: er muß wachsen. Dürer forderte, daß die Künstler Christus und Maria die Schönheit von Apoll und Venus geben sollten. Was er als Lehrregel aufschrieb, sagte er gewiß des öfteren mündlich seinen Schülern. Und Baldungs Christus ist in der Tat ein in deutsche Fraktur übergesetzter apollinischer Typus des minnigen Christenheilands. Seine Rechte gleitet wie spielend über den Götterball auf seinem Schoße — die Weltkugel. Die Linke streckt sich mit frauenhafter Zierlichkeit hoch. Ihre anmutig gelösten Finger stützen nur leicht die Krone, die Gottvater über Marias Haupt hält. Maria richtet die betenden, nur in den Fingerspitzen sich berührenden Hände in scharfem Winkel abwärts. Es ist fast nur eine müßige Geste. Über ihr schwebt mit weitgespannten Flügeln in großem Nimbus der heilige Geist. Wie bei Dürer sitzen Gottvater und Sohn auf dem Regenbogen; aber ihre Füße stehen auf Wolken. Sie sitzen etwas weit abgerückt voneinander, so daß, ebenfalls wie bei Dürer, Gottsohn sich vorbeugen muß, um die Krone greifen zu können. Dadurch, daß Maria etwas höher gehoben ist, wirkt die Gruppe nicht so rhythmisch geschlossen und in

jeder Linie verankert wie auf dem Blatt des Marienlebens; andererseits aber ist der Charakter des Familienhaften — wie auf den älteren Zweifiguredarstellungen, wo Maria häufig neben dem sie krönenden Sohne sitzt — stärker betont, wie auch dadurch, daß die Szene ganz im Himmel, ohne Ausblick nach der Erde, spielt. Früher wagte man sich nicht so weit hinauf und hinein. Man baute, nach dem Vorgang des Mysterienspiels, die irdischen und himmlischen Vorgänge in zwei Ebenen übereinander auf oder ließ nur etlich Himmlisch-figürliches in Wolkengekräusel herniederträufeln, oder einer wagte sich auch auf die äußerste Wolkenkante und malte von da das himmlische Zeremoniell und darunter, aus der Vogelschau, Bergen und Burgen, Wald und Fluß. Aber so tief in den Himmel, daß von der Erde gar nichts mehr zu sehen ist, trauten sich die älteren Meister nicht hinein. In solchen Fällen malten sie dann eben Örtlichkeiten, die sich überall befinden könnten; haben doch die Paradiesgärtlein und Wiesen ein ganz irdisches Ansehen.

Baldung aber malt den Himmel, den himmlischen Wolkenaal, in dem nichts ist als Gottheit in einem Wolken- und Engelmeer. Er malt ihn mit einer Sicherheit der Phantasie, als wäre er jeden Sonntag dort zu Gast. Er kennt alle Weiten himmelaus, himmelein und weiß, was in ihnen lebt und webt. Denn der ganze Himmel ist Leben. Seliges Leben, Urjubiläum. Das vergängliche Erdendasein nur ein matter Widerschein, ein Gleichnis; das himmlische Dasein das wahre Leben, Jugend, Freude, Vollkommenheit, Ewigkeit. Kinder sind es, die diesen Lebensjubiläum verkörpern. Kleine Engelnbuben. Um die feierliche Gottheit wogt und schallt ihr Harfen, Geigen, Posaunen, Quirelieren, Schreien, Gelächter und Ruckuckrufen. Ein unbändig wildes Heer, von dessen Lärm der weite Himmel widerdröhnt. Respektlos wimmeln sie in den mystischen Kreis der allerheiligsten Gemeinschaft herein, spielen unter deren Kleider Verstecken. Mit gnädiger Huld blinzelt unsere liebe Frau auf das Gekribbel herab. Sie weiß ihre reiche Pflicht. Sie hat ihrer Vorgängerinnen, Holdas und Freyas, Amt übernommen. Sie mußte es tun, um den Preis ihrer Popularität. Und tat es gern. Wer ein himmlisches Kindlein gewiegt, sieht in jedem Kindlein den Himmel. Sie freut sich des Ruckuckspielens der Kleinen in ihren Gewandfalten. Sie dürfen ihr all die schönen Falten in Unordnung bringen.

Man denkt an alte Sagen, die sich das Volk erzählt. Es sind die Geschichten von der Frau, die nachts beim Fährmann klopft und sich mit ihrer Kinderschar über den Fluß setzen läßt; von der Hüterin der Seelen verstorbenen Kinder, von der Göttin, die im goldenen Brunnen auf goldener Stiege die ungeborenen Kinder wiegt, bis sie Aldebar holt. Frau Holle . . .

Der Brunnen, in dem sich die Wolken spiegeln, ist nur ein Gleichnis des wahren Reiches der Frau Holle. Dieses ist der Wolkenaal. Dort sind auch die ungeborenen Seelen, die Aldebar (Altembringer), der bliztragende Wotansvogel, zur Erde trägt. Im Blitz fährt die Seele, die Gottes Atem ist, nieder. Dort wartet Frau Holle auch der toten Kinder, der Seelen der als klein verstorbenen Menschlein, die nach Freund Hein die Heintchen heißen.

Frau Holle aber mußte in den Berg hinein. Wurde Venus, sann, wie Tannhäuser bei ihr bleiben möchte. Da nahm ihr Maria die Sorge um die Kindlein ab.

Jungfrau Marie
 Hat ein Kind gefunden
 In dem goldnen Brunnen.
 Sie tut es schön wiegen
 Auf der goldnen Stiegen.

Der Brunnen wird in der christlichen Darstellung zum Lebensbrunnen — man denke an Holbeins großartige Ausgestaltung dieses Motivs auf seinem Madrider Bild! — dessen Quelle Maria hütet. „Unser liebe frawe vom kalten Brunnen“ rufen die Landsknechte um schönes Wetter an. Maria ist Brunnengöttin, aber im ursprünglichen Zusammenhang in ihrer Eigenschaft als Königin der Heinen und der ungeborenen Seelen, des schlafenden Lebens.

Eine solche Holda-Variante sehen wir auch auf Baldungs Gemälde. Was sind diese jauchzenden Englein anderes als das Leben in verjüngter Form? Ungeborene oder frühzeitig von leidlosem Kinderdasein zurückgerufene Seelchen, die im himmlischen Wolkenreich ein fröhliches Leben führen. Heißt es doch im Volksmund: tote Kinder werden Engel! — Kinder noch, vergnügen sie sich auf Kinderart, und die hehren Götter dulden es. . . .

Wer im Freiburger Münster auf das Bild zuschreitet, fühlt sich im Gesamteindruck wohl leicht enttäuscht durch die kalten Farben, die Baldung nun einmal fast immer führt. Baldung hat in seiner Koloristik, trotz glänzender Momente, etwas Unvermitteltes und Unzuverlässiges. Man möchte Grünewald zu Hilfe wünschen. Die Hauptfiguren sind oft wie auf den Hintergrund hingemauert. In den photographischen Wiedergaben verliert sich dieser Fehler, woraus deutlich wird, daß die Zeichnung besser ist als die Farbengebung.

Aber die Komposition fesselt ungemein, was gerade in diesem Bilde in hohem Maße hervortritt. Es fesselt die Art, wie Baldung mit den Proportionen spielt, wie er die Figuren, jede abgerückt voneinander, durch Gesten verbindet, wie er gegen das heroische Pathos seiner Göttergestalten — man muß bei ihm von Göttern reden! — das flimmerige Gewimmel des jauchzenden Kinderchores setzt. Das ist in Malerei übertragener Dratorienstil. Soli und Chor. Und die zahlreichen Instrumente erhöhen diesen Eindruck. Auf das festliche Motiv der engelischen Musikbegleitung kam der Meister wohl durch Dürer, um so mehr, sofern seine Mitarbeit an dem Helleraltar als sicher angenommen werden darf. Dort brechen aus dem die Krönungsgruppe umgebenden Wellenkranz unzählige Cherubsköpfchen heraus und dazwischen kleine Engel mit drallen Armchen, die musizieren. Oben rechts spielt einer Harfe, links einer Mandoline. Beide Musikanten treffen wir auf dem Freiburger Gemälde rechts oben wieder, in das perlende Staccato Baldung'schen Temperaments übersetzt. Bei Dürer auch schon beginnt das Mantelspiel. Die Engel ziehen Mariens Gewandenden geschäftig auseinander. Ein scherzhafter Einfall, der so recht die Herkunft aus einer mittelalterlichen Malerwerkstatt verrät,

wo das Faltenordnen der Gewandfiguren und besonders das Weithinbreiten auf dem Boden aufliegender Röcke und Mäntel eine zeitraubende tägliche Arbeit war.

Auch Dürer gefiel sich in der Darstellung von Gegensätzen. Auch er fühlte das Bedürfnis, der erhabenen Feierstimmung eine heitere Note beizufügen. Nur sind seine Engelchen von einer braven, hochachtungsvoll gedämpften Fröhlichkeit, während Baldung sie nach Herzenslust toben und tollern läßt. Und dieses jubelnde Getrübelt quillt in üppigem Überschwalm über das Bild hinaus, erfüllt mit prickelndem Leben das Ornamentgewirre des geschnitzten Rahmens. Dieses selbst schon nimmt in seinem revolutionären Geträusel, seinem Biegen und Wiegen, seinem erregten Blätterleben, seinem gleichsam über die Grenzen des Pflanzlichen hinausdrängenden vitalen Aufgeschiebe das Freudejauchzen des Bildes auf, gibt es in einem wahren Gejubilium der Formen weiter. Aber nicht genug; winziger Engel Schwarm hat sich aus dem übervollen Himmelsaal in dieses mystische Geheck, das des Paradieses Märchenland umschließt, heraus ergossen, wimmelt darin herum, klettert, reitet, turnt, kopfüber, kopfunter, maßlos toll. Es gibt keinen Akt, den diese kleinen Rangen nicht treiben. Man glaubt sie vor Übermut krähen zu hören. Das ganze kribblige, wimmelige Maßwerk umdröhnt die machtvolle Figurengruppe des Bildes wie das rauschende Freudengeschrei einer fernen Menge. So endet die Geschichte von der Krönung Mariä.

Zu diesem Bild, was den Inhalt betrifft, ein Gegenstück ist der „Schmerzensmann“ im städtischen Museum zu Freiburg. Auch diese Szene spielt, völlig von aller Tradition abweichend, in den Wolken. Sie ist nicht den evangelischen Erzählungen entnommen, sondern ein rein mystisches Motiv, die Klage aller Lebendigen um den Gottestod. Auch hier geht die Idee wieder in merkwürdiger Assoziation auf altgermanische Vorstellungen zurück: die Trauer aller Wesen um Baldur.

Nur wenn die ganze Natur weint, kann der lichte Gott von Hel zurückkehren. Dieser Gedanke, unausrottbar im germanischen Gefühl, übertrug sich ins Christliche, erfuhr in ihm erst seine ideale Vollendung. Die „lamentationes“ spielten in der christlichen Liturgie seit der Entfaltung des Christentums in den germanischen Ländern eine zunehmend bedeutende Rolle. Von ergreifender Schönheit sind die Klagelieder der Mysterienspiele, sind in der Plastik die freigewordenen „Klagen“, die weinende Mutter unterm Kreuz, die Mutter, die den toten Sohn auf dem Schoße hält, endlich in der Malerei die Beweinungen und Erbärmdebilder — alles Motive, die, an keine Stelle der Bibel anknüpfend, rein gefühlsmäßig das Leid der Seele um den Gottesmord schildern.

Aber nirgends ist der Gegenstand mit solcher Freiheit behandelt wie bei Baldung. Die Beweinung bildete sonst stets eine in die biblische Erzählung eingeschobene Zwischenszene. Hier aber ist das Motiv durch die Entrückung in Wolkenhöhe ganz symbolisch gefaßt. In völlig freier Entäußerung aller Überlieferung wagt sich der Meister an die Lösung des Erlösungsproblems. Er wählt die letzte Phase vor dem Augenblick, den die nordische Mythologie

als die Wiederkehr Baldurs, den die Apokalypse als die Erscheinung des himmlischen Jerusalems bezeichnet, den Moment des in Tränen hinschmelzenden Selbstgefühls. Dieser Gedanke ist es, den die in Form und Farbe eine wunderbare, gedämpft leidenschaftliche Sprache redende Darstellung verkörpert.

In hochgebäumtem Wolkengemenge sitzen ganz nahe vor uns Christus und Maria. Christus nackt, wie er am Kreuze hing, nur mit dem Lendentuch bekleidet und mit dem harten Gedörn um die Stirn. Antlitz und Haltung zeigen die tiefe Müdigkeit des körperlich und seelisch Erschöpften. Winzige Engel, laut schluchzend, mit verheulten Backen, umdrängen ihn, umschlingen mit ihren kleinen Armen und Beinen seinen Arm, sein Knie, greifen dem matt nach vorne Sinkenden unter die Achselhöhle. Sie scheinen den von der Kreuzesmarter erstarrten Gliedern Leben und Wärme einhauchen zu wollen. Ihr Bemühen um den fast bis zur Teilnahmslosigkeit Erschöpften ist rührend, ihr Jammer grenzenlos. Die dem Antlitz Christi Nächsten halten die Händchen vor die Augen, bitter schluchzend. Einer, heftig verweint, schaut wie in heller Verzweiflung zu dem schweigenden Erlöserantlitz auf, als wolle er dessen gesenkte Augen bitten, doch ein wenig aufzusehen, den ernsten Mund bitten, doch ein Wort zu sagen, und wäre es ein Wort der Klage. Maria sitzt mit empor gerungenen Händen neben dem Sohn und blickt weinend auf ihn. Sie ist eine schöne, selbst in ihrem Schmerz reizvolle Frau. Malerisch fällt ihr das über den Kopf gelegte Tuch in die Stirn. Ein koketter Zug in ihrem Wesen erinnert uns an die hochmittelalterlichen Statuen der „Frau Welt“.

Und diese stolze Frau weint! Und um sie weint alles himmelaus, himmelein. Ein Schluchzen tönt aus allem Gewölk. Händeringend, haare-raufend kommen sie über die Wolken daher. Da bringt einer eine Geißel, eine Rute, einen Hammer. Die Marterwerkzeuge! Da! da! scheinen sie zu schreien, damit haben sie ihn getötet! Es muß in einem Augenblick bekannt geworden sein durch alle Himmel. Einer rief es dem anderen zu, und nun stürmen sie herbei mit wahn sinnigem Wehegeheul. Wie auf dem Krönungsbild der maßlose Jubel, so füllt hier unermesslicher Wehelaut den ewigen Raum.

Das Bild ist Baldungs bedeutendstes Werk. In keinem anderen hat er eine solche Einheitlichkeit der Komposition durchgeführt, in keinem anderen die wilde Leidenschaftlichkeit seines Wesens den Forderungen einer höheren Schönheitsgestaltung in dem Maße untergeordnet, in keinem anderen eine solche Vertiefung des Seelischen erreicht. Man wird leicht verführt, den Meister im allgemeinen nur für einen Enthusiasten des sinnlich Schönen zu halten. Hier zeigt er religiösen Ernst. In keinem Bild auch ist ihm eine derartige Farbenstimmung wieder gelungen. Der merkwürdige matte, gelbliche Ton des Grundes sowie des Inkarnats Christi, das feine Grau des Gewölks, die gesamten in diesen bleichen Mollackord von Braun-gelb-grau eingestimmten Töne ergeben eine mit der Valeurmalerei des Barocks rivalisierende Feinheit. Es geht wie ein heimliches Frühlingsrauschen durch das Bild, das Verheißende grauer Charwochentage, Tauwetterstimmung — etwas sich Lösendes in dieser tränen- und regenschwangeren Atmosphäre. Ein plötzlicher Sonnen-

strahl würde sich in all den Tränen wie in hurtigen Bächen schmelzenden Schnees leuchtend spiegeln. Aber die Sonne fehlt noch, obwohl sie unbestimmbar in der Luft liegt. Letztes Quälen und Ringen in Natur und Seele. Wunderbares Vorspiel zu einem strahlenden Ostertag . . .

Der Freiburger „Schmerzensmann“ ist auch insofern ein Gegenstück zu der „Krönung Mariä“, als er ebenso wie jene eine Dreifaltigkeitsdarstellung enthält. Rechts oben in den Wolken wird nämlich die heilige Taube sichtbar und noch weiter oben, ganz in der Bildecke und mit dieser schon halb hinaus verschwindend, die Halbfigur Gottvaters. Somit sind also auf beiden Darstellungen, der der höchsten Trauer und der der höchsten Freude, die Personen dieselben. Und wiederum eine „Dreieinigkeit“ sehen wir in der „Beweinung“ der Londoner Nationalgalerie. Das Bild schließt sich in seiner Anordnung an die in der Nürnberger Schule zahlreichen Darstellungen der im Sarkophag aufgerichteten, von Maria, Heiligen und Engeln umtrauerten Christusgestalt. Baldung hat das Motiv, das in seinem Ursprung wahrscheinlich auf geistliche Schaustellungen zurückgeht, auf seine Art frei behandelt. Maria und Johannes stehen zu beiden Seiten des Heilands in dem Sarkophag, dessen Langseite, gleichsam als Brüstung wirkend, die Figuren am Knie überschneidet. Eine realistische Neuerung! Sonst stehen die Figuren meist außer dem Sarg, der so klein ist, daß der Körper nur aufrecht darin Raum hat. Gewöhnlich halten die umgebenden Personen den Leichnam. Hier aber stützen sie, ganz mit ihrem Schmerz beschäftigt, nur leicht die Urne, während der von hinten herannahende Gottvater den Sohn hält. Er hält ihn, mit beiden Händen unter das Grablinnen greifend, mit einer Behutsamkeit, wie man Schwerkranken, deren schmerzende Glieder keine Berührung ertragen, anfaßt. Zugleich schwebt über des Sohnes Haupt die Taube. Den ganzen Hintergrund füllt Gewölk. Der Vorgang ist als eine himmlische Vision des Donators gedacht, der, verzückt aufblickend, mit seiner Familie in winzigen Proportionen im Vordergrund kniet. Die Verlegung dieses Motivs in die Wolken ist nicht neu. Wir finden es des öfteren in der fränkischen Epitaphienkunst¹⁾, Plastik und Malerei, so z. B. in dem wundervollen Epitaph für Runz Rymensnyder († 1409) in St. Lorenz, das neuerdings dem noch schwankend in der Geschichte stehenden Berthold Landauer zugewiesen wird²⁾. Neu aber ist die Heranziehung der göttlichen Personen des Vaters und des heiligen Geistes. Erschienen sie auf dem Freiburger „Schmerzensmann“ noch gleichsam als Hintergrundfiguren, stumme Zuschauer aus der Ferne, so sind sie hier organisch der traditionellen Gruppe eingefügt. Die grundlegende Idee ist auch in diesem Werk wieder die Teilnahme der Dreieinigkeit an der Erlösungstat. Auf den drei Gemälden, der „Krönung Mariä“, dem Schmerzensmann und der Londoner „Beweinung“, sehen wir Vorgänge, die sich eigentlich sozusagen innerhalb der Dreieinigkeit vollziehen. Es ist der große Gottes-

¹⁾ E. Redßlob, Die fränkischen Epitaphien im 14. und 15. Jahrhundert. Anz. f. d. germ. Nat.-Mus. 1907.

²⁾ Ebenda.

mythos, wie ihn die deutsche Mystik aufgebaut hat. Das Drama der Gottheit und der von ihr sich zur Minne geschaffenen Braut: der Seele! Diese Braut verkörpert Maria. Sie führte nach der mystischen Mythologie lange vor ihrem Erdenleben ein himmlisches Dasein als Braut der göttlichen Dreieit, als Braut des Vaters, Mutter des Sohnes, Gemahlin des heiligen Geistes¹⁾).

Auch dieses Werk — das 1512 entstand — ist rein künstlerisch von hoher Qualität. Die Komposition ist wirksam, die Zeichnung breit, flächig, von großer Anlage, der Akt Christi herrlich durchgebildet bis in die in ihrer Starre noch wundersam „redenden“ Hände hinein. Dieser Leichnam hat etwas von der Monumentalität, mit der Bellini solche Aufgaben löste. In Gottvater verkörpert sich nichts als Väterlichkeit. Auch das hat Baldung von Dürer gelernt. Auf der Freiburger „Krönung“ ignorierte er es. Maria, nicht ganz so bedeutend wie auf dem „Schmerzensmann“, gleicht eher dem dort über Christi's Schulter blickenden Engelchen, das sich greinend die Äuglein reibt. Sie führt den Zipfel ihres Kopftuches an die dicke Tränen entsendenden Augen, — an die kläglich weinende Frau Sonne älterer Kreuzigungen erinnernd. Johannes, jung feister Scholarentypus, sekundiert ihrem Schmerz mit natürlichem Pathos.

Es ist selbstverständlich, daß Baldung, der sich auf der „Krönung Mariä“ und dem „Schmerzensmann“ als ein hervorragender Maler der Kinderfigur dokumentiert, mit einer unverhohlenen Freude Szenen aus der Kindheit Christi malte. Er malte die Geburt, die Flucht nach Ägypten und zu öfteren Malen das Kindlein im Arm der Mutter. Alles sehr merkwürdige Bilder, ganz anders, als alle anderen sie malten.

Die „Geburt Christi“ (Frankfurt, Stadelgalerie) in spukhafter Stallromantik. Maria sehr bleich, noch bleicher erscheinend durch eine gespenstische Helle, die von dem vor ihr auf weißem Leinen liegenden Neugeborenen ausgeht. Das Kind fast ebenso weiß wie seine Windel. Ein kleiner Engel, der sich neugierig herandrängte, fährt geblendet, eine drollige Blinzelgrimasse schneidend, zurück. Man sieht keinen Ursprung der Helligkeit, keine Strahlen, nur diese rätselhafte Weiße, in der der weiße Gott liegt. Und über dem Stall rauscht tiefblaue Nacht. In ihr rennen auf dem alten Strohdach ein paar geheimnisvolle Däumlinge, Putten, dunkel wie die Nacht, nur ihre Umrisse bleich umsäumt von dem Licht, das aus dem Stallraum dringt und den Rand des Daches mit einer hellen Linie streift.

„Und siehe! erfüllt war die Höhle von einem Licht, das den Glanz von Kerzen und Fackeln übertraf und größer war denn Sonnenlicht,“ heißt es in dem apokalyptischen Evangelium von der Kindheit Christi. Ein Licht, das stärker ist als das gelbe der Sonne, kann nur weiß sein. Baldung hat das richtig empfunden. Aber sein Licht scheint nicht. Eine Eigentümlichkeit,

¹⁾ Hierüber enthält besonders „Das fließende Licht der Gottheit“ von Mechtild von Magdeburg, 13. Jahrhundert, fesselnde poetische Varianten.

die übrigens alle seine Gemälde zeigen. Baldung hat als Maler kein Hell-dunkel. Seine Farben leuchten selten, und wo sie es tun, ist es einzig durch die Reinheit des Pigments. Aber er steigert sie nie zu transluzidem Glanz, geht auch fast nie über die Lokalfarben hinaus. Dadurch entstehen jene schon oben angedeuteten Härten, durch die Baldung manchmal, wie in der „Taufe Christi“ (Frankfurt, städtisches Museum), spröde, ebenso aber auch zu anderen Malen, wie in den „Heren“ (Städelgalerie) oder der „Eitelkeit“ (Wien, kaiserliche Galerie), geradezu prickelnd wirkt. Seine Pointen in technischer Hinsicht liegen in der Behandlung des Inkarnats. Baldung spielt damit stärker als Grünewald, als Cranach, die beide, jeder in seiner Art, gerade auch genug gewagt haben. Oft, wie zum Beispiel auf der mit moussierendem Temperament gemalten „Maria in der Weinlaube“ (Straßburg, städtisches Museum), diktiert das Inkarnat die ganze Farbgebung des Bildes. Wir sind keinen Augenblick im Zweifel, daß für diese Maria das ausgeschnittene rote Sammetkleid und die Perlkette nur gewählt wurde, um mit dem bleichrosa Teint und dem weißen Blond des Haares in faszinierenden Kontrast zu treten. In blasrosigem Ton ist auch das müde, über den Arm der Mutter gesunkene, schlafende Jesuskind und der mit einer Traube ihm nahende und es leise berührende kleine Engel gehalten, während die Körperchen kleinerer Putten, die in der den Hintergrund füllenden Weinlaube aus- und einschlüpfen, eine stärker rötliche, sonnengebräunte Hautfarbe zeigen. Durch diese mannigfachen Gegensätze des Fleischtons und der komplementierenden starken Farben, dem glühenden Rot des Sammets und dem Grün des Rebenlaubes, ist eine frappierende Wirkung erzielt. Man hat bei Baldung zuweilen das Gefühl, als ob die Köpfe und Körper noch einmal übergangen werden müßten, so stark spart er im Fleischtone die Farben aus. Es wäre aber doch merkwürdig, wenn so viele Bilder seiner Hand, und noch dazu solche aus seinen besten Jahren, unvollendet auf uns gekommen wären. Hier haben wir doch wohl wahrscheinlicher mit einer Eigenart des Künstlers zu rechnen.

Baldung ist ein glänzender Kinderdarsteller. Er will am Kinde nichts anderes als das Kindliche gelten lassen, Kindertränen, Kinderlachen, Übermut, Zappligkeit, Wichtigkeit, helle Freude über nichts. Sein Jesuskind hat kein Heilandspathos, keine Erlöseraugen. Es räkelte sich als rechter Unband im Arm (Flucht nach Ägypten, Freiburger Hochaltar), oder auf dem Schoße der Mutter (Ruhe auf der Flucht, Germanisches Museum, Nürnberg), oder strebt mit den kräftigen Beinchen schon vom Schoße herunter (Motivbild des Markgrafen Christoph I., Kunsthalle, Karlsruhe). Ein entzückendes Kind ist das himmlische Knäblein auf der „Enthauptung der heiligen Dorothea“ (Rudolphinum, Prag), wie es mit seinem mit Rosen und Äpfeln des himmlischen Gartens gefüllten Körbchen durch den Schnee dahinstapft, nach Kinderart den Korb mit beiden Armen hoch vor der Brust haltend, und wie es dann tapfer in den Palast hineinmarschiert. Dieses Kind hält den Vergleich mit Eizians kleiner Strozzzi aus.

In Baldungs Kind ist etwas Elementares, etwas Arzufammenhängliches mit den primitivsten Begriffen: Natur, Leben, Daseinslust. Nicht jener tief-

seelische Zusammenhang, wie bei Thoma's Putten, die, Jenseitssträume in den erstaunten Augen, etwas versonnen dasitzen, oder wie bei Botticellis Jesuskindern, die wie in jähem Erinnern einer Himmelsheimat erschreckt und fast schon ermüdet von dem Anblick der wirklichen Welt in dem Arm der Mutter kauern. Der Zusammenhang bei Baldungs Kindern ist ein rein sinnlicher. Sie kommen aus des „Weltatems wehendem All“, aber mit erstaunlicher Schnelligkeit zu kräftig sich gebender irdischer Erscheinung materialisiert. So entstürzen sie den Wolken, quellen aus Laub und Geäst, so treten sie aber auch in ihrer ursinnlichen Kraft im vollsten Maße als die generelle Verjüngung, als das ewig siegreiche Neue in die Welt. In der oben erwähnten „Ruhe auf der Flucht“ (im Germanischen Museum) ist in letzterer Hinsicht mancher Gegensatz fein betont. Ein uralter Baum, die Äste langgebartet und die rissige Rinde über und über verfilzt mit grauweißlichem Moos, ein Bild der Greisenhaftigkeit, beschattet die Gruppe der jungen Mutter mit dem ungestümen Kind. Dahinter beugt sich der silberhaarige Josef über eines jungen Brunnleins Rand, mit einigem Staunen das sonderbare, wohl von Undinen aus der Tiefe heraufgebrachte und tändelnd verstreute rosafarbene Flunkern von Perlen und korallenartigen Flechten, das sich hier angesammelt, betrachtend. Unergründlich sind die Geheimnisse des Wassers wie die der Menschwerdung. Kreuzweise spielen die Gegensätze hin und her: das junge Quellchen gegen den alten Baum, das Kindlein gegen den Greis.

Aber auch das Verhältnis von Mutter und Kind stellt Baldung auf eine eigene zart sinnige Weise dar. Am schärfsten wohl in der „Maria mit dem Kinde und Putten“ von 1516, einer kleinen Tafel, die das Germanische Museum vor wenigen Jahren erworben hat. Die Szene ist von einer entzückenden Intimität, voll der frischesten Herzlichkeit und tausend kleiner Einfälle, in denen die lieblichsten Wirkungen erzielt sind. Maria kniet in ihrem Stüblein und herzt ihr Kind. Sie glaubt sich allein mit ihrem Liebling und lehnt Wange an Wange mit ihm, ganz verloren in wunderbarem Sinnen. Sie trägt ein weißes, dünnes Morgengewand, das die fraulichen Formen ihrer zu lässiger Fülle neigenden Gestalt durchschimmern läßt. Hinter ihr glüht im Morgenlicht das Rot des Bettvorhanges auf, wie damals, als der Engel der Verkündigung zu ihr trat. Vor ihr liegt wie damals das heilige Buch. Neckische Koboldengel scheinen es darauf abgesehen zu haben, die Erinnerung an jene Stunde wachzurufen. Einer hat sich an das offene Buch herangeschlichen und blättert darin, die Stelle der Verheißung suchend, die die Jungfrau damals gelesen; zwei andere machen sich, Verstecken spielend, an dem Vorhang zu schaffen. Ganz von Erinnerung übermannt, sinkt Maria fast über dem Kinde zusammen, während über ihr, wie von ihrer Sehnsucht gerufen, die göttliche Taube erscheint. Ein Zug zarter Erotik durchweht das Bild. Mit einer geistreichen Absichtlichkeit ist auch hier wieder das koloristische Moment behandelt, ist das weiße Kleid der Mutter gegen den roten Vorhang, ist gegen das weiße Kleid ein schwarzes Haarband auf braunem, mit weißen Lichtern gehöhtem Haar, ist gegen dieses schwarze Band der schwachrötliche Teint, ist gegen diesen der wie ein roter Schnitt glühende Mund, mit

dem der nahe, ebenso glühende Mund des Kindes korrespondiert, gesetzt, ist wiederum gegen das weiße Kleid der Mutter der steinfarbenbleiche, nur schwach mit gelb modellierte Kindeskörper ausgespielt. Alles in allem also ein echter Baldung!

Über des Meisters Putten bliebe noch zu sagen, daß sie in dem großen Kapitel der deutschen Engeldarstellung einen Sondertypus bilden. Es sind herzige Rangen. Wohlausgebildete Formen, lustige Haarschöpfe, kleine, bunte Flügel. Merkwürdigerweise sitzen die Flügel entweder am Oberarm oder wie die Schleifen von Festzugsjungfrauen im Rücken an der Gürtelstelle. Auf der „Flucht nach Ägypten“ (Freiburger Münsteraltar), wo die Engel wie die Raupen an den Zweigen des Palmbaumes hängen, ist der Flügelansatz an den Schultern, die Eroten („Eitelkeit“, „Zwei Heren“) haben keine Flügel; nur jener prachtvolle „Amor mit flammendem Pfeil“ (Freiburg, Museum), der wie eine Rakete aus dem dunkeln Hintergrund herausschießt, blüht blaugeflügelt an uns vorüber.

Die schöne Sinnlichkeit, die der Meister in der hingebenden Behandlung der Kinderkörper entwickelt, steigert sich noch in seinen Altten Erwachsener. Baldung ist unter den Altdeutschen der raffinierteste Fleischmaler. Haut und Muskeln sind die Gebiete seiner Siege. In der Vehemenz der springenden Muskeln, anschwellenden Adern, gestraffter oder schlaffer Haut geht er auf den Bahnen antiker Meister. Er bevorzugt große, starke, bei Frauen zur Fülle neigende Figuren, Körper im Alter voll entwickelter Kraft, mit einem leisen Anflug von Überreife. Wie Grünewald der Meister sterbenden Fleisches, faulender Schwären, entzündeter Wunden ist, so liegen Baldungs künstlerische Höhepunkte in den ersten Andeutungen des Verfalls bei noch schwellenden Gliedern. Wie Grünewald starke Akzente durch ein heißes Erröten (Maria bei der Verkündigung) oder tiefes Erblaffen (Maria unterm Kreuz, Antonius in der Versuchung) erzielt, so Baldung durch die Schilderung erschöpfter Muskeln, leichter Hautfalten und -schatten. Baldung ist um eine Note sinnlicher als Grünewald, für den der Körper nur Spielplatz der seelischen Erregung ist. Bei Baldung diktiert der körperliche Zustand die seelische Stimmung. Sein „Schmerzensmann“ wäre nicht so seelisch verstimmt, wenn nicht die physischen Qualen sich empfindlich geltend machten, während der Grünewaldsche Christus sich unter sichtlich weit größeren Schmerzen mit seinem ungeheueren Willen energisch dagegen bäumt. Darum ist bei diesem alles Kampf, bei dem Kruzifixus des Freiburger Münsteraltars alles Müdigkeit, Resignation. Dieser Gegensatz bleibt auch in der Grablegung. Auf Grünewalds Isenheimer Altarpredella verrät noch der Leichnam die Kampfesnatur, über die nur der Tod die verklärende Mildigkeit der Ruhe breitet. Auf Baldungs „Grablegung“ im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin fühlen wir in Christus mehr als alles andere die ästhetische Persönlichkeit, die in Schönheit stirbt. Auch über diesen Leichnam tobt wie bei Grünewald ein Funkengewitter von Blutstropfen, die aus zahllosen Wunden treten; aber wir empfinden es nicht als schrecklich. Unser Auge wird durch die anmutige Schläferstellung, die der Tote einnimmt, gefesselt. Die in feinem Rhythmus nacheinander verlaufenden

Linien der wie im Schlafe leicht aufgezogenen Beine, des über dem Leib ruhenden Armes, des schlummermüden Hauptes und der von ihm weiterschwingenden Linie des von Magdalena gehaltenen Armes machen uns hier so stark ein Streben nach Schönheit fühlbar, daß wir in jene Stimmung geraten, in der Poliziano gewesen sein muß, als er die Leiche der schönen Simonetta Vespucci besang: „Süß noch hauchte der Reiz von dem erblichenen Mund. Amor lauerte noch . . .“ . . . Er lauert sichtbar auf den prickelnden Hegen- und Vanitaszenen. Die zwei Frankfurter „Hegen“ — weiß der Himmel, welche unangebrachte Galanterie die eine dieser begehrliehen Schönen zur „himmlischen Liebe“ erheben wollte! — sind artige Teufelsweiber, mondäne Schönheiten in der pikanten Hofuspokusaufmachung der Walpurgisnacht. Die eine manövriert noch zwecklos mit einem Bettlaken, das sich die andere von dem ungestümen Amor vom Beine ziehen läßt. Dieser Amor hält eine Fackel, aus der feuerroter Rauch strömt und sich mit einer vom Boden aufsteigenden, dunkelqualmenden Feuervolke vereinigt. Im stoßweisen Dahinjagen dieser Gluten weht der Weiber volles Lockengeschlängel wie in vielen kleinen Flammen auf. Die lebhaften Gesichter mit den scharf blitzenden Augen — elfässer Typus mit dem graziosen französischen Einschlag — sprühen Lust und Ungeduld. Die eine sitzt schon auf dem Bock und schwingt ein verschlossenes Glas in der Hand, in dem ein munteres Teufelein sich rüttelt und schüttelt.

Interessant wie die ganze Aufmachung ist insbesondere das Kolorit. Die hellen Körper der Hegen sind mit ganz dunkeln, beinahe schwarzen Schatten modelliert und heben sich dadurch mit plastischer Schärfe von dem gelben Hintergrund, wozu noch als Gegensatz die fast indianisch rostrote Fleischfarbe des Amors, das tiefe Rot des jagenden Feuers und das Grau des Rauches tritt, — einer jener echt Baldungschen Farbeneffekte, die durch ihre harte Tongebung heiß und feurig wirken. Es ist ein Feuerschlagen aus dem Stein. Baldung läßt tatsächlich die Kontraste so scharf aufeinanderfahren, daß sie sich reiben. Und in solchen Momenten springt er uns unversehens mit seinem Temperament an.

Der Höhepunkt femininen Reizes liegt vielleicht in der Wiener „Eitelkeit“. Dieses junge Weib, das, sinnend zwischen Tod und Leben stehend, sich im Spiegel beschaut, — der Tod hält die Sanduhr über sie, der das Leben verkörpernde Jüngling fällt ihm wehrend in den Arm — ist nicht schön, es besitzt nur den Reiz der schönen Jahre, und dieser Reiz droht zu entfliehen. In eigenem Kontrast zu dem kokett lächelnden Mund steht das leise Erschrecken, das in den prüfenden Augen liegt — Augen, die achtsam jeden Schatten, jedes Hautfältchen, jedes Verschwimmen der einst feinen Körperlinien wahrnehmen. Wie sich besinnend greift das Mädchen sein volles Haar, zieht es aus der bleichen Schläfe zurück. Die ganze Haltung verrät Haltlosigkeit. Die Beine stehen müde nebeneinander. Die Last des Körpers verteilt sich unentschieden auf beide. Die das Haar fassende Hand hat etwas Zögerndes. Ein Amor, der sein Spielzeug, Ball und Steckenpferd, fortgeworfen hat, und, den Duft des Schleiertuches der Schönen atmend, entzückt zu ihr

aufblickt, ist ganz Gebärde stürmischer Huldigung. Aber die Augen, die in den Spiegel starren, beachten ihn nicht. „Sehen sie schon die Knochenhand mit dem Stundenglas über sich? Wenn sie sie noch nicht sehen, so liegt doch schon das fröstelnde Grauen, sie zu sehen, in ihnen, die Angst, daß der Frühling nur mehr kurz ist.“

Vanitas . . . Als letzte Variante des in Kunst und Literatur das ganze Mittelalter durchziehenden Memento mori-Motivs tauchen die Vergänglichkeits-Allegorien auf, wo der Tod, als der Vernichter der Schönheit, ein Weib überfällt. Mit furchtbarer Leidenschaft und kräftigem Realismus gab Baldung diese Szene wieder. Wollüstig krallt der wilde Buhle Tod seine Finger in aufschreiender Frauen wogendes Haar, üppigen Busen, beißt er in der erschrockenen Buhlin Rinn. Zu einer Zeit, da man für „Atelierpausen“ oder nackte Weiber, die völlig deplaziert in Salons oder im Freien herumstehen, noch kein Publikum gefunden hätte, waren solche satirisch-philosophischen Reflexionen ebenso wie die Herendarstellungen den Künstlern willkommenen Motive, um in Altmalerei zu schwelgen. Es war eine geistvolle Fleischmalerei, und Baldung war ihr geistvollster Vertreter.

Wer Baldung ganz kennen lernen will, der muß seine Handzeichnungen studieren. Aus ihnen liest sich noch manches heraus, was in den Gemälden nicht steht. Ja, beinahe möchte man sagen, das Brausende ist noch mehr in ihnen. Wundervolle Akte, viel wehendes Haar, Leben, Wildheit. . . Und so spricht er auch in seinen Holzschnitten zu uns, wo er — erstaunlich, im Hinblick auf seine oben charakterisierte Malweise! — ein blühendes Hellsdunkel pflegt. An diesen Holzschnitten, den „feisten nackenden Weibern“ der Herendarstellungen vornehmlich, hat sich spärlich sein Andenken bis zu Sandrarts Zeiten gefristet, um aus nahezu völliger Vergessenheit erst im 19. Jahrhundert wieder aufzuleben.

Die Eisenbahnpolitik des Fürsten Bismarck¹⁾.

I.

Die Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck ist auf kaum einem anderen Gebiete so konsequent, so erfolgreich, so allgemein anerkannt gewesen, wie auf dem Gebiete der Eisenbahnpolitik. Die Finanzpolitik, die Sozialpolitik, die Handelspolitik sind in hohem Grade von seinem alles umfassenden Willen bestimmt, ja zum Teil geschaffen worden; aber ihr Charakter, ihre Ziele, ihr Verlauf haben niemals jene Einhelligkeit der Anerkennung gefunden. Das mag daran liegen, daß in diesen anderen Gebieten eine größere Verwicklung der Probleme sich in den Weg stellte, während es bei der Eisenbahnpolitik nur darauf ankam, mit eiserner Energie den einen der beiden Wege zu gehen, der ohnehin durch die Traditionen des preussischen Staates einigermaßen vorgezeichnet war. Aber es war doch noch manches andere dabei beteiligt.

Die Finanzpolitik der Personalsteuern, die schon vor einem Menschenalter Reformen verlangte, fand ein offenes Verständnis bei dem großen Manne für den „Kampf gegen den Steuerexekutor“ — wie er es nannte —, d. h. für die Entlastung der kleineren Steuerzahler von den Personalsteuern; er begegnete sich hier mit den besten Beispielen der fremden Gesetzgebung. Die Weiterführung dieses selben Gedankens bis zur Fortbildung der Einkommensteuer behufs angemessener Heranziehung der größeren Steuerkräfte, vor allem die so nötige Verbesserung des Einschätzungswesens, traf bei ihm auf Abneigung und wachsenden Widerstand, derart, daß andere Staatsmänner erforderlich wurden, um endlich diese nicht mehr aufschiebbare Reform durchzuführen. Und die seitdem verflossenen Jahrzehnte haben uns gelehrt, zumal das letzte Jahr, wie große Taten das Zeitalter auf diesem Gebiete verlangte. Denn mit der Entlastung der unteren Volksschichten von der Personalsteuer war nicht alles getan, noch weniger mit der einseitigen Vorliebe für die indirekten Steuern. Die Masse derselben, die auf den Schultern der Mehrzahl des Volkes lag und die weiterhin hinzukam, bedurfte einer Ausgleichung durch Steuern, die höher hinauf in der sozialen Pyramide reichten. Aber freilich vor allem bedurfte man eines lebhafteren Gefühls für die Gerechtigkeit einer solchen Ausgleichung.

¹⁾ Die Eisenbahnpolitik des Fürsten Bismarck. Von Dr. Alfred von der Leyen, Wirklichem Geheimen Rat, ord. Honorarprofessor an der Universität zu Berlin. Berlin, Verlag von Julius Springer. 1914.

Der Entwurf des Tabakmonopols für das Deutsche Reich war ein glänzender Treffer der Finanzpolitik Bismarcks. Leider fand er Widerstände im Reichstage, die ihn zuschanden machten. Die Bedenken, die dabei obwalteten, würden wahrscheinlich heute längst vergessen sein, wenn Bismarcks Plan gesiegt hätte. Aber seine Niederlage hat jetzt ein Menschenalter lang jeden Nachfolger abgehalten, das von neuem zu versuchen, was der Riesenkraft nicht gelungen war. Und dennoch! Wenn wir den erstaunlichen Erfolg des verflossenen Jahres an dem „Wehrbeitrag“ im Reichstage mit jenem Mißerfolg Bismarcks vergleichen, wird man — so weit es sich um die Volksvertretung handelt — nicht behaupten dürfen, vor dreißig Jahren sei die „große Zeit“ gewesen, auf die jetzt eine „kleine Zeit“ gefolgt sei.

Der Entwurf für eine Wehrsteuer des Reiches, ebenfalls vom Fürsten Bismarck mit ganz persönlicher Vorliebe jahrelang gefördert, scheiterte im Reichstage. Sein schweizerisches Vorbild war lange zuvor und ist fortwährend ein Bestandteil der schweizerischen Finanzen. In diesem Augenblick geht der Bundesrat der Eidgenossenschaft auch daran, das Tabakmonopol einzuführen, und wird wahrscheinlich besseren Erfolg in der Bundesversammlung haben, als zu seiner Zeit Bismarck im Deutschen Reichstage.

Die Handelspolitik hat ihrem Wesen nach niemals eine gemeinsame Zustimmung finden können. Der hierbei beteiligte Kampf der wirtschaftlichen Interessen gibt naturgemäß ein widerspruchsvolles Bild der Urteile. Indessen für eine über den Parteien stehende Beurteilung ist es schwer gemacht, Beweise zu führen. Das größte Hindernis ist, wenigstens im äußerlichen Sinne, der versteinerte Widerstand der Tatsachen eines Menschenalters, die aus den eigenen Ansichten Bismarcks ein Zerrbild gemacht haben und dieses Zerrbild zum Kanon unerschütterlicher Wahrheiten.

Die Sozialpolitik Bismarcks zerfällt in zwei einander widersprechende Hälften, wenn wir die beiden Hauptgebiete der Reichssozialgesetzgebung betrachten. Mit der Arbeiterschutzesgesetzgebung steht es ähnlich wie mit der Stellung Bismarcks zu jenen Reformen der Personalsteuern, die nach oben hin wiesen. Bei der Arbeiterschutzesgesetzgebung waren Vorbilder zur Reform vorhanden, wie bei den Personalsteuern. Aber er wollte auch sie nicht anerkennen. Dagegen warf er die ganze Wucht seiner ungewöhnlichen Kraft auf das andere Stück der Sozialreform, für das uns das Ausland und das Inland keine Vorbilder lieferte. Hier hat er einen glänzenden Erfolg gehabt. Nicht am wenigsten dadurch, daß nach längerem Zögern Westeuropa (Frankreich, England) das deutsche Beispiel nachahmte, insbesondere das so lange bekämpfte Prinzip des Versicherungszwanges. Jedoch niemals hat die Opposition der Kritik aufgehört, am wenigsten bei den geschädigten Interessenten und zumal nicht bei jenen Gruppen der Interessenten, die sich gewöhnt haben, sich auf den Fürsten Bismarck zu berufen, so oft sie eine Autorität zum Deckmantel für ihren Eigennuß brauchen.

Jedoch genug davon. Von all dergleichen ist bei Bismarcks Eisenbahnpolitik nicht die Rede. Und wir wenden uns nun dieser zu.

II.

Der Herr Verfasser des neuen Buches, das uns zu diesen Betrachtungen veranlaßt, ist den Lesern der „Deutschen Rundschau“ seit lange wohlbekannt. Er gehört zu der edlen, leider kleinen Minderzahl unserer höheren Beamten, die nicht nur von frühe der Wissenschaft ihre Liebe entgegengebracht, sondern auch durch tätige Teilnahme an deren Fortbildung gearbeitet haben. Die langjährige Wirksamkeit in dem preussischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten hat ihm selber Gelegenheit gegeben, als Herausgeber des in diesem Ministerium erscheinenden „Archiv für Eisenbahnwesen“ seit dessen Begründung (1878) eine literarische Tätigkeit zu entfalten, welche die amtliche Praxis mit der Wissenschaft verbindet. Bei seinem kürzlich erfolgten Rücktritt aus der ministeriellen Tätigkeit hat er dieses Stück der bisherigen Wirksamkeit in Händen behalten und hat bezeichnenderweise jetzt sich in der reichhaltigen Fachbibliothek des Ministeriums für die Zwecke seiner Redaktion und seiner sonstigen wissenschaftlichen Arbeit häuslich niedergelassen. Aber noch eine andere Art eines schönen Abschlusses seiner einstigen Tätigkeit ist ihm zuteil geworden, indem man ihn zum Honorarprofessor bei der Berliner Universität ernannt hat, wo er eine Lehrtätigkeit entfaltet, sich selber und einer Schar von Zuhörern zur Freude.

Am meisten hat die im engeren Sinne wissenschaftliche Arbeit Alfred von der Leyens sich auf die Eisenbahnpolitik der Vereinigten Staaten gerichtet (Die Nordamerikanischen Eisenbahnen, Berlin 1885; Die Finanz- und Verkehrspolitik der nordamerikanischen Eisenbahnen, zweite vollständig umgearbeitete Auflage, Berlin 1895; nebst zahlreichen Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften, zumal in dem „Archiv für Eisenbahnwesen“). Hieran reiht sich gegenwärtig die Schrift, die vor uns liegt. Wenn irgend einer berufen war, die Bismarcksche Eisenbahnpolitik darzustellen, so ist es von der Leyen. Er hat, in jungen Jahren in den Mittelpunkt der preussischen Eisenbahnverwaltung berufen und hier bis zuletzt festgehalten, alle Phasen der Staatsbahnpolitik von den Anfängen miterlebt und mit daran gearbeitet. Wenige Jahre nach dem Rücktritt vom Ministerposten traf ich Maybach auf dem Rigi. Er klagte mir, daß er nichts zu tun habe. Ich schlug ihm vor, eine Geschichte seiner Eisenbahnpolitik zu schreiben. Das schien ihm einzuleuchten. Leider ohne Erfolg. Auch kein anderer, der diesen Dingen nahegestanden, wollte es oder konnte es. Um so mehr haben wir dem zu danken, der es wollte und konnte.

Er beginnt mit einem merkwürdigen Vorspiel in einer Rede, die Bismarck auf dem Vereinigten Landtage von 1847 gehalten hat.

Die Anfänge des preussischen Eisenbahnsystems waren durch die ökonomische Dürftigkeit der damaligen deutschen Volkswirtschaft und durch verfassungspolitische Schwierigkeiten gehemmt. Als man endlich im Jahre 1842 daran ging, ein Netz der hauptsächlichlichen Linien aus dem Mittelpunkte der Monarchie zu entwerfen, stand dem Staatsbau das Hindernis im Wege, das in den Worten der königlichen Verordnung vom 17. Januar 1820 lag: „Sollte der Staat künftighin zu seiner Erhaltung oder zur Förderung des allgemeinen Besten in die Notwendigkeit kommen, zur Aufnahme eines neuen Darlehns

zu schreiten, so kann solches nur mit Zustimmung und unter Mitgarantie der künftigen reichsständischen Versammlung geschehen.“ Ohne ein neues Darlehn, und zwar ein ansehnliches, konnte man ein Eisenbahnnetz auf Rechnung des Staates nicht bauen. Weil aber die Vorbedingung dafür, die künftige reichsständische Versammlung, die das Darlehn bewilligte, nicht nur immer noch fehlte, sondern in der drückenden Schwüle jener Jahre amtlich nicht einmal erörtert werden durfte, da andererseits ein System von Aktiengesellschaften nach englischem Vorbilde aus Mangel an Unternehmungsgeist und Kapitalreichtum ohne staatliche Hilfe nicht zu haben war, so entstand ein System von staatlich garantierten Unternehmungen. Die hierin noch fehlende Verbindung mit der Ostgrenze (die Ostbahn), für die trotz der Zinsgarantie Privatkapital sich nicht fand, bildete den Gegenstand eines ersten Entwurfes für den Staatsbau, als der Vereinigte Landtag berufen wurde, den die Staatsregierung als eine Verwirklichung der künftigen reichsständischen Versammlung ansah. Ob diese Ansicht richtig sei, darüber war der Vereinigte Landtag geteilter Meinung. Die Regierungsvorlage wurde mit 369 gegen 179 Stimmen abgelehnt. (Erst nach Einführung der Verfassung ist durch Gesetz vom 7. Dezember 1849 der Bau der Ostbahn genehmigt worden.) Bismarck stand auf der Seite der Minderheit. Er ging hinsichtlich der Kompetenzfrage so weit, zu behaupten: „Wir alle sind einig, daß der hier versammelte Landtag wirklich die Körperschaft ist, die Anleihen zu bewilligen oder abzulehnen hat.“ In der That war ein großer Teil der Mitglieder der Meinung, daß der Vereinigte Landtag als eine zur Bewilligung von Anleihen ermächtigte reichsständische Versammlung nicht gelten könne. Er bezeichnete die Nützlichkeit der Ostbahn als eine Glaubenssache, worüber nur die Erfahrung belehren könne. „Ich meinerseits glaube an die Nützlichkeit, wenn auch nicht von dem materiellen und provinziellen Standpunkte aus, so doch von dem der Konsolidierung unserer politischen und militärischen Verhältnisse.“ Diese beiden Standpunkte, den verfassungspolitischen und den eisenbahnpolitischen, verband er nun zu einer polemischen Zuspizung, die vieles ankündigte, was er einstmals im Abgeordnetenhaus und im Reichstage reden sollte. Aber ein wahres Goldkorn war das Wort von „der Konsolidierung unserer politischen und militärischen Verhältnisse“. Es sollte das Motto seiner späteren Staatsbahnpolitik werden.

Wir heben hier das Hauptstück derselben heraus.

Der württembergische Minister v. Mittnacht erzählt von einem Besuch, den er in den Tagen vom 20. bis 22. August 1875 dem Reichskanzler gemacht habe. Dieser habe auch die Eisenbahnfrage besprochen. Ob das Reichseisenbahngesetz bis zur nächsten Session fertig werde, ob man überhaupt darüber sich verständigen werde, wisse er nicht. Gelegentlich bemerkte er, vielleicht wäre eine Lösung auch darin zu finden, daß das Reich einen großen Eisenbahnkomplex als Eigentum erwerben würde. Mittnacht erwiderte darauf, daß ein Reichseisenbahngesetz wohl zu haben sei, wenn darin die Rechte der Landesregierungen nicht zu sehr beschränkt würden. Daß ein großer Bundesstaat sein Bahnnetz an das Reich abgeben würde, glaube er nicht. Es stände dies nicht im Einklang mit den Grundsätzen der Reichsverfassung. Von einer

Enteignung könne nicht wohl die Rede sein; außerdem wäre eine solche Maßregel auch aus finanziellen und etatsrechtlichen Gründen wohl schwer durchführbar.

Wenige Tage darauf, am 11. September, beriet der Reichskanzler mit dem Präsidenten des Reichseisenbahnamtes, Maybach, über die Sachlage. Es ergab sich, daß die Bedenken gegen die geplante Reichsaufsicht über die Eisenbahnen eine nicht absehbare Tragweite für die Eisenbahnen haben könnten, daß daher das Reich das finanzielle Risiko seiner Reformen auf die eigenen Schultern nehmen sollte, indem die wichtigsten deutschen Eisenbahnen, sowohl Staatsbahnen wie Privatbahnen, in das Eigentum des Reiches übergehen würden. Es kam jetzt darauf an, zunächst die öffentliche Meinung durch die Mittel der Presse mit dem Plane vertraut zu machen. Dem Verfasser unserer neuen Schrift wurden (22. September 1875) bei einer geschäftlichen Zusammenkunft durch Maybach Andeutungen in dieser Richtung gemacht, deren erste Frucht in der „Weserzeitung“ erschien „über den gegenwärtigen Stand und die Ziele der Reformgesetzgebung im Eisenbahnwesen“ (9. bis 14. Oktober). Der Verfasser war damals noch Syndikus der Bremer Handelskammer. Anderes der Art folgte. Maybach selber überreichte am 4. und 23. Oktober dem Reichskanzler zwei Denkschriften, in denen er seine Gedanken näher ausführte. Er befürwortete darin namentlich den Erlaß eines Gesetzes, das den Reichskanzler zum Erwerbe der deutschen Eisenbahnen ermächtigte. Im November kam die Angelegenheit wiederholt im Reichstage zur Sprache. Maybach begnügte sich hier mit Andeutungen, die freilich nicht sonderlich schwer zu verstehen waren. Aber großes Aufsehen machte es, als auf einer parlamentarischen Abendgesellschaft am 11. Dezember 1875 der Reichskanzler mit Offenheit erklärte, er sei ein Anhänger und Förderer des Gedankens, sämtliche Eisenbahnen nach und nach für das Reich anzukaufen. Einen Monat später konnte er bereits bei einer ähnlichen Gelegenheit Mitteilungen machen über das, was inzwischen zur Förderung der Sache getan sei. Der alte Kaiser selber sprach in einem Schreiben an den Reichskanzler (8. Dezember 1875) den Wunsch aus, es möchte das Staatsbahnnetz ausgedehnt werden.

Jetzt aber regte sich auch der Widerstand des deutschen Partikularismus. Gerade der Minister, den Bismarck in seine Gedanken vertraulich eingeweiht hatte, Herr v. Mittnacht, hielt es für angemessen, bei einem Festmahl zur Eröffnung der Bahn Ulm-Heidenheim am 4. Januar 1876 zu erklären, Württemberg denke nicht daran, seine Eisenbahnen an das Reich zu verkaufen. Zwei Tage später hielt die schwäbische Volkspartei eine Versammlung zu dem gleichen Zwecke.

In denselben Tagen erschien das Schreiben Bismarcks (als Ministerpräsident) an das preußische Staatsministerium. Es ist eine Denkschrift, die eine Auseinandersetzung der Nachteile enthält, welche aus der Zersplitterung des Eisenbahnnetzes und aus dem Privatbahnsystem entspringen. Daher Erwerb der Eisenbahnen für den Staat. Ob für den preußischen Staat oder für das deutsche Reich? Bismarck spricht sich für das Reich aus. Die Reichsver-

fassung wolle ein einheitlich geordnetes Eisenbahnsystem, die Erhebung der Eisenbahn zu einer wahrhaft nationalen Verkehrsanstalt. Es folgte der Gesetzentwurf (24. März 1876) „betreffend die Übertragung der Eigentums- und sonstigen Rechte des Staats an Eisenbahnen auf das Reich“. Der Entwurf war vom Staatsministerium einstimmig genehmigt. Indessen der Finanzminister Camphausen machte teils durch sein Votum für das Staatsministerium, teils durch seine Rede im Abgeordnetenhaus (27. April 1876) eine erhebliche Einschränkung. „Wenn die Vorlage“, sagte er, „den Sinn hätte, daß damit eine vollständige Verurteilung des gemischten Systems ausgesprochen wäre, daß man alle Privatbahnen für alle Ewigkeit verdammen wollte, dann hätte der Beschluß nicht einstimmig gefaßt werden können. Ich würde nicht zu denen gehören, die dies befürwortet hätten, und ich vermute, außer mir noch andre. Dürfte ich hier prophezeien, so würde ich sagen, daß der heutigen Stimmung auch wieder eine andere folgen wird.“

Es war dies, wie die Folge gelehrt hat, ob es eine Prophezeiung sein sollte oder nicht, jedenfalls ein Irrtum. Denn nach bald 40 Jahren ist der Umschwung der Stimmung zu Gunsten des Privatbahnsystems noch nicht gekommen, nicht in Deutschland, nicht in England, nicht in der Schweiz und in manchen anderen Ländern.

In seinem Votum zu dem Gesetzentwurf sagt Bismarck, daß, wenn die Bestrebungen Preußens wegen Übertragung des preußischen Bahnbesitzes auf das Reich an dem Widerspruch maßgebender Organe des Reichs scheitern sollten, alsdann Preußen selbst an die Lösung der gedachten Aufgaben mit voller Energie herantreten, daß es die Konsolidation und Erweiterung seines eigenen Staatsbahnbesitzes als das Ziel seiner Eisenbahnpolitik zu betrachten haben würde.

Das Abgeordnetenhaus nahm den Entwurf mit 216 gegen 160 Stimmen, das Herrenhaus mit 60 gegen 31 Stimmen an.

Es vergingen zwei Jahre, während deren sich Fürst Bismarck überzeigte, daß die Hindernisse eines Erwerbes der preußischen Eisenbahnen durch das Reich von ihm unterschätzt seien. Schon der erste Schritt war schwierig: eine finanzielle Grundlage zu finden für den Erwerb. Dazu kam der Widerstand der größeren Bundesstaaten. Auch war es mindestens zweifelhaft, ob sich im Reichstage eine Mehrheit finden würde. Jetzt faßte er den anderen Weg ins Auge: die Kräftigung des preußischen Eisenbahnbesitzes. Jetzt war auch die Stunde gekommen für den Rücktritt von Camphausen, zu dem dessen Meinungsverschiedenheit über das Tabakmonopol mitwirkte. Auch trat an die Stelle des Handelsministers Uchenbach der tatkräftigere Maybach, für den das Handelsministerium durch eine neue Teilung in ein Ministerium der öffentlichen Arbeiten verwandelt wurde. Die Rede Bismarcks vom 23. März 1878 war eine jener Herzenserleichterungen des großen Mannes, die zweien seiner Kollegen ihren Sitz im Ministerium kostete.

III.

Die Kontroverse zwischen Staatsbahnen und Privatbahnen ist meist in viel zu abstrakter Weise erörtert worden. Es hat sich kaum jemals darum

gehandelt, die Vorzüge und Schattenseiten jedes der beiden Systeme abzuwägen, um dann zu Gunsten des einen der beiden eine freie Wahl zu treffen. Auf die besonderen volkswirtschaftlichen und verfassungsrechtlichen Zustände jedes Landes ist es angekommen, und nach diesen ist die Entscheidung tatsächlich gefallen, dem Zwange folgend, der eine freie Wahl gar nicht zuließ. So ist es namentlich in England gewesen, und so ist es in England heute noch. Die alte Freihandelschule, die von England nicht immer so viel wußte, als sie vorgab, indem sie auch in unserer Frage mit Vorliebe sich auf England berief — die alte Freihandelschule, die möglichst wenig Zumutungen an den Staat stellen wollte, die möglichst alles von dem freien Gewinnstreben der Privaten erwartete, hat aus der Not eine Tugend gemacht, indem sie den verfassungsgeschichtlichen Unterbau übersah, auf dem sich das englische System der Privateisenbahngesellschaften entwickelte. Der englische Staat hatte herkömmlich versäumt, jene zentralistischen Institutionen zu schaffen, die für ein geordnetes planmäßiges Straßenwesen erforderlich sind, und die der festländische Staat seit Jahrhunderten besaß. Der französische Staat, der deutsche Staat hatten im 18. Jahrhundert für den Güterverkehr Kanäle gebaut. Als man in England gegen das Ende des 18. Jahrhunderts anfang, Kanäle zu planen, war keine Rede davon, daß der Staat sie bauen könnte. Ein spekulativer Aristokrat schickte einen Techniker nach Frankreich, damit er sich dort die Vorbilder ansähe und nach denen die erste künstliche Wasserstraße (zwischen Liverpool und Manchester) baute. Jetzt folgte eine Reihe von ähnlichen Privatunternehmungen für den Kanalbau, die ein halbes Jahrhundert lang dem wachsenden Güterverkehr Englands dienten. Von hoher Bedeutung für die Entwicklung der englischen Volkswirtschaft und von hoher Rentabilität für das darin angelegte spekulative Kapital. Aber der englische Staat tat nicht das Mindeste dafür, außer, daß er die Normen der Konzession durch das Parlament den einzelnen Unternehmungen auferlegte. Als dann seit 1826 die Eisenbahnen aufkamen, geschah nichts anderes. Sie wandten sich an das Parlament, und dieses behandelte sie so sehr nach den Traditionen, daß man die Konzessionsbedingungen buchstäblich nach dem Wortlaut der Kanalkonzessionen abschrieb, wobei es möglich wurde, daß die berücksichtigte „Freiheit der Schiene“ in die Parlamentsakten für die Eisenbahnen überging (und von hier weiter in das preussische Eisenbahngesetz von 1838).

Wohl sträubte sich gegen dieses Verhängnis der Tradition das englische Eisenbahnsystem oder die englische Volkswirtschaft. Das Wesen der Eisenbahnen und deren Bedeutung für den Verkehr empörte sich in Zuckungen und Gewissensbissen, die sehr bald nach den Anfängen zu Tage traten und Gesetze im Sinne des Staatsbahnsystems zur Folge hatten. Aber das hat alles nichts geholfen. Es ist in der Hauptsache so geblieben, wie es war. Die Tradition des englischen Staatswesens hat sich weiter behauptet. Ja, selbst in den letzten Jahren, unter dem gegenwärtigen liberal-radikalen Ministerium, wo so kühne Taten durch den halb oder ganz sozialistischen Schatzkanzler teils getan, teils geplant werden, ist von einer Verstaatlichung der englischen Eisenbahnen wohl öfters geredet worden, es ist aber keine Tat gefolgt. Und selbst

amtliche Schritte, wie die Absendung einzelner Delegierter in das Ausland, oder die neueste Niedersetzung einer königlichen Untersuchungskommission zum Studium des Problems, scheinen vom Ziele noch weit entfernt zu sein.

In seiner Weise hat jedes Land sich ähnlich aus seinen eigenen Bedingungen mit seiner Eisenbahnpolitik abgefunden. So auch Deutschland in seinen verschiedenen Staatsgebilden. Anhänger des Staatsbahnsystems haben den kleineren deutschen Staaten gelegentlich nachgerühmt, diese hätten in weiser Voraussicht von allem Anfange die Eisenbahnen in die Hände des Staats genommen. In Wahrheit war es keine weise Voraussicht. Es war die Not, die hier abermals zur Tugend gemacht wurde. Jene kleinen Staaten scheuten sich davor, das neue Unternehmen auf die Finanzen des Staates zu gründen, sie suchten daher das private Kapital dafür zu gewinnen. Das gelang ihnen nicht. Weil aber endlich Eisenbahnen gebaut werden mußten, so half dem Staate sein Sträuben nichts — er mußte sie selber bauen.

Auf seine Weise hat der preußische Staat das Gleiche tun müssen. Das heißt, er war genötigt, den ökonomischen und verfassungspolitischen Bedingungen zu folgen, die ihm gegeben waren. Die kleineren Staaten konnten Staatsbahnen bauen; denn sie waren durch ähnliche Schranken wie der preußische Staat (durch die königliche Verordnung von 1820) nicht gehindert. Als wegen dieses Hindernisses der preußische Staat sich für Privatbahnen entscheiden wollte, da fand er sich in dem gemeinsamen Schicksal der ärmlichen Volkswirtschaft des damaligen Deutschland mit den kleineren Staaten zusammen. Es fehlte an Kapital, es fehlte an Unternehmungslust oder Wagemut. Im Unterschied zu England, das ein gut Stück damit voraus war. Was blieb übrig, als ein Mittel ding — die Zinsbürgschaft des Staates für Privatunternehmungen. Und mit diesen baute man das erste Netz der Hauptbahnen. Ja, selbst dieses Auskunftsmittel reichte nicht aus für den Bau der Ostbahn. Diese mußte warten, bis die verfassungsrechtliche Schranke der Verordnung von 1820 fortgeräumt war durch die neue Verfassung im Jahre 1848. Der Finanzminister Camphausen meinte freilich in der erwähnten Rede, er würde es für ein Unglück halten, wenn Preußen von Anfang an nur Staatsbahnen gebaut hätte; „wir würden dann nicht den dritten Teil der Bahnen haben, die wir jetzt (1878) haben“. Das paßt wenig zu der Tatsache, daß die Staatsverwaltung es gewesen ist, die durch die Zinsgarantie die Vorbedingung für die Privatbahnen in Preußen erst geliefert hat, aber sogar mit dieser Vorbedingung eine Privatunternehmung für den Bau der Ostbahn nicht gewinnen konnte, daher selber bauen mußte.

IV.

Als nun der Weg in Preußen verfassungsrechtlich frei war für den Staatsbau, da trat eine andere Anfreiheit an die Stelle. Es war die Anfreiheit einer Doktrin. Diese Doktrin vermengte unter der Bezeichnung „Liberal“ das Ringen um die staatsbürgerliche Teilnahme, um die politische Freiheit im Kampfe gegen die nach der Revolution einsetzende Zurückrevidierung der neuen Verfassung und gegen die Polizeiwirtschaft, welche die Misere der

vorausgegangenen Jahrzehnte erneute — sie vermengte jenes Ringen mit den ökonomischen Bestrebungen, die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die Freiheit des individuellen Erwerbslebens und deren Losreißung von den Eingriffen der Staatsgewalt zum Ziele hatten. Der Liberalismus um die Mitte des 19. Jahrhunderts und noch etliche Jahrzehnte länger hielt an dieser Identität fest. Daher kam es, daß die verfassungspolitische Reaktion zusammenfloß mit der wirtschaftspolitischen und daß die zu Ende der fünfziger Jahre (mit der Regentschaft des Prinzen von Preußen) einsetzende „neue“ oder „liberale Ära“ einen ebenso gemeinsamen Gegensatz des Liberalismus gegen die Reaktion bedeutete. Staatsbahnen widersprachen dem Programm des Liberalismus, wie andererseits Privatbahnen von ihm gefördert wurden. Es hat einer längeren Reihe von Erfahrungen bedurft, um diese beliebte Doktrin zu berichtigen oder ein etwas tiefer eindringendes Nachdenken an ihre Stelle zu setzen. Dann aber — und das kennzeichnet die Wendung der letzten Jahrzehnte in Deutschland, England, in der ganzen Kulturwelt — scheidet sich diese Vermischung zu größerer Klarheit, indem die liberalen oder radikalen Parteien ihren individualistischen Standpunkt preisgeben, während in den sozialistischen oder sozialdemokratischen Parteien die völlige Identität von weitestgehender Betonung der Staatsgewalt für das Wirtschaftsleben und der weitestgehenden Betonung der Volkssouveränität sich darstellt.

Der Handelsminister von der Heydt war der Minister der Reaktion und der Minister der Staatsbahnen — er baute die ersten Staatsbahnen in Preußen und nahm zwei große Privatbahnunternehmungen in Staatsverwaltung. Mit der „neuen Ära“ und ihren liberalen Doktrinen kam, nicht mehr durch einen Notstand der Verfassung begründet, die Neigung zu dem Privatbahnsystem obenauf. Hier wirkte zumal der Einfluß jener volkswirtschaftlichen Schule mit, die als „Deutsche Freihandelspartei“ das deutsche Publikum teils in verdienstvoller, teils in fragwürdiger Weise für das Interesse an ökonomischen Fragen gewann und wichtige Reformen für die deutsche Einheit vorbereitete, nicht ohne allerhand Übertreibungen und Verirrungen. Das Privatbahnsystem überschlug sich in den Extravaganzen der großen Spekulationsperiode der Jahre, die unmittelbar auf den Krieg von 1870/71 folgten, um mit seinen Trümmern den Boden zu düngen für das Staatsbahnsystem im großen Stil. Die Kraft dafür bot der Wille des Fürsten Bismarck und dessen rechte Hand für das Werk, der Minister Maybach.

Am 1. April 1878 an die Stelle Achenbachs getreten, ging Maybach sofort an die Ausführung von Bismarcks Eisenbahnprogramm. Er trat in Verhandlungen mit einer Reihe von großen Privatbahnverwaltungen und gab sich in der ersten Rede, die er im Abgeordnetenhaus (13. Februar 1879) hielt, als ein überzeugter Anhänger des Staatsbahnsystems für Preußen kund. Am 29. Oktober 1879 gelangte die erste Vorlage zur Verstaatlichung an das Abgeordnetenhaus. Drei der großen Eisenbahnlinien wurden zum Ankauf vorgeschlagen; noch in derselben Session folgten mehrere andere. Die Verträge wurden nach langen Verhandlungen vom Landtage genehmigt, und

Preußen hatte damit sein Staatsbahnnetz um 5000 km vermehrt. So ging es dann weiter. Das preußische Eisenbahnnetz hatte am 1. April 1879 einen Umfang von 18537 km, worunter 5255 km Staatsbahnen, 3852 km Privatbahnen unter Staatsverwaltung und 9430 km Privatbahnen unter Privatverwaltung. Am 1. April 1912 betrug der Umfang des preußischen Eisenbahnnetzes 42098 km, wovon 39150 km Staatsbahnen und vom Staate verwaltete Bahnen neben 2948 km Privatbahnen.

Dieses System der deutschen Staatsbahnen hat auch seinen Teil dazu beigetragen, den großen Aufschwung der deutschen Volkswirtschaft im letzten Menschenalter herbeizuführen; es bildet in manchem dieser Staaten, zumal in dem preußischen, einen ansehnlichen Bestandteil seiner Finanzen; es ist vollends ein gewaltiges Werkzeug der Landesverteidigung. Der Schwerpunkt der Eisenbahnpolitik ruht heute nicht, wie Bismarck es ursprünglich wollte, bei dem Reiche, sondern bei den Regierungen der einzelnen größeren Bundesstaaten. Aber die deutsch-nationale Richtung, die er der Eisenbahnpolitik gegeben hat, ist ihr auch nach seinem Rücktritt erhalten geblieben, und die deutschen Bundesstaaten, Preußen voran, sind bestrebt, den einheitlichen Zusammenschluß des deutschen Eisenbahnnetzes zu festigen.

An einem sehr sichtbaren Punkte freilich ist dem Reiche ein Schaden entstanden dafür, daß es in dem rechten Augenblicke das Angebot Bismarcks nicht angenommen hat. Es ist der finanzielle. Freilich weder für das Reich noch für Preußen war der finanzielle Grund ein Anlaß zu dem Bismarckschen Reformplan. Im Gegenteil, die endlich gelungene Verstaatlichung des preußischen Eisenbahnsystems ist trotz der finanziellen Einwände, die dagegen erhoben wurden, unternommen worden. Um nichts weniger ist sehr bald der Erfolg eingetreten, daß wider den Plan und wider Erwarten, sei es der Regierung, sei es vollends der Opposition, sich allmählich große finanzielle Überschüsse einstellten, und dieses trotz ansehnlicher Opfer für den Ausbau des Staatsbahnsystems, für die bessere Ausrüstung seiner Anlagen und Betriebsmittel, trotz mehrfacher Ermäßigung der Beförderungspreise. Diese Überschüsse sind nach der vorherrschenden Ansicht der Sachverständigen den Kostenersparnissen entsprungen, die mit der Konzentration eines so großen Eisenbahnnetzes zusammenhängen. Noch lezthin hat bei den Debatten über die Verstaatlichung der Eisenbahnen in England einer der hervorragendsten Direktoren einer großen Eisenbahngesellschaft diesen Grund für die Verstaatlichung als den entscheidenden betont. Auch ist es nach den Erfahrungen der deutschen Staatsbahnverwaltungen bemerkenswert, daß zwar das preußische System eine Rente erzielt hat, die seit einer Reihe von Jahren reichlich eine Viertelmilliarde jährlich für die Kosten der allgemeinen Staatsverwaltung abwirft, daß etwas Ähnliches dagegen in den kleineren Staatsbahnsystemen (Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden) sich nicht findet, daß hier vielmehr nur diejenige Rente herausgewirtschaftet wird, die zur Deckung der Kapitalzinsen der Eisenbahnanlagen erforderlich ist.

Dieser Vorsprung in finanzieller Richtung ist dem preußischen Staate zuteil geworden und nicht dem Reiche, weil ein preußisches, bayrisches, sächsisches, württembergisches, badisches Staatsbahnsystem die Folge davon

war, daß ein Reichsbahnsystem, welches der Staat Preußen den Bundesgenossen im Jahre 1876 anbot, von diesen zurückgewiesen wurde. Sie wiesen hiermit implicite den finanziellen Erfolg zurück, der dem Reiche wider Erwarten zugefallen wäre, also jedem einzelnen Staate, und jetzt wider Erwarten Preußen zuñiel. Sie würden eine Erleichterung der finanziellen Sorgen für das Reich zusammen mit Preußen alle diese Jahre jetzt genossen haben, und Preußen würde so viel größere Sorge für seine eigenen Finanzen haben, d. h. es würde eine Viertelmilliarde mehr durch Einkommensteuern und Vermögenssteuern aufzubringen haben, als es jetzt schon der Fall ist.

Und zum Schluß noch eins. Die Anerkennung, die das Ausland unserem preußisch-deutschen Staatsbahnsystem zollt, wird öfters mit Erklärungsgründen belastet, die nicht schmeichelhaft sind oder doch nicht schmeichelhaft gemeint sind. So hören wir seit längerer Zeit von englischen Eisenbahnautoritäten die Bemerkung, solche Leistungen des Staatsbahnsystems seien nur in einem Staatswesen möglich, das — gleich dem preußischen — „autokratisch“ verwaltet sei, das eine stramme Bureaukratie zur Verfügung habe, das die Mehrzahl der Bevölkerung in die Uniform des Staates stecke, und Ähnliches mehr. Dies soll der Trost sein dafür, daß man in England trotz der Bestrebungen von mehr als zwei Menschenaltern ein Staatsbahnsystem nicht zustande gebracht hat. Das soll bedeuten: man verzichtet gern auf den Preis des autokratisch-bureaukratischen Verfassungswesens von Preußen-Deutschland, weil der zu teuer ist für die Vorteile, die das Staatsbahnsystem gewährt.

Jeder, der die deutschen Staatsverhältnisse kennt, durchschaut die Leere dieses Trostes und die Übertreibungen, die in der Behauptung der „Autokratie“ usw. liegen. Jedoch auch ohne solche Kenntnisse, die der Engländer und selbst englische Autoritäten sich ungern erwerben, gibt es Tatsachen, die in deutlicherer Weise Zeugnis ablegen. Wenn man irgend ein Staatswesen auf der Erde sucht, das weder autokratisch noch bureaukratisch eingerichtet ist, so wird man der schweizerischen Eidgenossenschaft diese Eigenschaft zugestehen. Weder nach seiner historischen Entwicklung noch nach seiner neuesten Gestaltung zeigt sie irgendwelche Charakterzüge, die diesen Vorwurf verdienen. Ja, es ist das Land, wo man in gleicher Weise wie in England und in ähnlichen Gemeinwesen volksmäßig gewohnt ist, jedes Stück staatlicher Ordnung, das der Willkür des Haufens Schranken setzt, als „preußisch“ zu denunzieren. Und dennoch, in diesem Lande und Volke, das auf die festesten und ältesten Grundlagen der Demokratie sein Staatswesen aufbaut, ist man seit zwanzig Jahren zu einem Staatsbahnsystem übergegangen, das nach der Natur der kleinen kantonalen Körper ein Bundesbahnsystem sein mußte. Und als vor etlichen Jahren eine amtliche Untersuchung veranstaltet wurde über die Rentabilität der Bundesbahnen, die ähnlich wie in den mittleren Staaten Deutschlands zu wünschen übrig ließ, da ist kein Wort gesprochen worden, das die große Maßregel der Verstaatlichung selber in Frage stellte. Es lag etwas Derartiges um so näher, weil noch ansehnliche Komplete der schweizerischen Eisenbahngesellschaften der Verstaatlichung warteten, weil es insoweit also noch Zeit war, am Alten festzuhalten. Aber niemand hat so etwas befürwortet.

Ja, die Meinung, die der Finanzminister Camphausen vor mehr als dreißig Jahren aussprach, von der wechselnden „Stimmung“, die, der Mode gleich, hin und her schwankte, wird noch manches Jahrzehnt zu seiner Bestätigung brauchen. Denn heute reden in England ähnlich gestimmte Volkswirte und Eisenbahnänner, die ebensowenig den Staatsbahnen geneigt sind, immer noch von der Stimmung oder von dem „Zeitgeist“, der die Staatsbahnen haben will. Diese Beharrlichkeit des Zeitgeistes durch so viele Jahre scheint mir doch mehr zu sein als eine bloße Stimmung, die einer anderen Stimmung bald weichen werde. Es ist der Erfolg von objektiven Verursachungen, die tiefer liegen. Es sind innere Notwendigkeiten, die sich durchsetzen je nach dem Maße der verfügbaren Voraussetzungen des Staatswesens. Es ist daher kein Zufall, daß im heutigen Deutschland keine ernsthafte Stimme sich hören läßt, die zum Privatbahnsystem zurückkehren will.

Eine lehrreiche Analogie zu der Entwicklung der Staatsbahnfrage scheint mir auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung zu liegen. Die kühne Tat der deutschen Reichsgesetzgebung für dieses Problem wurzelte vornehmlich in dem Prinzip des öffentlichen Versicherungszwanges für die große Mehrzahl der arbeitenden Bevölkerung. Dies war ihr Eckstein, dies war ihre Schwierigkeit, dies war auch die beliebteste Angriffsfläche für die Gegner im Inlande und zumal im Auslande. Niemand bezweifelte, daß eine freiwillige Versicherung das Wünschenswertere sei, verglichen mit dem Zwange. Das war aber kein Beweis gegen die Unentbehrlichkeit des Zwanges, sofern man 16—18 Millionen Arbeiter unmittelbar dafür gewinnen wollte. In England, Frankreich, Amerika war gleichwohl der Zwang viele Jahre der große Punkt des Anstoßes, und die übliche Polemik verfehlte nicht, den autokratischen und bürokratischen Charakter des deutschen Staatswesens mit ihm zu identifizieren. Nun hatte es sich nur kurz zuvor ereignet, daß England, Frankreich und andere demokratische Staaten den deutschen Schulzwang nach langem Sträuben bei sich selber nachahmten. Es bedurfte nicht eines sehr tiefen Nachdenkens, um zu begreifen, daß der Schulzwang viel härter in die individuelle Freiheit des Familienlebens eingreift als der Versicherungszwang. Ehe diese (nahe beieinander wohnenden) Gedanken sich in der Welt der Tatsachen näherten, vergingen einige Jahrzehnte. Jetzt mit einem Mal in den letzten Jahren sind England und Frankreich dazu übergegangen. Und es ist wahrscheinlich, daß in den Vereinigten Staaten von Amerika, wo man heutzutage so viel kühnere Experimente in dieser Richtung macht, sich bald etwas Gleiches ereignen wird.

Die Schwierigkeiten, die dem Staatsbahnsystem in diesen Ländern entgegenstehen, sind größere. Aber der Zug des „Zeitgeistes“ ist derselbe.

G. C.

Literarische Rundschau.

Ottilie von Goethe in ihren Briefen.

Aus Ottilie von Goethes Nachlaß. I. Briefe von ihr und an sie. 1806—1822. — II. Tagebücher und Briefe von ihr und an sie bis 1832. Herausgegeben von Wolfgang von Dettingen. Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft. 1912/13.

Die beiden letzten Bände der „Schriften der Goethe-Gesellschaft“ lassen eine neue Beleuchtung auf die Lebensumgebung des Dichters fallen. Der letzte Ausklang seiner Beziehungen zu dem Weiblichen verknüpft sich, nachdem in der Leidenschaft für Ulrike von Levesow die Abendsonne seiner Liebe noch einmal strahlend aufgeflammt war, mit der Gestalt seiner Schwiegertochter. Ottilie verkörpert während seiner letzten fünfzehn Lebensjahre das weibliche Element in der Häuslichkeit am Frauenplan. Wenn auch das weder praktisch erzogene noch praktisch veranlagte „Schwiegertöchterchen“ das häuslich wirtschaftliche Schalten und Walten Christianens und ihre hingebende Fürsorge nicht zu erlesen vermochte — die Pflichten für alles, was des Vaters Wohl und Behagen erheischte, waren recht eigentlich auf August übergegangen, der in Haus und Garten wie im Keller sorglich nach dem Rechten sah — so zeichnen doch die Mitteilungen des Schwiegervaters ebenso wie die des Freundeskreises ein überaus anmutiges Verhältnis. Ottiliens geistige Beweglichkeit und Originalität wußte sich verständnisvoll seinem Geistesleben anzuschmiegen, und ihre heitere, jugendliche Anmut wie die der Schwester Ulrike, die jahrelang als Hausgenossin zu der Familie zählte, verlieh seinen Tagen die gefällige, natürliche Ablenkung, deren er als Ausgleich seiner geistigen Tätigkeit recht eigentlich bedurfte. So wob sich ein warmer, harmonischer Ton um dies Verhältnis. Die Hand, nach der der sterbende Goethe gegriffen, erschien geheiligt, ausgelöscht erschienen die menschlichen Schwächen und Verfehlungen durch diese Berührung, so daß sie noch fortwirkend eine gewisse Unantastbarkeit verlieh. Goethes Schwiegertochter — der Glanz des Namens deckte das Menschlich-Persönliche Ottiliens.

Dieses Menschlich-Persönliche nun enthüllt sich in den Veröffentlichungen ihrer Tagebücher und Briefe, ergänzt durch die ihrer Herzensfreundin Adele Schopenhauer: Worte und Geständnisse, vor denen der überkommene Nimbus erbleicht. In der Tiefe von Ottiliens Seele regen sich dunkle Gewalten, und nicht ihrer Verehrung für den Dichtergreis, nicht ihrer natürlichen Liebe zu ihren Kindern und am wenigsten ihrer ehelichen Gemeinschaft mit August eignet die Kraft, diese stürmischen Wogen zu beruhigen. „Nichts vermag das beinahe Wilde in meinem Gemüt zu bändigen als eine wahre Empfindung,“ gesteht sie einmal. Mag Ottiliens Koketterie eine ganz unbewußte gewesen sein, mag, wie die Freundin versichert, wirklich nicht ein Grad, nicht eine Ahnung von Sinnlichkeit in ihr gelegen haben, so mußte doch eine Phantasie wie die ihre zu einem um so gefährlicheren Elemente werden für eine Veranlagung, der es Lebensbedürfnis war, auf Männer, die sie irgend wie interessierten, eine starke, geistige Wirkung auszuüben und sich mit dieser ausschließlich zu beschäftigen. So wahr, so ehrlich auch ihr jedesmaliges Bemühen war, jedem die Treue zu halten und doch dem jeweiligen Freunde alles zu sein: ihr Gefühlsleben erfährt durch solche Selbsttäuschung keine Klärung. Ja, es berührt beinahe wie etwas Dämonisches, wenn man sie, die sich nicht nur weiblich anpassend, sondern auch mit feinem Verständnis begabt erweist, um, von Goethe in seine Anschauungs- und Ideenkreise hineingezogen, seine geistige Lebensluft zu teilen, sich immer wieder in die Abgründe von Leidenschaften verlieren sieht, denen Goethe selbst gelegentlich einmal die Kraft innerer Wahrheit abspricht. Denn sie entspringen, auch da, wo sich Ottilie zu seltsam übergriffenen Äußerungen, zu nicht minder unbeherrschten Schritten hinreißen läßt, im letzten Grund doch ihrer gesteigerten Einbildungskraft. In dem starken Vermögen, sich eine unwirkliche Welt zu schaffen, in dem steten Glücksbegehren, dem romantischen Schweben und Suchen

nach dem Ungewöhnlichen, und nicht zuletzt in der Durchsetzung ihres Gefühlslebens mit durchaus edlen Elementen kommen Wesenszüge zum Ausdruck, die den Dichter in ein noch anderes Verhältnis zu Ottilie als das der Schwiegertochter rücken. Hier liegt der Ursprung jenes Verstehens, mit dem Goethe sie umgab. Der Künstler in ihm fand sich hier einem jener problematischen Charaktere gegenüber, von denen er in bezug auf Bettina einmal äußert: sie interessieren mich immer, um so mehr, je schwieriger es mir wird, sie zu erklären und zu entziffern.

Die Ursprünglichkeit ihrer Natur schließt die Annahme aus, ihre innere Entwicklung habe etwa eine geistige Beeinflussung durch die Lektüre Goethescher Romane erfahren. Dennoch weist Ottilie, von Anfang an schon in ihrer exaltierten Liebe für den verwundeten Freiwilligen, der ihr zu einem Halbgott wird, der Jahre hindurch ihre Gedankenwelt beherrscht, auch als sie längst vor anderen Altären anbetet, und in dem unvermittelt daneben stehenden, gesunden Wirklichkeitsstimm, der sie sich selbst so gern als „bügelfesten Reitersmann“, als eine den guten Tag froh Genießende zeichnen läßt, mit einzelnen der Frauengestalten des Wilhelm Meister, ja selbst der Wahlverwandtschaften eine gewisse Ähnlichkeit auf.

Als Augusts Braut fragt Ottilie einmal: „Wie werde ich dem Vater gefallen, wenn die Zeit und das tägliche Beisammensein ein Blatt nach dem andern meines Charakters und Wesens vor ihm aufschlägt?“ Goethes Tagebücher und Briefe geben die Antwort, wie er, dem nichts Menschliches fremd war, auch auf dem Grund ihrer Seele zu lesen, ihrer Persönlichkeit gerecht zu werden wußte. Es hat etwas Rührendes, in seinen Äußerungen wohl einen Widerhall, niemals aber eine Verurteilung zu finden. Nicht daß ihn etwa olympische Seelenruhe in beruhter Abwehr sein Ohr den gelegentlichen Mißklängen um ihn her habe verschließen lassen. Allein es ging von seiner Gegenwart, von der Höhe und Weite seiner Gesinnung eine Kraft aus, die, obwohl nie betont, nie als Autorität zur Geltung gebracht, dennoch die aufgeregten Wellen ihres Daseins zu glätten vermochte.

Die Leidenschaften, die sie durchwühlten, sind seinem scharfblickenden Auge kaum verborgen geblieben. „Die Engländer fahren, wie billig, fort, viel Glück zu machen. Doch scheint es gerade nicht, als ob sie geneigt wären, sich festhalten zu lassen. Daher will ich raten, zunächst das Ahnen einer treuen Seele zu respektieren,“ schreibt er ihr, als sich der erste Konflikt ihrer Ehe abspielt, und der von ihr geliebte junge Engländer Sterling ihr plötzlich nach Berlin folgt und damit den Weimarer Klatsch entfesselt und eine schriftliche Auseinandersetzung zwischen Ottilie und August herbeiführt. Durch Augusts verständige, gütige Worte klingt bei dieser Gelegenheit zum ersten und einzigen Male ein an den Vater gemahnender Wesenston. Von dem „wildem, auffahrenden, zerstörenden Menschen“, der Udele Schopenhauer noch vor der Verlobung für das Glück der Freundin fürchten läßt, zeigen seine Äußerungen in diesem Falle wie auch sonst kaum eine Spur. Aber seine nüchterne und enge Art ergibt so wenig innere Übereinstimmung mit Ottiliens sich immer in weite Fernen und Gefühlsabgründe verlierender Natur, daß es begreiflich wird, wenn ihr das Zusammenleben der Ehe schon bald unleidlich erscheint und hier und da der Gedanke an Scheidung auftaucht.

Zu immer schrilleren Dissonanzen steigern sich Ottiliens Ergüsse ihres Innenlebens. Nicht mit Unrecht nennt sie selber ihre Feder ihren größten Feind. Denn wenn sie, „um des Vaters alte Tage nicht zu trüben“ und das Urteil der Menge von sich abzuwehren, in ihrem äußeren Leben eine Heiterkeit aufrecht erhält, die, wie sie zugibt, eigentlich gar nicht erkünstelt sei, weil ihr erregbares Temperament sie ihr zu etwas Natürlichem werden lasse, so reißt sie daselbe Temperament, hat sie einmal die Feder in der Hand, ebenso selbstverständlich dazu hin, ihr gesteigertes Empfindungsleben rückhaltlos zu entschleiern, einerlei, ob es durch den Kunststreiter Battista oder durch den Byronschen Einschlag in ihrer Konversation mit den englischen Anbetern ausgelöst wird. Und doch liegt in dieser jede Hülle verschmähenden Aufrichtigkeit die Rechtfertigung einer Unwahrheit und Selbsttäuschung verachtenden Natur. Nirgends kommt ein Kampf zwischen Neigung und Pflicht zu Wort,

immer nur der eine Wunsch, dem Geliebten alles sein, als geistige Egeria sein Innenleben teilen, beherrschen zu dürfen. Ein Begehren, das diesen ohnehin jüngeren Anbetern auf die Dauer trotz der geistigen Reize Ottiliens meist unbequem ward.

Im Banne eines solchen steten Liebesbedürfnisses verbringt sie ihre Tage und Stunden in fruchtlosem Harren auf das geträumte Glück, öfters noch grausam enttäuscht, in verzweifeltstem Warten auf die Schritte des einen oder des anderen Helden ihres Herzens, oder sie sucht, seelisch zusammengebrochen, auf unsteten Reisen das Gleichgewicht ihres Innern wieder herzustellen. So sah es in der Seele der Frau aus, die, neben Goethe stehend, dem Anschein nach eine vom Geschick Bevorzugte, die zu ihm Pilgernden gastlich willkommen hieß.

Aud doch, wie jeder in der Nähe dieses Greises zum Empfangenden wurde, so erhalten Ottiliens anglophile Empfindungen eine mildernde Beleuchtung durch den Widerschein, den Goethes eigner Anteil für die in seinem Hause aus- und eingehenden Engländer auch auf Ottiliens Freunde fallen läßt. Erst durch die Goethe-Wissenschaft, mittels deren wir das Leben in dem Haus am Frauenplan durch das ganze letzte Jahrzehnt hindurch fast Tag für Tag verfolgen können, finden Ottiliens Briefe die zu ihrer gerechten Beurteilung notwendigen Ergänzungen. Mit dem Gedanken einer Weltliteratur beschäftigt, wendet sich in dieser Zeit Goethes Interesse vor allem dem englischen Geistesleben zu. Er selbst vermittelt Ottilie den glühenden Byron-Kult, der den Feuerbrand der heilig gesprochenen Leidenschaft in ihre Seele wirft, und er versteht auch die von den jungen Landsleuten des Dichters ausgehende Anziehungskraft: „daß sie gefährlich sind, das eben ist ihre Tugend“.

Sein eigener Verkehr mit Ottiliens Freunden zeigt, welche geistigen Werte er diesen Beziehungen zugesteht. Gerade Sterling, dem ihm durch Byron empfohlenen Sohn des englischen Konsuls in Genua, fühlt er sich dankbar verpflichtet für die Anbahnung eines Verhältnisses zu diesem Genius, das ihm einen Lebensgewinn bedeutet, und noch Jahre hindurch tauscht er gelegentlich wohlwollende Briefe mit Sterling aus. Und ebenso gehörte der von Ottilie nicht minder leidenschaftlich geliebte Desvoeux zu Goethes literarischer Erfolgshaft; versucht er doch ein Interpret Goetheschen Geistes für England zu werden, und der Dichter rühmt das Sarggefühl, mit dem der junge Brit seine Tasso-Übersetzung, weil er ihm nicht zumuten wollte, ein Manuskript durchzusehen, in einem Exemplar habe drucken lassen. Freilich sollte diese nach ihrer Veröffentlichung wenig Gnade vor Carlyles kritischem Urteil finden. Auch die meisten der anderen Engländer, die Ottiliens Gabe leichter Geselligkeit oben in ihren Mansarden schnell heimisch werden ließ, finden in den Tagebüchern oder in den Gesprächen Erwähnung. Ihre originelle Art zeichnet Crabb Robinson, den sie mit den Worten empfing, daß sie schon zwölf Jahre auf ihn gewartet habe — „Verrückter Engel“, meinte Goethe scherzend zu diesem Bericht. Dem alten Herrn, dem als sorgendem Hausvater die Ruhe der Seinigen lieb war, entgingen die sich knüpfenden und lösenden Beziehungen seiner Schwiegertochter keineswegs. „Oft empfinde ich ein kleines Grauen, wenn sie mir die Ankunft irgend eines neuen jungen Insulaners ankündigt; ich sehe im Geiste immer schon die Thränen, die ihm dereinst bei seinem Abgang fließen werden.“ Ob Goethe freilich die ganze vernichtende Glut dieser Leidenschaften geahnt hat, steht dahin. Eine immer zunehmende Tragik steigt vernichtend auf aus Ottiliens Bekenntnissen. Als August, in der Hoffnung, durch die Reise nach Rom seelisch und körperlich zu gesunden, von den Seinen scheidet, da zittert Ottiliens Herz nur vor der Möglichkeit, er könne gesund zurückkehren, und der ihr jetzt wieder zugestandene Briefwechsel mit Sterling füllt ihre Gedanken völlig aus. Gleichgültig erfährt sie, die an dem Geschick jedes ihrer Liebhaber einen so stürmischen Anteil nimmt, die Kunde von Augusts Tode. Kein Gedanke an den Verlust des greisen Vaters, der noch in zarter Jugend stehenden Kinder kommt zum Ausdruck; nur für das Zu spät ihres eigenen Todes findet sie klagende Worte. Dennoch erwies sich das natürliche Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit mit dem Vater stark genug, um Ottilie ihren Platz an seiner Seite bis zuletzt in töchterlich besorgtem Walten

ausfüllen zu lassen. „Das trennende Fallgitter“, wie Goethe eine Wiederverheiratung bezeichnet, ist nicht zwischen ihnen niedergefallen. Aber daß darum die Zukunft der Goetheschen Enkel in ihrer Hand noch keine gesicherte, vielmehr eine seltsamen Möglichkeiten ausgesetzte war, erhellt aus einem Briefe Ottiliens an Desvoeux. Als dieser, nachdem er schon längere Zeit den Briefwechsel mit ihr abgebrochen hatte, im Begriffe stand, sich zu verheiraten, da richtet Ottilie die Bitte an ihn, ihr die Erziehung seiner etwaigen unehelichen Kinder zu übertragen; mit den Goetheschen wolle sie diese später — den Tod des Großvaters vorausgesetzt — erziehen. Welch' erschütterndes Verkennen ihrer Lebenspflicht! In dieses Dunkel fällt wie ein Lichtstrahl die von Zelter wiedergegebene Äußerung Goethes: „Ottilie weiß die Jungen zu erziehen; denn sie ist gut.“ Gewiß war Goethe sich über Ottiliens Persönlichkeit, über die Mängel und Schwächen ihrer Natur klar. Sein innere Zusammenhänge schauendes Auge mochte sie auf jenem dunklen Wege des Leidens sehen, der groß angelegte Naturen, wie die ihre, auch aus Abgründen und Tiefen noch dem Licht entgegenführt.

Als Ottilie nach Goethes Tod den Verkehr mit Sterling wieder aufnahm, ihr Schicksal an das seine ketten zu können glaubte, da wird ihre Schilderung, wie sie an der Rheinbrücke von Koblenz von früh bis spät seiner Ankunft wartet, gewissermaßen zu einem Bilde ihres Lebensgeschicks. Bereit, in tiefster weiblicher Hingabe den ganzen Reichtum ihres Herzens an den Geliebten zu verschwenden, war sie, ein weiblicher Don Quixote, doch nur einem Wahn nachgezogen. Ob ihr späteres Verhältnis zu ihm, ob eine andere Freundschaft ihrer stürmisch suchenden Seele Ruhe gewährt hat — „ich habe manches Unrecht und namenloses Unglück dadurch auf mich gezogen, und bin getäuscht und betrogen worden von den Männern, die ich für die besten hielt“ — in den Tiefen ihrer Seele birgt sich das Leid. Erschütterndere Töne hat rechtlose Liebe wohl kaum gefunden als ihr Lied der Paria an die Raja. „Die Paria zum Verlieren ist geboren, und was sie fühlt, heißt nur unheil'ge Glut.“ Die Liebe selbst, die sie gegeben, wird ihr zu einer Quelle bittersten Schmerzes; sie, die dereinst in jenem sonnigen Reiche des Geistes an goldenen Tischen gessen, fleht als „Bettlerin von Weimar“: „Ich verlange nicht Liebe, ich verlange nicht Lob: schlägt nur mit Worten die Gedanken tot, laßt mich nimmer mit ihnen allein, es heißt auf der Erde in der Hölle schon sein! Erbarmt euch meiner tiefen Not, schlägt mir die Erinnerung tot!“

Ein zerschmetterndes Bekenntnis, aus dem doch auch wieder eine Größe spricht, die Ottilie heraushebt aus jener sumpfigen Atmosphäre kleinstädtischen Klatsches. Das ängstlich festgehaltene Halbdunkel, das Ottiliens Gestalt mit geflüsterten Skandalen umwob, weicht durch diese Veröffentlichung dem Tageslicht der Wahrheit; in unbarmherziger Klarheit läßt sie uns in eine Tragik blicken, die ihre Seele aufs tiefste bewegt und sie für uns reinigt.

Ottilie hat ihre irre Lebensfahrt noch weiter harte Wege geführt. Wie sie selbst das Glück nie errungen hatte, so sollte es auch den geliebten Söhnen nicht zuteil werden. Wohl war die Sonne harmonischer Lebensempfindung von dem Geschlechte des Dichters gewichen; seinen pekuniären Besitz hatte Ottiliens schlechte Wirtschaft vergeudet. Ihre eigene äußere Existenz wie die der Söhne war eine kümmerliche geworden. Aber unberührt war das Erbe seines literarischen Nachlasses bewahrt geblieben; ungebeugt durch ihr leidvolles Geschick hatte Ottilie sich jenen inneren Reichtum erhalten, der sich noch immer zu allen ihr Nahkommenden in eine geistige Berührung zu setzen wußte, jene Herzenswärme, die ihre freundschaftlichen Beziehungen mit hinreißendem Zauber umgab.

So ist es wohl gekommen, daß fast alle, die in den Lebenskreis der Alternden getreten sind, von ihrer Persönlichkeit, ihrer Eigenart den Eindruck empfangen, einen Hauch Goetheschen Geistes verspürt zu haben.

Eleonore von Bojanowski.

7. **Gneisenau.** Von A. v. Anger, Generalleutnant 3. D. Mit 4 Bildnissen und 17 Stizzen im Text. Berlin, E. S. Mittler. 1914.

Wir haben über Gneisenau die Biographien von Pertz und von Delbrück, zu deren Lob etwas zu sagen überflüssig ist; und doch haben wir unsere Freude an dieser neuen Lebensbeschreibung, die ohne ein Wort vor den Leser hintritt und also sich nur durch sich selbst rechtfertigen will. Anger hat uns ein ausgezeichnetes Leben Blüchers geschenkt; es verstand sich von selbst, daß er auch Blüchers großen Genossen zu zeichnen sich gedungen fühlte, und da seit Pertz und Delbrück gar vieles zu unserer Kenntnis hinzugekommen ist, so war ein neuer Versuch, dem Großen gerecht zu werden, in keiner Weise überflüssig. Daß Anger die gedruckte Literatur sorgfältig verwertet hat, zeigen die Nachweise S. 435 ff., auch Archivquellen hat er nutzbar gemacht. Als das Wesentliche an Gneisenau erscheint ihm das Moralische; „Charakterstärke“, hat Gneisenau selbst gesagt, „ist höher zu achten als jedes andere Talent.“ „Wille ist ebensoviel wert als Verstand,“ und: „mit Seelenstärke wird allerwärts mehr ausgerichtet als mit Gelehrsamkeit.“ Gneisenau war für eine Idee begeistert, für die nationale Freiheit Preußens und Deutschlands, und deshalb hat er Großes gewirkt — wie Moltke gesagt hat: „er hat mehr geleistet als ich; er hat ein Heer nach einer Niederlage zum Siege geführt.“

8. **Die Briefe Friedrich Ludwig Jahns.** Von Dr. Wolfgang Meyer. Mit einer Bildnistafel Jahns. Leipzig, Paul Eberhardt. 1913.

Zum ersten Male erscheinen hier die Briefe des „Turnvaters“ Jahns gesammelt und im Zusammenhang erläutert: bisher waren sie in Zeitschriften, besonders turnerischen, zerstreut oder überhaupt noch nicht gedruckt. Der Ausschluß der deutschen Turnerschaft hat sich, indem er diese Sammlung veranlaßte und einen tüchtigen Herausgeber dafür fand, um die Jahnsforschung ein hervorragendes Verdienst erworben, aber nicht bloß um diese. Auch die politische Geschichte der Jahre 1805—1852, über die sich die Briefe erstrecken, erhält manche interessante Beleuchtung, und für die Geschichte der deutschen Sprache sind die Briefe auch ein wertvolles Dokument, weil Jahns manches urwüchsige Wort neu geprägt und den Ballast der Fremdwörter über Bord geworfen hat; nicht umsonst hat ihm Rudolf v. Raumer „bewundernswerten Sprachsinn“ nachgerühmt. Die scharfe Eigenart des kraftvollen Mannes tritt überall hervor, ebenso wie sein Gemüt. An seiner Braut Helene Kollhof rühmt er 1808, daß sie mehr an ihm tue, als die, welche ein Mitwesen aus Todesgefahr erretten und darob gepriesen werden; denn sie erhält die stärkere Kraft in dem Leidenden und ist ihm eine ihn umschwebende,

bewahrende, ermunternde Macht, sein wahrer Schutzgeist. Als der „Sallische Kurier“ 1810 fälschlich meldete, daß Jahns in Wesel erschossen worden sei, schrieb er dem Blatt eine Berichtigung: „bewaffnet bekomt mich kein Feind lebendig, und am wenigsten ein Hexhund des Näppel“ (Napoleon). Steffens — der ihn freilich „einen altheutschen Fölpel“ nannte — ist ihm gründlich unsympathisch, „ein Mann voll Dunkel und Dünkel, der ein Volk nicht will, weil er einen Möbel haben muß, der ihm hofiert, der zu mir gesagt hat: wenn ich glauben müßte, daß die Menge gut wäre oder nur werden könnte, so schösse ich mich morgen tot“ (S. 104 f.). Sehr interessant sind die Mitteilungen über die Verfolgung Jahns als eines Demagogen (besonders S. 168 ff.). Am 28. Oktober 1848 aber schreibt er als Abgeordneter zur Paulskirche: „gegen den roten Teufel mit Lügen und Trügen war Kampf noch ein guter Erzengel“.

9. **Karl Theodor Welcker.** Von Karl Wild. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung. 1913.

Die historische Beurteilung der Verfassungskämpfe, die das deutsche Bürgertum in den Jahren zwischen der nationalen Befreiung und der Reichsgründung in Atem gehalten, hat in jüngster Zeit eine merkwürdige Wandlung erfahren. Schon das wachsende Interesse an der Geschichte der politischen Parteien zeigt, daß man ihre Leistung höher einzuschätzen beginnt, und wir besitzen bereits eine Anzahl wertvoller und unbefangener geschriebener Monographien, in denen die führenden Persönlichkeiten der liberalen Bewegung aus Vergessenheit und Verkennung gerettet werden. Wilds gründliche, aus dem Nachlaß des Staatsrechtslehrers Welcker und weiteren ausgedehnten Archivstudien schöpfende Biographie schildert das Leben und Wirken eines Mannes, der infolge seines öffentlichen Auftretens eine beispiellose Popularität besaßen und durch seine Schriften, besonders durch das von ihm und seinem Kollegen Rottke geleitete „Staatslexikon“, einen unermeßlichen Einfluß auf die politisch interessierten Männer aller Parteien ausgeübt hat. Dem Verfasser dieser Biographie liegt nichts ferner als eine apologetische Tendenz; dennoch sieht er sich veranlaßt, die bisherige Vorstellung, Welcker sei ein unklarer Schwärmer ohne Sinn für historische Gegebenheiten, ein Nachbeter französischer Prinzipien gewesen, als völlig unzutreffend abzulehnen. Auch Wild vermißt zwar an dem standhaften Rechtsforderer die „realistische Ader“, aber er unterschreibt nicht Treitschkes herbe Verurteilung, vielmehr stellt er fest, daß Welcker für seine Zeit, die erst durch das Tor der Ethik in das Land der Politik eindrang, mit seinem patriotischen und moralischen Pathos der richtige Mann war. In besonnener Unterfuchung zieht Wild die Grenzlinie, die Welcker von seinem Kampfgenossen

Rotted trennt, und erhellt durch sorgfältige Analysen seiner Reden und Schriften den keineswegs einfachen Entwicklungsgang eines geistigen Führers der deutschen Nation, der sich mit seiner ersten Schrift dem Napoleonischen Regime verdächtig gemacht hatte, dann ein Opfer der Demagogenvorfolgung wurde und durch seine Arbeit im badischen Landtag wie im ersten deutschen Parlament ein gut Teil dessen vorbereitet hat, was wir heute als Erben genießen.

ε. **Kaiser und Reich 1888—1913.** Von Dr. Felix Radschahl, Professor an der Universität Kiel. Berlin, Vossische Buchhandlung. 1913.

Vorliegende Schrift gehört zu der zahlreichen Klasse von Jubiläumsschriften, die der 15. Juni 1913 hervorgerufen hat. Sie ist von einem anerkannt tüchtigen Historiker geschrieben, der durch Arbeiten zur Geschichte Wilhelms I. von Dramen sich bekannt gemacht hat. Der Charakter der Schrift ist dem Anlaß entsprechend ein optimistischer, was wir durchaus billigen. Denn nur riesengrämige Nörgelei oder systematische Reichsverdrossenheit können die ungeheuren Fortschritte verkennen, die wir in den 25 Jahren, seit Wilhelm I. das Szepter führt, gemacht haben. Gleichwohl würden wir den Ton gelegentlich etwas dämpfen. Die Geschichte von Bismarcks Sturz, den auch wir als unvermeidlich gelten lassen, hominum ratione habita, ist ohne ein Wort der Kritik darüber gegeben, daß sowohl in der Frage der Sozialdemokratie wie in der des Verhältnisses zu Rußland Bismarcks Standpunkt im wesentlichen sich als der richtige bewährt hat. Auch ist S. 144 das verhängnisvolle Krügertelegramm als den allgemeinen Gefühlen entsprechend charakterisiert, ohne daß die Frage aufgeworfen würde, ob es klug war, daß gerade wir und nur wir uns berufen glaubten, mit unsern Gefühlen so offen hervorzutreten. So wie Radschahl schreibt, gibt er oft mehr ein Plaidoyer als eine historisch abgewogene Darstellung. Überall aber zeigt er sich gut unterrichtet, und man kann zum Lob seines Buches sagen, daß es im ganzen unser Wissen über diese Zeit widerspiegelt. Irrtümer sind nicht häufig; so heißt S. 14 die russische Kaiserjacht *Alexandra* und nicht *Alexandria*; und Bismarcks Unterredung mit Windthorst fand nicht am 10. März 1890 statt, sondern am 12. März.

γ. **Quatre ans à la Cour de Saxe.** Par Guy Balignac. Paris, Perrin. 1913.

Balignac war der Lehrer der Prinzen von Sachsen, der Söhne des gegenwärtigen Königs Friedrich August IV., und hat in dieser Eigenschaft vier Jahre in Dresden zugebracht, wohl auch gelegentlich einmal, wie bei der Thronbesteigung des Königs, französische Telegramme an auswärtige Herrscher abgefäht. Er will kein Buch liefern, das die hohe Neugierde und die

Lüsterheit nach Auffallendem befriedigen soll, und drückt seine tiefe Verehrung des sächsischen Herrscherhauses und der Prinzen aus. So ist sein Buch nicht unsympathisch, und manchmal wird er uns gerecht, so wenn er als Zeuge der Reichstagswahl von 1907 mit einer Art von Beschämung sieht, daß bei den Sachsen die kleinlichen Streitigkeiten, die bei den französischen Wahlen den Grundton angeben, nicht herrschen, sondern hier de vraie politique gemacht wurde; er hörte den national-liberalen Kandidaten Heinze sprechen und erlebte seinen Sieg. Dem Franzosen tut es aber weh, zu sehen, daß der Reichsgedanke so übergewaltig ist: *ces gens ne vivent plus avec leurs morts*, und die Prinzen lesen außer der sächsischen Geschichte von Sturmhöfel lauter „pan-germanische Bücher“, besonders über die deutsche Flotte und den Krieg von 1870.

β. **Whigs and Whiggism. Political Writings** by Benjamin Disraeli. By W. Hutcheon. London, John Murray. 1913.

Alle politischen Flugschriften, Veröffentlichungen in Briefform und andere Publikationen Disraelis, die sich mit dem Parteinwesen und dem öffentlichen Leben in England zwischen 1833 und 1853 befassen, sind durch die Fürsorge des Verlegers, Mr. John Murray, zum erstenmal wieder abgedruckt und zu einem statlichen Band mit Illustrationen vereinigt worden. Zur Kenntnis von Disraelis Werben und Wirken während der ersten Hälfte seiner Laufbahn sind sie unentbehrlich. Das große Publikum dürfte es vorziehen, auf ihre Verwendung in Disraelis Biographie zu warten, die leider durch den Tod ihres verdienten und bewährten englischen Verfassers, nach Abschluß seines zweiten Bandes, auch bei uns in Deutschland eine Verzögerung erfahren hat.

ε. **Rußland.** Eine Einführung auf Grund seiner Geschichte von 1904 bis 1912. Von Otto Hörsch. Berlin, Georg Reimer. 1913.

Ein Historiker, der die einschlägige russische und polnische Literatur selbständig beherrscht und zehnmal das europäische Rußland bereist hat, bietet hier eine überaus interessante und dankenswerte Einführung in das Wesen der russischen Geschichte und ihre neueste bedeutungsvolle Phase seit dem japanischen Krieg und der Revolution. Im Gegensatz zu vielen pessimistischen Stimmen in Rußland selbst, die nicht glauben wollen, daß das Reich und Volkstum der Moskowiter ein wirklicher Kulturstaat wie die Staaten Westeuropas werden könne, die ihm die Fähigkeit eines wahren Fortschritts abstreiten und an der Überwindung der Rückständigkeit und Fäulnis verzweifeln, vertritt Hörsch auf Grund sorgfältiger Beobachtung und vielfachen Verkehrs mit hervorragenden Schriftstellern und Politikern Rußlands die Ansicht, daß auch die Russen, die doch auch Indogermanen sind, schließlich sich ihr besonderes Kulturideal und ihre

Kulturtradition schaffen und in ihnen den innerlichen Anschluß an die höchste Menschheitskultur erreichen werden. Man darf nicht vergessen, daß dieses Volk erst vor einem halben Jahrhundert durch die Bauernbefreiung Alexanders II. aus den Banden der Naturalwirtschaft und der Knechtschaft befreit wurde, und daß diese Frist nicht genügend kann, um einen so weiten Abstand zu überwinden. Allerdings ist Rußland zur Erreichung des Zieles unbedingt auf die Hilfe fremden Kapitals, fremder Technik, fremder Organisationskraft und fremder Intelligenz angewiesen; aber auch die west-europäischen Völker haben solcher Hebelkräfte durch Aufnahme aus der Fremde bedürft, um allmählich auf ihre jetzige Höhe zu gelangen. Bleibt Rußland auf friedlichen Bahnen, zersplittert es seine im Innern so nötigen Kräfte nicht in auswärtigen Abenteuer, so wird es allmählich die Barbarei überwinden und zu festen wirtschaftlichen und politischen Zuständen durchdringen.

76. Memoiren der Kaiserin Katharina.

Nach den von der kaiserlich russischen Akademie der Wissenschaften veröffentlichten Manuskripten überfetzt und herausgegeben von Erich Böhme. Leipzig, Insel-Verlag, 1913.

Diese Denkwürdigkeiten reichen von der Kindheit Sophies von Zerbst, die 1745 den Großfürsten Peter heiratete und Katharina genannt wurde, bis zum Jahr 1762, wo Peter III. ermordet und Katharina seine Nachfolgerin wurde. Einige spätere Stücke reißen sich an. Die Echtheit der Denkwürdigkeiten ist unzweifelhaft; nachdem 1859 Herzen in London die erste Ausgabe ohne Beleg veranstaltet hatte, wurden 1907 die Aufzeichnungen nach der eigenhändigen Niederschrift der Kaiserin als zwölfter Band ihrer Werke — sie hat Briefe, Komödien, polemische und historische Aufsätze in Menge verfaßt — durch Pypin herausgegeben. Leider starb dieser, ohne seine umfassenden Vorarbeiten zur Erläuterung der Memoiren vollenden zu können. Der Wert der Aufzeichnungen steht noch nicht vollkommen fest; chronologische Irrtümer sind häufig; aber auch absichtliche und ungewollte Entstellungen der Tatsachen finden sich, ebenso Widersprüche, und die Kaiserin hat bei allem, ob sie schweigt oder spricht, ihren Zweck. Sie spricht naive Lügen aus und absichtliche Verdrehungen, wodurch sie sich der richtigen Beurteilung zu entziehen sucht. Vor allem darf man, worauf namentlich Schiemann hingewiesen hat, ihre Aussagen über ihren Gemahl nicht als sichere Grundlagen für dessen Einschätzung benutzen; sie bezeichnet ihn als einen Kraustopf, der mit Puppen spiele und nichts ernst nahm; sie gesteht, daß sie mit ihm schon in den ersten Tagen ihrer Ehe fertig war, und daß sie von ihren drei Vorfäßen: dem Großfürsten, der Kaiserin Elisabeth, der russischen Nation zu gefallen, bald nur die zwei letzten als ausführbar

ansah. Die Überfetzung von Böhme lieft sich sehr gut; er hat auch vieles zum Verständnis der Memoiren beigegeben.

7. Allgemeine Staatslehre. Von Dr. Georg Jellinek, weil. o. Professor der Rechte an der Universität Heidelberg. Dritte Auflage. Berlin, D. Häring, 1914.

Die erste Auflage dieses bedeutsamen Werkes ist im Jahr 1900, die zweite 1905 erschienen. Die dritte hat der Verfasser noch vorbereitet, aber, da er am 12. Januar 1911 starb, nicht mehr vollenden können, so daß zunächst zwei anastatische Neudrucke der zweiten Auflage veranstaltet werden mußten; genau genommen ist also diese dritte Auflage als fünfte zu bezeichnen. Sie ist besorgt von Jellineks Sohn Walter, der zur Zeit außerordentlicher Professor in Kiel ist. Er hat den handschriftlichen Nachlaß seines Vaters verwertet (aus ihm ist aber die „besondere Staatslehre“ in den ausgewählten Schriften Jellineks 1911 veröffentlicht worden); im übrigen hat er das Alte überprüft und das seit 1905 hinzugekommene berücksichtigt. Das Werk darf als eine hervorragende Leistung bezeichnet werden. Wir erhalten im ersten Buch einleitende Untersuchungen über Aufgabe, Methodik und Geschichte der Staatslehre sowie über deren Beziehungen zur Gesamtheit der Wissenschaften. Das zweite Buch handelt von der allgemeinen Soziallehre des Staats, also von seinem Namen, Wesen und Zweck, von seiner Entstehung und seinem Untergang, von den hauptsächlichsten Staatstypen im Orient, bei Griechen und Römern, im Mittelalter und in der Gegenwart, endlich vom Verhältnis von Staat und Recht. Das dritte Buch endlich ist der allgemeinen Staatsrechtslehre gewidmet und erörtert demgemäß die Gliederung des öffentlichen Rechts, die rechtliche Stellung der Elemente des Staats, die Staatsgewalt, die Staatsverfassung, die Organe des Staats, die Formen und die Verbindungen der Staaten und die Garantien des öffentlichen Rechts. Einzelheiten herauszugreifen ist hier unmöglich; die Inhaltsübersicht und ein sehr genaues Register lassen genugsam erkennen, wiewiel dem Leser hier geboten wird. Nur eins erwähnen wir, weil es von ausnehmendem Interesse ist: das Deutsche Reich ist nach Jellinek (S. 712) eine Republik, ein Staat ohne monarchische Spitze, Mehrherrschaft und nicht Einherrschaft, und er weist auf Bismarcks Worte in seiner Reichstagsrede vom 28. März 1867 hin: „Die verbündeten Regierungen bilden gewissermaßen eine republikanische Spitze, die in dem Worte ‚verbündete Regierungen‘ liegt.“

90. Jahrbuch der Frauenbewegung. 1914. Leipzig, B. G. Teubner.

Das Jahrbuch der Frauenbewegung gibt außer mehreren orientierenden Aufsätzen eine tabellarische Übersicht über den Bund deutscher Frauenvereine mit seinen angeschlossenen Verbänden und Vereinen. Es

ist von Interesse, zu sehen, wie sich diese große interkonfessionelle und über der Parteipolitik stehende Vereinigung in dichtem Netz über ganz Deutschland zieht, die mannigfaltigsten Vereine einschließt und dadurch ihren Einfluß bis in die kleinsten Orte erstreckt. Hier ist eine großzügige Organisation geschaffen, die in ihrem verhältnismäßig stillen, aber zielbewußten Wirken eines Tages überraschende Resultate zeitigen könnte. Das Jahrbuch der Frauenbewegung sei allen, die sich für dieses tiefstgreifende moderne Sozialproblem interessieren, empfohlen.

69. **Vom Weltreich des deutschen Geistes.** Reden und Aufsätze von Eugen Kühnemann. München, C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1914.

Diese Sammlung von Reden und Aufsätzen wird unter den Lesern der früheren Werke Kühnemanns, „Schiller“, „Herder“, „Kants und Schillers Begründung der Ästhetik“, ein zahlreiches Publikum finden. Der Band umfaßt einen großen Stoffkreis: Sokrates, Plato, Friedrich der Große, Rousseau, Herder, Kant, Schiller, Goethe, Fichte, Tolstoi, Bismarck, Werke von Gerhart Hauptmann bilden den Gegenstand der Aufsätze. Alle will der Verfasser in einem Sinn vereinigt wissen, den er in der Vorrede mit folgenden Worten kennzeichnet: „Wir fangen an zu begreifen, daß es der Kulturgedanke des Deutschtums ist, der unsere Pflicht in der Welt darstellt, und mehr als das, — daß mit ihm entschieden wird über unser Sein und Nichtsein. Im Bande dieser Abarzeugung bilden sämtliche Aufsätze des Buches eine Einheit.“ Ob allerdings ein reiches, etwas zufälliges, sprungweises Durch-eilen nicht nur des deutschen, sondern des weiten indogermanischen Kulturreiches aus der deutschen Art des innigen Sichererkens geboren ist und diese fördert, mag der selbständig denkende Leser entscheiden.

7. **Goethe. Sein Leben und seine Werke.** Von Alexander Baumgartner und Alois Stockmann. Freiburg i. Br., Herder, 1913.

Nun liegt auch der zweite Band des Baumgartnerschen Wertes in dritter Auflage, befohrt von Baumgartners Ordensgenossen Stockmann, dem Publikum vor. Wir haben schon bei der Besprechung des ersten Bandes ausgesprochen, daß es sich hier um ein zweifellos überaus fleißiges und darum für den Literaturhistoriker und Literaturfreund wertvolles, aber freilich um ein einseitiges Werk handelt. Die beiden Jesuiten betrachten Goethe wesentlich nach seinem Verhältnis zum Christentum, worunter sie natürlich den Katholizismus verstehen; und wenn sie auch zugeben, daß er, „in einer von Voltaire beherrschten Zeit aufgewachsen, dessen eigentlichen Grundzug, den dämonischen

Haß gegen Offenbarung und Christentum, seine restlos verneinende Richtung, seinen ätzenden Spott auf alles Hohe und Heilige nur in beschränktem Maße in sich aufnahm, ja innerhalb gewisser Grenzen Front dagegen machte“: so sind sie doch der Ansicht, daß er gerade durch seine Mäßigung eine entschiedene Ablehnung des Enzyklopädis-mus in Deutschland verhindert und eine dem Christentum abgewandte Kultur hervorgerufen habe. Mit diesem Standpunkt muß man sich abfinden; man wird aber abgesehen davon dem Werke doch eine reiche Belehrung über das Tatsächliche entnehmen können, und am Ende bietet es auch psychologisches Interesse, zu sehen, wie Goethes Bild sich in der katholisch-jesuitischen Auffassung spiegelt.

69. **Bergdorfgeschichten** von Meinrad Lienert. Frauenfeld, Huber & Co. 1914.

Unter den Schweizer Dichtern und Erzählern gehört Meinrad Lienert nicht zu den Meistgelesenen. Lienert ist für das große Publikum noch nicht „entdeckt“ worden. Vielleicht hat gerade dieser Umstand dazu beigetragen, seiner Kunst die volle Ursprünglichkeit, Echtheit und Schlichtheit zu erhalten, so daß sie heutigentags zum Besten gehört, was Schweizer Dichter zu bieten haben, und vieles bedeutend übertrifft. Der Band „Bergdorfgeschichten“ enthält eine große und mehrere kürzere Erzählungen. Unter diesen zeichnen sich vor allem die Kinder-geschichten „Das blaue Wasser“, „Lüzelweihen“ u. a. durch unvergleichliche Anmut und Frische aus; sie sind Erzeugnisse echter Poesie. Die helle, klare Bergatmosphäre, die sie zu umgeben scheint, erfüllt aber auch die anderen Geschichten, sogar die tragischen, wie „Die Landstraße“. Jenes entrückte, ruhige, reine Gefühl, das der Aufenthalt im Gebirge dem Menschen schenkt, das geben auch diese Erzählungen. Hier lebt echte Volksart, wie sie in den Bergen der Urschweiz, Lienerts Heimat, gedeiht. Und wer der vielen erzählerischen Unglaublich-würdigkeiten überdrüssig ist, die in letzter Zeit durch den wachsenden Erfolg auch aus der Schweiz hervorgehoben worden sind, der erlaube sich an den an spruchlosen, poesie-vollen Erzählungen Meinrad Lienerts. Seine größere Novelle „Die Schmiebungser“ verdient ein besonderes Wort. Das König Lear-Motiv ist hier aufgegriffen und ins Baurische überfetzt; da steigert sich Lienerts sonst harmlos frischer Humor ins Groteske; die Gegen-sätze im menschlichen Wesen, die ein Schick-sal bauen, eine Existenz vernichten, wachsen ins Große, Unergründliche; wir ahnen etwas von jenen Quellen, deren Ausfluß wir Güte, Dummheit, Schlechtigkeit nennen. Und doch ist nirgends die anspruchlose, ungezwungene Form zerbrochen, nirgends jene gewaltsame, unfünftlerische, mühsame Steigerung der Mittel angewandt, wie sie heute im Schwange ist. Das ist die Leistung eines Poeten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Mai zugegangen sind, versehen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

- Adamkiewicz.** — Das radio-aktive Kankroin als Krebszerstörer. Vortrag gehalten von Albert Adamkiewicz (Wien). Prag, Josef Wiesner. O. J.
- Isch.** — Kleine Gedichten aus der Bibel. Von Schalom Isch. Berlin, Jüdischer Verlag. 1914.
- Aus dem Tagebuche eines Sportmillionärs.** — Erzählung aus dem Pariser Sport- und Nachtleben. Von ***. Dresden, C. Pioniers Verlag. D. J.
- Bäumer.** — Die Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart. Von Gertrud Bäumer. (Das Weltbild der Gegenwart, fünfter Band.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.
- Bermann.** — Irland. Von Richard A. Bermann. Berlin, Hyperionverlag. 1914.
- Berresheim.** — Schiller als Herausgeber der Rheinischen Thalia, Thalia und Neuen Thalia, und seine Mitarbeiter. Von Fritz Berresheim. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. Herausgegeben von Max Koch und Gregor Sarrazin. Neuere Folge, Heft 40.) Stuttgart, J. B. Metzler. 1914.
- Boccioni.** — Futurista. Pittura scultura futurista. (Dinamismo plastico) di Boccioni. Con 51 riproduzioni. Mailand, Edizioni futuriste di „Poesia“. 1914.
- Bohle.** — Weltanschauung, Begriffe und Ideen. Philosophisches Gedicht eines Ingenieurs. Von Hermann Bohle. Dresden, „Die Sonne“, Verlagsanstalt. 1913.
- Bossert.** — Essais de littératures française et allemande. Par A. Bossert. Paris, Hachette et Co. 1913.
- Bourgeois.** — Notes pour servir à l'Étude méthodique d'un Règlement des Manœuvres. Par Lieutenant Ch. Bourgeois. Paris, Librairie Chapelot. 1914.
- Brockmann.** — Anregungen. Von Richard Brockmann. Leipzig, D. Hillmann. 1914.
- Capari.** — Die israelitischen Propheten. Von Prof. Dr. Siegfried Capari. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 122.) Leipzig, Quelle und Meyer. 1914.
- Clasicos Castellanos.** — La vida de Lázaro de Tormes y de sus fortunas y adversidades. Edición y notas de Julio Cejador y Franca. Madrid, „La Lectura“. 1914.
- Claffen.** — Zucht und Freiheit. Ein Wegweiser für die deutsche Jugendpflege. Von Walter Claffen. München, C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Ostarr. Ver. 1914.
- Cognet.** — Le Problème des Réserves. Ce qu'il faut pour réaliser la nation armée. Par Commandant G. Cognet. Paris, Librairie Chapelot. 1914.
- Cohen.** — Das Leben in der Hölle. Eine humoristische Phantastie. Von Gustav Cohen. Dresden, C. Pioniers Verlag. D. J.
- Cornet.** — A la conquête du Maroc Sud avec la Colonne Mangin 1912—1913. Par Capitaine Cornet. Lettres-Préface du Général Charles Mangin. Avec 19 gravures et une carte. Deuxième édition. Paris, Plon-Nourrit et Cie. O. J.
- Curzon.** — La Vie artistique. La Musique. Textes choisis et commentés par Henri de Curzon. Paris, Plon-Nourrit et Cie. O. J.
- Dehio.** — Kunsthistorische Aufsätze von Georg Dehio. Mit fünf Abbildungen im Text und 24 Tafeln. München, R. Oldenbourg. 1914.
- Dilthey.** — Wilhelm Diltheys Gesammelte Schriften. Band 2: Weltanschauung und Analyse des Menschen seit Renaissance und Reformation. Abhandlungen zur Geschichte der Philosophie und Religion. Leipzig, B. G. Teubner. 1914.
- Djuvara.** — Cent projets de partage de la Turquie (1281—1913). Par T. G. Djuvara, Ministre de Roumanie en Belgique et au Luxembourg. Préface de M. Louis Renault, Ministre plénipotentiaire. Avec 18 cartes hors texte. Paris, Felix Alcan. 1914.
- Dugas.** — Penseurs libres et liberté de pensée. Par L. Dugas, Agrégé de philosophie, docteur es lettres. Paris, Felix Alcan. 1914.
- Ebell.** — Zwei Akte des „Torquato Tasso“. Ein Seelenspiel. Von Max Ebell. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz. 1914.
- Eliade.** — La Roumanie au 19. Siècle. II. Les trois présidents plénipotentiaires (1828—1834). Par Pompiliu Eliade. Paris, Hachette et Cie. 1914.
- Enock.** — Ecuador, its ancient and modern history topography and natural resources, industries and social development by C. Reginald Enock, F. R. G. S. With 37 illustrations and 2 maps. London, T. Fisher Unwin. O. J.

Enst. — Niesche der falsche Prophet. Von Otto Enst. Leipzig, E. Staackmann. 1914.

Erftl. — Walpurga. Novelle von Emil Erftl. Leipzig, E. Staackmann. 1914.

Everest. — Flowers from the Fatherland. Transplanted into English Soil. By A. M. Everest. London, Erskine Macdonald. 1914.

Fallerleben. — Hoffmann von Fallersleben. Auswahl in drei Teilen. Herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Augusta Weidler-Steinberg. Mit dem Bildnis des Dichters und einer Familienbeilage. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong und Co. D. J.

Fierz. — Conrad Ferdinand Meyer. Von Anna Fierz. Mit einem Bildnis des Dichters. (Besses Volksbücherei: Deutsche Lyriker X.) Leipzig, Hesse und Becker, Verlag. D. J.

Garbe. — Indien und das Christentum. Eine Untersuchung der religionsgeschichtlichen Zusammenhänge. Von Richard Garbe. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1914.

Gerof. — Bismard. Dramatische Dichtung in fünf Bildern nach Bismards „Gedanken und Erinnerungen“. Von Otto Gerof. Leipzig, Paul Eger. 1913.

Giraud. — Joubert. Textes choisis et commentés. Par Victor Giraud. Paris, Plon-Nourrit et Cie. O. J.

Goethes Sämtliche Werke. Propyläen-Ausgabe. Band 26. München, Georg Müller. D. J.

Greinz. — Die Schellenstappe. Lustige Historien. Von Rudolf Greinz. Leipzig, E. Staackmann. 1914.

Grillparzer's Werke. in sechzehn Teilen. Herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Stefan Hof. Mit fünf Beilagen in Gravüre und Kunstdruck und einer Familienbeilage. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong und Co. D. J.

Guthmann. — Das Lied der Frauen. Idylle. Von Johannes Guthmann. Berlin, Erich Reiss Verlag. O. J.

Heilig. — Die Besenbesenlehre und ihre Sissetheorien. Eine kritische Studie von Robert Heilig. Stuttgart, Franck'sche Verlagsbuchhandlung. 1914.

Hes. — Charlotte Birch-Pfeiffer als Dramatikerin. Ein Beitrag zur Theatergeschichte des 19. Jahrhunderts. Von Else Hes. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. Herausgegeben von Max Koch und Gregor Sarrazin. Neuere Folge, Heft 38.) Stuttgart, J. B. Metzler, G. m. b. H. 1914.

Hofmannsthal. — Die Gedichte und kleinen Dramen. Von Hugo von Hofmannsthal. Leipzig, Insel-Verlag. 1911.

Inzoli. — Gravitazione o Ripulsione universale? Indagini e deduzioni del Can. Luigi Inzoli. Milano, G. Palma. O. J.

Istel. — Das Libretto. Wesen, Aufbau und Wirkung des Opernbuches nebst einer dramaturgischen Analyse des Libretto von „Figaros Hochzeit“. Von Edgar Istel. Berlin, Schuster und Löffler. 1914.

Keller. — Eine Philosophie des Lebens (Henri Bergson). Von Adolf Keller. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

Kern. — Dante. Vier Vorträge zur Einführung in die Göttliche Komödie. Von Fritz Kern, Professor an der Universität Kiel. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1914.

Kirchheim. — Napoleon I. Sein Leben und seine Zeit. Von Friedrich M. Kirchheim. Mit Abbildungen, Faksimiles, Karten und Plänen. Dritter Band. München, Georg Müller. 1914.

— Napoleon und die Seinen. Von Gertrude Kirchheim. Erster Band. München, Georg Müller. 1914.

Koch. — Wesen und Wertung des Luxus. Von Anton Koch. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1914.

Kühl. — Die junge Margarete Haarer. Novellen. Von Thugmeda Kühl. Dresden, C. Pioniers. D. J.

Kunze. — Die Dichtung Richard Dehmels als Ausdruck der Zeitseife. Von Kurt Kunze. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. 1914.

Lalanc. — Meine Erinnerungen 1830—1914. Von Auguste Lalanc. Vorwort von Ernst Lavisse, Mitglied der Französischen Akademie. Aus dem Französischen übertragen. Nancy, Berger-Levrault. 1914.

Lambeau. — Histoire des Communes annexées à Paris en 1859. Publiée sous les auspices du conseil général. Grenelle. Par M. Lucien Lambeau. Paris, Ernest Leroux. 1914.

Leopold. — Die Seinen. Ein deutsches Trauerspiel. Von Max Leopold. Straßburg i. E., Josef Singer. 1913.

Loewenberg. — Aus zwei Quellen. Von Jakob Loewenberg. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1914.

Loewenthal. — Mein Lebensweg auf sozialpolitischen, neu-religiösen, philosophischen und naturwissenschaftlichem Gebiete. Mémoires von Dr. Eduard Loewenthal. Mit zwei Bildnissen. Berlin, Henri Loewenthal. 1912.

Maybon. — La République chinoise. Par Albert Maybon. Avec une Préface de Stéphan Pichon. Paris, Armand Colin. 1914.

Mell. — Barbara Raderers Viehstand. Eine Novelle von Mar Mell. Leipzig, E. Staackmann. 1914.

Neumann. — System der Ästhetik. Von Ernst Neumann, Professor am allgemeinen Vorlesungswesen in Hamburg. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 124.) Leipzig, Quelle und Meyer. 1914.

Mossé. — La Iaxdoela Saga. Légende historique islandaise. Traduite du vieux norrois. Avec une carte, une introduction et des notes. Par Fernand Mossé. Paris, Felix Alcan. 1914.

Neuner. — Leitfaden (Rationalismus) für eine deutsche Religion auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Ein Entwurf von Ludwig Neuner. München Briefsch 23, Selbstverlag Ludwig Neuner. 1914.

Ompheba. — Der Standal. Roman von Georg Freiherrn von Ompheba. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1914.

Palme. — Die Deutsche Auslandshochschule und das nationenwissenschaftliche Studium des Auslandes. Von Dr. Anton Palme. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Hofhen). 1914.

Percin. — Le Combat. Par le Général Percin, Ancien membre du Conseil supérieur de la Guerre. Paris, Felix Alcan. 1914.

Poestion. — Lehrbuch der norwegischen Sprache für den Selbstunterricht. Von J. C. Poestion. Dritte, vermehrte, nach den neuesten und besten Quellen und nach der neuen Orthographie bearbeitete Auflage. Wien, A. Hartlebens Verlag. D. J.

Prebh. — Mamonarchen. Zweiter Teil. Aus der Geschichte der großen inländischen Vermögen. Von S. Prebh von Dewis. Mit Abbildungen nach Zeichnungen von W. Pland und anderen und nach Photographien. Stuttgart, Francksche Verlags-handlung. 1914.

Presber. — Aus zwei Seelen. Neue Gedichte von Rudolf Presber. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.

Rambaud. — Histoire de la Russie depuis les origines jusqu'à nos jours. Par Alfred Rambaud. Ouvrage couronné par l'Académie française. Revue et complétée jusqu'en 1913 par Emile Haumont. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1914.

Raynaud. — Les Deux Allemagne. Poèmes. Par Ernest Raynaud. Paris, Mercure de France. 1914.

Reventlow. — Deutschlands auswärtige Politik 1888—1913. Von Graf Ernst zu Reventlow. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1914.

Rohrer. — Verlassene Landschaft. Gedichte von Paul Rohrer. Wien, Hugo Heller und Co. 1914.

Rojte-Placht. — Briefe an einen Soten. Ein Frauen-schickal von Nelli Rojte-Placht. Leipzig, B. Clischer, S. J.

Rolland. — Johann Christof. Kinder- und Jugend-jahre. Roman von Romain Rolland. Frankfurt, Kitzten und Coening. 1914.

Roretz. — Diderots Weltanschauung. Ihre Voraussetzungen und ihre Leitmotive. Von Dr. Karl v. Roretz. Wien, Gerold und Co. 1914.

Rupp. — Gesammelte Werte von Julius Rupp. Erster Band, erster Teil: Evangelium. Erster Band, zweiter Teil: Zur Theologie. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

Ruppin. — Zionistische Kolonisationspolitik. Bericht an den XI. Zionistenkongreß. Von Dr. Arthur Ruppin, Leiter des Palästina-Amtes in Jaffa. Berlin, Jüdischer Verlag. 1914.

Ruprich. — Wandervögel und andere Gedichte. Von Desirée Ruprich. Leipzig, Spbinger-Verlag. D. J.

Samter. — Die Religion der Griechen. Von Ernst Samter. Mit einem Videranhang. (Aus Natur und Geisteswelt, 457. Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner. 1914.

Sands. — The Ukraine. Reprint of a lecture delivered on ukrainian history and present-day political problems. By Bedwin Sands. London, Francis Griffiths. 1914.

Schall. — Parzival. Der deutschen Jugend erzählt von Gustav Schall. Mit Illustrationen von E. v. Suchbaldst. Ravensburg, Otto Maier. D. J.

Schanz. — Geschichte der römischen Litteratur bis zum Gesetzgebungswerk des Kaisers Justinian. Von Martin Schanz, ord. Professor an der Universität Würzburg. Vierter Teil: Die römische Litteratur von Constantin bis zum Gesetzgebungswerk Justinians. Erste Hälfte: Die Litteratur des vierten Jahrhunderts. Zweite, vermehrte Auflage. (Handbuch der klassischen Altertums-Wissenschaft, achter Band.) München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1914.

Schaikal. — Zettelkasten eines Zeitgenossen. Aus Hans Bürgers Papieren. München, Georg Müller. 1913.

Schlözer. — Generalfeldmarschall Freiherr von Loë. Ein militärisches Zeit- und Lebensbild. Von Leopold von Schlözer. Mit drei Bildnissen und vier Karten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1914.

Schmidt. — Shakespeares Dramen und sein Schauspielerehrf. Von Johannes E. Schmidt. Berlin, Ernst Hofmann und Co. 1914.

Schüler. — Balladen und Bilder. Von Gustav Schüler. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1914.

Sévigñé. — Mme de Sévigñé. Textes choisis et commentaires par Mme Mary Duclaux. Paris, Plon-Nourrit et Cie.

Shand. — The foundations of character. Being a Study of the Tendencies of the Emotions and Sentiments. By Alexander F. Shand, M. A. London, Macmillan and Co. 1914.

Singer. — Das graphische Werk des Maler-Radierers Paul Herrmann (Henri Héran). Wissenschaftliches Verzeichnis von Hans Wolfgang Singer. Mit 58 Abbildungen. Berlin-Friedenau, Oskar Rauthe. 1914.

Sodeur. — Kierkegaard und Nietzsche. Versuch einer vergleichenden Würdigung. Von Pfarzer Dr. Sodeur-Würzburg. (Religionsgeschichtliche Volksbücher; V. 14.) Tübingen, J. C. B. Mohr. 1914.

Solovjeff. — Ausgewählte Werke. Von Wladimir Solovjeff. Aus dem Russischen von Harry Köhler. Erster Band: Die geistigen Grundlagen des Lebens. Das Geheimnis des Fortschritts. Sonntags- und Osterbriefe. Drei Gespräche. Mit Porträt. Jena, Eugen Diederichs. 1914.

Starzewski. — Die polnische Frage und Europa. Von Eugen Starzewski. Aus dem Polnischen übersetzt von Prof. Dr. J. Flach. Mit Vorwort von Baron Karl Puttkamer. Berlin, St. H. Knaster. 1913.

Steiger. — Gottfried Kellers Mutter. Ein Büchlein fürs Volk. Von August Steiger. Zürich, Verlag des Schweiz. Familien-Wechenblattes. D. J.

Tarlé. — Les Grands Hommes de Guerre. Murat. Par A. de Tarlé. Paris, Librairie Chapelot. 1914.

Thoramm. — Durch Kampf zum Sieg. Roman von Karl Thoramm. Dresden, „Die Sonne“. D. J.

Trivero. — Nuova critica della morale Kantiana in relazione colla teoria dei bisogni. Di Camillo Trivero. Torino, Fratelli Bocca. 1914.

Troll. — Arthur Kampf. Eine Kunstgabe für das deutsche Volk. Mit einem Geleitwort von Alexander Troll. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. Mainz, Jos. Scholz. 1914.

Unus. — Wege durchs Land. Gedichte von Walther Unus. Berlin, Erich Reiß Verlag. D. J.

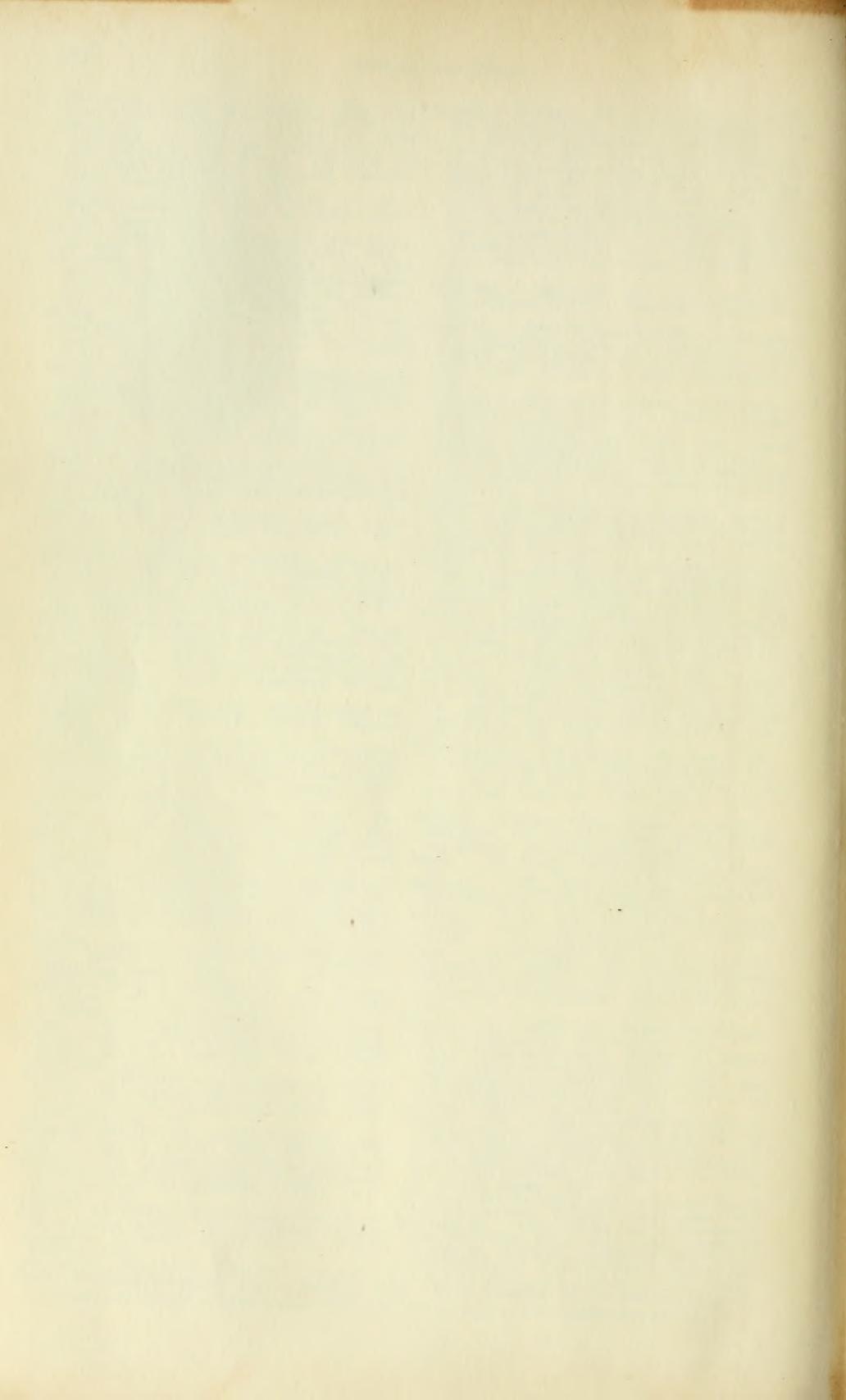
Walz. — Früh am Morgen. Studien von Gallus Walz. Zürich, Arnold Bopp und Co. 1907.

— Der Ranari und andere kleine Sachen. Von Gallus Walz. Buchschmuck von Ernst Georg Ruegg. Zürich, Arnold Bopp und Co. D. J.

Wandel. — Der deutsche evangelische Kirchenbau zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Ein Handbuch für Geistliche, Kirchenvorstände und Architekten. Von Alfred Wandel, Geh. Baurat. Mit 221 Abbildungen. (Die Bücher der Kirche, 4.—6. Band.) Wittenberg, A. Ziemfens Verlag. 1914.

Waslfl. — Der Alp. Ein Roman. Von Hans Waslfl. I. bis 3. Tausend. Leipzig, E. Staackmann. 1914.

Weisengrün. — Die Erlösung vom Individualismus und Sozialismus. Skizze eines neuen, immanenten Systems der Soziologie und Wirtschaftspolitik. Von Paul Weisengrün. München, Ernst Reinhardt. 1914.



AP
30
D4
Bd.159

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY
